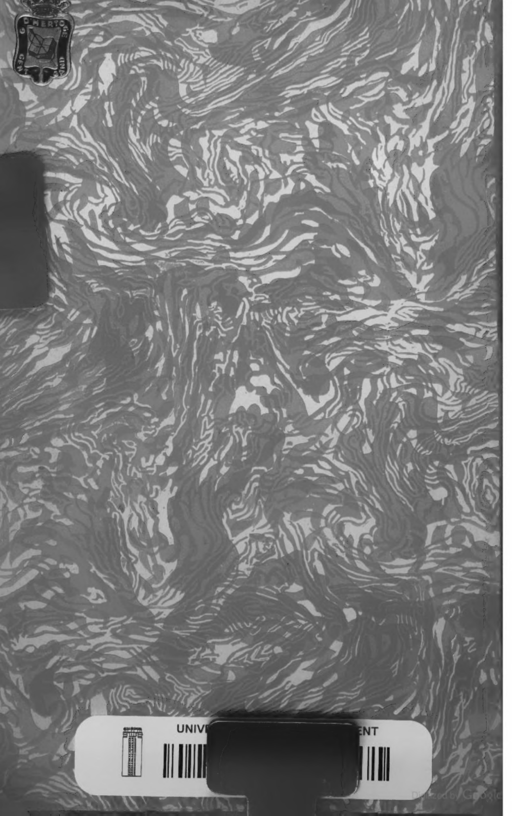
NIEDERLÄNDISCHE SAGEN

Johann Wilhelm Wolf

Digitized by Google



Digitized by Google

Niederländische Sagen.

Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet

herausgegeben

von

Johann Wilhelm Wolf.

Mit zwei Kupfern.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

[illegible]

Digitized by Google

140 K 44

Digitized by Google

Niederländische Sagen.

Digitized by Google

Digitized by Google

zu Seite 147.

Ae Gandt Le en Fandt Fraepe Sae pere Se Taete Desuu
Maeis Se Heppe Rompe Si Grace De Dieu . mcccIxxi

140 K 44

Niederländische Sagen.

Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet

herausgegeben

von

Johann Wilhelm Wolf.

In longum tamen aevum
Manserunt hodieque manent.
Hor.

Mit einem Kupfer.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Digitized by Google

Herrn

Professor Leopold Ranke

in Berlin.

Digitized by Google

Daß ich Ihnen, hochverehrter Herr Professor, dieses Bändchen weihe, ist nur ein Tribut gerechter Dankbarkeit.

Waren es auch nur wenige Tage, in denen uns Ihre Nähe beglückte, so knüpft sich doch für mich eine Erinnerung an dieselben, welche mir ewig theuer bleiben wird, — die Bekanntschaft mit dem deutschesten Edeln, dem edelsten Deutschen, den Belgien besitzt, und diese ward mir durch Sie. Nenne ich Ihnen auch den geweihten Namen nicht, Sie wissen, wen ich meine.

Nehmen Sie die kleine Gabe freundlich hin. Sei Ihnen dieselbe ein bleibend Gedenken an Den, der sie Ihnen brachte, und die Septembertage des Jahres achtzehnhunderteinundvierzig, in denen er so unvergeßliche Stunden mit Ihnen verlebte.

Vorrede.

Warum sollte denn der freundliche Engel der Sage, der, dem schönen Worte der Gebrüder Grimm zufolge, jedem Menschen von Heimathswegen beigegeben ist, ihn in die Fremde zu geleiten, gerade seine Segnungen so reich über uns Hochdeutsche ausgeschüttet, warum unsere niederdeutschen Brüder so gänzlich vergessen haben? Warum sollten bei uns sich so viele Reliquien erhalten haben von dem Cultus der alten Götter unserer Väter, und warum so wenige in Niederdeutschland übrig geblieben sein? — Diese Fragen drängten sich uns beim Lesen der unübertrefflichen Sammlungen deutscher Sagen und Märchen der Gebrüder Grimm, wie der deutschen Mythologie Jacob Grimms wiederholt auf; sie regten in uns den Wunsch an, einmal selbst zu den einst so sangreichen und jetzt so schweigsamen Niederlanden zu pilgern, um uns zu überzeugen, ob denn mit dem Sange und der Sage jedes Urwaldandenken so ganz dort untergegangen sei. Die ersten Ergebnisse unserer Wanderschaft waren nicht gar lohnend, aus dem

Volke konnten wir nichts für uns gewinnen; darum setzten wir uns in Brüssel fest, um dort einstweilen die reiche Hulthemiana zu durchsuchen *).

Sagensammlungen waren nicht aufzuspüren, denn einige Werke unter Aehnliches versprechendem Titel, auf welche wir später zurückkommen werden, verdienten den Namen nicht. Wir gingen also zu den Chroniken; ein glücklicher Zufall führte uns aus der langen Reihe derselben zuerst die alte Divisie=Chronyk von Holland, Seeland, Friesland 2c. in die Hand. Wir öffneten das Buch auf gut Glück, und die schöne Sage von Hengist und Horsa, von Grimms nur in spärlichen Resten gegeben, lag in bester Vollständigkeit vor uns; vor und hinter ihr blühte ein Aehrenreichthum, der schwerlich noch anderswo anzutreffen wäre. Funde dieser Art mußten uns wohl zu weiterm, thätigem Suchen ermuntern; rein auf uns selbst hingewiesen, die Grimmsche

*) Ferne, sehr ferne sei es von uns, den Mangel an Materialien aus den Niederlanden den Gebrüdern Grimm zu Last zu legen. Daß sie redlich strebten, durch Correspondenzen das zu erhalten, was ihnen die weite Entfernung von ihrem Wohnorte selbst zu nehmen verbot, das leuchtet aus beiden genannten Werken hervor. Aber Correspondenzen bleiben doch nur Correspondenzen und „Selbst ist ein köstlich Kraut", sagt das alte Sprichwort. Daß wir glücklicher waren wie sie, das macht, weil wir den Quellen näher standen; sie in unserer Lage hätten jedenfalls Besseres geboten, als wir bieten können.

Sammlung nur als Führerin zur Seite, sammelten wir während drei Jahren und unsere Collectaneen wuchsen mit jeglichem Tage. Unter andern Sammelreisen machten wir in dieser Zeit auch einen Ausflug nach Gent, um dort die edeln Häupter des flämischen Bundes zur Theilnahme an unserm Unternehmen aufzubieten; dieser Ausflug gab dem Ganzen eine neue Wendung. Junker Blommaert und Stadtarchivist van Duyse, mit denen wir schon früher in brieflicher Verbindung standen, begrüßten die Sache aufs freundlichste und nahmen sich, besonders der Letztere, ihrer mit der wärmsten Liebe an. Vater Willems, der noch stets rüstige Vorkämpfer für die Emancipation der Fläminge, wie nicht minder Herr Professor Serrure, unterstützten uns mit reichen Notizen. Die beiden Componisten van Maldeghem, und vor allem Herr Jack van de Velde in Dendermonde, an welche van Duyse uns empfahl, bewiesen die innigste Theilnahme und bemühten sich aufs freundlichste für uns. Herr Bibliothekar Mertens in Antwerpen, dessen Bekanntschaft wir Prof. Serrure verdankten, erfreute uns mit gewissenhaft reinen Beiträgen, welche er in seiner Umgebung für uns sammelte.

Wie reiche Hülfe wir also von flämischer Seite fanden, so wenig wurde uns von französischer — eine Bemerkung, die, obgleich viel Bitteres mit sich führend, uns jedenfalls doch wieder gar wohlthuend war, indem sie uns einen frohen Beweis von der

Reinheit gab, in welcher der deutsche Geist sich in den flämischen Provinzen erhalten hat. Wie naturwidrig der französische Einfluß dem Volke in jenen Gegenden ist, davon gaben uns unsere Sammelausflüge die beste Kunde. Einem keuschen **Nolimetangere** gleich, zog sich der noch mit alter Treue an seinen Sagen hängende Landmann meist scheu zurück, wenn wir ihm etwas von seinen Schätzen entlocken wollten. „Gy wilt met ons lachen" (Ihr wollt uns zum Narren halten), war meist die wiewohl mit lächelndem Munde, doch mit einem unendlich wehmüthigen Ausdrucke uns kommende Antwort, und mehr wie einmal mußten wir mit leerer Mappe ein Dorf verlassen, ohne trotz aller Ehrlichkeitsversicherungen auch nur eine Sage aus ihm mitnehmen zu können. In den Städten, welche die Livree von Paris tagtäglich mehr tragen, verschwinden die Sagen ganz. Brüssel, das große Brüssel lieferte uns nur drei. **Betises, enfantillages,** das sind die Namen, mit denen dünkelschwangere Franzosenäffler dort das heiligste Eigenthum des Volkes taufen.

Wir müssen gestehen, dieses Wiederfinden so ächt deutschen Geistes in den flämischen Provinzen setzte uns in nicht geringes Erstaunen, denn nach dem, was wir in der Einleitung zum sechsten Theile der **Horae belgicae** des um die ältere niederdeutsche Literatur so verdienten Hoffmann von Fallersleben gelesen, konnten wir nur das Gegentheil erwarten,

während das Gegentheil des meisten von ihm Erzählten uns überall überraschte. Höchst selten nur wurden wir französisch angeredet; in Brüssel selbst, dem Sitze der „Fransquillonnerie", hörten wir meistens Flämisch; um wie viel mehr in Gent und Mecheln und Löwen. Daß es noch „Archivare und Bibliothekare im Dienste des Staates gibt, denen das Vlaemsche eine beinahe (wir würden sagen durchaus) fremde Sprache ist", das ist leider zu wahr. Auch haben die Flaminge ihren Kampf noch lange nicht ausgekämpft. Daß sie ihn aber glücklich beenden werden, daran ist kein Zweifel; denn Deutschland, auf welchem ihr Blick vertrauungsvoll ruht, wird sie nicht ohne Hülfe lassen. „Das Gefühl einer innigen Verbindung mit unsern östlichen Stammverwandten", schrieb mir unlängst van de Velde, „ist für uns Niederdeutsche zu selig, als daß wir es nicht mit Liebe pflegen sollten. Es entkeimt mit unserer Nationalität, die sich langsam von dem herben Stoße wieder erholt, den ihr die französische Herrschaft versetzte. Nun, wo wir unsere Selbstständigkeit wieder errungen haben, heften wir auch unser Auge mit Ruhe und Vertrauen wieder auf unsere Brüder, von denen wir so lange getrennt dastanden; wir finden nach langem Kampfe in der neu aufblühenden Muttersprache einen Heilesstern, der uns zu neuem Bündnisse mit Deutschland führen soll."

Thaten aber je solche Gefühle Noth, war ein festes Zusammenhalten je zu wünschen, dann ist es eben

in diesem Augenblicke, wo ein kräftiges Wort von flämischer Seite gesprochen vielleicht zu großen Resultaten führen könnte. Doch warum wird man in Deutschland von all diesem nichts gewahr? dürfte man fragen. Die einfache Antwort wäre: Weil entweder die Correspondenten deutscher Blätter von der französischen Partei bezahlt sind, oder — elend genug — nichts von dem Flämischen wissen, und weil Deutschland den einzigen kühnen Besprecher der gegenseitigen Interessen, die „Freie Presse" des Dr. Coremans hat untergehen lassen. Wie wenig die jetzige deutsche Revue, die „Grenzboten" Kuranda's diesem Zwecke nachkommen, das liegt vor. Die Vorrede ausgenommen, war dort höchstens viermal, vom October vorverflossenen Jahres an bis heute, die Rede von den Flämingen. Wir können dieß inzwischen dem Redacteur nicht gar sehr verdenken, indem er mit dem Flämischen so wenig vertraut ist, daß er es unlängst noch als Mutter des Hochdeutschen erklärte.

Man könnte es uns zum Vorwurfe machen, daß wir uns nicht auf die deutschen Provinzen in Belgien beschränkten, daß wir auch die Sagen der Wallonen in unsere Sammlung aufnahmen. — Was uns betrifft, so glauben wir nicht, daß man je wird beweisen können, daß diese Provinzen nicht einst deutsch waren. Den durchaus deutschen Charakter der Sagen aus diesen Gegenden selbst zur Seite gesetzt, sprechen schon die vielen Ortsnamen, welche

das Andenken deutscher Gottheiten bewahren, laut genug für unsere Annahme. — Eben so wenig durften wir das französische Flandern unberücksichtigt lassen, denn daß Frankreich diese Strecken für den Augenblick besitzt, gibt uns natürlicherweise kein Recht, sie von unserm Gebiete auszuschließen. Was thun aber die vier burgundischen Sagen in der Sammlung? möchte man mit Recht fragen. Wir hörten und empfingen dieselben aus dem Theile von Flandern, in dem das sogenannte „Burgundische" zu Hause ist*). Hat der burgundische Hof sie herübergebracht? Anders wüßten wir uns zum mindesten das Wiederfinden der Gangulphslegenden, deren ich eine nicht wohl mittheilen konnte, hier nicht zu erklären; so schien es uns am besten, sie nach ältern Quellen zu geben, die auch für 270 und 355 reiner waren. 162 könnte Granvella aus Belgien mitgebracht und Vair nur nach Burgund verlegt haben.

Unter den Quellen, welche wir für unsere Sammlung benutzten, nennen wir zuerst die schon Eingangs erwähnte Divisie-Chronyk von Holland, Seeland, Frießland ꝛc., welche uns besonders für die historische Sage die wichtigsten Beiträge bot. Sie konnte dieß mit allem Rechte, denn in ihrem Verfasser lebte bei seltenen geschichtlichen Kenntnissen ein durch-

*) S. darüber Willems Belg. Museum I, 447 — 453. II, 427.

aus reger Sinn für die vielen seiner Zeitgenossen schon nicht ernst genug mehr tönenden Klänge der Sage, und so häufte er uns für sie, wie für die Geschichte, die kostbarsten Schätze auf. — Ihr zur Seite stellen wir die „Cronycke ende waerachtige Beschryvinghe van Vrieslant" des Occa Scharlensis, welche von Johann Vlitarp vermehrt und verbessert durch Andreas Cornelius zuerst (Leeuwarden 1597, Fol.) herausgegeben wurde. Bisher hat man gegen die Aechtheit dieser Chronik sehr angekämpft, jedoch möchten die Gründe, auf welche man sich dabei stützte, nicht gar haltbar sein, denn sie laufen am Ende stets nur darauf hinaus, daß man das Original, welches dem Andreas Cornelius vorgelegen, nicht mehr besitzt. Occa erzählt nicht das Mindeste, was sich nicht als rein historisch oder ächt sagenhaft herausstellte, aber eben dieß ächt Sagenhafte ist es, woran seine Gegner Anstoß nehmen, gegen welches sie wüthen, nicht bedenkend, daß Occa hierin mit so vielen andern Chronicisten und Historikern Frießlands, die alle geschrieben, ehe er aus der Presse kam, genau übereinstimmt.

Von den flandrischen und brabantischen Chroniken sind es besonders die beiden „alderexcellentesten" und die des Marcus van Vaernewyck, welche ziemlich reich für uns flossen. Hätten sie uns aber auch nur die romantischen Abentheuer Lyderiks, des ersten Försters von Flandern, und die Sage von der Frau Schwana geliefert, wir wären mehr als zufrieden

gewesen. Das nach ihnen und andern bearbeitete Volksbuch „Julius Cäsar" glaubten wir reicher, als wir es fanden; es ist trocken und nüchtern über alle Begriffe — ein Vorwurf, den wir zugleich der ganzen Volksbibliothek, welche die Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher herausgibt, machen müssen. Der Zweck, den die Gesellschaft im Auge hat, Verbannung des Wustes schlüpfriger und schlechter französischer Romane, mit denen der schändliche Klubb der belgischen Nachdrucker das Land überschwemmt, ist sonder Zweifel sehr edel und löblich; so lange sie aber fortfährt, die Helden und Heldinnen der Sage ihres poetischen Schmuckes zu entkleiden und ihre Legenden „restituées dans les probabilités historiques" zu bieten, wird sie diesen Zweck schwerlich erreichen, und stellt sie ihre Preise auch noch so billig. Und warum gibt sie die alten Volksbücher nicht in besserer Form? Sind dieß etwa keine guten Büch.r? Immerhin werden sie eine frischere Kost für das Volk bleiben; immerhin wird ein Eulenspiegel, ein Reinhard Fuchs ihm hundert Heiligenleben aufwiegen.

Die reichste (wiewohl für Sagenforschung bisher noch unbenutzte) Quelle fanden wir in Delrio's „Disquisitiones magicae"; minder ergiebige in Cäsarius von Heisterbach und dem „Bonum universale de apibus" des Thomas Cantipratensis, dessen ungemein naiven Erzählungen man nur das mönchische Gewand abzustreifen hat, um die reinsten

Perlen in ihnen zu schauen. Gleich Delrio hätte Sprengers **Malleus maleficarum** uns mit manch herrlichem Beitrage erfreut, jedoch hinderte uns das mitunter gar eigenthümliche Reglement der königl. Bibliothek, wie ihn, so auch manch andere kostbare Quelle nach Lust und Liebe zu benutzen.

Unter den Neuern, welche unserm Zwecke dienten, nennen wir hauptsächlich die **Archives historiques** des hochverdienten Baron de Reiffenberg, welcher — der erste in den Niederlanden — in dieser Zeitschrift der Sage ein eigenes Capitel widmete. Nächst ihm boten uns des wackern Archäologen Schayes „**Essais historiques**“ mehre gute Zwergsagen, **Dr.** Bovy's „**Promenades historiques**“ historische und andere Volkssagen. Die „**Chroniques et traditions surnaturelles de la Flandre**“ von Berthoud verdienen kaum den Namen, denn sie sind dermaßen mit romantischem Flitterputze überladen, daß der Kern mitunter schwer zu finden ist; viele selbst schienen uns unächt und wir nahmen Bedenken, sie unserer Sammlung einzuverleiben. „**Les chroniques des rues de Bruxelles**“ sind ein geistloses Gewebe von Erdichtungen und um so mehr zu tadeln, als der Verfasser stets bemüht ist, sie uns als ächt aufzudringen. Wie der Name des Verfassers der „**Légendes namuroises**“ (Pimpurniaux) eine Mystification ist, so ist es doppelt der Titel. Man sollte sonst doch wohl voraussetzen dürfen, daß der Akademiker, Herr

Borgnet, wisse, was eigentlich eine Legende sei, denn die hier mitgetheilten Legenden sind nichts mehr und nichts weniger, als Novellchen, Anekdötchen und Aehnliches. Delepierre's „**Chroniques, traditions et légendes de l'ancienne histoire des Flandres**“, für deren freundliche Mittheilung wir dem Verfasser herzlichst danken, enthalten, Lyderiks Abentheuer ausgenommen, nur Geschichte; seinen „**Lac d'amour**“ hielten wir anfangs für wirkliche Sage, kamen jedoch durch eingezogene Erkundigungen bald zur Gewißheit, daß es nur Erdichtung sei.

Das Beste inzwischen bot uns neuerdings **Dr.** Snellaert in dem von ihm herausgegebenen „Kunst- en Letter-Blad“. Wie er, so waren seine vielen Mitarbeiter stets bemüht, in dieser Zeitschrift ihren Lesern mit richtigem Geschmacke gewählte und von allem Umhängsel freie Sagen vorzuführen. Warmer Dank ihnen dafür. Weniger Lob verdient eine Reihe von Sagen, welche die „**Emancipation**“ im Jahre **1834** gab; die Leser des Blattes sind aber auch nur Franzosen, und kräftige, kurze deutsche Kost konnte diesen natürlich nicht verdaulich sein.

Von holländischer Seite kamen uns van den Berghs „Nederlandsche Volksoverleveringen en Godenleer“ erst da zu Gute, als wir schon sämmtliche von ihm mitgetheilte historische Sagen ihren Quellen selbst entnommen hatten. Dem Titel des Werkes zufolge durften wir mehr erwarten, als

wir fanden; denn eigentliche Volkssagen, mit denen uns zu bereichern der Verfasser so wohl im Stande gewesen wäre, sind so spärlich darin gesäet, daß sie nicht drei bis vier übersteigen. Mit van Westendorps Mythologie ging es uns, wie mit Sprengers **Malleus**, und so blieb die einzige übrige Druckquelle das durchaus verdienstliche „Geschiedkundig Mengelwerk" des Directors Dr. Hermanns in Herzogenbusch. Van Lenneps niederländische Legenden standen uns nicht zur Hand, doch wir verloren nichts dabei; derselbe Fall war es mit den Chroniken der Straßen von Antwerpen von Sleeckx — einem würdigen Gegenstücke zu dem angeführten Werke über Brüssel — die uns zu spät zukamen.

Unstreitig das Meiste schöpften wir aus mündlicher Ueberlieferung, und sollte unser Werk in etwa verdienstlich genannt werden können, so wäre es von dieser Seite. Besonders erfreute uns in dieser Hinsicht ein hoher Gönner in Holland fortwährend mit höchst schätzbaren Mittheilungen, welche er theils während seines einstigen Aufenthaltes in Belgien, theils nun in seiner Umgebung gesammelt hatte. Herr Schuldirector Dr. Hermanns, dessen wir oben schon erwähnten, schloß sich ihm freundlichst an. Außer dem, was wir auf unsern Ausflügen selbst dem Munde des Volkes entnahmen, verdanken wir gar Manches dem verdienstvollen Ordner des deutschen Staatsarchives, Herrn Dr. Coremanns, dessen liebenswürdige Gefälligkeit uns viele der wich-

tigsten Beiträge verschaffte. Nicht weniger standen unsere Freunde, die Herren DD. Schayes, Piot und Snellaert, Baron J. de Saint-Genois, die Dichter Rens, van Kerkhoven, Bleeschouwer, A. van de Velde, van Swygenhoven, Lehrer Courtmans, van de Voorde, und nicht minder die als brave Musenpriesterinnen bekannten und geehrten Frauen van Ackere und Courtmans und Fräulein A. van Swygenhoven uns stets mit hülfreicher Hand nahe; sie trugen uns wahre Schätze zu. Möge ihr Eifer nicht erkalten und recht viele sich ihnen für die Folge anschließen. Jede Mittheilung werden wir dankbarlich entgegennehmen und wäre es auch nur die kleinste Notiz.

Was die Anordnung der Sammlung betrifft, so folgen sich die historischen Sagen, welche meistens das erste Buch füllen, chronologisch; mit 103 beginnt jedoch eine neue Folge. Frießland schickten wir voraus, weil von dort aus die Einwanderer in den Niederlanden sich verbreiten; Holland folgt und das südlichst gelegene Belgien schließt die Reihe. Wie viel sich auch gegen diese Eintheilung unseres Gebietes einwenden ließe, wir glauben nicht, daß eine zweckdienlichere zu machen wäre. Durch das zweite Buch läuft ein loser, häufig abgebrochener, aber eben so oft wieder angeknüpfter Faden. Daß in den Anmerkungen kein vollständiger Commentar zu den einzelnen Sagen geliefert werden konnte, begreift sich wohl; viel ausführlicher würden sie

sein, wären unsere literarischen Hülfsmittel nicht so sehr beschränkt gewesen; wer die belgischen Bibliotheken kennt, der weiß, daß da deutsche Bücher, und vor allem solche, wie wir sie haben mußten, bei hellem Sonnenschein mit der Laterne in der Hand zu suchen sind. Das Wenige inzwischen, was uns zu Gebote stand, haben wir treulich benutzt.

In Bezug auf den Styl erkennen wir gerne, daß derselbe nicht die mindeste Ebenmäßigkeit hat. Inzwischen glaubten wir uns aufs genaueste an die Worte unserer Quellen halten zu müssen, und darin sündigten wir hoffentlich nicht. Wir halten es im Gegentheile für Pflicht des Sagensammlers, die Treue und Wahrheit, welche überhaupt sein Augenmerk stets sein muß, auch bis auf diesen Punkt auszudehnen. Darin sehe man auch den Grund dafür, daß wir hier und da bekanntere Sagen noch einmal nach unsern Quellen bieten, so unter andern die von dem Hausgeiste (228). Es bleibt immerhin von Wichtigkeit für die Forschung im vaterländischen Alterthume, zu wissen, ob diese oder jene Sage sich an einem Orte findet oder nicht.

Daß wir mehre Sagen der Grimmschen Sammlung herübernahmen, ist uns wohl nicht zu verdenken. Zuerst gebot es uns schon die Vollständigkeit, welche wir unserer Sammlung wünschten; dann lagen uns auch für viele Sagen reichere Quellen vor, als den verehrten Genannten. Wo dieß nicht

war, wo wir aus denselben Quellen schöpfen konnten, da gebot uns die hohe Verehrung, welche wir für das um unser Alterthum so sehr verdiente Brüderpaar hegen, das bei ihnen gleichfalls Gefundene getreu wiederzugeben, wie sie es gaben.

Sollte die gegenwärtige Sammlung eine freundliche Aufnahme finden, so werden wir ihr bald eine andere von „Deutschen Sagen" anschließen.

Gent, am 15. October 1842.

Inhalt.

Die mit * bezeichneten Sagen sind mündlicher Quelle entnommen, oder werden noch im Volke erzählt.

Erstes Buch.

Nummer		Seite
1.	Friso, Saxo, Bruno.	3
2.	Die heilige Fahne und die stählerne Krone.	5
3.	Das rothe Elif.	6
4.	Stimme aus dem Brunnen.	8
5.	König Eselsohr.	9
6.	Auswanderung der Schweizer.	10
7.	Walcheren.	12
8.	Der überquellende Brunnen.	13
9.	Teckelnburg.	14
10.	Sampen.	—
11.	Dedtmarsen.	15
12.	Hengist und Horsa.	—
13.	Haß zwischen Sachsen und Schwaben.	21
14.	Ochsenburg.	—
15.	Radbod. I.	22
16.	" II.	23
17.	Von einem Wunder Wolframi und wie König Rathbold von Friesland vom Teufel verführt ward und starb.	—
18.	Von König Karl und den Friesen.	26
19.	Pferd weckt eine Quelle.	28
20.	Frauen retten Leeuwarden.	29
*21.	Das Wunderkorn von Stavoren.	30
22.	Der Frauensand.	31
23.	Der Schwan des Herrn von Arkel.	32
24.	Abkunft der Holländer.	35
25.	Wie die Giganten und Riesen von Brittus aus Brittanien vertrieben, zuerst nach Holland kamen.	36

Digitized by Google

Nummer		Seite
26.	Haerlem. I.	37
27.	„ II.	38
28.	Herrn Lems Frau.	39
29.	Die erste Kirche in Dordrecht.	40
30.	Sophia van Heusden.	41
31.	Des Papstes Antwort.	44
32.	Bischof Friedrich von Utrecht.	45
33.	Der Stein in der Kirche zu Stavoren.	46
34.	Graf Arnold III. von Holland läßt einen Brunnen quillen.	48
35.	Graf Arnolds Sarg öffnet sich.	—
36.	Stimme aus der Luft.	49
37.	Bischof Conrads von Utrecht Tod.	50
38.	Frauenliebe.	51
39.	Der vergessene Beutel.	—
40.	Die vier Ritter.	52
41.	Des Storches Dank.	53
42.	Der Marienritter.	54
*43.	Der Kinder Kreuzzug.	56
44.	Der Hontsdam.	—
*45.	So viel Kinder als Tag' im Jahr.	57
46.	Folgert von Haestrecht.	59
47.	Pelegrin von Lederdam.	62
48.	Wie die Predigerherren zuerst nach Utrecht kamen.	64
49.	Geldern.	66
50.	Cäsar und der Hirsch.	67
51.	Frau Schwana.	68
52.	Löwen.	77
53.	Antwerpen.	—
54.	Aerschot.	79
55.	Der weiße Gott.	—
56.	Das Teufelsorakel zu Dornik.	80
57.	König Brunehaut.	—
58.	Wald sonder Gnaden.	81
59.	Jupille.	82
60.	Richon.	—
61.	Lohengrin und Elsa. — Lohengrin und Belaye.	83
62.	Der Schwanritter.	88
63.	Die Sünde des Königs Clovis.	91
*64.	Der Tod des heiligen Lambert.	92
65.	Lyderik de Buck.	94
66.	Lyderik und Idonea.	99
67.	Lyderik läßt seinen Sohn hängen.	106
68.	Karl Martell.	107
69.	Woher Karl den Beinamen der Große bekam.	108
70.	So viel Bischöfe als Tag' im Jahr.	—
*71.	Roß Bayards Fußtritt.	109
*72.	Bayardstritt.	—
*73.	Schloß Bayard.	—

Nummer		Seite
*74.	Der Bayardsfelsen bei Dinant.	110
75.	Berthem.	—
76.	Schloß Eggermonde.	111
*77.	Reinoldstein.	—
78.	Balduin der Eisenarm.	112
79.	Das Engelandgat zu Gent.	—
80.	Herkenbal.	114
81.	Das Geschenk des Königs Zwentibold.	117
82.	Das Wappen der Herrlichkeit Raveschot.	119
83.	Stabatiaz.	—
*84.	Gilles de Chin.	121
85.	Der Löwe im Wappen von Flandern und Jülich.	122
86.	Wie Graf Balduin den Teufel heirathete.	127
87.	Die Wahrsagung.	135
88.	Der Drache auf dem Belfried zu Gent.	136
89.	Das Gräfin-Hospital zu Lille.	138
*90.	Frauenabend in Brüssel.	139
*91.	Die Liebfrauenkirche auf dem Kerselaerberge.	140
92.	Frau Sophiens Handschuh.	141
93.	Heinrich das Kind von Brabant.	142
94.	Das Wappen von Jan van Avesnes.	143
*95.	Hans van Pouckes Straße.	—
96.	Der gute Sir Hemricourt.	146
*97.	Der Sohn als Henker seines Vaters.	147
98.	Die Petermanns in Löwen.	148
*99.	Das Adrians-Collegium in Löwen.	150
*100.	Der zitternde Haselnußbaum.	151
101.	Wie das Schloß von Helchin an die Bischöfe von Dornik kam.	152
*102.	Herrchen von Maldeghem.	153
103.	Ursar schlägt die Krone aus.	157
104.	Die Götter verlassen die Stadt Belgis.	158
105.	Bavo.	160
106.	Bato.	161
*107.	König Gambrin.	163
108.	Abkunft der Westfriesen.	—
109.	Schwanenthal.	165
110.	König Arthur.	—
111.	Ursprung der Schweizer.	166
*112.	Amalberga.	—
113.	Jan van den Tijden.	168
114.	Schloß Bouillon.	169
115.	Gottfried von Bouillon und der Schwan.	171
116.	Frauenabend in Brüssel.	172
117.	Der Ritter mit dem Schwan.	173
118.	Der Löwe im Wappen von Flandern.	194
*119.	Der güldene Sporn.	196
120.	Die Hühnerfresser von Audenaerde.	197

Nummer		Seite
121.	Die Krüge Jacoba's von Bayern.	199
122.	Das Wappen von Mecheln.	—
123.	Philipp von Elsaß.	200
* 124.	Die Brille im Wappen von Audenaerde.	201
* 125.	Isabellenfarbe.	—
126.	Spiegeler.	202
127.	Schloß Couvin.	—
* 128.	Trazegnies.	204
129.	Die Zwillinge auf dem Helme der Markgrafen von Trazegnies.	206
* 130.	Herr von Falkenberg.	209
* 131.	Margarethchen von Limburg.	213
* 132.	Der Freitagmarktkeller zu Werwick.	218
133.	Jan von Nivelle.	219
134.	Jan von Nivelle.	220
135.	Fostewert.	221
136.	Die Mutter des heiligen Ludger.	222
137.	Ludger kommt nach Fosetesland.	223
138.	Vedast verjagt den Teufel.	—
139.	Sankt Vedast und der Bär.	224
140.	Sankt Gislen.	225
141.	Johannisäpfel.	—
142.	Die Dyle.	226
* 143.	Der Fuß des heiligen Remaclus zu Spaa.	227
* 144.	Der Fuß des Pferdes des heiligen Capratius.	—
145.	Die Nonnen zum Hahne in Mecheln.	228
146.	Der Fisch der heiligen Aldegund.	229
* 147.	Das Kirchfeld zu Poucke.	—
148.	Der Mönch von Afflighem.	230
149.	Sankt Julian, der Schiffer.	231
* 150.	Genoveva.	237
151.	Seliges Mecheln.	246
152.	Der wiedergefundene Ring.	—
153.	Bruder Peter.	247
* 154.	Sankt Paul zu Gammerage.	248
* 155.	Das heilige Kreuz zu Gammerage bei Geeraerdsbergen.	249
156.	Das ungetaufte Kind.	251
157.	Was die Kindlein sehen können.	252
* 158.	Die steinernen Brote in der Pharaildiskirche zu Gent.	254
159.	Unschuldiger gehangen.	255
160.	Des Meineids Strafe.	256
* 161.	Die Kapelle des heiligen Grabes zu Brügge.	258
162.	Die weissagenden Fische.	259
* 163.	Die schlafenden Kinder.	—
164.	Warum die Maurer zu Mecheln keinen Kolk gebrauchen.	260
* 165.	Das Christusbild zu Maestricht.	261
* 166.	Die wunderbaren Hostien zu Brüssel.	262
167.	Maria zur Eichen in Merfelt.	264

Digitized by Google

Nummer		Seite
168.	Unsere liebe Frau zur heiligen Eiche in Aerschot.	265
*169.	Onse lieve Vrouwe in't Hammeken.	266
*170.	Unsere liebe Frau von Hanswyck.	267
*171.	Unsere liebe Frau von Lebbeke.	—
*172.	Unsere liebe Frau von Scherpenheuvel.	270
173.	Bernardi Ave.	271
*174.	Die Geusen bestürmen das Kloster zu Vilvorde.	272
*175.	Todte Frau verwahrt das Haus.	273

Zweites Buch.

176.	Die drei Soldaten.	277
177.	Das Sandthor zu Mecheln.	278
*178.	Das alte brüsseler Thor zu Mecheln.	280
179.	Schach dem Teufel.	281
*180.	Der Höllenbrunnen bei Dendermonde.	283
*181.	Eierkuchen am Charfreitag gegessen.	285
*182.	Die Teufelsmauern bei Pepinster.	286
183.	Ameil-a-l'oeil de Lexhy.	287
*184.	Der Teufel pflügt.	288
185.	Der Teufel verwahrt das Geld.	289
*186.	Die Scheune zu Montecouvez.	—
*187.	Die Teufelsscheune zu Gallemaerde.	291
*188.	Der Hirte von Ganegem.	293
*189.	Der Violinbogen.	295
190.	Die schlafenden Mönche.	297
191.	Der Teufel im Kloster.	298
*192.	Der Teufelsstein zu Utrecht.	—
*193.	Der Teufelsstein bei Namür.	299
194.	Wucherer gestraft.	—
195.	Der Teufel als Schulmeister.	300
*196.	Zwei Thürme.	—
*197.	Die ungetaufte Glocke.	—
*198.	Die Hochzeit zu Carron-Saint-Martin.	301
*199.	Das Höllenloch zu Gameryk.	303
* 200.	Benthem.	305
201.	Leyden.	—
*202.	Das Riesenbein zu Hamme bei Dendermonde.	306
203.	Der Riese Hidde.	307
204.	Hünengräber.	—
205.	Die Hünenbetten zu Noordsleen und Oosterholte.	308
*206.	Der nackte Zwerg.	—
*207.	Zwerge zu Löwen.	309
*208.	Kabotermannekens zu Herselt.	310
*209.	Müller und Zwerg.	—
*210.	Der Gertruden-Thurm zu Löwen.	311
*211.	Die Zwerghöhle zu Remouchamps.	—
212.	Witte Juffers und witte Wijven in Frießland.	312

Nummer		Seite
*213.	Kludde.	313
*214.	Oſſchaert.	315
*215.	Klackaert mit ſeinen Ketten zu Cortryk.	316
*216.	Flerus.	318
217.	Seeritter gefangen.	319
218.	Der Neckerspoel in Mecheln.	—
219.	Meerminne.	—
220.	Nixen.	320
*221.	Der arme Nix.	321
222.	Das Vaterunſer.	—
223.	Rammeken.	323
224.	Meluſina.	324
225.	Der weiße Geiſt.	—
226.	Schlacht in der Luft.	325
227.	Reiter in der Luft.	—
228.	Hausgeiſter.	326
229.	Wilibrord verjagt einen Geiſt.	—
230.	Kobolde.	327
231.	Königin Habundia.	—
232.	Spukende Thiere.	328
*233.	Das erwürgte Kaninchen zu Cortryk.	—
*234.	Die goldene Ziege auf dem Schloſſe Logne.	329
*235.	Der unterirdiſche Gang im Schloſſe Beaufort.	332
*236.	Der alte Bär.	—
*237.	Der umwandelnde Hund zu Lüttich.	—
*238.	Der Platzmajor von Nymwegen.	333
*239.	Die Nonne mit der Sau.	334
*240.	Pieters=Rode.	335
*241.	La Bête de Staneux.	336
*242.	Wärwölfin.	337
*243.	Wärwolf.	—
244.	Ins Waſſer geworfen.	338
*245.	Der geſtörte Hexentanz.	340
*246.	Die weißen Katzen zu Löwen.	—
*247.	Baderken van Geeſt.	341
248.	Die geſiſchten Steine.	342
*249.	Mahrzeichnen.	—
*250.	Mahr zieht aus.	343
*251.	Mahr vertrieben.	344
252.	Mahr im Schiffe.	345
*253.	Mahr.	346
*254.	Mahr ertappt.	—
*255.	Die Pferdemahr.	347
*256.	Wechſelbalg.	348
257.	Wunderkind.	—
258.	Die wilde Jagd.	349
*259.	Des wilden Jägers Geſchenk.	350

Digitized by Google

Nummer		Seite
*260.	Der ewige Jäger zu Wynendael.	351
*261.	Der Feuermann.	352
*262.	Irrwische getauft.	—
263.	Die Belagerung von Antwerpen.	353
264.	Der Schüler des Agrippa.	—
265.	Des Agrippa Tod.	354
*266.	Schloß Waerdenberg bei Bommel.	355
×*267.	Das Bild des Erasmus von Rotterdam.	357
*268.	Die Lilie.	—
*269.	Das Federherz.	358
270	Die beiden Zauberer.	359
*271.	Traumschauen.	—
272.	Die Bräutigamschau.	360
273.	Knecht, Küfer, Schulmeister.	361
274	Krüppel und alt Weib.	—
275.	Durchschlüpfen.	363
276.	Diebshand — Diebsfuß.	—
*277.	Diebsfinger.	365
*278.	Der schützende Stein.	—
279.	Zauberdegen.	366
280.	Liebespulver.	367
281.	Liebeszauber.	—
282.	Wettermachen	368
283.	Zauberring.	—
284.	Zaubersalbe.	369
*285.	Die schwarze Taube.	—
286.	Milch gestohlen.	370
*287.	Milch geschlagen.	—
288.	Korn stehlen.	371
*289.	Frau fällt vom Baume.	372
290.	Frau fällt aus den Wolken.	373
291.	Der Schlüssel.	—
292.	Zauberweib ertappt.	374
293.	Entzauberung.	376
*294.	Zauberei gehoben.	377
*295.	Schatzgraben.	—
296.	Der verborgene Schatz.	378
*297.	Der Schatz im Schlosse Beaufort.	379
*298.	Die goldene Wiege zu Mespelaer.	380
*299.	Der Schatz des heiligen Macarius.	—
300.	Glücklicher Fund.	—
301.	Die wunderbaren Rosen.	381
× 302.	Das Wappen von Westzaanden und Crommenye.	382
303.	Der Hengst im Schilde von Assendelft.	383
*304.	Das unausfüllbare Loch.	—
*305.	Der See von Zout-Leeuw.	—
*306.	Das Veen bei Zout-Leeuw.	384

Digitized by Google

Nummer		Seite
*307.	Der Kapellenberg	386
*308.	Tuindag zu Ypern	387
309.	Tempelgang	387
*310.	Des Mordes Sühne	388
311.	Der Ritter mit der zerbrochenen Rüstung	—
312.	Die Frau mit den kalten Küssen	389
313.	Vor Gottes Gericht berufen	391
314.	Teufel fährt in des Todten Leib	392
315. 316.	Todte kehren wieder	395
*317.	Todte finden den Weg wieder	396
*318.	Der Todten Dank	—
*319.	Der Todtengräber	397
320.	Die Todtenlade	399
321.	Die Ritter von St. Pieters-Leeuw	400
*322.	Die zwei Brüder zu Franchimont	401
323.	Rache nach dem Tode	402
324.	Das ermordete Kind	—
325.	Enthaupteter beichtet	403
*326.	Der todten Wöchnerin Sorge	—
327.	Der armen Seele Freude	404
328.	Die arme Seele im Fegfeuer	405
329.	Die spukende Frau	406
330.	Diebsketten	408
*331.	Des Bettlers Groschen	—
332.	Der Marsdiep	409
*333.	Edelstein macht unsichtbar	-
*334.	Steine auf den Berg getragen	410
335.	Jüngling trägt glühend Eisen	—
336.	Kappen an Sonnenstrahlen aufgehangen	411
337.	Gerettete Unschuld	412
*338.	Die drei Schwestern	414
*339.	Poralée	—
*340.	Die Kapelle auf der Sarthe bei Huy	415
341.	Muttergottesbild blutet	416
*342.	Onze lieve Vrouwe von Sterreborne	417
*343.	Die Muttergottes von Hall bei Brüssel	418
*344.	Maria als Pförtnerin	—
*345.	Marienbild geht Prozession	420
*346.	Die Muylen-Kapelle	421
347.	Robert-Mont	422
348.	Der Bauern Kirchbau	423
*349.	Dieupart	424
*350.	Matthyken	425
*351.	Der braune Christus in Löwen	427
*352.	Das Christusbild bei Tancremont	428
353.	Wunderbare Haare	429

Digitized by Google

Nummer		Seite
*354.	Die Abtei Sankt Andreas bei Brügge.	429
355.	Wie der Graf Gangulf einen Brunnen in Welschland kaufte und ihn in der Grafschaft Burgund fließen ließ.	430
356.	Gommari Schutz.	431
*357.	Sankt Bertulph.	432
358.	Ritter Riddert.	—
359.	Sankt Gertruden-Minne.	434
*360.	Sankt Martins Fuß.	435
361.	Bonifacii Mörder.	—
362.	Das Brot des heiligen Bonifaz.	436
363.	Brot in Stein verwandelt.	—
364.	Korn im Ueberfluß.	437
*365.	Wie man in Flandern zu singen weiß.	439
366.	Feuer gehorcht.	—
*367.	Die heilige Geistkammer in Brügge.	440
368.	Ein Wunder im Theater.	441
369.	Das durchstochene Ohr.	—
*370.	Die Katze von Beversluys.	442
371.	Der Ochse des Abtes Wilhelm.	443
*372.	Des Hirten Uhr.	444
373.	Elster spricht aus des Diebes Bauch.	446
374.	Des Treulosen Strafe.	447
375.	Die Säule der heiligen Gudula und das Manneken-Pis in Brüssel.	448
*376.	Manneken-Pis in Brüssel.	451
*377.	Manneken-Pis.	—
*378.	Manneken-Pis.	452
*379.	Der lange Wapper zu Antwerpen.	—
*380.	Das Malagyspferdchen.	458
*381.	Die wunderliche Orgel.	464
*382.	Die verschwundene Herberge.	465
*383.	Violinist betrogen.	466
*384.	Der Fiedler auf dem Galgenfelde bei Antwerpen.	467
*385.	Ein Ritt auf Kälbern.	469
*386.	Fahrt nach Spanien	470
*387.	Hase spricht.	472
*388.	Die kahle Wiese zu Doel.	—
*389.	Das verwandelte Pferd.	473
*390.	Die Katzen von Ravels.	474
*391.	Die Katzen von Stockhem.	475
*392.	Verkrüppeln.	477
*393.	Hexe verbrannt.	—
394.	Die Katzen auf dem Thurme.	479
*395.	Die schlummernde Katze.	—
*396.	Der verschwundene Schuh.	480
397.	Gespenster zu Amsterdam.	—
*398.	Spinnräder tanzen.	484

Nummer		Seite
399.	Zauberin steckt Sankt Jans Thurm in Brand.	485
*400.	Kinder bezaubert.	486
*401.	Mäuse machen.	—
*402.	Mädchen macht Thiere.	487
*403.	Das rothe Tuch.	489
404.	Die gepeinigte Hexe.	490
*405.	Herumirren.	491
406.	Maibutter erzaubert.	—
*407.	Das erloschene Feuer zu Audenaerde	492
*408.	Zippenesseſtratje zu Audegem.	495
*409.	Die verlorene Kette.	—
*410.	Herz-As durchstochen.	497
*411.	Korn im Butterbrot.	498
*412.	Den Geliebten schauen.	—
413.	Von der Frau, die nichts vom heiligen Andreas wissen wollte.	499
*414.	Die entzweigeschlagene Kuh.	500
*415.	Das weiße Kanin.	—
*416.	Der Hase zu Etterbrügge.	501
*417.	Amme entführt.	—
*418.	Der Greis im Walde.	502
*419.	Sankt Annen-Baum.	503
*420.	Der weiße Mann.	—
*421.	Der Geist im Eichbaume.	504
*422.	Hooidonck.	—
*423.	Das Milchmädchen in Brüssel.	505
*424.	Der umwandelnde Nachtwächter zu Gent.	506
*425.	Der umwandelnde Abt.	—
*426.	Das weiße Kanin in Luxemburg.	507
*427.	Der brennende Wagen.	508
*428.	Gränzpfahl verrückt.	509
*429.	Die wiederkehrende Geliebte.	510
430.	Die Geister zu Looz.	512
431.	Der Spuk zu St. Gislen.	—
*432.	Der umwandelnde Schloßherr.	516
*433.	Der kühne Soldat zu Antwerpen.	517
*434.	Die Blutkutsche in Antwerpen.	522
*435.	Zehen abgeschnitten.	—
*436.	Bockreiter.	523
*437.	Der geplagte Jäger.	524
*438.	Der brennende Hirte.	525
*439.	Der Feuermann.	—
*440.	Der glühende Landmesser.	526
*441.	Die brennende Garbe zu Kieldrecht.	—
*442.	Der Wagen auf dem Korn.	527
*443.	Der Höllenwagen zu Overmeere.	—
*444.	Donner verrathen.	528

Nummer		Seite
*445.	Der unsichtbare Professor in Löwen.	529
*446.	Der Müller von Riel.	—
*447.	Schiffskapitän vom Teufel geholt.	531
*448.	Der Teufel von Aelst.	532
*449.	Teufel am Hünenbett gerufen.	535
450.	Schlimmer Sprung.	536
451.	Wie der Teufel ein Mädchen zu Antwerpen erwürgte und sie alsdann in eine schwarze Katze verwandelte.	—
452.	Mariken von Nymwegen.	539
*453.	Teufel will ein Mädchen holen.	550
*454.	Der Teufel von Nederbrakel.	551
*455.	Die zerbrochene Scheibe in der Predigerherrenkirche zu Antwerpen.	553
*456.	Der betrogene Teufel.	554
*457.	Sankt Bernhard und der Teufel.	556
*458.	Das erste Bund.	—
*459.	Der Freischütz.	558
*460.	Die Teufelsklaue zu Hamme bei Dendermonde.	560
*461.	Der Carolus zu Antwerpen.	—
*462.	Die Glocke von Bosselaer.	561
*463.	Der Höllenpütz zu Dendermonde.	—
*464.	Teufel entführt die Glocken.	562
*465.	Der Sankt Jacobsthurm in Antwerpen.	563
466.	Der Teufelsthurm zu Gent.	—
*467.	Der Teufelsgang zu Antwerpen.	564
*468.	Die Kartenspieler zu Wetteren.	565
469.	Der Teufel wirft den Schuhlapper zu Boden.	—
*470.	Teufel verbrennt zwei Kirchthürme.	566
*471.	Unsichtbarmachen.	567
472.	Teufel bewacht den Weingarten.	—
473.	Der dienstbare Geist.	568
*474.	Rothmützchens Rache.	570
*475.	Holz vermehrt.	572
*476.	Das hülfreiche Kaboutermanneken.	573
*477.	Kaboutermannekensberg.	574
*478.	Kaboutermanneken gekleidet.	575
*479.	Die dienstigen Kaboutermännchen.	576
*480.	Nischepook.	577
*481.	Zwergschmieden.	—
*482.	Plaudergeist.	578
483.	Der Geist zu Utersen.	579
*484.	Der Alf.	—
485.	Der Geist auf dem Schlosse Egmont.	—
486.	Die treue Schlange.	580
*487.	Kludde.	581
*488.	Lodder.	583

Nummer		Seite
*489.	Lodder.	584
*490.	Der lange Wapper.	586
*491.	Die lange Frau.	591
*492.	Trunkenbold bestraft.	592
*493.	Osschaert.	—
*494.	Bestrafter Fluch.	594
*495.	Osschaert.	595
*496.	Osschaert als Esel.	596
*497.	Osschaert und der Fischer.	—
*498.	Osschaert ertappt.	597
*499.	Der schwarze Hund.	598
*500.	Der schwarze Hund zu Molenbeeke.	599
501.	Wärwolf ertappt.	—
*502.	Der verschwundene Wärwolf.	600
*503.	Wärwolf erlöst.	602
*504.	Mädchen bezaubert.	603
*505.	Der neckende Geist.	604
*506.	Die Seelen der Ertrunkenen.	605
*507.	Zevenbergen.	607
*508.	Der Seemeerminnen Sang.	609
*509.	Die Meerminne zu Muden.	—
510.	Seemänner.	—
*511.	Die gesperrte Thüre.	610
*512.	Die drei Nixen von Jupille.	611
*513.	Necker fängt einen Mann.	612
*514.	Der schlimme Nix.	613
*515.	Mahr in der Muschel.	614
*516.	Holzhacker belohnt.	615
*517.	Die wilde Jagd in den Ardennen.	616
*518.	Die fahrende Mutter.	—
*519.	Die „barende Vrouwe".	—
*520.	Wanne Thekla.	617
*521.	Irrlichter.	—
*522.	Der Schatz auf dem Schlosse Samson.	618
523.	Riese Langbein.	—
524.	Surboldshaus.	619
525.	Riese Gordun.	—
*526.	Der Sandhügel bei Hillegersberg.	—
*527.	Hunsberg.	620
528.	Das Mädchen und der Wolf.	—
*529.	Der Mammelocker zu Gent.	621
530.	Heul! Heul!	622
*531.	Die Lügenglocke zu Gent.	623
*532.	Die verlorenen Glocken.	624
*533.	Plauderfelsen.	—
534.	Der ewige Jude.	625
535.	Schlange umwindet das Kind.	—

Nummer		Seite
*536.	Die Pferde zu Dünkirchen.	626
*537.	Die Herberge „zur Otter" zu Sankt Gillis bei Dendermonde.	627

Nachlese.

538.	Ubbo.	631
539.	Frießland wird von den Franzosen erobert.	632
540.	Gotfried mit dem Barte.	633
541.	Das Wappen von Haarlem.	635
542.	Tischtuch entzweigeschnitten.	636
*543.	Koppel-Maandag.	637
544.	Von dem Ritter, der Marien nicht entsagen wollte.	—
*545.	Die Tempelritter von Eanegem.	641
*546.	Der Tempelhof zu Lovendeghem.	—
*547.	Die Roodestraet zu Veurne.	642
548.	Germanus van der Hagen.	643
*549.	Der Wilddieb.	644
*550.	Die Reise nach Egypten.	645
*551.	Die schwarzen Hühner.	647
*552.	Das weiße Schaf.	—
*553.	Die Tänzer zu Herzeele.	—
*554.	Lustiger Tanz.	648
*555.	Der lange Mann zu Massemem-Westrem.	649
*556.	Der lange Mann zu Zele.	—
*557.	Die verwandelten Hühner.	650
*558.	Das Spukthier zu Massemem-Westrem.	651
*559.	Die Umwandler am Kreuz zu Herzeele.	652
*560.	Der Kasteelberg.	—
*561.	Zwei Katzen behexen ein Kind.	653
*562.	Das nächtliche Fest.	—
*563.	Mahr gefangen.	654
*564.	Die singende Nixe.	655
*565.	Die Meerminne zu Schouwen.	656
*566.	Das Geisterhaus zu Antwerpen.	—
*567.	Sankt Nicolas zu Dixmüde.	657
*568.	Unsere liebe Frau von Cortryk.	—
*569.	Sankt Lievensſträßchen zu Herzeele.	658
*570.	Sankt Amalberga's Kapellchen zu Temsche.	659
571.	Sankt Amands Baum.	660
*572.	Elben.	—
*573.	Neckers.	661
*574.	Flabbaert.	—
*575.	Glockenläuten.	662
*576.	Hellegat.	—
*577.	Der Pfaffen Kirchweg.	663
*578.	Sankt Martins Sieg.	—

Nummer		Seite
*579.	Warum die Juden kein Schweinefleisch essen.	665
*580.	Der Höllenpütz zu Melden bei Audenaerde.	—
*581.	Geistermesse.	666
*582.	Das abgerissene Leichentuch.	667
*583.	Speisen in Schlangen verwandelt.	668
*584.	Alvina.	669
*585.	Rothselchen.	670
Anmerkungen.		671

Erstes Buch.

Digitized by Google

1.

Friso, Saxo, Bruno.

Cappidus Stavrienfis.
Occa Scharlensis. Leeuwerdner Ausgabe von 1597. fol. 3, a.
Alvinus van Sneeck.
Pier. Winsemius, Chronique ofte histor. geschiedenisse van Vriesland. Franeker, 1622. fol. 7.
Cornel. Kempensis de situ, origine etc. Frisiae.
Oudheden en Gestichten van Vriesland. Leiden, 1723. p. 48.
Smallegange, Nieuwe Cronyk van Zeeland. Middelburg, 1696. p. 77.
Suffridi Petri, de origin. Frisiae l. 3. cap. 6.
Hamconii Frisia, Aventinus etc.

Nachdem Friso aus fernen Landen mit seinen Brüdern Saxo und Bruno und vielen Gefährten zu der nördlichen Küste Hollands gekommen war, schifften sie sich auf dem Flusse Flevus (het Flie) ein und dies geschah zur Herbstzeit, wo die Sueven aus Furcht vor Ueberschwemmung sich nach den höher gelegenen Theilen des Landes zurückgezogen hatten. Dort begannen sie alsbald mit dem Baue eines Tempels, welchen sie dem Jupiter, der bei ihnen Stavo hieß, weihten und gründeten rings herum eine Stadt, welche sie nach ihrem Gotte Stavo Stavoren nannten.

Dort nun blieben sie während dreizehn Jahren zusammen und vertheidigten sich kräftig gegen Alle, welche sie von da verdrängen wollten; und dies versuchten nicht nur die Sueven, sondern auch die Dänen, Britten und viele Andere mehr. Ihren Lebensunterhalt zogen sie theils aus Seeräuberei, theils auch aus dem Landbaue.

Da sich aber ihre Zahl mit jedem Tage mehrte, so fühlten sie auch stets mehr das Bedürfniß, weitere Strecken Landes zu suchen. Friso berathschlagte sich darum mit seinen Brüdern und sie kamen darin überein, daß er als der Aeltere bleiben solle, sie wollten mit ihren Gefährten sich einiger nahe gelegenen Gegenden bemächtigen und dort ihre Wohnsitze aufschlagen. Demzufolge zog Saxo mit Bruno das Flie hinab und sie schifften auf dem deutschen Meere fort, bis sie an die Mündung der Elbe kamen. Dort zogen sie mit ihren Fahrzeugen den Strom hinauf, überwanden und vertrieben mehre anwohnende Stämme und setzten sich alsdann daselbst fest. Doch wollte Bruno seinem Bruder nicht lästig fallen, denn später hätten sie doch wieder sich trennen müssen; er wandte sich also zurück zum Meere und lief bald nachher in die Weser ein, an deren Ufer er eine Stadt baute, die von ihm den Namen Brunswyck bekam, wie die Gegend, wo Saxo wohnte, von diesem Saxenland genannt wurde.

Friso herrschte achtundsechszig Jahre über Frießland und hinterließ bei seinem Tode sieben Söhne und eine Tochter.

Dieser Sache Zeugen sind neben Mehren Cappidus Stavriensis, Occa Scharlensis und Alvinus von Sneeck, von denen die beiden Ersten vor mehr denn achthundert Jahren geschrieben und deren Dritter vor dreihundert und fünfzig Jahren ungefähr viele alten Reime der Friesen sammelte und in unsere heutige Sprache übersetzte.

2.

Die heilige Fahne und die stählerne Krone.

Suffridi Petri de Frisiorum antiquit. et orig., Col. Agr. 1590.
Smallegange Cronyk van Zeelant. p. 76. u. 77.
Oudheden en Gestichten van Vriesland. p. 48. u. s. w.

Friso, der Stammvater des friesischen Volkes, hatte aus fernen Landen, von woher er gekommen war, zwei theure Güter mitgebracht, welchen zugleich wunderbare Kräfte beiwohnten. Er hatte diese von seinem Vater empfangen und dieser sie wieder von seinem Vater, also daß sie als ein werther Schatz sich lange von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hatten. Dieß waren nämlich eine stählerne Krone und eine kostbare rothe Fahne. Beide wurden in Frießland lange nachher noch im Tempel der Göttin Tamfana aufbewahrt, bis endlich ein König von Dänemark die erste, nämlich die stählerne Krone, den Friesen raubte und mit sich nahm nach seinem Lande.

Die Fahne aber bekam er nicht, denn diese hatten die Friesen klüglich tief in die Erde vergraben, und nachdem der Dänenkönig wieder weg war, blieb sie dort auch liegen viel hundert Jahre lang.

Als nun der heilige Wilibrord nach Friesenland kam, um den christlichen Glauben dort zu predigen, da sandte ihm Gott im Traume einen Engel, welcher ihm die Stelle anzeigte, wo die heilige Fahne vergraben lag. Der fromme Bischof begab sich mit den Ersten des Volkes dorthin, man grub tief, tief, bis man die Fahne fand, und Sankt Wilibrord schenkte sie dem gewaltigen Magnus Forteman, welcher zu der Zeit Frießland regierte.

Anno achthundert und neun hatte Kaiser Karl der Große ein großes Heer versammelt, mit welchem er gegen die aufrührerischen Römer zu Felde zog und Magnus Forteman schaarte sich mit seinen Friesen und der heiligen Fahne freiwillig zu ihm. Als der Kaiser bis auf

eine Tagereise Rom nahe gekommen war, ließ er sein Heer ruhen und sich erfrischen. Dieses vernahmen die Römer nicht sobald, als sie aus der Stadt zogen, um den Kaiser zu überfallen. Die Friesen, davon hörend, eilten unter Forteman, der die heilige Fahne selbst führte, alsbald heimlich aus dem Lager und den Römern entgegen, welche sie nach einem blutigen Kampfe gänzlich besiegten. Den Flüchtlingen setzten sie also schnell nach, daß sie mit denselben in die Stadt drangen, diese überwältigten und das geweihte Banner siegreich auf der Engelsburg aufpflanzten.

Deß erwarben die tapfern Friesen großen Dank und viele Freiheiten und Privilegien von Kaiser Karl, der sogar ihre Schilde mit Silber und rothem Golde beschlagen ließ. Was aber weiter aus der heiligen Fahne geworden, darüber schweigt die Sage.

3.

Das rothe Clif.

Hamconii Frisia.
Occa fol. 4 b., 5 c., 7 b.
Van der Bergh Volksoverleveringen. p. 38.

Mittsommer im Jahre unseres Herrn vier entsprang auf der südwestlichen Seite des Berges, den man das rothe Clif nennt, bei zehn Schritte von ihm ab, eine feurige Flamme aus der Erde und dauerte drei Tage lang. Und am vierten Tage darnach kam da ein großer Drache herausgeflogen, der sich sehr hoch in die Luft erhob zu einem Schrecken für Viele. Und nachdem er fast eine halbe Stunde sich also hoch in der Luft gezeigt hatte, ist er wieder nieder gethalt, fliehend in die Erde, aus der er kommen war, und ist darnach nicht mehr gesehen worden.

Unter der Regierung Ascon's, des Sohnes von Tabbo, zu wissen Anno hundert fünf und fünfzig, ist bei dem Berge vom rothen Clif der feurige Püt wieder aufgebrochen und brannte sehr schrecklich acht Tage lang, so daß es eine große Angst bei Jedwedem machte, namentlich bei Denjenigen, die zunächst darum gelegen waren. Da wurde großer Eifer gethan, um zu wissen, was das doch sein möchte, denn man konnte eigentlich nichts davon vernehmen; es that aber keinen Schaden. Und nachdem das acht Tage lang also gebrannt und sehr hoch geflammt hatte, und man nirgend dicht dabei kommen konnte, ist es von selbst wieder zugegangen. Man vermuthete, darnach sollte eine große Sterbe und Pestilenz folgen. Stavo, ihr Abgott, darum gefragt seiend, sprach, daß solches nicht zu fürchten wäre, denn da sollte nach Länge von Zeit eine sehr kalte Materie nachfolgen, so daß sie durch des Abgottes Antwort wieder beruhigt und getröstet wurden.

Anno zweihundert und siebenzig unter Titus' Regierung, des Bruders von Aldebolt, ist zum drittenmale der feurige Püt beim rothen Clif aufgeborsten, doch achtzehn Tritte westlicher, und flammte elf Tage sehr schrecklich hoch. Mittlerweile mußte man nach Titus' Gebot und Befehl dem Abgotte Stavo drei Tage lang Brandopfer bringen, um Wissenschaft und Rath darüber zu fragen, weil das ganze umliegende Land hierdurch sehr geängstet und erschrocken war. Nach welcher Opferung er ihnen geboten hat, drei Krüge Salzwassers aus der Nordsee zu holen und dieses durch einen gewaffneten Ritter hineinwerfen zu lassen, denn der inwendige Brand würde durch kein ander Ding, als durch solches, ausgelöschet werden.

4.

Stimme aus dem Brunnen.

Winsemius, Geschiedenisse van Vrieslant. Franeker 1622. Fol. 85. b. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant ꝛc. II. p. 74.

An der Nordseite des Waldes Creil wohnte ein Mann mit Namen Iglo Tadema, welcher dort herum viel Land und Eigenthum besaß. Dieser wollte einen Brunnen graben lassen, um daraus Wasser zu seinem Behufe zu schöpfen, und als er schon tief gegraben hatte, verwunderte er sich sehr, daß noch kein Wasser kam. Da ging er nach Hause und erzählte solches; als er aber zum zweiten- und drittenmale zu dem Loche wiederkehrte, um zu sehen, ob noch kein Wasser gekommen sei, hörte er eine laute Stimme, welche rief: Flieht aus diesem Lande! Da erschrak er sehr und schaute in die Tiefe, ob von da aus kein Wasser zu fürchten sei. Endlich sah er, daß langsam Wasser aus der Erde drang, und befahl seinem Sohne, mit einer Leiter hinunter zu steigen und ein wenig von dem Wasser herauf zu holen. Als der Sohn solches gethan hatte, schmeckten sie Beide das Wasser und es war so salzig, als wenn sie es der naheliegenden Nordsee entschöpft hätten. Dieses versetzte sie zur Stunde in Nachdenken und sie glaubten, die Weissagung des Gottes Stavo werde erfüllet werden, welche der Gott gesprochen hatte, nämlich, daß das Feuer, welches ehedem dem rothen Clif entstiegen war, nach Verlauf vieler Zeit in eine kalte Materie verwandelt würde. Sie schwiegen aber von der Sache und kündeten sie Keinem, und als Iglo Tadema starb, verkaufte sein Sohn die Stelle und zog nach Geesterland.

5.

König Eselsohr.

Hamconii Frisia.
Van den Bergh. p. 91.
Vergl. die Chronycke van Hollant u. Delft 1585. cap. 37. fol. 29. b.

Vor langer, langer Zeit regierte in Westfrießland ein König mit Namen Richard Arundel, der von seinen ungemein langen Ohren den Namen König Eselsohr führte. Er war von sehr hoher Gestalt und hatte eine Riesin zur Frau, die Tochter eines von den Riesen, welche aus Albion herübergekommen waren. Mit dieser gewann er einen Sohn, mit Namen Herr Valk, und eine Tochter, welche später Königin von Frießland wurde.

Dieser König, der all seine Genossen an Macht und Reichthum weit übertraf, beschloß einen Pallast zu bauen, dem gleich kleiner mehr zu finden wäre, und gründete somit das Schloß Voorburg in Holland, ein wahrhaftes Wunder der Baukunst, so hoch und so geräumig, daß es nicht zu sagen ist, denn es nahm mehr denn zehn Hufen Landes ein, und war dabei von allen Seiten mit Mauern und Vorsprüngen verstärkt. Er nannte dasselbe nach sich Arundelberg. Ein zweites Schloß baute er zu Noordwyk.

Sein Sohn, Herr Valk, der von seinen schönen Augen den Namen hatte, gründete das Schloß Valkenburg bei Leyden. Er starb jedoch noch vor seinem Vater. Später haben die Normannen Arundelberg und Noordwyk zerstört.

6.

Auswanderung der Schweizer.

Westfriesenlied.
Etterlin's Chronik p. 18—20.
Grimm No. 508.

Es war ein altes Königreich im Lande gegen Mitternacht, im Lande der Schweden und Friesen; über dasselbe kam Hunger und theure Zeit. In dieser Noth sammelte sich die Gemeinde; durch die meisten Stimmen wurde beschlossen, daß jeden Monat das Volk zusammenkommen und losen sollte; wen das Loos träfe, der müsse bei Lebensstrafe aus dem Lande ziehen, Hohe und Niedere, Männer, Weiber und Kinder. Dieß geschah eine Zeit lang; aber es half bald nicht aus und man wußte den Menschen keine Nahrung mehr zu finden. Da versammelte sich nochmals der Rath und verordnete: es solle nun alle acht Tage der zehnte Mann losen, auswandern und nimmer wiederkehren. So geschah der Ausgang aus dem Land in Mitternacht, über hohe Berge und tiefe Thäler, mit großem Wehklagen aller Verwandten und Freunde; die Mütter führten ihre unmündigen Kinder. In drei Haufen zogen die Schweden, zusammen sechstausend Männer, groß wie die Riesen, mit Weib und Kindern, Hab und Gut. Sie schwuren, sich einander nie zu verlassen, und erwählten drei Hauptleute über sich durchs Loos, deren Namen waren Switer (Schweizer) Swey und Hasius. Zwölfhundert Friesen schlossen sich ihnen an. Sie wurden reich an fahrendem Gut durch ihren sieghaften Arm. Als sie durch Franken zogen und über den Rheinstrom wollten, ward es Graf Peter von Franken kund und Andern; die machten sich auf, wollten ihren Zug wehren und ihnen die Straße verlegen. Die Feinde dachten, mit ihrem starken Heer das arme

Volk leicht zu bezwingen, wie man Hunde und Wölfe jagt, um ihnen Gut und Waffen zu nehmen. Aber die Schweizer schlugen sich glücklich durch, machten große Beute und baten zu Gott um ein Land, wie das Land ihrer Altvordern, wo sie möchten ihr Vieh weiden in Frieden; da führte sie Gott in die eine Gegend, die hieß das Brochenburg. Da wuchs gut Fleisch und auch Milch und viel schönes Korn; daselbst saßen sie nieder und bauten Schwytz, genannt nach Schwytzer, ihrem ersten Hauptmannn. Das Volk mehrte sich, in dem Thal war nicht Raum genug, sie hatten manchen schweren Tag, eh ihnen das Land Nutzen gab; den Wald ausrotten, war ihr Geigenbogen. Ein Theil der Menge zog ins Land an den schwarzen Berg, der jetzt Brauneck heißt. Sie zogen über das Gebirg ins Thal, wo die Elar rinnt, da werkten sie emsig zu Tag und Nacht und bauten Hütten. Die aber aus der Stadt Häßle in Schweden stammten, besetzten Hasli im Weißland (Oberhaßli) und wohnten daselbst unter Hasius, dem dritten Hauptmanne. Der Graf von Habsburg gab ihnen seine Erlaubniß dazu. Gott hatte ihnen das Land gegeben, daß sie drinnen sein sollten; aus Schweden waren sie geboren, trugen Kleider aus grobem Zwilch, nährten sich von Milch, Käs und Fleisch und erzogen ihre Kinder damit.

Hirten wußten noch zwischen 1777—80 zu erzählen, wie in alten Jahrhunderten das Volk von Berg zu Berg, aus Thal in Thal nach Frutigen, Obersibenthal, Sanen, Afflentsch und Jaue gezogen; jenseits Jaue wohnen andere Stämme. Die Berge waren aber vor den Thälern bewohnt.

7.

Walcheren.

Hugo floriacensis.
Gouthoven, Chronycke van Hollant rc. Delft. 1585. fol. 11. d

Als die Stadt Rom zweihundert und einige zwanzig Jahre gestanden hatte, regierte in dem belgischen Lande in der Grafschaft Hennegau, da wo nun die Stadt Bergen steht, ein Fürst, der Leo hieß, und als der gestorben war, kuren die Belgier einen andern, und dessen Name war Walachryn. Als dieser zu einem Herzoge und Prinzen angenommen war, vertrieb er zur Stunde Alle aus dem Lande, welche edeln Geschlechts waren, ausgenommen die Priester. Viele der Edeln, welche seine Tyrannei nicht vertragen konnten, zogen auch freiwillig weg und versammelten sich in Blandin im Lande Flandern, welches nun Gent heißet, und machten diese Stadt stark und fest, um dort sich vor allem Unrecht zu schützen. Auch stifteten sie die Stadt Nervien, welche nun Dornik genannt ist.

Darnach stellte Walachryn neue Gesetze und Gebräuche auf und machte Alles zu nichte, was andere Könige und Herrn angeordnet hatten. Er beraubte die Tempel der Götter ihrer Zierrathen und Kleinodien und schmückte damit seine Weiber; die Zinspfennige und Tribute der Götter zog er gleichfalls ein, und nahm am Ende aus großem Hochmuth und Vermessenheit das priesterliche Amt über sich und brachte dem Gotte Belus Opfer. Darob strafte ihn der oberste Priester des Tempels und Walachryn wagte es, ihn todtschlagen zu wollen vor allem Volke. Als das Volk aber das sah, da stand es gegen Walachryn auf und vertrieb ihn mit seiner Familie aus der Stadt, schlug auch viele seiner Diener todt. Binnen drei Tagen darnach kam er mit großer Waffenmacht wieder, die Stadt zu gewinnen, aber die

Bürger gingen ihm also kräftig entgegen und in so großer Anzahl, daß sie ihn verjagten und vertrieben bis über die See.

Als nun Walachryn sah, daß er gegen das Volk nichts ausrichten könne, ist er mit all seinen Knechten zu Schiffe gegangen und über die See gefahren, bis er an ein Eiland kam, welches noch wild und unbewohnt war und lag unter den Eilanden von Seeland. Daselbst festigte er sich, bedeichte die Insel und machte sie stark mit hohen Wällen gegen das Fluthen des Seewassers und nannte sie nach seinem Namen Walachria, welches nun Walcheren ist.

Lange Zeit besaß er dieß Eiland mit seiner Nachkommenschaft und von ihm stammen ab und sind entsprossen die Herzoge von Walcheren.

8.

Der überquellende Brunnen.

Cronyke ende warachtige Beschryvinghe van Vrieslant . . . . Eerst door Ockam Scharlensem seer vlytelick by een gheteeckent. Ende andermael door Joannem Vlitarp weder vernieut ende verbetert. Als nu oock van ghelycken ten derdemael door Andream Cornelium Stavriensem seer neerstelick . . . ghescheit is. Leuwarden. 1597. fol. fol. 5. c. u. d.

Anno hundert vier und sechszig wurde südwestlich von Stavoren ein Pütz gegraben, bei eine halbe Stunde Gehens vor der Stadt, aus welchem ein großer Ueberfluß von Salzwasser oben hinauslief, gerade als ob es ein Springbrunnen gewesen wäre. Dadurch wurden die Einwohner sehr erschreckt; sie fürchteten, ihr ganzes Land sollte verderben und vergehen, wie es zuvor durch den feurigen Pütz (das rothe Clif) geschehen war, und nachdem sie Stavo, ihrem Abgotte, geopfert hatten, empfingen sie eine Antwort, daß es nicht vergehen noch aufhören

werde eher, als sie das Blut eines dreijährigen Kindes in dasselbe Wasser sprengten und mengten. Und dasselbe war so hastig nicht geschehen, und die Flut hörte auf, denn es wurde also leer in dem Pütz, daß man kaum Wasser darin sehen konnte, nach welchem der Pütz wieder gedämpft und zugeworfen ist.

Das Land, wo das Wasser übergeflossen war, blieb drei Jahre lang dürr, so daß keine Früchte darauf wuchsen; darnach begann es wieder Früchte zu tragen.

9.

Teckelnburg.

J. Picardt, korte Beschryvinge van eenige vergetene en verborgene Antiquiteten der provincien en landen, gelegen tuschen de Noord-Zee, de Yssel, Emse en Lippe. Tweede Druk. Groningen. 1731. fol 129. ff.

Das Haus Teckelnburg ist das älteste und berühmteste in ganz Frießland. Seinen Namen findet man verschieden angegeben, als Teklaburg, Titneburg, Teutenburg und Tekneburg. Einem allgemein verbreiteten, uralten Erbgerüchte zufolge haben es die Hünen gebaut, deren Begräbnisse, die Hünengräber, auch in dieser Gegend häufig gesehen werden. Nahe bei demselben liegt auch der alte Arcke-Stein, das ist Harcken-, Hercken- oder Herkules-Stein.

10.

Campen.

J. Picardt, p. 152.
Wolff Poortsluyter.

Die Stadt Campen in Frießland ist von zwei gewaltigen Riesen gestiftet, welche in alten Zeiten daselbst ihre Woh-

nung gehabt haben, wie überhaupt viel Riesen in der Gegend waren. So versichern Fischer von der Insel Ens, daß rund herum große Steine, gleich denen der Hünengräber, auf einander gethürmt, tief unten im Wasser liegen.

11.

Oedtmarsen.

J. Picardt, p. 159.

Auf der Stelle, wo nun die Stadt Oedtmarsen stehet, erhob sich ehedem die Burg eines grimmen Heiden, Odinarius genannt. Als dieser starb, befahl er auf seinem Grab eine hohe Pyramide zu bauen, damit also sein Gedächtniß bewahrt würde. Diese Pyramide ist später umgeworfen und an ihre Stelle ein Kirchlein gesetzet worden. Das gewölbte Grab aber blieb unberührt und findet sich der Sage zufolge unter der Schwelle der Kirchthüre.

12.

Hengist und Horsa.

Wilhelm. malmesb. Savile 1601. p. 8 ff.
Galfridus monemut. ed. 1587. p. 43. lib. 6.
Matth. westmonaster. flores. ed. 1601. p. 82.
Beda, hist. eccles. I. 14. u. 15.
Gotfrid. Viterbon. p. 358. 359.
Occa fol. 8 a.
Winsemius. fol. 42.
Oude Divisiechronik van Holland. Delfter Ausg. von 1585. fol. 27 c.
cf. Grimm Deutsche Mythologie. p. 91.

Anno dreihundert und sechzig im Beginne des Jahres wurde Udolph Haron in der Regierung seines Va-

ters (über die Friesen) angenommen und befestigt. Anno dreihundert ein und sechszig ist ihm ein Sohn geboren worden, den er Hengist nannte, worüber all seine Untersassen sehr erfreut waren. Anno dreihundert drei und sechszig ist ihm ein zweiter Sohn geboren worden, den er Horsus hat nennen lassen, wodurch die Freude der Untersassen noch gemehret wurde.

Anno dreihundert vier und siebenzig sandte Udolph der Friesenherzog, seine beiden Söhne, die vorgenannten Hengist und Horsa, zu Valentinian, dem römischen Kaiser, um Kriegshandel, Ehrbarkeiten und alle ritterlichen Manieren zu lernen, womit er demselben Kaiser einen angenehmen Dienst und Wohlgefallen that.

Anno dreihundert drei und achtzig kamen Herzog Udolph's zwei Söhne wieder nach Frießland, wo sie blieben bis Anno dreihundert und fünf und achtzig, denn da ist ein groß Geruf vor den Herzog gekommen, wie daß seine Lande zu voll und überflüssig von Leuten wären; begehrten deshalb, er sollte die alten Gesetze und Gebräuche seiner Vorväter nicht vergessen, sondern nun bei diesen nothlichen Zeiten wieder erneuen und in Kraft stellen, denn es wäre nicht möglich, daß alle Kost hätten.

Als dieß der Herzog hörte, ließ er auf ihr Gesuch und Begehren in allen Städten, Dörfern und Flecken die schönsten, jüngsten und frommsten (tapfersten) des Landes versammeln, um zu losen, wem es zu Theil fallen werde, auszuziehen, damit er also das Land lichte von der Ueberfülle des Volkes. Und dabei sparte er nach den alten Bräuchen seiner eigenen Kindern nicht, so daß auf Hengist und Horsa dieß Loos auszuziehen mit gefallen ist und diese wurden als Herrn und Führer über die Andern angestellt. Als nun alle Dinge fertig waren und die Schiffe, mit denen sie fahren sollten, bereit, sind sie Anno dreihundert und fünf und achtzig unter Segel ge-

gangen und mit vorsputigem Winde nach Brittanien (welches man nachmals Engeland hieß) gekommen. Als solches dem Könige Vortigern gebotschaftet wurde, ist er alsbald zu ihnen gekommen. Da er am Wesen der Zwei sah, daß sie den andern allen übergingen, grüßte er sie und fragte sie vor allen andern, warum sie also gewappnet mit Macht von Volk zu seinem Lande und Königreiche gekommen wären. Da antwortete Hengist, welcher der älteste und der beredteste war, dem Könige, wer sie wären und woher sie kamen, und sprach alsdann folgendermaßen: „Und wir, die gehorsam sein wollten unsern Obern nach Einsetzung und Befehl, sind zu Schiffe gegangen und mit des Gottes Wodan Geleit (denn dieser wurde in Dockenburg geehrt) alhier in euer Königreich gekommen, um euch oder einem andern Fürsten, dem es gelieben wird, zu Dienste zu sein."

Als der König Wodans Namen nennen hörte, fragte er zur Stunde, wessen Glaubens und welcher Religion sie wären? und als ihn Hengist über alles unterrichtet hatte, sprach der König wiederum: „Von wegen eures Glaubens, der nur Unglaube ist, bin ich höchlich betrübt, andernsinns von wegen eurer Ankunft höchlich erfreut, denn ich werde euch nöthig haben gegen meine Feinde, und dienet ihr mir getreulich und helfet mir mein Land beschirmen, so soll euer Sold und Lohn groß sein." Als Hengist mit seinen Friesen, Angern oder Niedersachsen dieß hörte, waren sie zur Stunde bereit und schwuren, dem König als Männer von Ehre getreu zu sein.

Kurze Zeit darnach sind die Schotten dem Könige ins Land gefallen, aber durch die Frommheit Hengists und seiner Friesen und Niedersachsen, die immer die Vorhut bei dem Heere hatten, aus dem Felde geschlagen worden, und der König sehend, daß er ihnen also große Victorie verdanke, dankte ihnen herzlich und begabte sie

mit reichen Geschenken, dann ließ er einen Jeden zu dem Seinen ziehen.

Hengist aber, der gar klug von Verstand war, merkte wohl, daß er dadurch Gnade bei dem Könige erworben hatte und sehend, daß der König nicht sehr geliebt und geachtet war in dem Lande, bot er ihm an, noch mehr Volk aus Frießland zu verschreiben. Das behagte dem Könige wohl und er ließ Hengist es thun.

Nach diesem kam Hengist einmal wieder zum Könige und sprach, daß der König ihn noch nicht nach Würden begabet hätte, wie es einem Herzogssohne von Frießland gebühre, und bat ihn, daß er ihm eine Festung geben möge, in welcher er mit seinen Rittern und Friesen geachtet und geehrt leben könnte. Worauf der König ihm kürzlich entgegnete: daß die Gesetze der Vorväter verböten, Fremdlingen einiges Land einzuräumen und zu schenken; auch würde er sich dadurch die Ungunst der Brittanier, seiner Unterthanen, auf den Hals holen; darum bäte er Hengist, nicht auf sothane kleine Giften zu schauen, sondern auf sein gut Herz.

Da sprach Hengist: „Dann gebet und verleihet mir nur soviel Landes, als ich mit einer Ochsenhaut umlegen mag, um daselbst mir eine Festung zu bauen.“ Das gönnte ihm der König alsbald. Da schnitt Hengist die Ochsenhaut in kleine lange Riemen, die er um einen steinartigen Boden legte, und zimmerte daselbst mit großem Eifer eine Stadt, nannte diese in friesischer Sprache Cancastra, welches nun Lancaster heißet.

Als dieß nun meist alles vollbracht war, ist noch ein großer Haufe gewappneten Volkes aus Frießland gekommen, welche Hengist alle in der neuen Stadt aufnahm. Darunter war auch seiner Schwester Tochter, die überschöne Ronixa. Darum entbot er den König, die neue Stadt und das angekommene Volk zu sehen,

welches der König zur Stunde that, und hat ihm beides auch sehr wohl behaget und angestanden. Darnach ist er mit Hengist zur Tafel gesassen, wo er sehr ehrlich bedient und traktiret wurde.

Gegen das Ende der Mahlzeit kam die schöne Ronixa aus der Kammer, sehr schön und köstlich gezieret; sie hatte in ihrer Hand einen goldenen Kop oder Schale mit köstlichem Wein gefüllt, neigte sich dem König, fiel ihm zu Füßen und sprach: „Liever King wacht heyl." Der König, sie nicht verstehend, fragte seinen Kämmerling, was sie sagte, und dieser entgegnete: „Sie nennet euch König und begehrt, daß ihrs von ihr wachten wollt; darum saget: trinkt heyl", welches der König that. Da trank sie und gab es dann dem Könige, ihn küssend nach Landesweise. Als dieß geschehen war, entbrannte der König sehr in Liebe zu ihr, so daß er sie von Hengist zu einer Hausfrauen begehrte. Dieser hielt Rath mit seinem Bruder und andern Herren und Räthen und sagte sie dem Könige zu unter dem Beding, daß der König ihm alsdann die Ecke Landes, welche man Cantuarien hieß, für sein Volk gebe, welches auch also gelobt und geschehen ist. Und der König nahm Ronixa zu seiner Hausfrauen und hatte sie sehr lieb. Und davon ist nachher die Gewohnheit von Küssen und wacht Heil und trinkt Heil von den Friesen allda geblieben.

Da dieses Thun des Königs seinen Söhnen, den Prinzen und Herrn sehr mißbehagte, baten sie ihn oftmal, er solle die Friesen wieder aus dem Lande ziehen lassen, worauf sie selten gute Antwort erlangten; sie warfen darum seinen einen Sohn zum König auf, und zogen also gesammt gegen die Friesen, gegen die sie einen harten Kampf kämpften, in dem Horsa, Hengists Bruder, todt und erschlagen blieb. Und die Friesen wurden meist alle wieder aus Brittanien vertrieben.

Kurz darnach ist der neuaufgeworfene König mit Gift vergeben worden und der Vater wieder ans Reich gekommen, und hat zur Stunde auf Anliegen von Ronixa, seiner Königin, Hengist wieder entboten, doch heimlich und mit wenig Volk. Nichts desto weniger kam Hengist mit viel Schiffen sehr stark ans Land, welches von dem König und seinen Herrn sehr übel genommen wurde; sie wollten darum, daß man die Friesen wieder von der Landesgränze vertreibe. Als Ronixa dieß verstund, ließ sie es ihrem Ohm zur Stunde wissen, der stracks Boten an den König sandte, um ihm anzusagen, daß er nicht das Land zu schädigen gekommen wäre, sondern allein, um den König zu fragen, ob er nicht einiges Volk zur Beschirmniß des Landes da zu halten begehrte. Der König möge ihm nun wissen lassen, welches sein Wille und seine Meinung wäre, auch Zeit und Ort anberaumen, wo sie zusammen kommen könnten, um deßfalls zu handeln.

Der König dieß hörend, setzte den ersten Mai und Ambren fest, um dann und dort zusammen zu kommen, und wollte mit seinen Herren, Edeln und Baronen daselbst sein, warum Hengist seinen vornehmsten Edeln befahl, daß sie am bestimmten Tage jeder ein gut Schwert bei sich trügen, und wann er spräche: „Nimet oure saras", dann sollten sie ihre Schwerter ziehen und jeder einen von des Königs Edeln durchstechen, der zunächst bei ihm stände, welches am bestimmten Tage also geschah, so daß von den edelsten Rittern und Rathsherren des Königs mehr denn vierhundert und fünfzig durchstochen wurden.

Darnach rasten die Friesen in großer Wuth, um den Tod des Horsa zu rächen, und nahmen das meiste Land wieder ein, welches sie verloren hatten.

Digitized by Google

13.

Haß zwischen Sachsen und Schwaben.

Glosse des Sachsenspiegels zu Buch 1, 17 und Buch 2, 12. Grimm No. 415.

Dieweil Hengst ausgezogen war mit seinen Männern nach England, und ihre Weiber daheim gelassen hatten, kamen die Schwaben, bezwungen Sachsenland und nahmen der Sachsen Weiber. Da aber die Sachsen wiederkamen und die Schwaben vertrieben, so zogen einige Weiber mit den Schwaben fort. Der Weiber Kinder, die dazumal mit den Schwaben zu Land zogen, die hieß man Schwaben. Darum sind die Weiber auch erblos aus diesem Geschlecht und es heißt im Gesetz, daß „die Sachsen behielten das schwäbisch Recht durch der Weiber Haß.“

14.

Ochsenburg.

Pomarius, Sächs. Chronik. Wittenb. 1588, Fol. S. 15.

Als die Sachsen in England angekommen waren, baten sie den König, daß er ihnen ein solch Bleck Landes gäbe, das sie mit einer Ochsenhaut beziehen könnten. Da er dieß bewilligte, schnitten sie die Haut in schmale Riemen, bezogen damit eine raume Stätte, bauten dahin eine Burg, Namens Ossenburg.

15.

Radbod.

I.

Malis Stoke. Buch I, Z. 149—176.
Het oude goutsche Chronycken van Hollant 2c.
Vgl. die alderexcellenste Cronyke van Brabant.
Occa, Ausg. v. Andr. Cornelius S. 46.

Carolus Martellus stritt gegen die Ungläubigen und deren Herzog Ridsaert (Radbod) und brachte endlich diesen Letztern dazu, daß er ein Christ werden wollte, und Ridsaert kam nach Utrecht, damit Sankt Wilibrordus ihn taufe. Als er aber den einen Fuß in das Wasser gesetzt hatte, hielt er den andern noch zurück und fragte den heil. Wilibrord, was wohl besser sein möge, daß er getauft werde oder nicht. Darauf entgegnete der heil. Bischof: „Wenn du ungetauft stirbst, so wirst du zur Hölle fahren, wo all deine Vorväter sind; sobald du aber getauft bist und du stirbst alsdann, kommst du sonder Pein ins Himmelreich.“ Als der Herzog Ridsaert das hörte, sprach er: „So verstehe ich wohl, daß keiner meiner Freunde und Verwandten im Himmelreich ist und nur eine kleine Zahl deiner Christen; ich aber will lieber mit meinen Freunden in der Hölle sitzen, als mit deinen armen Christen im Himmelreiche.“

Und mit den Worten zog er seinen Fuß nach sich und ging wieder nach Hause. Auf dem Wege aber brach er den Hals, wodurch manch tausend Friesen sich bekehrten.

16.

Radbod.

II.

De Chronyk van Holland van den Klerk uit de laage Landen by der Zee 2c. (1384) S. 20.
Die Cronycke van Hollant 2c. Delft 1585.

Wolframus hatte den König Rathbold durch seine feurigen Predigten dahin gebracht, daß er sich wollte taufen lassen. Und als er mit einem Fuße im Taufbecken stand, fragte er, wo die größte Zahl seiner Voraltern sei, im Himmel oder in der Hölle. Darauf antwortete der Bischof: „Alle die von deinen Voraltern nicht getauft und nicht im Christenglauben gestorben sind, die seufzen in den Peinen der Hölle." Als Rathbold hörte, daß somit der größte Theil seiner Vorväter in der Hölle sei, sagte er: „Es ist besser, ich folge dem größten Haufen, welches doch meine Freunde und Magen sind, in die Hölle, als daß ich mit deinem Häuflein Christen im Paradiese sitze." Und alsbald zog er seinen Fuß aus dem Wasser und verschmähte und verachtete die heilige Taufe.

17.

Von einem Wunder Wolframi und wie König Rathbold von Frießland vom Teufel verführt ward und starb.

Vita Sti. Wulframi.
Die Cronycke van Hollant 2c. Delft 1585.
Occa, Ausg. von Andr. Cornelius S. 47 u. a. m.

Als König Rathbold sich nicht hatte wollen taufen lassen, da geschah es, daß man nach Gewohnheit der Friesen einen Menschen, der durchs Loos erwählt wurde, den Abgöttern opfern mußte, und es trug sich zu, daß das Loos auf einen schönen Jüngling fiel, der Ovo (Occo)

genannt war. Als der heilige Bischof Wolfram das hörte, bat er den König Rathbold, daß er ihm diesen Jüngling geben möge. Aber der König antwortete und sprach: „Siehe, ich werde diesen Jüngling aufhängen lassen nach meiner Väter Gewohnheit, denn das Loos ist auf ihn gefallen, wenn aber dein Gott ihn vom Tode erretten kann, dann will ich ihn dir geben." Und darauf wurde der Jüngling gehangen und der heil. Bischof stand bei dem Galgen und flehte zu Gott, daß er den Armen vor dem Tode bewahren möge, und sieh, der Bast brach zur Stunde mit den Banden und der Jüngling fiel unverletzt zur Erde. Wolfram hob ihn dankend auf und taufte ihn und ließ ihn von dem Bischofe von Ruwaen (Rouen) Regislant, zu einem Priester weihen.

Als der König das Wunder sah, begehrte er von dem Heiligen, getauft zu werden, aber Wolfram glaubte nicht, daß der König es gut meine im Herzen und stand darum in Zweifel, ob es rathsam sei, denselben zu taufen. Er schrieb also einen Brief an den heil. Willebrordus, um dessen Meinung darüber zu erfahren und dieser schrieb ihm hinwieder: „Wie sollte der glauben können, der meinem heiligen Bruder und Mitbischof nicht geglaubt und nicht getraut hat; ich habe gesehen, daß er mit einer feurigen Kette gebunden war und dabei verstanden, daß er für ewig verurtheilt und verdammt ist." Dieses ließ Wolfram dem Könige wissen, aber Rathbold trieb seinen Spott damit und sprach: „Nein, das kann nicht also sein, wie Willebrordus schreibt, denn ich hatte in dieser Nacht eine Erscheinung und ein Engel kam zu mir, gekleidet in güldenes Gewand und trug eine goldene Krone auf dem Haupte und der sprach zu mir: „„O allertapferster der Männer, König Rathbold, wer hat dich also betrogen, daß du von dem Dienste der Götter scheiden willst? Das wolle doch nimmer thun und halte

dich bei dem Glauben, den du von deinen Voraltern gelehrt und empfangen hast; dann auch wirst du zu dem goldenen Hause und Pallaste kommen, der dir bald in der Ewigkeit bereitet ist. Darum sollst du morgen zu dir entbieten den Bischof und Lehrer der Kirche, Wolframum, und ihn fragen, wo die Wohnungen der ewigen Klarheit seien, welche er dir versprochen hat. Kann er dir diese nicht zeigen, so sendet von beiden Seiten Gesandte und Boten und ich werde ihr Geleitsmann sein."" Der Bischof antwortete aber und sprach: „O edelmögender König, das ist der Teufel, der dich in Gestalt eines guten Engels betrügt." Darauf entgegnete der König: „Siehe, ich will ein Christ werden und mich taufen lassen, wenn mein Gott mir diese goldenen Palläste nicht zeigt."

Und um dem Willen des Königs zu genügen, sandte der Bischof einen seiner Diakonen mit einem Friesen, der von Seiten Rathbolds ging. Als diese beiden ein Stück Weges vor Medemblick gekommen waren, fanden sie ihren Geleitsmann bereitstehend, wie er es dem Könige gelobt hatte, und der sprach zu ihnen: „Eilet euch sehr und ich werde euch weisen und zeigen die herrliche Wohnung, welche dem Könige Rathbold bereitet ist." Und sie gingen mit einander auf einem breiten und unbekannten Wege, bis sie auf eine Straße kamen, welche von glatten Marmelsteinen gemacht war, und da sahen sie von ferne ein köstliches Haus von Gold und edeln Steinen gebaut. Und als sie in das Haus kamen, zeigte sich ihnen die wunderbare Pracht eines königlichen Thrones von unaussprechlicher Schönheit, und da sprach ihr Geleitsmann: „Sehet hier die Wohnstatt, welche dem Könige Rathbold bereitet ist."

Der heilige Diakon aber verwunderte sich über die Maßen und sagte: „Ist es, daß diese Dinge von Gott

sind, so bitte ich den Herrn, daß er sie ewig also bleiben lasse; sind sie aber vom Teufel, so bitte ich den allmächtigen Gott, daß er sie zur Stunde vernichte." Und als der Diakon dieß gesprochen, machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes und siehe, ihr Geleitsmann verwandelte sich in einen häßlichen Teufel und die Pracht des Pallastes und der Zierrathen in Staub und Koth und sie standen inmitten eines Pfuhles, aus welchem sie mit großer Arbeit und Mühe erst am dritten Tage sich herauswanden. In Medemblick aber hörten sie, daß der König Rathbold plötzlich gestorben sei. Und sie erzählten dem Bischofe und allen, die es hören wollten, was sich zugetragen, und der Friese ließ sich taufen.

18.

Von König Karl und den Friesen.

Beninga, Chronyk van Oostfriesland.
Oude friesche Wetten. Deel I.
Altfriesengesetz, herausgeg. v. Wierdsma I, S. 103—108.
Grimm, Deutsche Sagen. II, 117 ff.
Van der Bergh.

Als König Karl aus Franken und König Radbod aus Dänemark in Friesenland wider einander stießen, besetzte jeder seinen Ort und sein End im Franekergau mit einem Heerschild und jedweder sagte: das Land wäre sein. Das wollten weise Leute sühnen, aber die Herren wollten es ausfechten. Da suchte man die Sühne so lange, bis man sie in die Hand der beiden Könige selber legte: „wer von ihnen den andern an Stillstehen überträfe, der sollte gewonnen haben." Da brachte man die Herren zusammen. Da standen sie ein Etmal (Zeit von Tag und Nacht) in der Runde. Da ließ König Karl seinen Handschuh entfallen. Da hub ihn König Radbod

auf und reichte ihn König Karl. Da sprach Karl: „Haha, das Land ist meine“ und lachte; darum hieß sein Ort Hachense. „Warum?“ sprach Radbod. Da sprach Karl: „Ihr seid mein Mann worden.“ Da sprach Radbod: „O wach“ (o weh), darum hieß sein Ort Wachense. Da fuhr König Radbod aus dem Lande und König wollte ein Ding (Gericht) halten; da vermochte er nicht, denn so viel lediges Landes war nicht da, darauf er dingen konnte. Da sandte er in die sieben Seelande, und hieß ihnen, daß sie ihm eine freie Stelle gewönnen, darauf er möchte dingen. Da kauften sie mit Schatz und mit Schilling Deldemanes. Dahin dingte er und lud die Friesen, dahin zu ihm zu fahren, und sich ihr Recht erkören, das sie halten wollten. Da baten sie Frist zu ihrer Vorsprechung. Da gab er ihnen Urlaub. Des andern Tages hieß er sie, daß sie vor das Recht führen. Da kamen sie und erwählten Vorsprecher, zwölf von den sieben Seelanden. Da hieß er sie, daß sie das Recht erkörten. Da begehrten sie Frist. Des dritten Tages hieß er sie wiederkommen. Da zogen sie Nothschein (beriefen sich auf das gesetzliche Hinderniß), des vierten Tags ebenso, des fünften auch so. Dieß sind die zwei Fristen und die drei Nothscheine, die die freien Friesen mit Recht haben sollen. Des sechsten Tages hieß er sie Recht kören. Da sprachen sie: sie könnten nicht. Da sprach der König: „Nun leg ich euch vor drei Kören, was euch lieber ist: daß man euch tödte? oder daß ihr alle eigen (leibeigen) werdet? oder daß man euch ein Schiff gebe, so fest und so stark, daß es eine Ebbe und eine Fluth mag ausstehen und das sonder Riem und Ruder und sonder Tau?“ Da erkoren sie das Schiff und fuhren aus mit der Ebbe so fern weg, daß sie kein Land mehr sehen mochten. Da war ihnen leid zu Muth. Da sprach einer, der aus Wittekinds Geschlecht war, des ersten

Asegen (Richters): „Ich habe gehört, daß unser Herr Gott, da er auf Erden war, zwölf Jünger hatte, und er selbst der dreizehnte war, und kam zu jedem bei verschlossenen Thüren, tröstete und lehrete sie; warum bitten wir nicht, daß er uns einen dreizehnten sende, der uns Recht lehre, und zu Lande weise?" Da fielen sie alle auf ihre Knie und beteten inniglich. Da sie die Betung gethan hatten, sahen sie einen dreizehnten am Steuer sitzen, und eine Achse auf seiner Achsel, da er mit ans Land steuerte, gegen Strom und Wind. Da sie zu Land kamen, da warf er mit der Achse auf das Land und warf einen Erdwasen auf. Da entsprang da ein Born, davon heißt die Stelle zu Achsenhof. Und zu Eschweg kamen sie zu Land und saßen um den Born herum; und was ihnen der dreizehnte lehrte, das nahmen sie zu Recht an. Doch wußte niemand, wer der dreizehnte war, so gleich war er jedem unter ihnen. Da er ihnen das Recht gewiesen hatte, waren ihrer nur zwölf. Darum sollen in dem Land allzeit dreizehn Asegen sein und ihr Urtheil sollen sie fällen zu Achsenhof und zu Eschwege, und wenn sie entzwei sprechen (verschiedener Meinung sind), so haben die sieben die sechse einzuhalten. So ist das Landrecht aller Friesen.

19.

Pferd weckt eine Quelle.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. Col. Agr. 1588, p. 295.

Als die Friesen an dem Orte, wo Sanct Bonifaz einst die Marterkrone errungen, einen Hügel aufwarfen gegen die andringenden Fluthen des Meeres, wollten sie auch daselbst eine Kirche nebst einem Kloster für fromme

Diener Gottes bauen, jedoch fanden sie, daß in der ganzen Umgegend keine Quelle süßen Wassers sprang, dessen die Bewohner des Klosters doch bedurften.

Der Befehlshaber des Landes, Abbo, den König Pipin dahin gesandt, nahm, als er dieß erfuhr, sogleich einige seiner Gefährten zu sich und ritt an die Baustelle und um den Hügel, der schon vollendet war, herum, eine Quelle zu suchen. Schon hatten sie lange vergebens sich bemüht, da siehe, sinkt das Pferd eines sie geleitenden Knaben mit den Vorderfüßen in die Erde. Schnell stürzen die andern zur Hülfe herbei, und kaum waren des Rosses Füße aus dem Boden herausgezogen, als zu aller Erstaunen ein Strahl klaren Wassers nachschoß, der so reichlich quoll, daß er wenige Augenblicke nachher schon einen Bach bildete. Alle kosteten und erkannten, daß es süßes Wasser war, und priesen Gott für das Wunder, welches er gethan.

20.

Frauen retten Leeuwarden.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. p. 31.

Am Tage der heiligen Simon und Juda haben vor langer Zeit einmal Feinde die Stadt Leeuwarden in Westfrießland überfallen. Da die Männer gerade ausgezogen waren, griffen die Frauen alsbald zu den Waffen, besetzten die Mauern und drangen endlich so kräftig auf die Feinde ein, daß diese von Furcht und Scham ergriffen die Flucht nahmen.

Im sechzehnten Jahrhundert noch wurde der Tag jährlich mit festlicher Feier in Leeuwarden begangen.

21.

Das Wunderkorn von Stavoren.

Mündlich.

Die Stadt Stavoren in Frießland war durch die Blüthe ihres Handels zu also großem Reichthume gekommen, daß ihre Bewohner vor lauter Uebermuth nicht wußten, was sie thaten. Sie ließen ihre Hausflure, Lehnen und Thüren mit purem Golde beschlagen, um den Holländern zu trotzen, weil diese den Aufschwung der Stadt nur mit scheelen Blicken ansahen, und trieben es so arg, daß man sie allgemein nicht anders nannte, als die verwöhnten Kinder von Stavoren. Selbst eigene Gesetze hatten sie sich gemacht und sogar das Recht von Galgen und Schwert sich zugelegt.

Zu dieser Zeit war das Korn in Stavoren einmal sehr hoch im Preise und eine reiche Witwe in der Stadt ließ, um Vortheil daraus zu ziehen, ein Schiff ausrüsten, welches aus Danzig eine ganze Ladung von Korn holen sollte. Während der Zeit aber, wo das Schiff auf der Reise sich befand, sanken die Getreidepreise plötzlich, und als es zurückkam, standen sie so tief, daß die Witwe sich genöthigt sah, das Korn mit Schaden zu verkaufen, wenn sie Geld daraus lösen wollte. Darüber erzürnte die unfromme Frau höchlich und schwur, eher die ganze Ladung zu verlieren; sie gebot dem Schiffer, alles ins Wasser zu werfen.

Dieß war nicht sobald geschehen, als sich vor der Stadt und gerade an der Stelle, wo das Korn hineingeschüttet worden war, eine Sanddüne erhob, welche den Schiffen den Zugang zur Stadt wehrte, so daß Stavoren in kurzer Zeit von dem Glanze seines Reichthumes in tiefe Armuth versank. Als Wahrzeichen von der sündlichen That der Witwe wächst auf der Düne

noch jeglich Jahr eine eigenartige Pflanze, Wunderkorn genannt, welche dem wirklichen Korn in allem ähnlich sieht, nur ist ihre Aehre taub und sonder Frucht.

22.

Der Frauensand.

Occa Fol. 29c.
Pier. Winsemius, Geschiedenisse van Vrieslant. S. 148 u. 149.
H. Soeterboom, Op en Nederganck van Stavoren, im 2. Theile seiner Oudheden, S. 105—107.
Oudheden en Gestichten van Vriesland. S. 487.

In Stavoren lebte eine reiche und übermüthige Wittib, die aber bei all ihrem Reichthum eines sehr harten Herzens war. Diese befahl einmal einem ihrer Schiffsleute, daß er ein Schiff mit allem Nöthigen ausrüsten und ihr das Kostbarste holen solle, was nur zu haben wäre. Der Schiffer machte sich auf den Weg und fuhr nach Danzig, konnte dort aber nichts besseres finden, als schönen Weizen und gedachte diesen seiner Frau zu bringen. Er lud also das Schiff damit voll und kehrte freudigen Herzens nach Hause zurück.

Als die Wittib von seiner Ankunft hörte, eilte sie ihm sogleich entgegen und fragte ihn, was er ihr denn Köstliches bringe, und der Schiffer neigte sich vor ihr und sprach: „Ach, edle Frau, so schönen Weizen, wie ihn je Menschenaugen sahen.“ „Was, Weizen?“ zürnte die Witwe, „und von welcher Seite hast du ihn eingeladen?“ „Von der Backbordseite“, entgegnete erschrocken der Schiffer, und die Witwe rief hohnlachend: „Ei, dann wirf ihn von der Steuerbordseite ins Meer.“

Kaum hatte der Schiffer das gethan, da umringte eine hohe Sandbank den Hafen von Stavoren, so daß kein Schiff mehr in denselben einlaufen konnte, und auf

ihr schoß der Weizen empor, trieb Blätter und Aehren, trug aber keine Frucht. Die Witwe aber starb in Armuth und Elend und mit ihr trug die ganze Stadt gerechte Strafe für ihren Stolz, denn bald nachher versank ein Theil von Stavoren in die Tiefe des Meeres.

Die Sandbank heißt zum Gedächtnisse der gottlosen Witwe noch heute der Frauensand.

23.

Der Schwan des Herrn von Arkel.

Abr. Kemps, Leven der doorluchtige heeren van Arkel ende Jaar-Beschryving der Stad Gorinchem. Gorinchem 1656, S. 5.

Das Geschlecht der Herren von Arkel ist sehr alt und eines der berühmtesten in den Niederlanden. Es leitet seinen Namen von dem deutschen Herkules ab, dessen Tacitus erwähnt, und zählt unter seinen Gliedern manchen durch Geschichte und Sage bedeutenden Namen. Zu diesen gehört unter andern auch Graf Heimon, der Vater der vier allbekannten Ritter Reinold, Ritsard, Weitsard und Adelard, anders auch die vier Heimonskinder genannt.

Der zweite von diesen Helden, Ritsard, hinterließ einen Sohn, Johann, der somit auch Erbe der Herrlichkeiten Pierlepont, Montagu und Valckenstein wurde. Dieser wurde von dem Könige von Frankreich, Dagobert, dem er Hülfe gegen die aufrührerischen Friesen leistete, mit Franchijn und dem Lande ob der Leck belehnt, welches später den Namen: Land von Arkel bekam. Als er jedoch zuerst dahin kam, fand er dasselbe nicht nur mit unwegbaren Wäldern bedeckt, sondern diese auch so voll von wilden Thieren jeder Art, daß er fast allen Muth zum Anbaue desselben verlor. Doch faßte er bald Herz, stellte große Jagden an, ließ das Gebüsch nieder-

hauen, baute Kirchen und Burgen, um welche sich bald gar viele Dörfler schaarten und schuf sich, um mit wenigen Worten alles zu sagen, aus der rauhen Wüste einen lieblichen Garten.

Aber seine Freude daran dauerte nicht lange, denn bald nachher überfielen die Friesen, Dänen und Normannen das Land und verheerten und zerstörten alles, verbrannten die Kirchen und Dörfer und tödteten Herrn Jans Unterthanen. Da dieser sah, daß jeder Widerstand vergeblich sein würde, nahm er von seinen Gütern alles Bewegliche mit sich und zog mit seiner ganzen Familie und Umgebung nach Frankreich und auf sein Schloß Pierlepont.

Hier schenkte ihm seine Gemahlin einen Sohn, den er Heyman nannte, und der gleich ihm in Pierlepont starb, jedoch abermals einen Sohn hinterließ, welcher nach dem Großvater Jan getauft wurde.

Dieser wuchs mit der Zeit zu einem kräftigen und stolzen Manne heran und baute sich in dem Lande von Pierlepont eine starke und feste Burg. Das sah aber Branchion, ein Bruder des Herrn von Baar, nur mit großem Mißvergnügen, er versammelte seine Mannen, bewaffnete sie, erstürmte die noch unbesetzte Burg und verwüstete dieselbe gänzlich. Den Herrn von Arkel kränkte dieß gar sehr, er überfiel Branchion und erschlug ihn.

Da Branchion aber ein Verwandter des Königs war, fürchtete Jan von Arkel Dieses Rache, und zog auf den Rath seiner Freunde mit Elsbeth, seiner Frau, seinen Kindern und vielem Gesinde von Pierlepont weg und nach dem noch stets wüst liegenden Lande von Arkel zu. Auf der Alm schiffte er sich ein, ohne daß er jedoch das Land gekannt hätte, und fuhr, sich der Leitung des Himmels befehlend, auf derselben fort. Doch siehe, da kam mit einem Male ein schöner Schwan geflogen, der

immer das Schiff umkreiste, nun vor demselben, dann hinter ihm, nun an dieser, dann an der andern Seite umherschwirrte, als ob er Herrn Jan hätte begrüßen wollen. Als er solches lange getrieben hatte, senkte er sich aufs Wasser nieder und schwamm dem Schiffe vor, so daß Herr von Arkel erstaunt und verwundert, doch voll Vertrauen, daß dieß ein Bote Gottes sei, dem Steuermann gebot, dem Schwan zu folgen, wohin derselbe auch schwimmen möge, und anzuhalten, wo er anhalten werde.

So fuhr das Schiff die ganze Alm entlang bis nach Almmonde, lief dort in die Maaß ein, aus dieser in die Linge, bis zu dem Damme von Arkel, den man Berenwaard heißet, und wo später ein Kloster gebaut wurde. Dort trat der Schwan ans Land, Herr von Arkel folgte ihm, schlug alsbald seine Zelte dort auf und stellte das verwüstete Schloß wieder her.

Zum Danke für die wunderbare Führung des Schwanes nahm Jan von Arkel später dessen Flügel als Helmzeichen an, wie man heute noch schauen kann.

Dieß hat sich zugetragen gegen das Jahr der Geburt unsers Herrn sechshundert in die neunzig, denn man liest, daß Jan von Arkel um 694 die Kirchen von Arkel, Hoorn und Hagestein wieder aufbauen ließ, welche 697 von Sankt Swibertus, dem Jünger und Mitgesellen des heiligen Wilibrord, eingeweiht worden sind.

24.

Abkunft der Holländer.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant rc. Delft 1585. Fol. 7a.
Vgl. Tac. annal. XIII, 57.
Plin. hist. natur. XXXI, 39.

Die Batavier oder Holländer leiten ihren Ursprung ab von dem Volke, welches die Hermunduren heißet und wohnte hinter dem großen hercynischen Walde bei den Schiten und zu Nachbarn hatte die Catten, Cerusen und andere. Diese Batavier hatten Zwietracht unter einander und wurden aus ihrem Lande vertrieben und kamen bis zu den äußersten Grenzen der wälschen Küste, wo zu jener Zeit noch niemand wohnte. Da festigten sie sich auf dem Eilande des Rheines, welches vor sich den Fluß Maaß hat, und hinter sich die See und zu beiden Seiten den Rhein. Die Ursache aber, warum diese Batavier aus ihrem Lande scheiden mußten, war diese: In ihrem Lande war ein Fluß, aus welchem man Salz zu gewinnen pflegte. Weil nun ein jegliches von den umwohnenden Völkern sich dieses Salzmachen zueignen wollte, so hatten die Batavier und Catten beständig Zwist mit den Hermunduren und konnten unter einander nie einig werden. Als Battus und sein Bruder Salandus einsahen, daß sie keinen Frieden haben würden, räumte er den Ort und kam zu dem Eiland, wie oben gesagt, und nannte es nach seinem Namen Batavia. Und sein Bruder Saland zog zur äußersten Spitze des Eilandes und nannte dieselbe nach seinem Namen Zalant, welches nun Seeland ist, und trieb dort seine alte Handthierung mit Salzmachen, welches man noch heute in Seeland thut. Auch zimmerte er dort eine Burg, die

er zu Ehren seines Vaters Mitellus Mittelburg nannte, und welche heute noch Middelburg heißet, und eine starke und wohl bewährte Feste ist.

25.

Wie die Giganten und Riesen von Brittus aus Brittanien vertrieben, zuerst nach Holland kamen.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Cap. 31, Fol. 10 c.

Als die Trojaner Brittus und Corineus auf das Eiland Albion kamen, fanden sie dort viele große Giganten und Riesen, welche, wie sämmtliche Chroniken melden, aus Assyrien dahin gekommen waren und die Insel nach den weißen blinkenden Bergen Albiona genannt hatten. Brittus aber nannte sie von der Zeit an nach seinem Namen Brittanien.

Die Riesen und Giganten sahen bald ein, daß sie gegen Brittus und seine Gesellen, die Trojaner, nichts ausrichten konnten, und alle von Corineus überwunden und besiegt würden, darum verließen sie das Eiland, um neue Plätze zu einer Niederlassung zu suchen. Als sie zu Schiffe gegangen waren, kamen sie in das Land der Angelsachsen gesegelt, welches nun Ostfrießland ist, und meinten, dieß wilde Land, welches damals noch nicht sehr bebaut und bewohnt war, einzunehmen und zu bewohnen. Als sie aber weiter hineindrangen, um sich bequeme Wohnstellen zu suchen, vernahmen dieß die wilden Niedersachsen und sammelten sich in großen Haufen, um diese Giganten und Riesen zu befechten, und schlugen eine Menge von ihnen todt. Die andern, die dieß sahen, zogen wieder seewärts und segelten nach Westen, um einen Fluß oder Hafen, wo sie bleiben könnten, zu suchen. Also

kamen sie endlich an die Mündung der Maaß, stiegen dort ans Land und nahmen den Ort ein und blieben lange dort wohnen in Zelten und Hütten, welche sie sich von Reisern machten. Dann bauten sie daselbst eine Festung, um vor feindlichen Ueberfällen sicher zu sein, weil es nahe an der See war; und diese Festung war sehr groß und stark und wurde von ihnen Slavenburg geheißen, da sie selbst sich Slaven nannten. Sie stand in der Gegend von Vlaerdingen; nun ist sie aber längst von der Maaß weggespült und dadurch versunken. Sie lehnte an der Ostseite an einen großen und langen Wald, der sich von Dornik bis hin zum Rheine erstreckte und später von Kaiser Claudius „Wald sonder Gnade" genannt wurde. Und dieß geschah neunhundert Jahre vor Christi Geburt, zur Zeit als der Prophet Samuel Richter war über die Kinder Israel.

26.

Haerlem.

I.

Hamconii Frisia.
Hadriani Junii Batavia.
Van der Bergh, Nederlandsche Volksoverleveringen en Godenleer. S. 89.

In alten Zeiten war Holland und Frießland von Riesen bewohnt. Unter diesen hatte einer in Leyden seinen Sitz und war ein Burggraf daselbst, und dessen Name war Lem. Der bekam von einer Riesin einen Sohn, den er gleichfalls Lem nannte, und der darum gewöhnlich Lem der Zweite heißt. Als der Knabe angewachsen und Ritter geworden war, gründete er in der Nähe von Leyden eine Stadt und hieß diese nach sich Haerlem (Heer Lem).

Zu derselben Zeit war der jetzige Haerlemmerwald dem Bacchus geheiligt, der darin einen schönen Tempel hatte. Davon heißt noch jetzt ein Graben in der Nähe von Haerlem Bakenessergracht und eine Kirche Bakenesserkerk.

27.
Haerlem.
II.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant rc. Delft 1585.

Auf der Stelle, wo jetzt die Stadt Leyden steht, hatten die Wilten eine Burg gebaut, die denselben Namen trug, den jetzt die Stadt führt, und das war um das Jahr unseres Herrn 400. Einer von den Castellanen der Burg hatte mit seiner Frau viele Kinder und unter denen auch einen Sohn, genannt Lem oder Willem, und das war ein also starker und kluger Mann, daß die Wilten ihn zum Könige erwählten. Von ihm stammen auch die Burggrafen von Leyden ab, welches nun die Herren von Wassenaer sind. Daher haben die auch noch den Zoll und das Gruytgeld und sind im Besitze der Burg. Ehedem wählten sie selbst auch den Bürgermeister, die Schultheißen und Schöffen.

Dieser Lem aber hatte eine Hausfrau, welches eine Riesin war, und er wann von dieser einen Sohn, mit Namen Dibbalt, der später König von Frießland wurde. Dibbalt nahm gleichfalls eine Riesin zum Weibe, und diese gebar ihm wieder einen Sohn, den er nach seinem Vater Lem nannte. Dieser wurde ein gewaltiger Ritter und baute eine starke Festung und Burg und hieß dieselbe nach seinem Namen Heere Lems stede. Und das

ist die jetzige Stadt Haerlem, die in der langen Zeit groß und schön geworden und nun zur Hauptstadt des kenemer Landes erhoben ist.

28.

Herrn Lems Frau.

C. Wachtendorp, Oude hollandsche Geschiedenissen ofte corte Rymkronyck. Amsterdam 1645. 4. Fol. 23 a.

Als Herr Lem König war, da lebte eine Riesin, welche Walberech hieß, und die weidete um Harlem herum ihr Vieh. Sie war so groß, daß sie, um von Holland nach England zu kommen, nur einen Schritt that. Als sie einmal nach Haus gegangen war und ihr Vieh auf der gewohten Stelle graste, da kam ein Schiff mit Räubern an die Küste gefahren und landete, wo jetzt Scheveningen steht, und die Räuber gingen zur Weide und nahmen all das Vieh und trugen es an Bord und segelten stille weg. Walberech suchte am Morgen vergebens nach ihrer Heerde, bis sie ans Gestade kam, und von ferne das Räuberschiff erschaute. Da ging sie durch die See bis sie zu dem Schiffe kam, faßte dieses mit einem Finger und warf es mit mächtigem Schwunge bis auf den Grund der See. Und als das geschehen war und alle, die auf dem Schiffe sich befanden, ertrunken waren, da aß sie ihr noch warmes Fleisch und sog ihr Blut aus, und dann nahm sie ihre ganze Heerde unter die Arme und ging wieder ans Land. Die Ochsen trug sie auf einer Seite, die Pferde auf der andern, und die Schafe liefen allesammt auf ihrem Kopfe herum.

29.

Die erste Kirche in Dordrecht.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 11.

Nachdem das ganze Land um Dordrecht zum Christenthume bekehrt war, wohnte in dieser Stadt ein ehrbares Mägdlein, welche Zuwaert (Sotheris) hieß. Diese gründete daselbst die erste Kirche und zwar mit nur drei Pfennigen, welche sie in ihrem Beutel hatte. So oft sie dieselben auch ausgeben mochte, waren wieder drei andere darin, und der Beutel versagte nie seinen Dienst. Daraus schlossen die Werkleute, welche an der Kirche arbeiteten, daß sie viel Geld haben müsse, denn sonst könne sie ja ein so köstliches Gebäude nicht aufrichten lassen, und darum warteten sie ihrer einst und ermordeten sie, worauf an derselben Stelle alsbald ein schöner Quell sprang. Als sie aber nicht mehr wie drei Pfennige bei ihr fanden, reute sie die grausame That und war ihnen sehr leid, und sie wurden gefangen und sollten vom Leben zum Tode gebracht werden. Doch da sprang Zuwaert mit einem Male empor, als wäre sie aus einem tiefen Schlafe erwacht, und erlöste die drei Männer und reiste mit ihnen gen Rom, wo sie Beichte und Buße thaten mit großer Erbaulichkeit. Und als der Pabst von dem Wunder hörte, und den Schnitt sah, der an des frommen Mägdleins Halse gleich einem rothen Seidenfaden glänzte, schenkte er Zuwaert große Ablässe für die Kirche von Dordrecht, damit dieselbe fortgebaut und beendet werde.

Wann Zuwaert gestorben ist, weiß man nicht, doch schied sie von hier in Frieden und Seligkeit. Der Quell aber springt noch heute zu einem Gedenkzeichen an das Wunder, welches mit dieser frommen Magd sich ereignet.

30.
Sophia van Heusden.

E. K. Hermans im Noord Brabandsche Volks=Almanak voor het Jaar 1841. Eerste Jaargang. te 's Hertogenbosch. S. 168.

Als die Dänen und Norweger die Seeküsten der Niederlande bereits verwüstet hatten, drangen sie tiefer landeinwärts, zerstörten das Castell von Heusden, verheerten alles Land ringsum und vertrieben den Herrn der Gegend, welcher Robert hieß. Dieser flüchtete nach Brabant und starb dort in hohem Alter im Jahre 857. Seine Gemahlin war Ida, die Tochter des Grafen von Cuyk gewesen, und er hatte mit ihr einen Sohn, mit Namen Balduin, der sein Nachfolger wurde.

Dieser floh nun nach England, wo er durch Empfehlung des Grafen von Holland als Knappe in die Dienste des heiligen Elderik trat, der damals König von England war; bei der Königin und ihrer Tochter Sophia gewann Balduin bald sehr viel Ansehen und sein ehrlicher und frommer Wandel machte ihm viele Freunde.

Besonders aber faßte die Königstochter eine innige Liebe zu ihm, und er entgegnete sie aus ganzem Herzen, ohne dabei jedoch einen argen Gedanken zu haben. Als aber einst der König mit seiner Gemahlin nicht zu Hause waren, verließen beide mit Hülfe eines Kämmerers und eines Knechtes den Pallast, begaben sich auf das Meer und kamen mit günstigem Winde bald in Zeeland an. Von dort reisten sie nach Brabant und zwar zu dem Schlosse Megen, wo Balduin Verwandte hatte und lange ins Geheim mit Sophia blieb, bis sie später in die Grafschaft Zutphen zogen und auch dort eine Zeitlang wohnten. Während dessen hatte Balduin mit seiner Geliebten zwei Söhne gezeugt, Edmund und Robert.

Elderik aber war gar betrübt über den Verlust seiner Tochter und sandte Boten nach Frankreich, Brabant, Schottland, Dänemark und Irland, ja selbst in alle Nonnenklöster hinein, um dieselbe zu suchen; aber nirgend fand man eine Spur von ihr, die, in der Stille lebend, einen gar gottesfürchtigen Wandel führte und allen Armen der Gegend eine Mutter, wie jeglichem Menschen überhaupt ein Vorbild von Tugend war.

Nach dem Tode seines Vaters Robert hatte Balduin, der wieder in Frieden in Heusden herrschte, das Schloß neu aufgebaut; doch lebte er nicht lange hernach, sondern starb im Jahre 870. Sophia blieb nach seinem Tode mit ihren zwei Kindern daselbst wohnen.

Durch Gottes Zulassung aber kam ein Kaufmann aus England nach Heusden, und der erkannte sie auf den ersten Blick. Nachdem er ihr zuvor seine Kleinodien gezeigt, redete er sie in englischer Sprache an, worüber sie sehr erschrak und den Mann flehte und bat, sie nicht zu verrathen; dieser war aber von dem Könige gesandt, sie zu suchen.

Der Kaufmann nahm Abschied von ihr, nachdem er noch ihren Willen zu vollziehen versprochen, eilte nach England und erzählte dem Könige daselbst, auf welche Weise er Sophia gefunden und daß diese zwei Söhne von Balduin habe. Ob dieser Nachricht war der König sehr erfreut, und sandte schnell einen Edelmann, der des Niederdeutschen kundig war, mit dem Kaufmann und einem glänzenden Zuge von Dienern gen Heusden, um seine Tochter und deren beide Söhne nach England zu holen; auch schickte er Sophien einen Brief mit, worin er ihr Verzeihung zusagte.

Als diese Gesandtschaft in Heusden anlangte, fand sie die Königstochter an einem rothen Spinnrade sitzend und Seide spinnend. Sie übergaben ihr alsbald den

Brief des Königs, ihres Vaters, und baten sie, mit ihren Söhnen ungesäumt an Hof zu kommen, indem alles Geschehene vergessen sei. Sophia aber begann bitterlich zu weinen, als sie den Brief las, und sie war über die Maßen betrübt, daß sie ihren lieben Vater also beleidigt hatte. Sie empfing die Gesandten in geziemender Weise, aber sie wollte nicht nach ihrem Vaterlande zurückkehren, obgleich der König ihr versprochen hatte, sie in Gnaden wieder zu empfangen und auf fürstliche Weise auszustatten. Ihre Söhne jedoch übergab sie den Gesandten und bat dabei in einem Briefe ihren Vater, daß er denselben freundlich begegnen und sie wieder nach dem Erbgute ihres Vaters rücksenden wolle. Darauf nahm der ganze Zug Abschied von Sophia und kehrte nach England zurück, wo die lieblichen Jünglinge alsbald dem Könige zu Füßen fielen und durch den Mund des Dolmetschers, der sie begleitete, ihre Mutter bei ihm entschuldigten, indem dieselbe sich unwohl befände, mehr aber noch, weil sie nicht mehr wage, vor ihrem Herrn Vater zu erscheinen, und darum ihn nur flehen könne, ihr das Vergangene zu vergeben und ihre Söhne gnädig zu empfangen und mit Liebe zu behandeln.

Als der König diese Rede gehört, hieß er die beiden Jünglinge aufstehen, umarmte sie und führte sie an der Hand nach seinem königlichen Zimmer, wo er ihnen die köstlichsten Kleider schenkte. Eines Tages erzählten die Gesandten dem Könige, wie sie Sophia gefunden hatten, als sie gerade beschäftigt gewesen, auf einem rothen Rade Seide zu spinnen; darauf ließ der alte Herr alsbald seine beiden Enkel vor sich kommen und redete also zu ihnen: „Balduin, euer Vater, der bei uns in Diensten war, hat unsere Tochter, eure Mutter, mit Listen verführt und sich mit ihr ohne unsern Willen verheirathet. Unsere Gesandten haben eure Mutter getroffen, wie sie

gerade beschäftigt war, gleich einer gemeinen Frau auf einem rothen Rade Seide zu spinnen, darum sollt ihr ein rothes Rad in eurem Wappen führen und zwar in einem goldenen Felde und all eure Nachkommen sollen dieses Wappen behalten.“ Also empfingen Sophias Söhne mit ihren Nachfolgern, den Herren van Heusden, das Wappen, welches sie bis heute noch haben.

Der König Elderik behielt Edmund, den ältern Sohn am Hofe bei sich und sandte nur Robert zurück nach Heusden, nachdem er ihn zuvor noch mit viel Gold und Kleinodien beschenkt hatte, um Sophien aufs herzlichste zu bitten, daß sie recht bald nach England kommen solle. Doch die arme Frau wagte es nicht, weil sie, die Tochter eines so großen und mächtigen Königs, sich so sehr erniedrigt hatte, ihren Diener und Knecht zu ehelichen.

31.

Des Pabstes Antwort.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 60 c.

Nachdem Karl der Kahle Sigeberti, des Prinzen von Aquitanien, Sohn Dirck als Grafen von Holland eingesetzt hatte, und die Friesen und Holländer, welche deß gar unzufrieden waren, und lieber unter des Kaisers Freithum leben wollten, besiegt und überwunden hatte, da zog er ab aus Holland und ließ Dirck daselbst allein. Als dieß die Friesen merkten, da hielten sie heimlich mit den Holländern Rath, wie sie den Grafen Dirck vertreiben möchten, und sie verschwuren und verbanden sich zusammen, um solches ins Werk zu setzen.

Graf Dirck bekam deß bald Wissen und zog hastiglich zu König Karl und gab diesem den Aufstand seiner Untersassen und der Friesen zu erkennen. Da schrieb der König

minnigliche Briefe an Pabst Johannes den Achten, der zu der Zeit in Mainz am Rheine war, und begehrte Rath, was er in dieser Sache machen sollte. Als der Pabst den Brief gelesen hatte, ließ er die Gesandten des Königs zu sich kommen und nahm den Brief und schnitt ihn in lange Riemen, und die Enden der Riemen schnitt er oben ab. Des Abends ging der Pabst mit den Gesandten in einen Hof, wo viele Bäume standen, kleine und große, und nahm ein Schwert und hieb die Wipfel der großen Bäume ab und that insgleiche auch einigen der kleinen. Solches that er zu dreien Malen. Da ersuchten die Gesandten des Königs den Pabst um Antwort für ihren Herrn, aber sie empfingen keine Antwort, sondern sie sollten nur dem Könige sagen, was sie den Pabst hätten thun sehen, welches sie auch also vollbrachten. Der König verstand alsbald des Pabstes Meinung, versammelte viel Volk und zog wieder gen Holland mit dem frommen Prinzen Dirck. Und da ließ er bei Nacht die Reichsten und Mögendsten von Holland aus dem Bette holen und andern Morgens ihnen in Gegenwart des ganzen Volkes das Haupt abschlagen und deßgleichen that er auch an vielen aus der Gemeinde. Als das Volk sah, daß des Königs und des Grafen Zorn so groß war, fiel es ihnen zu Füßen und flehte um Gnade. Und so ward Dirck von neuem eingesetzt zu einem Grafen von Holland.

32.

Bischof Friedrich von Utrecht.

Het oude goutsche Chronyxken van Hollandt.
Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 50 d.

Als der siebente Bischof von Utrecht gestorben war, da kam Kaiser Ludwig nach Utrecht und ließ einen von

seinen Freunden, den er ungemein liebte, zum Bischofe wählen und weihen und gab ihm Stab und Ring und machte ihn zu einem Bischofe. Da hielt der Kaiser auch stattlich Hof und gab ein köstlich Mahl, und dann sprach er zu dem neuen Bischofe: „Mein lieber Sohn, die Kirche von Utrecht hat dich erwählet und erkannt als ihren Hirten, auf daß du mit der heiligen Lehre bekehrest das ungläubige Volk von der Insel Walcheren, welche in deinem Bisthume liegt, und wo die Leute überschändlich leben, so daß man sagt, nicht nur schlafe der Bruder bei der Schwester, sondern auch der Sohn bei der Mutter. Darum befehle ich dir, daß du das änderst und sie in den Bann thuest.“ Und als Friedrich der heilige Bischof das hörte, da sprach er zu dem Kaiser und fragte ihn, wenn man einen Fisch abschuppen wolle, wo man da wohl anfange. Der Kaiser verwunderte sich über diese Frage und antwortete: „Ich vermuthe, daß man zuerst am Haupte beginnen werde.“ Da entgegnete der Bischof und sprach: „O edler Kaiser, ihr habet recht geurtheilt, und da ihr, der ein Fürst und Haupt des Christenglaubens ist, eine fleischliche Nichte zu einem ehelichen Weibe habet, so will ich bei euch zuerst anfangen, ehe ich zu des Fisches Schwanze komme. Und ich sage euch, daß ihr sie lassen sollet und Buße thun, oder ich will Bann und Recht der heiligen Kirche über euch fordern.“ Und er predigte dem Kaiser dermaßen, daß derselbe Buße that und seine Frau entließ.

33.

Der Stein in der Kirche zu Stavoren.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 51.

Der heilige Bischof Friedrich von Utrecht hatte dem frommen Priester Odulf die Kirche von Stavoren an-

vertraut, daß er sie leiten und vor aller Ketzerei bewahren solle. Als Odulf einige Zeit daselbst verweilt und seines Bischofes Willen getreulich erfüllt hatte, reiste er wieder nach Utrecht zurück, um in Gesellschaft der frommen Canonichen dort die ihm noch übrigen Tage seines Lebens zuzubringen. Bei seinem Abschiede von Stavoren hielt er aber eine sehr schöne Predigt und ermahnte die Gemeinde, stets in der Furcht und Liebe Gottes zu verharren und fuhr dann also fort: „Wohl weiß ich, daß nach meiner Entfernung ihr wieder in eure alten stinkenden Sünden zurückfallen werdet. Thut ihr das, dann werden die ungläubigen Dänen und Heiden kommen und euch mit Weib und Kind gefangen aus dem Lande führen. Und damit ihr dessen ein sicheres Zeichen habet, so gebet acht auf den Stein, welcher vor meinem Hause liegt und sehr groß und sehr schwer ist. Wenn ihr sehet, daß derselbe ohne menschliche Beihülfe von selbst in den Bach (Flye) geworfen wird, dann werden sich die Dinge erfüllen, welche ich vorher gesagt, und dieses euer Mißgeschick soll also lange dauern, als der Stein dort versunken liegt. Sehet ihr aber, daß derselbe ohne Menschenhand und Hülfe wieder aus dem Wasser ans Land geworfen wird, dann hat eure Trübsal ein Ende und dann schenkt euch die Barmherzigkeit Gottes Ruhe und Frieden und Erlösung von dem Joche der Heiden."

Und wie der fromme Priester Odulf prophezeiet, also ist es geschehen, und zu einem Wahrzeichen wird dieser Stein noch heute aufbewahrt und gezeigt in der Kirche von Stavoren, von wo ihn auch keine Menschenhand fortbewegen kann.

34.

Graf Arnold III. von Holland läßt einen Brunnen quillen.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant &c. Delft 1585. Fol. 70b.

Graf Arnold der Dritte hatte während der ganzen Zeit seiner Regierung Streit mit den Westfriesen, welche nicht unter seiner Herrschaft stehen wollten. Und im fünften Jahre seines Grafenthumes brach ein Kampf zu Lande aus in Westfrießland bei dem Dorfe Winkel auf einem ebenen Felde, und da waren alle streitbaren Männer von Holland versammelt, um die Friesen wieder zur Unterwürfigkeit zu bringen. Und wie sie so da lagen und der Friesen warteten, da litten sie alle großen Durst, denn da war überall nur Salzwasser zu haben. Der Graf, welcher herzlich Mitleiden mit seinem Volke hatte, fiel in seinem Zelte auf die Kniee und bat inniglich zu Gott, und als er wieder aus seinem Zelte kam, wies er ihnen eine Stelle, welche ihm von Gott in seinem Gebete geoffenbaret war, und da sollten sie graben. Und das thaten sie und er stach seine Lanze hinein, und da fanden sie frisches, schönes Wasser und tranken alle und wurden gelabt. Inzwischen kamen die wilden Friesen mit einer großen Menge Kriegsvolkes und der Graf ging ihnen mit seiner ganzen Macht ritterlich zu Gemüth und schlug sie; ist aber durch Gottes Verhängniß selber in der Schlacht geblieben.

35.

Graf Arnolds Sarg öffnet sich.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant &c. Delft 1585. Fol. 80c.

Als Graf Arnold lange gestorben und in der Abtei Egmont begraben war, ist es auf einen weißen Donnerstag,

als viel Volk in der Kirche von Egmont war, geschehen, daß der Sarg, in welchem der heilige Graf ruhete, bei Abentheuer (von Ungefähr) sich öffnete, da er durch Alter mürbe und morsch geworden war, und drang aus der Oeffnung ein gar süßer Geruch, wie von Myrrhen und Weihrauch, so daß alle, die herum standen, glaubten, sie wären im irdischen Paradiese. Das Loch aber konnte man nicht wieder zustopfen, wie oft man es auch versuchte, und ist noch offen bis auf den heutigen Tag.

36.

Stimme aus der Luft.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 83a. Occa, Cornelius Kempius, Winsemius und die meisten andern friesischen und holländischen Chroniken.

Graf Dirck der Dritte wollte seines Vaters Tod an den Friesen rächen und zog darum mit großer Heermacht gen Ostfrießland. Kaiser Heinrich hatte ihm den Herzog von Lothringen, Gottfried den Bärtigen und viele andere fromme Helden zu Hülfe gesandt. Als nun von beiden Seiten viel Volkes zusammen stand und zur Schlacht bereit war, da hörte man plötzlich aus der Luft eine gräuliche Stimme, welche rief: „Flieht, flieht, flieht!" und zur Stunde nahmen die Holländer die Flucht und liefen, ein jeder seines Weges, ohne sich umzusehen. Und Bischof Adelbold von Utrecht, den Graf Dirck gefangen mit sich geführt hatte, entkam und ging über zu den Friesen, welche er nun noch mehr in ihrem Aufruhr unterstützte.

37.

Bischof Conrads von Utrecht Tod.

Corn. Kempius.
Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 83 d.
Die meisten andern Chroniken von Frießland und Holland.

Der ehrwürdige Bischof Conrad wollte zu seiner seligen Gedächtniß an der Westseite der Stadt Utrecht eine Kirche stiften zu Ehren unserer lieben Frauen. Da war aber der Grund also moorig, daß das Fundament mehrer Säulen nicht halten wollte, weil immer Wasserwellen aus dem Boden drangen. Da war unter den Baumeistern einer mit Namen Pleberus, der vermaß sich, die Grundsteine zu legen und die Säulen fest zu stellen, aber dafür heischte er eine allzu große Summe von Pfennigen. Darum gab der Bischof des Friesen Sohne köstliche Geschenke und milde Gaben, und der vernahm von dem Vater die heimliche Kunst und legte Ochsenhäute auf die Wasserwelle und baute darauf die erste Säule und weiter die andern, bis die Kirche fertig war. Da weihte sie der Bischof ein zu unserer lieben Frauen Ehre. Darum trug der Friese großen Haß und Neid dem Bischofe nach und überlegte und gedachte, wie er ihn vom Leben zum Tode bringe. Und darnach in dem Jahre unseres Herrn tausend und neun und neunzig, als der Bischof einmal Messe gethan hatte und in seinem Hofe die Tagzeiten betete, kam der Friese und zog durch des bösen Feindes Rath und Eingeben sein Messer und erstach den Bischof.

38.

Frauenliebe.

Hadrianus Junius.
H. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant ꝛc. I, S. 89.

Es geschah vor langer Zeit, daß auf dem Schlosse zu Haerlem ein Ritter wohnte, der durch seine Grausamkeiten und Gewaltthaten den Haß des ganzen umwohnenden Volkes auf sich geladen hatte. Das hatte lange Zeit gedauert, aber auf einmal erhob sich das Volk und brach los und belagerte das Schloß so enge, daß der Ritter keinen Ausweg mehr sah, zu entkommen, und durch den Mangel an Lebensmitteln endlich genöthigt wurde, sich den Belagerern auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Als er diesen Entschluß seiner Frau meldete, nahm sie sich vor, ihn von dem Tode zu retten; sie ging zu dem Volke hinaus und bat dieses um Urlaub, das Schloß verlassen zu dürfen mit den köstlichsten Juwelen, welche sie in einer Tracht zu tragen vermöge. Als man ihr das zugestanden und es mit schweren Eiden bekräftigt hatte, schloß sie ihren Mann in eine Kiste und trug diese mit Hülfe ihrer Mädchen aus dem Schlosse fort, und ließ alles andere, was sie besaß, zurück. Das Schloß wurde aber von dem Volke gänzlich zerstört.

39.

Der vergessene Beutel.

H. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant ꝛc. I, S. 100.

Vor vielen hundert Jahren lebte ein Graf von Egmont, der mit seinem Vornamen Walingier hieß, und der war eines also milden Herzens, daß er allezeit seinen Geldbeutel in der Hand hielt, wenn er zur Kirche ritt, um nur stets den armen Leuten geben zu können. Einmal

aber fügte es Gott, daß er den Beutel vergaß und darum nach Hause zurückeilte, um denselben zu holen. Seine Frau aber, ein gar unkeusch Weib, hatte inzwischen einen Edelmann, Peter van Renesse mit Namen, zu sich geladen und trieb mit dem ihre Unzucht. Als der fromme Graf nun auf seine Kammer trat, um den Beutel zu nehmen, fand er die Beiden zusammen und durchstach sie mit seinem Schwerte, worauf er sie am Eingange eines großen Waldes begraben ließ.

Also lohnte Gott des edeln Grafen Mildthätigkeit.

40.

Die vier Ritter.

H. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant ꝛc. I, S. 101.

Der böse Walter von Egmont hatte schon manchen schlimmen Streich verübt und noch immer ließ ihn der Graf von Holland zufrieden. Als er aber einmal des Letztern Stallungen abgebrannt hatte, da nahm ihn dieser unversehens auf Dircks van Rietwyck Schloß gefangen und führte ihn nach Heemskerk, wo er ihn in sichern Gewahrsam bringen ließ.

Als die Kunde davon sich verbreitete, beschlossen vier Brüder aus einem edeln Hause von Holland, ihren Herrn zu erlösen. Sie bewaffneten sich also mit Beilen, Hämmern und Knütteln, zogen vor Heemskerk und machten daselbst einen so gewaltigen Lärm, daß die Wächter glaubten, ein ganzes feindliches Heer liege vor den Mauern, und sich auf alle Weise zu retten suchten. Die vier Ritter aber erkletterten ein Fenster, drangen in das Schloß, schlugen noch fünfzehn Soldaten, welche sich zur Wehr stellen wollten, nieder und erlösten also ihren Grafen, mit dem sie noch in derselben Nacht wieder in Egmont anlangten.

Zur Dankbarkeit schlug Walter alle vier zu Rittern und nannte Jacob, der zuerst in die Gefängnißkammer gedrungen war, Herrn Jacob van der Kamer, den zweiten, der zumeist mit dem Beile sich gewehrt, Jan van de Byl, den dritten, der durch Klopfen und Rumoren am Thore die Wächter gescheucht, Cornelis Klopper, und den vierten, der seine Kodde (Knüttel) gar wacker geschwungen hatte, Peter Kodde. Die Familien dieser vier Brüder wurden in der Folge sehr ausgedehnt, der Aelteste aus jeder aber hatte noch zu Soeterbooms Zeit das Recht, frei in den egmontischen Besitzungen jagen zu dürfen.

41.

Des Storches Dank.

H. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant ꝛc. I, S. 102.

Als Walter der Zweite Herr zu Egmont, und sein Bruder Lubbertus Abt des Klosters Egmont war, hat sichs zugetragen, daß ein Storch, welcher auf der Abtei Dach sein Nest gebaut hatte, ein Bein brach und also von einem jungen Burschen gefangen wurde. Dieser brachte ihn seiner Mutter, einer armen Frau, die dem armen Storch das Bein verband und mit ihrem Sohne ihn fütterte, bis er wieder gesund geworden war, wo sie ihn dann seines Weges fliegen ließen.

Gegen den Herbst verzog der Storch ins warme Land, wie alle Störche zu thun pflegen. Als er aber mit dem Beginne des Frühlings wiederkehrte, flog er zuerst zu der armen Frau und warf dieser aus seinem Schnabel einen köstlichen Edelstein in den Schooß. Das Frauchen war gar erstaunt darob und wußte nicht, was solches bedeuten möchte. Sie nahm darum den Stein

und trug diesen zu dem Herrn Abt, auf dessen Kloster der Storch wieder sein Nest bezogen hatte. Der Abt war nicht weniger verwundert und ließ alsbald einen kommen, der Kenntniß hatte von Edelsteinen. Der putzte den Stein und fand, daß es ein köstlicher Karfunkel war, der Nachts einen lichten Schein, gleich dem des Mondes, von sich warf.

Dieser Stein wurde auf den Hochaltar der Kirche von Egmont gesetzt und ist dort noch lange nachher zu sehen gewesen. Die arme Frau bekam aber vom Kloster so reiche Gaben, daß sie ein sorgenfrei Leben führen konnte.

42.

Der Marienritter.

De Chronyck van Holland van den Klerk uit de laage Landen. (1354.) Leyden 1740. S. 102.
Oude Divisie=Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 101 a.
Soeterboom, De zoet stemmende Zwaane van Waterland. S. 2. Oudheden van Zaanland ꝛc. 2. Band. Amsterdam 1702.

In diesen Zeiten (1200) waren zwei berühmte Ritter; von denen hieß der eine Herr Walter Persijn und war Herrn Jan Persijns Sohn aus Holland, und der andere Herr Walewin van Leefdael, und der war Herrn Rogiers van Leefdael Sohn aus Brabant. Es geschah aber, daß diese zwei liebe Gesellen zu einem Turnier reiten sollten, und da beschlossen sie des Abends vorher, ehe sie dahin ritten, daß sie am andern Morgen frühezeitig aufstehen und eine Messe hören wollten, und also thaten sie. Als aber die Messe aus war, da begann noch eine Messe zu Ehren unserer lieben Frauen, und weil Herr Walter die Muttergottes aus Herzensgrund liebte, so wollte er auch die Messe noch hören. Aber Herr Walewin, der welt=

licher Ehren sehr gierig war, ritt zu dem Turnier, als die erste Messe zu Ende war, und wollte nicht bleiben, und da that er viel Arbeit, um ritterlich Lob zu gewinnen. Als Herr Walter den Segen in der Liebfrauenmesse empfangen hatte, ritt er auch zum Turniere, doch als er dahin kam, waren alle Ritter schon müde und jeglicher wollte zu seiner Herberge reiten. Herr Walewin kam aber Herrn Walter entgegen, nahm ihn freundlich in seine Arme und sprach: „Herzallerliebster Geselle, Gott müsse dich benedeien, denn du hast allen Ruhm gewonnen unter also vielen Rittern.“ Ob dieser Ansprache neigte Herr Walter das Haupt und lachte, denn er wußte wohl, daß er nicht in dem Turniere gewesen war. Als er aber das Lob seines Namens sonder Ende von den Herolden ausrufen hörte, da verwunderte er sich und sprach zu Herrn Walewin: „Ei, lieber Geselle, ich bin heute nicht im Turniere gewesen, denn ich hörte, nachdem du von mir schiedest, noch eine Messe zu unserer lieben Frauen Ehre; so ist es denn Maria, welche mir dieß Lob giebt, ohne daß ich es verdient hätte. Darum, allerliebster Geselle, wollen wir fürder ablassen von weltlicher Ehre und ein geistlich Leben beginnen, welches dauern soll für immerdar.“

Da sind die beiden Ritter von den Lüsten der Welt geschieden und in ein Kloster gegangen, welches Heymerode hieß, und haben daselbst lange Zeit heilig gelebt.

Dieser Herr Walter lag zu einer Zeit in der Kirche im Gebete und hatte seine Hände inniglich zusammen gefalten. Da kam ein golden Kreuz zwischen seine Hände, zum Zeichen, daß sein Gebet von unserer Frauen erhört war. Dieses Kreuz brachte Adelheid, des Grafen Wilhelm von Holland Hausfrau, mit großer Feierlichkeit gen Reynsburg ins Kloster und schenkte dazu dem Kloster so viele Butter, als es jährlich bedurfte.

Item, ihr sollt wissen, daß wegen der Wunderbarkeit des Kreuzes von Herrn Walter die Herren von Persijn es in ihr Wappen aufnahmen und von der Zeit an neun rothe Kreuze im Schilde führten.

43.

Der Kinder Kreuzzug.

Mündlich.
Oude Divisie-Cronycke van Hollant 2c. Delft 1585. Fol. 94.

In dem Jahre zwölfhundert und zehn hat der Teufel mehr denn zwanzigtausend Kinder in Deutschland und den Niederlanden beredet, einen Kreuzzug zu machen gegen die heidnischen Türken, und als er mit diesen armen Würmlein, die alle ihre Eltern und Verwandten verlassen hatten, um dem bösen Satan zu folgen, ans Seegestade kam, brachte er sie in Schiffe, auf welchen, wie er sagte, sie nach dem heiligen Lande fahren sollten. Aber die Schiffer waren Seeräuber, und all die Kinder sind elendiglich umgekommen. Dieß hat der Teufel aber zur Rache gethan dafür, daß die Christen das heilige Land eroberten.

44.

Der Hontsdam.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant 2c. Delft 1585. Fol. 97 c.
Vgl. Grimm, Deutsche Sagen. S. 182.

Nachdem Floris III., Graf von Holland, sich in Walcheren hatte huldigen lassen und wieder nach Holland zurückgekehrt war, sandte er die besten Werkleute des Landes nach Flandern, um dort die Dämme wiederherzustellen. Als die Meister zu einem dieser Dämme gekommen waren, fanden sie unter seinen Trümmern einen

Hund, der während sechs Tagen dort geheult und geschrieen hatte, und keiner wußte, was dieses Zeichen bedeuten sollte. Zuletzt hielten die ältesten unter den Deichmeistern Rath mit einander, was zu thun sei, und sie kamen zu dem Beschlusse, den Hund in die Oeffnung zu werfen, welche sie bis dahin mit aller Arbeit und Mühe nicht hatten stopfen können. Als keiner unter den Werkleuten dieß zu thun übernehmen wollte, trat ein muthiger Holländer zu dem Damme, griff den Hund beim Schwanze und schmiß ihn mit kräftigem Schwunge in den bodenlosen Schlund; die andern Arbeiter warfen schnell große Erdhaufen und grünen Rasen nach, und in weniger Zeit bemerkten alle zu ihrer Freude, daß sie Grund hatten, und also bauten sie den Damm fertig.

Aus den Zelten und Hütten, welche die Werkleute dort sich gebaut hatten, entstand langsam ein Städtchen, dem Graf Philipp viele Privilegien und Freiheiten gab, und welches man zum Andenken an die wunderbare Geschichte mit dem Hunde an dem Damme, Hontsdam nannte.

45.

So viel Kinder als Tag' im Jahr.

Baernewyck, Die Historie van Belgis. Fol. 132.
Oude Divisie=Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 113.
Meyeri annal. flandr. lib. IX.
Scriver. hist. com. holl. p. 39.
Hadr. Junii Batav. cap. XX.
De Chronyk van Holland van den Klerk ꝛc. S. 109.
Becherer, Thüring. Chronik. S. 294. 295.
Rheinischer Antiquarius. S. 876. 885 u. a. m.

Floris, der dreizehnte Graf von Holland, hatte unter andern Kindern eine Tochter, welche Machtelt hieß, und dieser gab er zum Manne den Grafen Hermann von

Henneberg. Es geschah aber zu einer Zeit, daß diese Gräfin sah, wie ein armes Frauchen, deren Mann gestorben war, an der Thüre um ein Stücklein Brot bettelte, und dieses Frauchen hatte auf jedem Arme ein Kindlein, welche beiden sie in Einer Niederkunft zur Welt gebracht. Da sprach die Gräfin schmählicherweise, es sei nicht möglich, mehr als Ein Kind von Einem Manne auf einmal zu empfangen, und verachtete die arme Frau. Diese sprach hinwieder: „Durch Gottes Verhängniß kann das sehr wohl geschehen." Aber die Gräfin glaubte das nicht und beschimpfte die Arme und trieb sie von der Thüre. Die Frau war darob sehr bestürzt, schlug ihre beiden Augen gen Himmel und rief: „O Herr und Gott, der du mächtig bist über alle Dinge, ich bitte dich demüthig, daß du dieser Gräfin in Einer Geburt so viel Kinder geben wollest, als da Tage sind in einem Jahre."

Die Gräfin ward nicht lange nachher gesegneten Leibes von ihrem Manne, dem Grafen von Henneberg, und zog niederwärts gen Holland hin. Und als die Zeit kam, daß sie bald gebären sollte, da ward sie also dick und schwer, daß kein Mensch sein Lebetage dergleichen gesehen hatte. Weil sie aber eine Tochter war von Floris, kam sie zu ihm nach Loesdunen, und als man schrieb tausend zweihundert und sechs und siebenzig, da gebar sie an dem heiligen Charfreitage in der Fasten dreihundert und fünf und sechzig Kinder, alle ganz ausgebildet an allen Gliedern. Bischof Otto von Utrecht, ihr Oheim, kam dazu und hat all diese Kinder in Einem Becken getauft, und die Knäblein wurden geheißen Johannes und die Mägdlein Elisabeth. Kaum aber waren sie getauft, da starben sie auch alle zusammen mit ihrer Mutter, der Gräfin, und wurden alle zugleich im Kloster begraben, wo man noch heutigen Tages die Geschichte auf dem Grabsteine lesen kann.

Auch baute man zum Gedenken an den wunderbaren Vorfall eine Burg am Ufer der Maaß, welche so viele Fenster hatte, als Machtelt Kinder geboren.

46.

Folgert von Haestrecht.

Abr. Kemps, Leven der Heeren van Arkel ende Jaar=Beschryving der Stadt Gorinchem. Gorinchem 1656. 4. S. 41.
C. Wachtendorp, Rymkronyk van Holland. Amsterdam 1645. Fol. 64 b.
Dirk Franken, Arkelse Chronijk.
W. Heda, Hollandsche Kronijk.
Historie ofte Beschryving van't utrechtsche Bisdom. Leyden 1719. S. 325.

Folgert, Herr von Lederdam und Haestrecht, war ein gar gottloser und böswilliger Mann. Er hatte mit dem Teufel einen Verbund gemacht und ihm Leib und Seele verschrieben und dagegen von ihm langes Leben, Schändung all seiner Feinde, und Gewährung jedes argen Wunsches zugesagt bekommen; auch hatte er außerdem die Macht, sich in jegliches Thier der Welt verwandeln zu können.

Zu einer Zeit hatte Folgert grimmigen Haß auf Herrn Jan van Arkel, zubenamt der Starke, geworfen, ohne daß dieser ihn jedoch beleidigt gehabt hätte. Nachdem er ihm lange aufgelauert und keine Gelegenheit zur Ausführung seiner bösen Anschläge gefunden hatte, entbot er vier Tage vor Christtag den Küster der arkelschen Kirche zu sich und gewann den mit großen Summen. Darnach befahl er ihm, sobald Jan van Arkel in der heiligen Nacht die Kirche betreten hätte, die Thüren zu schließen und ein Zeichen mit der Glocke zu geben, worauf er denn seiner Wuth gegen Jan vollen Lauf lassen wollte.

Die Weihenacht kam, viele aus dem Schlosse Arkel eilten zur Kirche und unter ihnen auch Herr Jan mit acht bis zehn seiner Knappen und deren Knechten, nicht jedoch Frau Bertha, welche ihrer Schwangerschaft halben mit ihrem Gefolge auf der Burg zurück blieb. Der Küster schloß alsbald zwei Thüren; indem er sich aber eben nach der Thüre gen Westen wenden wollte, fühlte Herr Jan Schmerzen im Bauche und verließ hastig, doch still und unbemerkt mit vier oder fünf Edelknechten die Kirche, ohne daß der Küster etwas davon gewahrt hätte. Der schloß in aller Ruhe auch die letzte Thüre und that drei Schläge an die große Glocke, worauf Folgert mit den Seinen plötzlich die Kirche umzingelte und an allen Ecken anzündete, so daß Geistliche und Weltliche, Männer, Weiber und Kinder alle jämmerlich verbrannten, ein Knäblein ausgenommen, welches Folgert aus der Taufe gehoben hatte und von ihm aus einem Fenster gezogen wurde.

Herr Jan hatte an der Westseite der Kirche, in der Poelstraat, ein starkes steinernes Haus, welches wohl umgraben und umwallt war; dahin floh er und ließ die Brücke aufziehen und schaute unter strömenden Thränen dem Brande der Kirche zu, aus der das Weherufen und Hülfegeschrei der Unglücklichen schrecklich herklang. Da blieb er bis zum Hochtage, indeß Folgert nach Lederdam zurück zog, und da fanden ihn auch die von Gorinchem, Arkel und andere, wie er mit schmerzlich gerungenen Händen die in der Kirche Ermordeten vor dem Kreuzaltar begraben ließ.

Der Küster wurde alsbald eingezogen und nachdem er seinen Antheil an der That eingestanden und Folgert als Urheber derselben angegeben hatte, mit glühenden Zangen gekniffen und alsdann verbrannt. Als Folgert das vernahm, flüchtete er nach Deutschland, die Teufel

verfluchend, welche ihn also hatten betrogen werden lassen. Er blieb aber nicht lange in Deutschland, sondern kehrte unlange nachher heimlich zurück und durchstach, unter Mithülfe einiger Deichmeister, bei Nacht und Nebel den Deich von Arkel, wodurch die ganze Gegend unter Wasser gesetzt wurde und viele Menschen und Thiere ihr Leben ließen.

Nach Haestrecht dann zurückkehrend, versammelte er am folgenden Himmelfahrtstage seine Freunde, um in deren Gesellschaft sich der gräulichen Missethaten recht zu freuen. Da floß nun der Wein in Strömen, und da fehlte es nicht an gotteslästerlichen Worten und Flüchen. Und zu Ende der Mahlzeit war Folgert trunken von Wein und rief höhnisch seine Teufel an und trieb große Sündlichkeiten, und da kam der Teufel plötzlich gefahren und riß ihn mit sich fort durch die Luft, so daß man von ihm nichts mehr hörte noch sah, ausgenommen drei Tröpflein Blutes, welche auf der Stelle niederfielen, wo er gestanden hatte.

Seitdem spukte er auf seinem Schlosse herum und machte daselbst ein gräuliches Getöse, so daß keiner sich getrauen wollte, dort zu wohnen. Er wurde unter allerlei Thiergestalten bald in diesem, bald in jenem Zimmer gesehen; wenn die Knechte und Mägde mit einem Lichte in den oberen Theil der Burg kamen, dann sprang er vor ihnen herum und flehte um Gnade; auch fiel er häufig auf die Erde nieder, als wenn ein Geist ihm einen harten Schlag versetzt hätte.

Später wollte sein Sohn Pelegrin, der auch ein sehr böser Mensch war, das Schloß abbrechen, weil kein Mensch sich daselbst aufhalten konnte; doch wich da plötzlich der Spuk und ward nicht mehr gehört noch gesehen.

47.

Pelegrin von Lederdam.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 124.

Gegen das Jahr 1305 lebte ein Herr von Lederdam, der Pelegrin hieß und ein ausnehmend böser Tyrann war. Dieser hatte dem Teufel seine Seele verschrieben und so lange sich von ihm Leben und Glück ausbedungen, als er mit seinem Pferde nicht über laufendes Wasser setze; wenn dieß geschähe, dann versprach er dem Satan eigen und ewig verdammt sein zu wollen. Damit meinte Herr Pelegrin den Teufel ums Licht zu führen, denn er befahl nun seinen Knechten, daß sie nimmermehr mit Pferden über laufendes Wasser setzen sollten. Und also lebte er ganz nach seinem Wunsche in Wollust und Uebermuth und befleckte seine Seele mit vielen bösen und schändlichen Werken. Die heilige Kirche verschmähte er nicht nur, sondern er beraubte sie auch, wo er nur konnte und mochte. Und als er dieses schändliche Leben lange durch die Barmherzigkeit Gottes fortgesetzt hatte, und, obgleich schon alt an Jahren, dennoch sich nicht besserte, so geschah es im Jahre 1305 auf den Tag Mariä Himmelfahrt, daß er mit vielen Gewappneten, die alle in Bosheit ihm gleich waren, auszog in das Stift Utrecht, wo er Häuser und Dörfer verbrannte und die armen Landleute beraubte und gefangen nahm. Als er aber nach diesen Schandthaten wieder in Freuden nach Hause ziehen wollte, da folgten ihm seine Gegner, um ihre Gefangenen zu befreien und den Schaden, den er dem Lande zugefügt hatte, zu rächen. Gedrängt von der Uebermacht, wandte er sich schnell nach Bozichom und stieg dort in ein Schiff, um über die Lecke zu fahren; doch hatte er kaum den Fuß in das Fahrzeug gesetzt, als ein gräuliches schwarzes Pferd gesprungen und gelaufen kam, welches also schrecklich

schrie, daß alle mit Furcht und Schrecken erfüllt wurden. Dieß schwang sich mit Einem Satze in das Schiff und beschwerte dasselbe also, daß es gleich einem Steine untersank und Pelegrin mit all seinen Gesellen ertrank.

Seit der Zeit wurde es auf dem Schlosse Lederdam also unleidlich, daß kein Mensch mehr wagte, demselben zu nahen. Stets hörte man daselbst eine Menge grimmiger höllischer Stimmen, man sah feurige Flammen, und es war ein so fürchterlicher Gestank, daß man unsinnig und rasend davon wurde und alle Kraft einem aus den Gliedern wich. Nichts desto weniger wagten es einmal zwei junge Gesellen, an einem Mittage dahin zu gehen, um zu untersuchen, was dieß sein möge. Nachdem sie in dem verfallenen Schlosse rund herum gegangen waren, kamen sie zuletzt an einen alten, wüsten Keller. Als der eine ein wenig darin verweilt hatte, wurde er ängstlich und kam wieder heraus, worauf der andere hinabstieg, aber bald dermaßen festgehalten wurde, als wäre er mit Ketten gebunden. Da schrie er nun mit gräßlicher Stimme, doch sein Mitgesell konnte ihm nicht helfen und tröstete ihn damit, daß er zu einem Priester gehen und den mit dem heiligen Sacramente herbescheiden wolle. Während dieser aber auf dem Wege war, vernahm der Festgebannte mannichfache furchtbare Stimmen, welche Gott so sehr lästerten, daß der arme Geselle darob fast rasend wurde. Dieß dauerte also lange, bis der Priester kam mit vielen Einwohnern von Lederdam; da hörte man nur eine Stimme, welche schimpfte und spottete und unter andern sprach: „Hätte der Schöpfer aller Dinge dich nicht beschirmt, ich hätte dich dem Staube in der Sonne gleich zermalmt.“ Darauf fühlte er seine Füße los, aber ehe er aus dem Keller kam, erhielt er so viele Schläge und krähete es um ihn so gräulich, daß er fast ohnmächtig zusammen sank. Nachdem er in etwa zu sich gekommen

war, erzählte er dem Priester und allen Umstehenden, was er gehört und gesehen hatte, und dankte Gott, daß er ihn beschützt hatte.

Dieses Unwesen hat aber auf dem Schlosse so lange gedauert, bis Priester und Volk in Procession mit dem heiligen Sacramente dahin gezogen sind und alles mit Weihewasser zu wiederholten Malen besprengt wurde.

48.

Wie die Predigerherren zuerst nach Utrecht kamen.

De Chronyck van Holland van den Klerk uit de laage Landen 2c. S. 122. Außerdem in den meisten andern holländischen Chroniken. So auch Beka (l.) 79 (d.) 143.

Zu den Zeiten König Wilhelms wohnte ein Meister in der Stadt Cöln, mit Namen Albert von Regensburg, und der war ein Bischof und in dem Orden der Predigerherren, und hatte große Kenntniß von der Nigromantie, noch größere von der Philosophie und die allergrößte von der Theologie oder Gottesgelehrtheit. Dieser Meister bat den König demüthig, am Christtage bei ihm sein Mittagmahl zu nehmen, und der König nahm das auch an, denn er hoffte bei dem weisen Meister wunderbare Dinge zu schauen. Als die Hochmesse geendet war, ging der König ins Kloster und wurde mit seinem ganzen Gefolge von Bischof Albert durch die Säle in den Hof geführt, an dessen Ende viele Bäume standen. Diejenigen, welche mit dem Könige gekommen waren, flüsterten einander verwundert zu, was der Meister wohl vorhaben möge, daß er den König bei also kaltem Wetter und Frost in einen Baumgarten führe, um dort zu essen. Auch schaute man auf dem Hofe keine Vorrichtungen zu einem Mittagmahle; im Gegentheil, der ganze Boden

war hoch mit Schnee bedeckt. Als sie in den Baumgarten selbst traten, sahen sie viele Tische im Schnee stehen, die alle schön gedeckt waren, und rund herum standen Diener, welche alles zum Essen bereit hielten. Der König setzte sich nieder und die Uebrigen thaten desgleichen. Als sie nun saßen und der Speisen warteten, da verschwand mit einem Male der Schnee und es wurde sommerheiß; die Sonne ließ sich in aller Schöne blicken, aus der Erde wuchs grünes Gras, die Bäume begannen zu blühen und Blätter zu treiben und Früchte, die so reif wurden, daß man sie essen konnte. Auch der Weinstock blühte und gab süßen Duft und trug reife, schöne Trauben. Die Vögel entfalteten ihre Flügel und sangen fröhliche Weisen, durch welche alle die Anwesenden höchlich entzückt wurden. Kurz gesagt, der Winter hatte sich in den Sommer verwandelt, und die Hitze wurde also übermäßig stark, daß alle, die da saßen, ihre Oberkleider ablegten und sich halb nackt machten, worauf sie unter den Schatten der Bäume gingen, um daselbst der Kühle in etwa zu genießen. Die Diener trugen fortwährend köstliche Speisen und Getränke zu, also daß die ganze Zahl der Anwesenden gesättigt wurde, worüber sowohl der König als sein Gefolge sich sehr verwunderten und erfreuten. Zu Ende aber, als alle wohl gegessen hatten und die Geräthe vor dem König weggenommen waren, verschwanden plötzlich die Diener, gleich einem Traume, der Vögel Sang verstummte, die Früchte auf den Bäumen verloren sich, die grünende Erde ward welk und dürr, der Schneehaufen kehrte wieder und die vorige Kälte mit ihm, so daß alle, die vorher ihre Kleider der großen Hitze wegen ausgezogen hatten, nun vor Frost bebend nach dem Saale und ans Feuer eilten. Und zuletzt, als der König scheiden wollte, bat der Meister, Bischof Albert, den König um Erlaubniß, auf einer

durch Schenkung oder Kauf zu erwerbenden Stelle in Utrecht ein Predigerherren-Kloster bauen zu dürfen, und diesen Zweck auch durch eine milde Gabe zu unterstützen, damit der Himmel das heilige deutsche Reich und ihn, den Herrscher desselben, segnen und noch lange in Frieden erhalten möge.

Als König Wilhelm später nach Utrecht kam, gedachte er der Bitte des weisen Meisters und kaufte selbst einen Ort an und gab reichliche Beiträge zum Baue eines Klosters für die Predigerherren daselbst.

49.

Geldern.

Waernewyk, Die Historie van Belgis &c. Fol. 96.
Veldenaer, Fasciculus temporum. Utrecht 1480.
Henrici Aquilii, Gelriae Chronicon. V. Scriverii Bat. illustr. Lugd. Bat. 1609.
Van Spaen, Inleyding tot de historie van Gelderland.
Van den Bergh, Nederlandsche Volksoverleveringhen en Godenleer.

Zu den Zeiten Karls des Kahlen ließ sich im Lande unterhalb Cöln ein furchtbares Ungethüm sehen, welches weit und breit in der Gegend großen Jammer anrichtete und Menschen und Thiere verzehrte, so daß viele Leute das Land verließen.

Als die Söhne Ottos, Herrn von Pont, der in der Nähe seine Herrschaften hatte, dieß vernahmen, beschloß der Aelteste von ihnen, Lupold, auszuziehen, um das Ungeheuer zu bekämpfen. Er fand es, wie man ihm versichert hatte, unter einem Mispelbaume, wo es fortwährend Gelre, Gelre schrie. Wie die Chronik meldet, sprühten seine Augen von Feuer und funkelten wie Sterne in der Nacht, aber das vermochte nicht, Herrn Lupold zu erschrecken, er ging beherzt und kühn auf den Drachen los und bezwang ihn nach kurzem Kampfe.

Zum Danke für diese That erwählten ihn die Bewohner der Gegend zu ihrem Herrn, und er baute sich daselbst ein Schloß, welches er nach dem Geschrei des Drachen Gelre nannte. Da er keine Kinder hinterließ, folgte ihm nach seinem Tode sein Bruder Wichard, der sich später mit der Tochter des Grafen Hermann von Zütphen vermählte und Stammherr des berühmten Hauses Geldern wurde.

50.

Cäsar und der Hirsch.

Die alderexcellenste Cronyke van Brabant.
Dits die excellente Cronike van Vlaenderen.

Als Cäsar bei seiner Schwester Germana auf dem Schlosse Megen war, verfolgte er mit dem Helden Brabon auf der Jagd einst einen Hirsch. Und als das arme Thier sah, daß es sterben mußte, weinte es bittere Thränen, wie die Hirsche zu thun pflegen, wenn sie den Tod voraussehen, und also stürzte es zu den Füßen Cäsars hin. Dieser war dadurch so gerührt, daß er den Hirsch aufhob und ihn nicht tödtete, sondern ihm ein Halsband machen ließ, von köstlichem Metalle, worauf folgende Worte in griechischen Lettern standen:

Julius Caesar heeft mi gheuaen
Maer door syn edelheyt liet hi mi gaen.

Dieser Hirsch hat noch viele Jahrhunderte nach Cäsar gelebt. Als man ihn endlich fing, war das Fleisch am Halse dermaßen über das Band gewachsen, daß man keine Spur des letztern sah bis erst nach dem Tode des Hirsches, wo man es unverletzt wiederfand.

51.

Frau Schwana.

Jean Le Maire, Illustrations de Gaule. Lyon 1549. S. 309. Die alderexcellenste Cronyke van Brabant.

Gegen das Jahr 700 lebte ein König in Tongern, der Gottfried hieß, und der war immer eines heftigen und trüben Gemüthes. Darum hatte das Volk ihm auch den Beinamen Karl gegeben, welches rauh bezeichnet. Dieser König hatte einen Sohn, dessen Name Karl Ynach war, aber den verbannte er aus dem Lande Tongern, weil derselbe einer Jungfrau Ehre verletzt. Darauf zog Karl Ynach gen Rom hin, wo sein Großvater Cloadic lebte, den die Römer als Geißel mitgenommen, und er ward von diesem mit vielen Ehren empfangen und wohnte fortan in dem Hause eines Senators, Gneus Octavius genannt, damit er daselbst die Sitten und Weise der Römer kennen lerne. Nicht lange nachher entspann sich ein Krieg zwischen dem römischen Volke und dem Könige Mithridates, und Karl Ynach ging unter die Fahnen des Proconsuls Lucius Julius, der in Arcadien und Achaien den Oberbefehl hatte.

Zu derselben Zeit stritten in Rom Marius und Sulla um die Herrschaft, und das gab lange und blutige Kämpfe, bis endlich der Letztere die Oberhand behielt. Deßhalb flohen alle die ehemaligen Anhänger des Marius aus Rom, und unter diesen war auch der Senator Gneus Octavius, der sich nun gleichfalls nach Arcadien wandte, wo er bei dem Proconsul seinen Neffen Karl Ynach fand.

Lucius Julius aber hatte zwei Töchter. Die eine hieß Julia und die war von derselben Mutter, mit der der Proconsul Julius Cäsar gewonnen, die andere hieß Germana und war aus einer andern Ehe mit einer arcadischen Dame. Gneus Octavius, der die Bande der

Gastfreundschaft gerne noch enger geknüpft hätte, erbat sich Julia von ihrem Vater zur Ehe, und dieser war deß sehr zufrieden und die Hochzeit wurde in Prunk und Pomp gefeiert. Unterdessen war Sulla in Rom gestorben und der Senator kehrte mit seiner Frau und deren Bruder, dem jungen Julius Cäsar, nach Rom zurück. Da Cloadic auch nun todt war, wollte Karl Ynach nicht mit gehen und blieb bei dem Proconsul Lucius Julius in Arcadien.

Germana war bei ihrer Mutter und dem Proconsul in Arcadien geblieben. Da Karl Ynach aber immer um sie war und sie sah, gefiel sie ihm dermaßen, daß er in heftiger Liebe für sie entbrannte, und sie liebte ihn deßgleichen, ohne daß jedoch jemand dieses geahnet hätte, denn sie hielten ihre Neigung gar geheim. Nach einiger Zeit fühlte Germana, daß sie Mutter sei, und erschrak sehr darob und fürchtete, daß nun alles an Tag kommen würde. Als sie ihrem Herzgeliebten dieses mittheilte, eröffnete ihr derselbe, wie er der Sohn eines mächtigen Königs in Tongern sei und nun mit ihr zu seinem Vater fliehen wolle, um sich von dem Verzeihung zu erbitten und wieder in dessen Gnade zu kommen. Das tröstete Germana sehr und sie versprachen sich die Ehe, und nachdem Germana all ihre Kostbarkeiten und Schätze zusammengepackt hatte, flohen sie heimlicherweise über die See und kamen nach Italien, wo sie an der Küste von Venedig ans Land stiegen. Aber Germana fürchtete immer noch erkannt zu werden, darum stiegen sie beide schnell zu Pferde und zogen durch Milano, das Land der Allobroger (welches nun Savoyen und Bourguignon heißt) und Gallien (welches man nun Frankreich nennt) bis nach Cambrai. Von da eilten sie weiter und kamen in ein schönes Thal, durch welches ein liebliches Bächlein floß, bedeckt von einer Menge von Schwänen. Als dieß die Knechte sahen, welche die Beiden begleiteten, nahm

einer derselben, der ein Bogenschütze war, seinen Bogen und schoß einen Pfeil auf einen von den Schwänen ab. Der Vogel wich dem Schusse aber aus, flog erschreckt empor und flüchtete sich alsdann in den Schooß der schönen Germana, welche dieß als ein gar glückliches Vorzeichen nahm und sehr erfreut darüber that; denn der Schwan war der Göttin Venus geweiht, von der sie durch Aeneas, den Sohn des Anchises, von Troja abstammte. Sie fragte Karl Ynach, wie der Vogel in der Sprache des Landes von Tongern hieße, und er antwortete, derselbe sei Schwan genannt. Darauf sprach Germana: „Dann will ich fürder auch nicht mehr Germana, sondern Schwana heißen.“ Dieses sagte sie, weil sie fürchtete, unter ihrem wahren Namen erkannt zu werden; und wie sie wollte, also geschah es. Von der Menge der Schwäne aber hieß der Ort fortan Schwanenthal (val des cygnes), und daher nennt man auch die Stadt, welche heutzutage noch daselbst steht, Valenciennes. Frau Schwana aber nahm den Vogel mit und nährte ihn und bewahrte ihn sorgfältig.

Von Schwanenthal zogen Karl Ynach und Schwana, welche nicht mehr Germana heißen wollte, weiter, bis sie zu dem Schlosse Froidmont kamen, welches man auch Caudenberg nennet und das bei Brüssel gelegen war. Dort erhielt Karl Ynach die Nachricht vom Tode seines Vaters Gottfried Karl, des Königes von Tongern, und er zog alsbald dahin und wurde mit großer Freude empfangen und von den Unterthanen als Fürst und wahrer Erbe seines Vaters anerkannt. Da regierte er nun in Freude und Ruhe viele Tage und gewann mit Frau Schwana zwei Kinder, einen Sohn, den er Octavius nannte, und eine Tochter, welche er nach ihrer Mutter Schwana hieß.

Einige Zeit nachher geschah es, daß Ariovistus, König der Sachsen, einen harten und blutigen Krieg

gegen Cäsar und die Römer führte, und zwar wegen des Theiles von Gallien, welchen man damals das Land der Sequani nannte, und der später die freie Grafschaft von Burgund wurde. Weil Karl Ynach nun fürchtete, daß Cäsar weiter in Gallien eindringen möchte, verband er sich gleich vielen andern Herren mit dem Könige Ariovistus und zog mit diesem gegen die Römer zu Felde. Aber in der großen Schlacht bei Bezenson (Besançon) wurde Ariovistus besiegt und Karl Ynach getödtet, und also war die arme Frau Schwana eine Witwe und ganz verlassen mit ihren zwei kleinen Kindlein. Darüber grämte sie sich gar sehr und zog in Furcht, nun an ihren Bruder verrathen zu werden, weg aus dem Schlosse und verbarg sich auf dem Schloß Megen an der Maaß, wo sie dachte genug geschützt und sicher zu sein. Die Regierung des Landes Tongern übertrug sie ihrem Verbündeten, dem Könige Ambiorix. Den Schwan nahm sie aber mit sich gen Megen und setzte ihn dort in den Wassergraben, der das Schloß umgab, und ihr einziger Zeitverbreib war, diesen ihren lieben Vogel mit eigner Hand zu nähren und zu pflegen zum Gedächtnisse an ihren verstorbenen Mann Karl Ynach und zur Ehre der Göttin Venus und des Blutes von Troja, aus dem sie entsprossen war, wie wir das oben schon erzählt.

Julius, genannt Cäsar, weil er aus seiner Mutter Leib geschnitten worden, hatte aber unter seinen Rittern einen, mit dem er in demselben Jahre und in demselben Lande geboren worden, und der war zugleich sein erster Fahnenträger und hieß Salvius Brabon. Als seinen Stamm nannte derselbe das alte Geschlecht von Francus, Sohn des Hektor von Troja. Sicamber nämlich, Hektors Sohn und Francus Bruder, hatte einen Sohn, dessen Name Priamus II. war, und der folgte ihm in der Regierung. Dieser Priamus II. aber war Vater von

Hektor II., der wieder drei Kinder hatte, Trojus, Polydamas und Brabon. Brabon, genannt der Aeltere, hatte zwei Söhne, deren erstgeborner abermals Priamus hieß und nach ihm regierte; der Jüngere wurde nach dem Vater Brabon genannt. Dieser verliebte sich in ein arcadisches Mädchen und heirathete sie, und da sie es wünschte, zog er mit ihr aus Pannonien nach Arcadien, wo seine Nachkommenschaft bis zur zwanzigsten Generation blieb. Aus diesem zwanzigsten Geschlechte war Salvius Brabon geboren, der Ritter und Fahnenträger von Cäsar. Er hatte, von Jugend auf dem edeln Waffenwerke folgend, schon in den Kriegen gegen Mithridates unter Cäsars Vater gedient und war stets ein gar wackrer Krieger.

Eines Tages hatte Julius Cäsar sich ohne viele Begleitung auf das Schloß von Cleve zurückgezogen, um dort in etwa von der schweren Arbeit des Krieges auszuruhen. Salvius Brabon, der in Cäsars Gefolge war, vertrieb sich die Zeit damit, in der Gegend um das Schloß herumzustreichen und zu jagen mit seinem Bogen. Dabei gedachte er der vergangenen Tage und eines Traumes, den er in der verflossenen Nacht gehabt, und bat aus gutem Herzen seine Götter, ihm endlich Ruhe für den Krieg zu schenken, in welchem er sein Leben bisher zugebracht, als einen ehrenhaften Lohn für die gehabten Mühen.

In diesen Gedanken kam er an den Rhein, der nicht weit von dem Schlosse Cleve fließt, und sah auf der spiegelhellen Fluth einen schneeweißen Schwan, der spielte und mit dem Schnabel in einen kleinen am Ufer liegenden Nachen pickte und biß. Darüber war Salvius Brabon so erstaunt als erfreut und gedachte alsbald seines Traumes und meinte, der Schwan müsse sicherlich Vorzeichen irgend eines glücklichen Abentheuers sein; denn

dieser Vogel ist sehr edler Natur und auch geliebt von den Göttern. Brabon trat darum in das Schifflein, und der Schwan war gar nicht scheu, sondern schien ganz zahm und flog nur ein wenig voraus, als hätte er dem Ritter den Weg zeigen wollen, und dieser entschloß sich, dem Schwan zu folgen, und befahl sich seinen Göttern.

Also stieß das Schifflein in den Rhein und der Ritter ruderte immer hinter dem Schwane her, der ihn ruhig den Strom hinabführte. Brabon blickte dabei rechts und links und nach allen Seiten, denn er dachte, es müsse ihm ein Abentheuer aufstoßen, und so fuhr er lange und fern, bis der Schwan das Schloß Megen erkannte, wo seine Herrin wohnte, die Königin Germana, genannt Schwana, welche einsam und trübselig daselbst lebte und als eine fremde, arme Witwe ihre zwei Kindlein redlich aufzog. Als der Schwan diesen seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort erblickte, schlug er freudig mit den Flügeln, hob sich in die Luft und flog zum Schloßgraben, wo er gewohnt war, seine Nahrung aus der Hand der Frau Schwana zu bekommen.

Salvius Brabon, der sich also von dem Schwane verlassen sah, wurde darob gar betrübt, denn bisher hatte er noch kein Abentheuer gefunden, und er schwur in seinem Herzen, den Schwan zu tödten, wofern er ihn wieder träfe. Darum legte er sein Schifflein an, sprang ans Ufer und ging auf dem Lande hin und her, um zu schauen, ob er nicht eine Hütte oder sonst etwas fände. Da sah er plötzlich unfern auf dem Schloßgraben von Megen den Schwan schwimmen. Alsbald griff er nach dem Bogen, spannte denselben und legte einen Pfeil darauf, womit er den Schwan erschießen wollte. Zur selben Zeit trat eine Frau an ein Fenster des Schlosses, um den Schwan zu liebkosen und mit ihm zu spielen. Kaum hatte diese den unbekannten Mann erblickt, der

im Begriffe stand, ihren Vogel zu tödten, als sie in großen Schrecken gerieth, und laut in griechischer Sprache, welche ihr aus natürlichem Triebe zuerst in den Mund kam, ausrief: „Ritter, wer du auch seiest, ich beschwöre dich bei allen Göttern, meinem Schwane nichts zu Leide zu thun.“

Salvius Brabon erschrak mehr als je, als er sich in griechischer Sprache anreden hörte, und dazu noch von einer Frau und in einem so fernen, fremden und öden Lande, und er wußte nicht, ob es Wahrheit oder bloß eine Erscheinung sei. Er senkte aber die Hand, nahm den Pfeil vom Bogen und frug die Frau in Griechisch, wer sie wäre und was sie in diesem fremden Lande thue. Frau Schwana, die den Mann auch griechisch reden hörte, erschrak gewaltig darob, doch bat sie ihn freundlich und bescheidentlich, in das Schloß zu kommen, welches der Ritter auch gerne that, denn er gedachte, durch dieses Abentheuer den Gegenstand seines nächtlichen Traumes gefunden zu haben.

Als Brabon mit Frau Schwana im Schlosse war, fragte sie ihn um vielerlei Dinge und erfuhr dann auch, daß Cäsar auf der Burg von Cleve sei. Wie sie aber vernahm, daß der Ritter aus dem Lande Arcadien zu Hause wäre, fühlte sie sich sehr getröstet. Darauf nahm sie ihm Wort und Eid ab, daß er ihr in ihren Angelegenheiten helfen wolle, gleichwie ein braver Ritter und edler Mensch den Witwen und Waisen thun muß, und als ihr Salvius Brabon das versprochen, da erzählte sie ihm in großer Noth und Trübsal ihr Geschick und von dem Tode ihres Mannes, des Königs Karl Ynach, und zeigte ihm die beiden Kindlein, welche sie von dem Gestorbenen hatte, den Sohn und die Tochter, stets bittend, daß er sich ins Mittel legen wolle, um Frieden und Freundschaft zwischen ihr und ihrem Bruder, seinem

Herrn zu stiften. Und damit Cäsar sie durch ein Zeichen erkenne, gab sie dem Ritter ein Bild des Gottes Jupiter mit, welches durchaus von feinem Golde gemacht und mit köstlichen Steinen verziert war, und welches Cäsar ihr einst zum Aufbewahren gegeben hatte.

Also zog Brabon, froh ein Abentheuer gefunden zu haben, für welches Cäsar, sein Meister, ihm gewiß Dank wissen würde, wieder weg von dem Schlosse Megen und versprach Frau Schwana, ihr bald Nachrichten zu bringen.

Also kehrte Salvius Brabon nach dem Schlosse Cleve zurück, wo sein Herr wohnte, und grüßte denselben demüthig von seiner Schwester Germana und übergab ihm das Geschenk des goldenen Bildes. Cäsar erkannte dieses alsbald wieder und fragte den Ritter, wo er Germana gefunden habe, denn er war sehr erstaunt darob. Da erzählte ihm Brabon von dem Leben und den Schicksalen seiner Schwester und erlangte von Julius Cäsar Verzeihung für dieselbe. Dieser gewaltige Feldherr war eines gar gütigen und milden Herzens und trug darum großes Mitleiden mit der armen Frau Schwana. Und als er von dem Tode ihres Mannes, des Königs Karl Ynach, hörte, war er sehr betrübt, obgleich derselbe sein Feind gewesen und die Waffen gegen ihn geführt hatte. Deß war der Ritter sehr froh, und um so mehr, als Cäsar versprach, ihm für seine guten Nachrichten alles zu geben, was er sich nur erbitten würde. Und die brüderliche Liebe trieb ihn also und war dermaßen glühend, daß er ohne Zaudern alsbald zu dem Schlosse Megen und zu seiner lieben Schwester, seinem kleinen Vetter und seiner Base wollte. Salvius Brabon war zufrieden damit und führte ihn dahin.

Man kann sich leicht denken, mit welcher Freude und welchen Thränen, mit was Liebe und Verehrung der Bruder die Schwester und der Oheim seine Nichte

und seinen Vetter begrüßte, die alle von so hoher Abkunft und von so seltenen Schicksalen geleitet waren. Doch das können wir nicht beschreiben und wollen darum nur kurz sagen, daß Salvius Brabon von dem Versprechen Cäsars bald Gebrauch machte und die junge Schwana, das schöne Mädchen, sich zu einer ehelichen Hausfrau erbat. Das erlangte er auch ohne Schwierigkeit, und die Hochzeit wurde mit aller Pracht und Herrlichkeit im Tempel der Götter Mars und Pluto zu Löwen gefeiert, wie es heidnischer Gebrauch war, und Cäsar wohnte ihr selbst bei und gab den Göttern große Geschenke und seiner Nichte als Heirathsgut das ganze Land von dem ruthenischen Meer, das heißt von Norwegen, bis zu den äußersten Gränzen der Nervier, den Wald von Soigné mit eingeschlossen und auch das Flüßchen Schelde bis zu dem Bächlein, welches Lace heißt; dieß Land erhob er zu einem Herzogthum. Alle Herren huldigten dem Ritter Salvius Brabon, als ihrem Herzoge und Fürsten, und von ihm wurde das Land Brabant genannt. Seinen Vetter Octavius aber machte Cäsar zu einem Könige von Cöln, welches am Rheine liegt und dazumal noch Colonia Agrippina hieß.

Nach dem Namen seiner Schwester Germana nannte er Tongern, wo ihr Mann, der König Karl Ynach, einst geherrscht hatte, Germania, und wollte auch haben, daß Octavius den Zunamen Germanicus führte. Seitdem aber ging dieser Name auf alle Deutschen über und man nannte sie Germanen.

52.

Löwen.

Die alderexcellenste Cronyke van Brabant.
Dits die excellente Cronike van Vlaenderen. I. Buch.

Auf der Stelle, wo nun Löwen steht, hatte Julius Cäsar zwei Tempel für den heidnischen Abgott Mercurius erbaut. Da dieser Götze dort eine sehr große Verehrung und vielen Lobes genoß, so nannte Cäsar den Ort Loven.

Nach andern gelobten die Herren und Ritter in diesen Tempeln dem römischen Reiche Treue und Gehorsam.

53.

Antwerpen.

Die alderexcellenste Cronyke van Brabant.
Dits die excellente Cronike van Vlaenderen.
Vaernewyk, Die Historie van Belgis 2c.

Brabon kam eines Tages mit mehren Herren und Rittern von Gent, und sie gelangten an eine Stelle, wo viel Ried und Schilf wuchs; da sprach Brabon: „Hier in der Nähe muß gewißlich Wasser sein", und einer der Herren entgegnete, das sei also und es fließe nahebei ein großer Bach, welchen man die Schelde nenne, aber an dem Orte, wo man pflege überzusetzen, liege ein Riese, der des Zolles wache, auf einem hohen Thurme, und alle, welche überfahren wollten, müßten ihre rechte Hand lassen oder mit dem Riesen fechten. Brabon jedoch hatte keine Furcht und antwortete, daß er lieber mit dem Riesen fechten wolle. Also kamen die Herren alle an die Schelde und begehrten überzufahren; aber einer von den Knechten des Riesen sprach, dann müßten

sie Zoll geben oder ihre rechte Hand da lassen. Doch Brabon sagte, er gäbe nimmer Zoll und wollte lieber mit dem Riesen fechten. Als der Knecht diese Rede vernahm, machte er einen großen Lärm mit einem Eisen, worauf der Riese, das hörend, sehr zornig und übermüthig von seinem Thurme stieg und fragte, wer also kühn sei, gegen ihn fechten zu wollen. Brabon erwiederte: „Ich allein", und der Riese war deß geständig und sie begannen zu fechten. Das war aber ein gewaltiger Kampf, denn der Riese schlug harte Schläge, indem er ein starker Wigant war; doch am Ende ward er überwunden und Brabon schlug ihm zuerst die rechte Hand ab und dann auch das Haupt. Die Hand aber warf der Held bis zur Hälfte der Schelde, und so weit sie flog, so weit gehört die Schelde zu Brabant. Darauf ging Brabon in das nahe gelegene Münster, welches dem Mars heilig war, und dieß stand, wo jetzt das Michaelskloster steht, und da dankte er dem Gotte Mars für den errungenen Sieg; dann begab er sich wieder mit den Herren nach Gent. Wir müssen aber noch anmerken, daß die Straße, wo das Münster des Mars stand, davon später die Münsterstraße genannt wurde.

Julius war inzwischen in England gewesen, und als er von dort nach Flandern zurückkehrte, kam er in eine große Wildniß, welche voll von Räubern war, und diese erschlug er alle; das war aber da, wo jetzt Tourhout steht, und er gab dem Orte große Privilegien und Freiheiten. Gleich darauf kam Brabon zu Julius und erzählte demselben, wie er den Riesen an der Stelle, wo das Ried stand, erschlagen habe und alles Uebrige. Darob war Julius sehr erfreut und zog mit Brabon nach der Schelde und dem Thurme, und es behagte ihm dort so wohl und gefiel ihm dermaßen, daß er alsbald Werkleute entbot und eine Burg bauen ließ. Diese

heiligte er nach heidnisch römischer Weise und gab ihr viele Privilegien und Rechte und machte Brabon daselbst zu einem Markgrafen des heiligen römischen Reiches. Auch gab er ihm ein Wappen, und zwar eine silberne Burg und zwei Hände, und nannte den Ort von der geworfenen Hand Handwerpen.

Daher kommt es, daß die Herzoge von Burgund sich stets Markgrafen des heiligen römischen Reiches nannten.

54.
Aerschot.

Mündlich.

Als Cäsar von seinem Zuge nach Großbrittanien zurückgekehrt war, baute er in der Nähe von Löwen das Schloß Cäsar (château César). Bei dieser Gelegenheit ging er einmal mit dem Helden Brabon auf die Jagd und erlegte einen Adler von ungewöhnlicher Größe. Zum Andenken an dieß Ereigniß gründete er auf der Stelle eine Colonie und nannte dieselbe Aerschot (Aarschuß, Adlerschuß).

55.
Der weiße Gott.

Die schoone Historie van Julius Caesar. Niederd. Volksbuch. S. 33.

In Gent wurde vor Zeiten der heidnische Abgott Mercurius in großen Ehren gehalten, bis Sankt Amandus seinen Tempel zerstörte und seiner Verehrung ein Ende machte. Das Bild dieses Abgottes war aber von

purem Silber, und darum hieß er bei den Gentern der weiße Gott, woher es auch kommt, daß man noch häufig alte Leute schwören hört: by den witten god.

56.

Das Teufelsorakel zu Dornik.

Jean Covsin, Histoire de Tovrnai. p. 247.

Ehe die Dorniker zum christlichen Glauben bekehrt waren, bestand in ihrer Stadt ein falsches Orakel, bei dem sie sich Raths erholten, wenn sie irgend etwas unternehmen wollten, sowohl bei gemeinsamen Angelegenheiten, als bei solchen, welche einzelne von ihnen betrafen. Es wohnte daselbst nämlich ein böser Geist, welcher Ebron oder Ebroin hieß und den ihn Fragenden Antwort ertheilte, und das war auf dem großen Markte und an der Stelle, wo seitdem die Tuchhalle gebaut wurde, und dieser Teufel hatte die Dorniker also in seinen Klauen, daß sie keinem andern als ihm vertrauten. Das hat gedauert, bis Elnuther Bischof der Stadt wurde, denn dieser beschwur ihn und trieb ihn zurück in die Hölle.

57.

König Brunehaut.

Vovy II, S. 281.

Vor tausend und mehr Jahren hat einmal ein König Brunehaut gelebt, und der herrschte über Belgien und war ein großer Zauberer. Noch tragen viele Heerstraßen in Belgien seinen Namen. Diese hat er mit Hülfe seiner Geister in drei Tagen bauen lassen.

58.
Wald sonder Gnaden.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 17a.

Als Kaiser Claudius Brittanienland überwältigt hatte und wiederum zu Schiffe gegangen war, um überzufahren, da erhob sich ein großer Sturm und der warf ihn mit all den Seinen an die Küste der wilden Slaven, welche in Slavenburg und dort umher wohnten. Der Kaiser hatte großen Kampf mit ihnen, doch besiegte er sie endlich durch Frommheit und Ueberzahl seines Kriegsvolkes und behielt Victorie. Dann ging er mit vielen von seinem Heere in den großen Wald, der bei Slavenburg lag, um daselbst zu jagen, und als er hinein kam, hörte er ein so gräuliches Gebrüll von Löwen, Bären, Wölfen, wilden Stieren und Schweinen, daß alle darob erschraken. Da fragte der Kaiser, ob da jemand in dem Walde wohnte, und da sagten die Slaven: „Herr, wir wissen es nicht, aber wir wissen wohl, daß ihr nicht ungeschändet dadurch dringen könnet, und nähmet ihr all euer Volk mit euch; so viel wilder Thiere giebt es dort.“ Da fragte der Kaiser nach der Größe des Waldes, und die Slaven sprachen, er sei zehn Meilen lang und drei Meilen breit. „Und ob ihr gleich Abentheuer hättet und hindurch dränget, so wohnen doch an der andern Seite noch die wilden, grausen Niedersachsen, das sind die Friesen, welche niemandes schonen, der in der Welt lebet, und die euch und euer Volk von Stunde an befechten würden.“ Da sprach Claudius der Kaiser: „So mag dieser Wald wohl heißen ein Wald sonder Gnaden, denn wie es auch gehe, niemand mag ungeschändet hindurch gelangen; er muß seines Leibes in Furcht sein vor den wilden Thieren oder den wilden Niedersachsen und Slaven“ (welches große Menschen waren, rauch von

Haaren, stark von Körper und ungezähmet, so daß sie niemand entsahen in der Welt). Und also erhielt dieser Wald seinen Namen Wald sonder Gnaden und trug ihn noch lange Zeit nachher.

59.

Jupille.

Bovy II, 132.
Vgl. Vopiscus in Numerian. cap. 3.

Als der Kaiser Diocletian, der mit seinem Beinamen Jobius hieß, einst in Tongern war und noch in untergeordneter Stellung diente, weissagte ihm ein Druidenweib, er würde Kaiser werden, wenn er den Eber getödtet haben würde.

Seit der Zeit war Diocletian der Jagd gar ergeben und baute sich bald nachher in den Wäldern ein Landhaus, um von dort aus desto bequemer dem Wilde auflauern zu können. Dieß Landhaus hieß nach ihm Jobii villa und stand auf der Stelle, wo nun Jupille steht, welches letztere auch seinen Namen davon bekam.

60.

Richon.

Ernst, Suppl. à l'histoire de Liège. p. 313.
Bovy S. 133.
Mss.

Im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte ein König in Tongern, der Lotrangus hieß und einen Sohn hatte mit Namen Richar, und wohnte in Jupille.

Eines Tages war Richar auf die Jagd gegangen und verfolgte auf derselben einen großen Eber. Ermüdet

und ermattet legte er sich nach langem Jagen an einer Quelle nieder und setzte, nachdem er seinen brennenden Durst gelöscht, seinen Weg durch den Wald so lange fort, bis er an das Ende desselben kam. Zu seinem großen Erstaunen fand er daselbst eine Stadt und erkannte bald Tongern in ihr. Das wunderte ihn noch mehr, denn um von Jupille nach Tongern zu kommen, kannte man in der Zeit keinen andern Weg, als über Huy oder Trecht (Mastricht).

Erfreut über seine Entdeckung, ging er den Weg zurück, auf dem er gekommen, und machte, um ihn stets wieder zu erkennen, Zeichen in die Bäume. Als er wieder nach Jupille kam und seinem Vater das Abentheuer mittheilte, war dieser nicht weniger erstaunt, und in seiner Freude ließ er die Quelle, an der Richar ausgeruht, zum Andenken an den Vorfall schmücken mit vielen Bildern und nannte sie Richarquelle (Richer-fons, Richon).

61.

Lohengrin und Elsa. — Lohengrin und Belaye.

Nach altdeutschen Gedichten.

Vor vielen hundert Jahren lelbte ein Herzog von Brabant und Limburg, der eine schöne Tochter hatte, welche Elsa hieß. Als dieser Herzog auf dem Todbette lag, befahl er Elsa an einen seiner Lehnsmänner, dessen Name Friedrich von Telramonde war und den man überall als einen wackern Helden kannte und ehrte, und vorzüglich deßwegen schätzte, weil er zu Stockholm in Schweden einen grimmen Drachen besiegt und dadurch schon allein sich einen herrlichen Namen erworben hatte. Friedrich

wurde aber bald stolz und übermüthig und wollte Elsa zu einer ehelichen Gemahlin haben, und log selbst, daß sie ihm ihr Wort gegeben hätte, ihm treu zu sein und zu bleiben. Doch Elsa strafte ihn Lügen und gab seinen Bewerbungen kein Gehör. Da erzürnte Friedrich heftig und wollte nun um so mehr sie zwingen, ihm ihre Hand zu geben, und klagte bei dem Kaiser Heinrich, genannt der Finkler oder der Vogelfänger, und erlangte von diesem den Beschluß, daß Elsa einen Kämpfer zu stellen habe, der in ehrlichem Kampfe es mit Friedrich aufnehme, damit also Gottes Stimme für sie oder für Friedrich entscheiden könne. Elsa aber wollte keinen Kämpfer sich suchen und wandte sich nur in heißem Gebete an Gott den Herrn, von dem sie allein Hülfe und Beistand erwartete.

Da läuteten eines Tages zu Montsalva bei dem Grale die Glocken, welches stets ein Zeichen war, daß irgend jemand schneller Hülfe bedürfe, und Lohengrin, der Sohn Parcivals, wurde zum Retter erkoren für den Bedrängten. Als das Pferd aber schon für den Ritter bereit stand und dieser den Fuß eben in den Bügel setzen wollte, da siehe, erschien ein Schwan auf dem Wasser, welcher ein Schifflein hinter sich herzog. Lohengrin sah dieß als ein Zeichen des Himmels an und befahl darum, sein Pferd wieder zu Stalle zu führen, indem er dem Schwane in dem Schifflein folgen wolle. Und also that er auch und befahl sich Gott dem Herrn, und nahm, in festem Vertrauen auf ihn, selbst keine Speise mit. Nachdem der Schwan ihn fünf Tage weit fortgefahren, da stach er seinen Schnabel in das Wasser und zog ein Fischlein hervor und theilte dieß mit Lohengrin, und also fuhren sie weiter. Aber jetzt müssen wir zu Elsa, der Tochter des Herzogs von Brabant und Limburg, zurückkehren.

Elsa hatte unterdessen ihre Lehensleute zusammengerufen, denn ein Tag ging nach dem andern hin, ohne daß ihr ein Zeichen von Hülfe geworden wäre. Als diese aber alle versammelt waren, da kam der Schwan mit dem Schifflein die Schelde herauf geschwommen, und Lohengrin lag in dem Schifflein und schlief auf seinem Schilde. Als der Schwan auf das Ufer zu schwamm, erwachte Lohengrin, sprang am Lande aus dem Nachen und ward von Elsa mit vieler Freude und Jubel empfangen. Darauf trug man seinen Helm und seinen Schild und sein Schwert gleichfalls aus dem Schiffchen, und als dieß geschehen war, verschwand der Schwan und schwamm den Weg zurück, den er mit Lohengrin gekommen.

Als die ersten Freudebezeugungen vorüber waren, fragte Lohengrin die Herzogin, welches Leid ihr widerfahren sei, und erfuhr von ihr, wie Friedrich ihr nachstelle und sie fälschlich beim Kaiser angeklagt habe, und wie nun das Ganze durch ein Gottesgericht entschieden werden solle. Da sprach Lohengrin, daß er für sie streiten wolle, und Elsa ließ alsbald all ihre Verwandten und ihre Untersassen zusammenrufen, und sie kamen alle nach Saarbrücken und vereinigten sich dort und zogen von da nach Mainz. Der Kaiser, welcher zu Frankfurt am Main Hof hielt, kam auch dahin, und es wurde der Tag zum Kampfe bestimmt und die Schranken errichtet. Nachdem beide Kämpfer die Gerechtigkeit ihrer Sache betheuert hatten, begann der Streit, aber Lohengrin, den der Gral gesandt, behielt den Sieg und Friedrich von Telramonde fiel und gestand, daß er die Herzogin Elsa fälschlich angeklagt habe, und zur Strafe dafür wurde er, wie das Sitte und Gebrauch war, mit dem Beile vom Leben zum Tode gebracht. Zum Danke bekam Lohengrin die Hand der schönen Elsa von Brabant, und ihre Heirath

wurde prächtig gefeiert. Zugleich aber bat Lohengrin seine Gemahlin, daß sie nimmer wagen solle, ihn zu fragen, woher er stamme und wie er heiße, indem er sonst nicht länger bei ihr bleiben dürfe.

Lange Zeit lebte Lohengrin und Elsa in Frieden und Glück, und er war ein weiser und gerechter Fürst in dem Lande Brabant und Limburg. Einmal aber geschah es, daß er auf einem Turniere den Herzog von Cleve gefährlich am Arme verwundete. Darob erzürnte die Herzogin von Cleve und beneidete Elsa und sprach zu ihr: „Mag immer euer Lohengrin ein mächtiger Held sein und auch vielleicht ein Christ, weiß man doch nicht, woher er stammt und wer er ist, da er also abentheuerlich zu euch ans Land geschwommen kam.“

Diese Worte wurmten die schöne Elsa tief, und als sie Nachts mit ihrem Gemahl zu Bette lag und er sie in seinen Armen hielt, weinte sie gar bitterlich. Das bemerkte Lohengrin und sprach zu ihr: „Meine liebe Frau, warum weinet ihr?“ Darauf antwortete Elsa und sprach: „Die Herzogin von Cleve hat mir bitter Leid angethan.“ Und da schwieg Lohengrin und fragte nichts weiter. Die zweite Nacht sprach sie solches abermals, aber Lohengrin schwieg wieder und fragte nichts weiter. In der dritten Nacht aber war es der schönen Elsa nicht mehr möglich, noch dem Gebote ihres Mannes nachzukommen, und sie redete also zu ihm: „Mein lieber Herr und Gemahl, ich bitte euch, mir zu sagen, von wannen ihr geboren seid und von woher ihr stammt, denn mein Herz sagt mir, daß ihr von sehr edelm Stamme sein müsset.“

Mit Anbruch des Tages aber erhob sich Lohengrin und entdeckte ihr, von wannen er geboren sei und von woher er stamme und daß Parcival sein Vater sei, und daß Gott der Herr ihn von dem Grale zu ihr gesendet

habe, und daß er auch nun nicht mehr bei ihr bleiben dürfe. Dann ließ er seine beiden Kinder zu sich kommen und küßte sie herzlich und gab ihnen sein Horn und sein Schwert, und befahl ihnen, daß sie einen guten Gebrauch davon machen sollten, und der schönen Elsa gab er den Ring, den er einst von seiner Mutter bekommen hatte. Nachdem er das gethan, kam der Schwan mit dem Schifflein wieder, und Lohengrin stieg ein und fuhr weg, die Schelde herab. Elsa aber war ohnmächtig niedergesunken, und als sie sich wieder erholte, weinte sie und war betrübt über den Verlust ihres lieben Gemahles ihr ganzes Leben lang.

Lohengrin aber kam in das Land Lyzaboria, wo er die schöne Belaye heirathete. Diese liebte ihn über die Maßen und hütete sich darum wohl, ihn nach seiner Abkunft zu fragen, und sie war stets traurig, wenn er nicht bei ihr war, denn sie fürchtete seine Unbeständigkeit. Lohengrin aber mochte nicht immer zu Hause sitzen und zog darum oftmals nach der Jagd. Dann sprach aber die schöne Belaye kein Wort und saß da, als wenn das Leben aus ihr geflohen und ein böser Zauber ihr was angethan hätte.

Da gab eine ihrer Frauen ihr den Rath, daß sie, um Lohengrin mehr an sich zu fesseln, ihm ein Stück Fleisch aus der Seite schneiden und dasselbe essen solle. Belaye aber erzürnte darob und sagte, eher wolle sie sich begraben lassen, als ihrem Gemahl auch nur einen Finger quetschen, und sie entzog der Kammerfrau ihre Neigung und all ihr Zutrauen. Darauf ging dieses falsche Weib und log ihre schändlichen Lügen den Freunden der schönen Belaye vor, welche alsbald beschlossen, Lohengrin das Fleisch von seinen Gliedern zu schneiden damit Belaye genesen möchte. Als der Held nun einmal wieder von der Jagd kam und ermüdet eingeschlafen war,

wollten sie ihr böses Werk beginnen. Aber Lohengrin hatte zur selben Zeit einen Traum, worin er Tausende von Schwertern sah, welche auf ihn gerichtet waren, er sprang darum erschreckt aus dem Schlafe auf und schaute die argen Menschen mit so grimmen Augen an, daß sie alle zitterten und bebten, und dann hob er seine Hand und schlug auf sie und tödtete mehr denn hundert. Doch da bekamen sie Muth und halfen einander und brachten Lohengrin eine unheilbare Wunde bei an dem linken Arme. Als sie dieß aber sahen, wurden sie von also herrlicher Tapferkeit, wie der Held gezeigt, in ihrem Herzen überwunden und sie fielen ihm alle zu Füßen.

Als Belaye dieß vernahm, starb sie vor Schrecken und Leidwesen, und ward mit Lohengrin einbalsamirt und in Einen Sarg gelegt und mit vieler Feierlichkeit begraben. Später hat man ein Kloster über diesem Grabe gebaut, und noch zeigt man daselbst die Körper der Beiden den Pilgern. Und das ist geschehen fünfhundert Jahre nach der Geburt unsers lieben Herrn, und seitdem nannte man das Land Lyzaboria nach Lohengrin Lothringen.

62.

Der Schwanritter.

Nach Konrads von Würzburg Gedicht.
Grimm, Deutsche Sagen. II, S. 312.

Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen; er hatte aber in einer Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, wenig, sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Witwe und Waise unerachtet, des Landes, das nach deutschem Rechte auf keine Weiber erben könne.

Die Herzogin beschloß daher, bei dem König zu klagen; und als bald darauf Karl nach Niederland zog und einen Tag zu Neumagen am Rheine halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsen Herzog gekommen und wollte der Klage zu Antwort stehen.

Es ereignete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm den Rhein herdan und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach sich; in dem Schiff aber ruhte ein schlafender Ritter; sein Schild war sein Hauptkissen und neben ihm lagen Helm und Halsberg; der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemanne und brachte sein Schiff an das Gestade. Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich ob diesem seltsamen Ereigniß; jedermann vergaß der Klage der Frauen und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke; wohl und herrlich empfing ihn der König, nahm ihn selbst zur Hand und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: „Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! wann ich dein wieder bedarf, will ich dir schon rufen." Sogleich schwang sich der Schwan und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann schaute den fremden Gast neugierig an; Karl ging wieder ins Gestühl zu seinem Gericht und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürsten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer schönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach vertheidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampf für sein Recht und die Herzogin solle ihm einen Gegner stellen, das ihre zu bewähren. Da erschrak sie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den sich niemand wagen würde; ver-

gebens ließ sie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der sich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte; da erhob sich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu sein. Hierauf wurde sich von beiden Seiten zum Streite gerüstet, und nach einem langen und hartnäckigen Gefecht war der Sieg endlich auf Seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig.

Da neigten sie und die Tochter dem Helden, der sie erlöst hatte, und er nahm die ihm angetragene Hand der Jungfrau mit dem Beding an: „daß sie nie und zu keiner Zeit fragen solle, woher er gekommen und welches sein Geschlecht sei?“ denn außerdem müsse sie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin zeugten zwei Kinder zusammen, die waren recht wohl gerathen; aber immer mehr fing es an, ihre Mutter zu drücken, daß sie gar nicht wußte, wer ihr Vater war; und endlich that sie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschrak herzlich und sprach: „Nun hast du selbst unser Glück zerbrochen und mich am längsten gesehen.“ Die Herzogin bereute es aber zu spät, alle Leute fielen zu seinen Füßen und baten ihn, zu bleiben. Der Held waffnete sich und der Schwan kam mit demselben Schifflein geschwommen; darauf küßte er beide Kinder, nahm Abschied von seinem Gemahl und segnete das ganze Volk; dann trat er ins Schiff, fuhr seine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau ging der Kummer zu Bein und Herzen, doch zog sie fleißig ihre Kinder auf. Aus dem Samen dieser Kinder stammen viel edle Geschlechter, die von Geldern sowohl als Cleve, auch die rienecker Grafen und manche andere; alle führen den Schwan im Wappen.

63.

Die Sünde des Königs Clovis.

Jean Covsin, Histoire de Tovrnay. Dovay 1619. p. 254.

Gegen das Jahr der Geburt unseres Heilandes fünfhundert hörte der König Clovis viel von der Heiligkeit Eleutherii, des Bischofes von Dornik, sprechen und kam zu dieser Stadt, um seinen Predigten beizuwohnen. Nun hatte der König aber nach seiner Bekehrung und Taufe eine gar große Sünde begangen, die ihm das Gewissen sehr quälte. Er fand bald an den Predigten des heiligen Bischofes so viel Gefallen, daß er Muth faßte und bei einer Zwiesprache ihm von seiner Unruhe sprechen wollte, aber da kam Eleuther ihm zuvor und redete also: „Herr König, ihr habt eine große Sünde auf euch und waget es nicht, sie jemandem zu beichten, aber ihr müsset diese Scheu überwinden, denn anders giebt es kein Heil für eure Seele." Das wunderte den König sehr, denn er wußte nicht, daß der heilige Geist dem Bischofe alles geoffenbart hatte, und er beichtete demselben die Sünde und bat ihn, Gott um Verzeihung dafür zu bitten in der Messe, welches Eleuther ihm versprach.

Als der Bischof aber diese Messe las, erschien auf einmal eine große Klarheit in der Kirche und die währte eine halbe Stunde, und ein Engel kam zu Eleuther und sagte zu ihm, daß Gott sein Gebet erhört und des Königes Sünde verziehen habe.

Nach dem Ende der Messe erzählte Eleuther dem Clovis alles, und dieser war so erfreut darob, daß er große Gaben und Reichthümer dem frommen Bischofe schenkte und also ruhigen Herzens die Stadt verließ, welche er so gequält betreten hatte.

64.

Der Tod des heiligen Lambert.

Bovy 1, 138, 149. Nach einer alten Legende.
Mündliche Erzählungen.

Der heilige Bischof Lambert wollte nicht in die Verbindung Pipins mit Algaiden einstimmen, strafte ihn stets darüber und ermahnte ihn, seine rechtmäßige Gattin Plectrudis wieder zu sich zu nehmen. Aber alles war vergebens, denn Pipin war zu sehr von den Reizen der schönen Algais umstrickt.

Diese aber sann auf Rache an dem frommen Bischofe, ging am 15. September des Jahres 674 nach Bolsee und sandte von dort aus einen Boten an ihren Bruder Dodon, der zu Avroy in dem Hause ihres Vaters wohnte, damit derselbe alsbald zu ihr komme. Andere Boten schickte sie zu den Herren von Emburg, Sagin, Karl von Ramet, Ebruck und andern, und als diese alle bei ihr sich versammelt hatten, trug sie ihnen auf, den heiligen Lambert zu tödten, und versprach ihnen dafür große Schätze.

Die Mörder kamen mit Anbruche des Tages da zusammen, wo nun das Kloster Sankt Lambert steht, um dort des Bischofes zu warten. Als sie ihn aber nicht kommen sahen, stiegen sie nieder ins Thal zur Einsiedelei, in der Lambert jeden Morgen die Messe las.

Der Diener des heiligen Bischofes bemerkte die Mörder und kündete seinem Herrn ihr Nahen, doch Lambert sprach ruhig: „Wenn mein letzter Tag gekommen ist, dann gebe Gott mir Muth, damit ich sterbe als ein guter und getreuer Martyrer.“ Und mit diesen Worten zog er sein Meßgewand an und ging zum Altare.

Da stürmte Dodon mit den andern heran zur Siedelei, zerbrachen die Thore und ermordeten Peter und Andolet, die Neffen des Bischofes. Als sie ihn selbst

nicht fanden, stieg einer von ihnen auf das Dach der Kapelle und sah, wie der Heilige vor dem Altare im Gebete lag. Alsbald griff der Gottlose zu seiner Lanze und schleuderte sie hinunter, des Bischofes Leib durchbohrend.

Nachdem sie noch die Kapelle alles Schmuckes beraubt, zogen sich die Mörder nach Publemont zurück, wo Dodon sie ihre Beute theilen hieß. Darüber konnten sie sich jedoch nicht einigen, begannen zu kämpfen und tödteten alle einander.

Algais harrte inzwischen auf dem Thurme von Dugeye der Boten, welche ihr Lamberti Tod verkünden sollten. Als sie aber so am Fenster saß und in die Ferne schaute, kamen durch die Luft plötzlich viele Tropfen Blutes geflogen und fielen auf die Steine der Fensterbrüstung nieder. Erschrocken griff Algais nach einem Tuche, um sie wegzuwischen, aber das war unmöglich; sie blieben da bis auf den heutigen Tag und werden von den Gläubigen noch in großer Verehrung gehalten.

Dodon, der Bruder der Algais, hatte sechs Finger an einer Hand, und Gott strafte sein ganzes Geschlecht mit dieser Mißform. Noch jetzt ist ein Kind in dem Lütticherlande verachtet, wenn es sechs Finger hat, denn man glaubt, daß es aus dem Stamme Dodons sei.

65.

Lyderik de Buck.

N. D. en F. R. Chronyke van Vlaenderen. Brügge o. J. Fol. I, S. 4.

M. van Vaernewyck, Historie van Belgis of Spiegel der nederlandsche rudheyt. Gendt 1574. 4. Fol. 96 verso.

Französische Reimchronik. Ms. bibl. tornac. im Auszuge in de Reiffenbergs Ausgabe der Chronik von Ph. Mouskes. I, S. 44.

Die excellente Cronike van Vlaenderen — die alderexcellenste Cronike van Vlaenderen — Oudegherst und die meisten andern.

Idonea en Liederyk de Buk, eersten Forestier van Vlaenderen blyende treur=spel door J. Dromers. Brugghe. (1696.)

Liederyk de Buk, eerste Forestier van Vlaanderen, in 8 zangen, door Petr. Alb. Priem. Brugge 1826.

Liederik de Buk. In zwei Gesängen von Ph. Blommaert. S. Nederd. Letteroefeningen. Gent 1834. S. 169. m. einem Kupfer.

Als um das Jahr 583 Chilperik einen blutigen Krieg führte gegen Gontran, König von Burgund, seinen Oheim, da verließen viele edeln Fürsten, welche einem also unnatürlichen Kampfe zwischen zwei so nahen Verwandten nicht zuschauen konnten, ihr Vaterland und zogen mit ihren Familien und ihren Gütern in fremde, unbekannte Länder. Unter diesen Fürsten befand sich auch ein edler Herr von der Burg zu Dijon in Hochburgund, dessen Name Saluwart war, und der führte mit sich seine liebe Frau Ermegarde von Roussillon, welche zu der Zeit eben schwanger ging. Ihre Meinung und ihr Vornehmen war, nach Brittanien zu reisen, damit dort Frau Ermegarde in Ruhe ihrer Frucht genesen könne.

Um diese Zeit aber hauste an der niederländischen Seeküste ein gewaltiger Riese, Finard mit Namen, der Sohn Phiniberts, des Sohnes von Flanbert. Dieser fiel den Prinzen Saluwart in dem Walde von Buck verrätherisch an und zwang ihn zum Kampfe, und ermordete ihn in demselben. Als Ermegarde dieses sah, flüchtete sie mit einem Knechte und einer Magd auf unbekannten Wegen, um ein Plätzlein zu suchen, wo sie gebären

könnte. Da führte sie Gott in die Mitte des Waldes, wo ein frommer Einsiedel wohnte, und der hieß Lyderik. Kaum hatte Ermegarde die Klause betreten, da fühlte sie schwere Wehen, und bald darauf genaß sie eines Söhnleins, welches der Eremit Lyderik sogleich taufte und nach seinem Namen benannte.

Nachdem Ermegarde die Tage ihrer Reinigung vollbracht hatte, da wandelte sie öfters in dem Walde, um ihrer Trübheit Meister zu werden. Da wurde sie einmal erblickt von dem Riesen Finard, und dieser ergriff sie mit ihrer Dienstmagd und führte sie mit sich auf sein Schloß, welches Lisle le Buck hieß, und da mußte sie dem Riesen dienen für ehrlichen Unterhalt. Ihr Söhnlein wurde inzwischen mit väterlicher Sorgfalt von Lyderik, dem Einsiedel, aufgezogen, bis er ein Alter von sieben Jahren erreicht hatte. Da geschah es nämlich, daß einige Dienstmannen des Königs von England von Dornik her nach ihrem Vaterlande zogen, und das Kind auf ihrer Reise findend, es mit Zustimmung des Einsiedlers mit sich führten an ihres Königs Hof, wo es in Kraft und Schönheit aufblühete. In allen ritterlichen Handthierungen wurde der junge Lyderik gar bald sehr erfahren und übertraf darin alle Prinzen am Hofe. Dadurch erwarb er sich des Königs Liebe in hohem Grade, aber noch mehr die Liebe der Königstochter Graciana, welche mit so viel Innigkeit an ihm hing, daß sie von ihm schwanger wurde.

Zu dieser Zeit war Lyderik sechs und dreißig Jahre alt und hatte schon drei und zwanzig Jahre am Hofe des Königs gedient. Als die schöne Graciana ihm aber kündete, daß sie eine Frucht von ihm unter ihrem Herzen trüge, da ergriff ihn große Furcht vor der Rache des Königs und er schaffte Rath mit Graciana und bewog sie, heimlich mit ihm aus England zu flüchten, welches sie auch zugestand. So kam er nun in sein Vaterland

zurück und suchte zu allererst den Einsiedel auf, der sehr erfreut war, ihn wieder zu sehen, und ihm erzählte, wie der Riese Finard seinen Vater erschlagen habe und seine Mutter gefangen halte.

Darob entbrannte Lyderik in großer Gramschaft und Rachesucht, so daß er schwur, den Mörder zu tödten und seine liebe Mutter zu erretten und aus der Sklaverei zu befreien. Zu dem Ende begab er sich zu Clotar, dem Könige von Frankreich, und dieser gab ihm, umgeben von den Edeln des Reiches, Gehör, und Lyderik erzählte ihm alles, wie der Eremit es ihm verkündet hatte. Der König verwunderte sich höchlich über die Beredtheit, mit welcher Lyderik ihm das alles vortrug, und über den großen Muth, mit welchem der junge Prinz sich erbot, gegen den gewaltigen Riesen zu fechten und sich demselben zu stellen, damit also die Wahrheit und Gerechtigkeit der Klage offenbar würde; auch bedankte er sich über die großen Lobsprüche, welche Lyderik seinem Eifer für alles Rechte gemacht hatte. Doch rieth er ihm von dem Kampfe ab, indem Finard der muthigste und stärkste Mann der Erde wäre, und sprach dann, daß Lyderik den Kampf verschieben solle für eine andere Zeit, wo er stärker und kräftiger geworden wäre. Darauf aber antwortete der Prinz Lyderik, die Gerechtigkeit seiner Sache sei so groß, daß er nicht zweifle, sie werde seine schwachen Kräfte unterstützen, und besonders gegen einen so böswilligen Mörder, dessen Tapferkeit wohl nur deßhalb so berühmt sei, weil unmenschliche Grausamkeit sie begleite.

Als der König sah, daß er bei dem muthigen Prinzen nichts mit Ueberredung ausrichten könne, da fand er es gerathen, einen Gesandten zu Finard zu schicken, um diesen von der Klage Lyderiks in Kenntniß zu setzen und also kein ungerechtes Urtheil sprechen zu können.

Wie der Gesandte zu dem Riesen kam und ihm gebot, aufs schleunigste sich gegen die Anschuldigungen zu vertheidigen, da wußte der Finard gar wohl seine Gewissensunruhe zu bergen und antwortete, er habe nie Räuberei und Mord getrieben; was Saluwarts Tod betreffe, so sei dieser in ehrlichem Kampfe erfolgt; übrigens sei er stets bereit, sich gegen den sogenannten Sohn der Prinzessin Ermegarde zu vertheidigen.

Sicherlich hätte der Gesandte nach einer solchen Antwort dem Riesen alles Vertrauen geschenkt, wäre ihm nicht zufällig Gelegenheit geworden, Ermegarde zu sprechen. Diese setzte ihn über alles in genaue Kenntniß und offenbarte ihm Finards ganze Falschheit. Auch war in der ganzen Burg alsbald ein gar sonderliches Gemurmel und Gezische unter den Dienstleuten zu schauen.

Als König Clotar die Wahrheit also verstanden hatte, gestand er Lyderik den Kampf zu, und Dagobert, des Königs Sohn, reiste sogleich mit dem ganzen Hofe nach der Burg von Buck, wo Finard wohnte. Dieser gedachte, den königlichen Prinzen herrlich zu empfangen und also auf seine Seite zu bringen, aber er bekam zur Stunde den Befehl, sich auf den folgenden Tag zum Kampfe zu bereiten. Darauf antwortete Finard, er hoffe, das Ende dieses Kampfes werde besser sein wie der Anfang, und brachte dazu viel leichte Entschuldigungen her über sein Betragen, so daß es mühesam war, aus seinem Aeußern seine innere Bosheit zu erkennen.

Am folgenden Tage kam Lyderik mit einer großen Anzahl von Edelleuten bis zu der Brücke, welche die Endbrücke (le pont de fin) heißt, wo das Gefecht statt haben sollte. Finard zeigte sich gleichfalls bald nachher und erschien so, als habe er gar keine Furcht. Endlich erschien auch Dagobert, des Königs Sohn, und da schwiegen alle, welche bis dahin dem einen oder andern der

Kämpen zum Vortheil gesprochen hatten, und der Riese begann auf Lyderik anzustürmen, als kaum der erste Schall der Trompete erschollen war. Bei diesem Gegeneinanderrennen brachen beider Lanzen, und beide waren genöthigt, sie wegzuwerfen und sich mit den Schwertern zu grüßen. Es war sehr schwer, zu urtheilen, wer den Sieg behalten würde, so harte Schläge führte Finard und so wohl wußte Lyderik denselben auszuweichen; doch wurden alle bald einig, daß der Riese nicht nur seines Gleichen, sondern sogar seinen Meister gefunden hätte. Schon waren beide ermüdet durch das lange Streiten, als Lyderik sich noch einmal des grausamen Mordes seines Vaters und der unrechtfertigen Gefangenschaft seiner Mutter erinnerte und mit solcher Gewalt auf seinen Gegner eindrang, als ob er eben erst zu kämpfen begonnen hätte. Dadurch betroffen, wollte Finard rückwärts springen, fiel zur Erde und wurde also von Lyderik überwunden und getödtet.

Da war nun große Freude und Prinz Dagobert beglückwünschte den Sieger mit unaussprechlicher Freude und geleitete ihn selber nach der Burg von Buck. Aber Lyderik wollte nicht eher an seinen Wunden verbunden sein, als bis er seine Mutter Ermegarde wiedergesehen hätte, und als ihm diese Freude wurde, da stand er stumm und ohne Worte, bis Ermegarde die Erzählung von ihren Leiden und Trübsalen beendigt hatte. Da erst kam er wieder zu sich und tröstete sie mit vielen milden Worten. Dann aber befahlen ihm die Heilmeister, daß er sich zur Ruhe begeben solle, damit man an die Heilung seiner Wunden denken könne.

Weil aber jeder leicht einsehen konnte, daß Lyderik so bald nicht genesen würde, begab sich der Prinz Dagobert mit dem ganzen Hofe am andern Morgen zu ihm und übertrug ihm im Namen des Königs Clotar alle

Herrlichkeiten, Besitzungen und Würden, welche ehedem Finards Eigenthum gewesen waren, und zwar nicht nur ihm, sondern auch all seinen Nachkommen, und nannte ihn, zu größerer Belohnung der bewiesenen Tapferkeit, den ersten Förster oder Oberherrn des Waldes von Flandern. Darauf bat er ihn, gleich nach seiner Herstellung den König zu besuchen, und zog mit dem ganzen Hofe wieder nach Hause zurück.

Als Lyderik aber wieder gesundet war, da trug er redlich Sorge für gute Gesetze und Sitten unter dem Volke in Flandern. Auch machte er dem heidnischen Wesen in dem Lande ein Ende und baute als ein christlicher Vater, der für das Seelenheil der Seinen Sorge tragen muß, viele Kirchen und Kapellen, unter welchen die besonderste war die von Brughstock, die er der Mutter Gottes weihte, und die stand auf der Stelle, wo nun die weitberühmte Stadt Brügge steht und später die Kirche des heiligen Donatius gebaut wurde.

66.

Lyderik und Idonea.

Dits die excellente Cronike van Vlaenderen. Antwerpen 1531. Fol. III.

Chronyke van Vlaenderen (von N. D. u. F. R.). Brügge o. J. S. 10.

Msc. bibl. tornac. enthaltend eine französische Reimchronik. S. den Auszug aus derselben bei Reiffenberg, Chronique de Philippe Mouskes. Bruxelles 1836. I, p. 44.

In dem zweiten Jahre der Regierung Lyderiks van Lylelezbuc geschah es, daß ein Maderant von Burgund, dessen Neffe Madonus von Poitiers und Zwychaert von Partenay die Tochter des Königs Lothar von Frankreich entführten, deren Name Idonea war, und wollten sie mit sich nehmen nach England. Als diese Herren

aber gekommen waren bis zwischen Noble, welches nun Atrecht heißt, und Dornik, da bekamen sie Streit unter einander und fechteten, und Zwychaert von Partenay stach den Madonus todt. Darob erschrak Jungfrau Idonea sehr und befahl ihrem Wagenführer, daß er fort fahre und die Herren streiten lasse, und also kamen sie bis eine Meile vom Schlosse Lylelezbuc, auf dem Lyderik wohnte. Dieser hatte aber gerade zu der Zeit im Walde gejagt und einen Hirsch gefangen, und als er mit seiner Beute an den Ort kam, wo Idonea mit ihrem Wagen stand, dachte er gleich, das müsse eine edle Frau sein, und trat zu ihr und fragte sie, ob sie ihn nicht auf sein Schloß geleiten wolle. Das nahm Idonea gerne an, denn sie war von Herzen betrübt über den Tod des Prinzen von Poitiers; doch befahl sie dem Wagenführer und ihren beiden Kammerfrauen, daß sie Lyderik nicht sagten, wer sie wäre und woher sie käme.

Lyderik der edle Baron aber empfing sie gar ehrlich und herrlich, und sie übernachtete bei ihm auf dem Schlosse mit ihrem Gefolge. Im Gespräche fügte es sich, daß sie Lyderik fragte, ob er keine Frau habe, worauf Lyderik entgegnete: „Noch nicht, denn mein Abentheuer zu ehelichen ist noch nicht gekommen. Jedoch saget mir, edle Frau, wer ihr seid und von wannen ihr kommet und wohin ihr zu reisen gedenket.“ Idonea sprach, ihr Vater sei ein Edelmann von hoher Geburt. Ein junger Prinz sei aber gekommen aus fremden Landen und habe sie mit sich führen wollen gen England, um dort sie zu heirathen, und bei Dornik sei derselbe erschlagen worden und sie geflüchtet und also bis zu diesem Schlosse gelangt. „Wisset“, fuhr sie dann fort, „daß ich nimmehr zu meines Vaters Hause zurückkehren darf und lieber dienen will als eine Magd.“ Da fragte sie Lyderik nach ihrem Namen und ob sie eine Christin wäre, und sie ant-

wortete: „Ja, ich bin ein Christenweib und mein Name ist Idonea.“ Worauf Lyderik sie weiter fragte, warum sie denn nicht mehr zu ihres Vaters Hause zurückkehren wolle und lieber eine Dienstmagd wäre, und ob es ihr recht wäre, bei ihm zu bleiben, nicht als seine Magd, sondern als sein werthes Lieb, um seiner Güter und seines Schlosses zu wachen, und bei Gelegenheit seine Frau zu werden und eheliche Kinder von ihm zu zeugen. Idonea sprach: „Möchte ich ein Jahr bei euch bleiben oder zwei, ich hoffte zu Gott, meine Dienste sollten euch wohl behagen.“ So blieb Jungfrau Idonea bei Lyderik, und ihre Kammerfrauen zogen ab, nicht aber gen Paris, denn dahin durften sie nicht mehr kommen, sondern sie ließen sich von dem Wagenführer nach Partenay ins Land von Poiteau bringen. Ehe sie aber wegfuhren, sprach der Wagenführer zu Lyderik: „Ach, edler Herr und lieber Wirth, ich bitte euch, behandelt diese Frau nur wohl und ehrlich, denn sie ist eine also edle Magd von Geburt, als eine sein kann zwischen hier und Preußens Osten und Spaniens Westen.“ Lyderik begehrte jedoch kein ander Weib denn Idonea, und er zeugte mit ihr binnen zwölf Jahren fünfzehn knabliche Kinder und drei Töchter.

Man muß aber wissen, daß an festlichen Tagen Frau Idonea Kleider trug von theurem Baldekin mit Gold besäet, Lyderik war stets gekleidet in einen Kittel von grauem burkelschen Tuche. Und weil die Kinder edel waren von mütterlicher Seite, so ließ Lyderik ihnen Kleider machen, die an der rechten Seite von rauhem grauen Laken waren, und an der andern Seite von Baldekin mit Gold durchwirkt.

In dem Jahre unseres Herrn sechshundert und sechs und zwanzig sandte der König Lothar den heiligen Bischof Amandus von Maestricht nach Lothringen und Flandern,

damit derselbe dort das Christenthum predige. Und als Sankt Amandus auf der Schelde kam gen Gent, da warfen ihn die Weiber mit Kuhmist und anderm Unrathe. Auch stachen sie ihn oft in die Schelde, um ihn zu ertränken, aber er bekehrte dennoch das ganze Land von Flandern, was über der Schelde liegt, und das war im Jahre 626, als Idonea vierzehn Jahre schon bei Lyderik gewohnt hatte.

Einmal aber däuchte dem Könige im Traume, als er lag und schlief, daß er fünf Tage lang einen weißen Hirsch jage, der am fünften Tage im Forste gefangen wurde. Der Jäger, der ihn fing, hatte einen schönen Rosenbaum mit fünfzehn lieblich riechenden Blumen und drei schönen Knospen.

Als der König erwacht war, erzählte er männiglich von dem Traume, und jeder rieth ihm, auf die Jagd zu gehen. Dieses geschah aber zu Soisson und war zu Anfang des Sporkelmondes und zu einer Zeit, wo es gerade Morgens etwas geschneit hatte. Kaum hatte der König die Stadt verlassen und war in den Busch gekommen, als er einen großen Hirsch sah, der nordwärts lief. König Lothar folgte ihm zu Pferde und ritt stets hinter ihm. Am andern Tage verlor der König seine Gefährten und am dritten Tage wechselte er zu Dornik sein Pferd und nahm einige Leute aus der Stadt mit sich, und als er fast drei Meilen geritten war, sah er den Hirsch abermals, der nun auf Ryssel zu lief, und der König verfolgte ihn stets. Die Gesellschafter von Dornik hatten den König auch verloren, der aber ritt hinter dem Hirsch, bis er in der Nähe ein Schloß gewahrte. Da stieß er laut in sein Horn, denn er dachte, wenn dort ein Edelmann wohne, so müsse der ihm entgegen kommen. Als Lyderik aber das Horn erschallen hörte, setzte er sich zu Pferde und hing sein Horn um,

und als er aus dem Schlosse ritt, sah er, daß der Hirsch, den der König verfolgt hatte, matt und müde war, und er fing ihn mit seinen Hunden und durchstach ihn mit seinem Spieß. Da kam auch König Lothar geritten und sah den todten Hirsch, und die beiden Jäger grüßten einander. Lyderik fragte aber den König, wer er sei, und der König sprach, er wäre ein französischer Ritter und hätte fünf Tage lang den Hirsch gejagt und all seine Gesellen verloren. Darauf sprach Lyderik: „O, edler Freund und Herr, kommet mit mir auf mein Schloß, und da ihr also lange diesen Hirsch verfolgt, so ruhet bei mir fünf oder sechs Tage, und wir wollen fröhlich sein und von des Thieres Fleisch essen und recht genüglich sein.“

Als Frau Idonea aber vernahm, daß ihr Herr Vater in dem Schlosse sei, so stellte sie sich krank und legte sich zu Bette, denn sie hatte große Furcht. Bei der Tafel sah der König die fünfzehn Knaben und die drei Töchterlein und fragte, wessen Kinder das wären, und Lyderik entgegnete: „Das sind meine Kinder, und Gott hat sie mir verliehen bei einer fremden Frau. Es sind ihrer achtzehn, und ich habe sie gewonnen binnen vierzehn Jahren, denn oft hat sie mir zwei auf einmal geschenkt.“ Darauf fragte der König weiter, warum der Kinder Kleider aus zweierlei Stoffen gemacht seien und warum sie das schöne Laken an der linken Seite trügen und das rauhe schlechte an der rechten. Lyderik sprach: „Freund, das kommt daher, weil meine Frau edler ist, denn ich bin, darum tragen sie an der linken Seite, wie ihre Mutter, das kostbare Baldekin, und an der rechten grau burkelsch Laken, wie ich.“ Der König wurde immer neugieriger, und besonders, da die Kinder alle ihrer Mutter Züge hatten, und er erzählte: „Es ist nun fünfzehn Jahre fast, daß meine Tochter von dem Prinzen von

Poitiers entführt wurde, und ich habe nie erfahren können, was aus ihr geworden ist, sehe aber nun, daß diese Kinder alle meiner Tochter Züge tragen. Ich bitte euch darum, edler Freund und Wirth, lasset mich dieser Kinder Mutter sehen."

Lyderik wußte nicht, daß sein Gast der König von Frankreich war und der Vater seiner Frau. Er sprach: „Mein lieber Herr und Freund, ich will mein Weib holen lassen und dann sollet ihr sie sehen."

Als aber Frau Idonea nicht kommen wollte, ging er selber und er fand sie sehr weinend in ihrem Bette. Wie er ihr sagte, daß sie zur Tafel kommen solle, entgegnete sie: „Nein, das thue ich um alle Güter der Erde willen nicht, denn wisset, mein lieber Gemahl, euer Gast ist der großmächtige König von Frankreich."

Darob war Lyderik in seinem Herzen gar verwundert, denn während fünfzehn Jahren hatte er von ihr nicht vernehmen können, wer sie oder wer ihr Vater wäre. Bangen Muthes ging er zum Könige zurück und sprach, daß seine Frau siech zu Bette läge. Darauf fragte Lothar, von wo sein Weib gebürtig sei, und Lyderik entgegnete, das habe er binnen fünfzehn Jahren, während denen sie bei ihm lebe, nicht erfahren können. Der König fuhr fort und fragte nach ihrem Namen, und als er erfahren, daß sie Idonea heiße, sprach er freudig: „Dann ist es meine Tochter, daran ist kein Zweifel." Und sich zu Lyderik wendend, sagte er weiter: „Euch, mein lieber Freund und Wirth, gebe ich sie denn zu einem gesetzlichen ehelichen Weibe und will euch zum Prinzen machen von allem Lande, welches hier herum liegt, und euch die Missethat vergeben, daß ihr bei ihr wart ohne Zustimmung von mir und meinen Magen zu haben."

Der König aber wollte sie sehen und eher nicht essen noch trinken, und Lyderik führte ihn an ihr Bett, und sie stand alsbald auf und bewillkommte ihren lieben Vater und erzählte ihm, wie sie zu Lyderik gekommen sei. Lothar blieb zehn Tage lang in Lylelezbuc und entbot alle benachbarten Städte dahin, als Dornik, Noble, welches nun Atrecht heißt, die von der Ryviere, welche nun Douay ist, und sie kamen alle in Lyderiks Castell, und in ihrer Gegenwart gab der König seinem Gaste Idonea zu einem gesetzlichen Weibe. Auch wurden Feste gegeben, und die dauerten fünf Tage lang, und jeglicher, der zu der Hochzeit kam, brachte Geschenke. Da machte auch Lothar seinen Schwiegersohn zu einem Fürsten von allen Städten von Sommenoble bis zur Nordsee. Diese Städte waren: Sommenoble, Vermandoys, Nyelle, Aryen, Seclyn, Ryviere, Lylelezbuc, Blondyn, Brughstock, Aerlebeke und Guysen.

Als die Hochzeit geendet war, befahl König Lothar Lyderik vor allen Dingen, daß er die ihm gegebenen Städte und Lande und den Forst von Flandern in Rechtfertigkeit regieren sollte und Jedem Recht thäte, so dem Armen als dem Reichen, und Lyderik schwur es ihm zu und huldigte ihm, als ein Lehensmann, vor allem Volke, welches zur Hochzeit gekommen war. Und am elften Tage nahm der König Urlaub von seiner Tochter und zog zurück nach Paris. Die von Dornik bewiesen ihm da große Ehre und Würdigkeit, und zwar darum, weil sein Vater Chilperik die Liebe-Frauen-Kirche in ihrer Stadt gestiftet hatte. Lyderik geleitete ihn mit sieben seiner ältesten Söhne.

In Paris aber war große Freude ob des Königs Wiederkehr, denn man glaubte allgemein, er sei von wilden Thieren zerrissen worden. Lothar ordnete alsbald ein Turnier zu Ehren Lyderiks an, und dieser gewann

den Preis in demselben durch seine Frommheit, und er wurde nebst seinen Söhnen beschenkt von allen, die in dem Turniere mitgekämpft hatten. Als dieß geschehen war, nahm Lyderik Urlaub vom Könige und ritt wieder nach Flandern, wo er in allen Städten prächtig empfangen wurde, als Fürst und Herr.

67.

Lyderik läßt seinen Sohn hängen.

Dits die excellente Cronike van Vlaenderen. Antwerpen 1531. Fol. VI.

Es geschah eines Sommers um den Tag Sankt Johanns des Täufers, daß Lyderik Besuch hatte von Dienstmannen des Königes Lothar und viele von seinen vornehmsten Unterthanen entbot, um diese ehrlich zu empfangen. Als man da viel tanzte und sprang, da wünschten einige Jungfrauen, welche sehr erhitzt waren, Frucht zu haben, an der sie sich laben könnten, Kirschen oder Pflaumen, oder was sonst.

Jogeram, Lyderiks ältester Sohn, ging zu einer Frau, welche einen Korb mit Früchten feilbot, und kaufte ihr denselben ab, ohne jedoch ihr Geld zu geben, sondern er sprach, man würde sie schon bezahlen, und er brachte die Früchte den Jungfrauen, welche sich daran sehr labten.

Die Bezahlung aber wurde vergessen, und die arme Frau stand am Thore des Schlosses, bis es dunkel Nacht war, und hatte noch kein Geld, und als sie endlich nach Haus kam, fand sie ihre Kinder todt von Hunger, weil sie kein Geld hatten, um sich Brot zu kaufen, und ihre Mutter nicht wiederkehrte.

Darob betrübt, kam die Frau am andern Tage wieder und klagte Lyderik, und dieser ritt alsbald mit

Jogeram nach Dornik und ließ ihn dort an den Galgen hängen.

68.

Karl Martell.

Die alderexcellenste Cronyke van Brabant.
Vgl. Oude Divisie-Cronycke van Hollant &c. Delft 1585.
Chronique de Philippe Mouskes, publiée par le Baron de Reiffenberg. Bruxelles 1836. Vers 1916 ff. S. 79.

Der Herzog von Brabant Carolus Martellus führte allezeit schwere Kriege und minderte dadurch seinen Schatz, und damit seine Ritter leben möchten, gab er ihnen den Zehnten, welcher sonst der Geistlichkeit zukam. Darum liest man in vielen Büchern, daß er von Gott aus der Gesellschaft der lieben Heiligen und dem ewigen Leben verbannt und verdammt worden sei, eben weil er die armen Seelen im Fegfeuer dadurch aller Hülfe und alles Beistandes beraubte, daß er der Geistlichkeit den Zehnten entzog.

Und also liest man und wird gesagt von dem heiligen Sankt Eucherius, der ein Bischof war in Orleans: Nachdem Carolus Martellus in der Kirche Sancti Dionysii ehrlich begraben war und Sankt Eucherius in dieser selben Kirche Messe las, sah er im Geiste Carolum Martellum sitzen in der höllischen Pein, und sah auch, wie eine Schlange aus seinem Grabe kam. Und hiernach wurde das Grab geöffnet und man fand nichts darin, als eine große Schlange, welches doch ein großer Jammer war für einen also tapfern Prinz, der mit so großer Frommheit gegen die Ungläubigen gestritten hatte.

69.

Woher Karl den Beinamen der Große bekam.

Die alderexcellenste Cronyke van Brabant.
Chronique de Philippe Mouskes, publiée par le Baron de Reiffenberg. Bruxelles 1836. Vers 4089 ff. S. 165.

Schon in seiner Jugend war Karl gewaltig stark und kühn. Also tödtete er einst zu Belsyen, zwischen Tongern und Maestricht, einen großen und grimmigen Bären in Gegenwart seiner Muhme, der heiligen Landrada, welche Abtissin in dem Kloster Belsyen war, und diese nannte ihn für diese That den großen Carolus. Den Namen hat er späterhin immer beibehalten.

70.

So viel Bischöfe als Tag' im Jahr.

Het oude goutsche Chronyckxken van Hollandt ꝛc. Herausgeg. von Scriverius. Amsterdam 1663.

Der gute Kaiser Karl der Große lag zwei Jahre vor seinem Tode krank in der Stadt Aachen, und als er so krank lag in seinem Bette, da wurden alle Siechen gesund, welche dem Bette naheten, und als er todt war, wurde er begraben in unserer lieben Frauen Kirche, die er selber gestiftet. Zu der Zeit aber, wo er diese Kirche gründete, that er ein Gelübde zu Gott dem Herrn, daß er sie wollte weihen lassen von also vielen Bischöfen, als Tage sind im Jahre. Und als er schon viele Bischöfe zusammen verschrieben hatte und sie zählte, da fand er, daß ihrer noch drei zu wenig wären, und nirgend konnte er einen Bischof mehr bekommen. Das betrübte den guten Kaiser gar sehr, und er ging nach Maestricht in die Kirche und bat Gott und den heiligen Apostel Jacobus, daß sie ihm noch drei Bischöfe senden möchten,

damit die Zahl voll würde, welche er gelobet hatte. Und zur Stunde erhoben sich dort aus dem Grabe drei todte Bischöfe und kamen zu dem Kaiser und gingen mit ihm nach Aachen und weiheten die Kirche, und also wurde des guten Karls Gelübde erfüllt. Und als das geschehen war, da kehrten sie nach Maestricht zurück und legten sich wieder in ihr Grab.

71.

Roß Bayards Fußtritt.

Mündlich.

Bei Lüttich findet sich auf einem Felsen eine kahle Stelle mit einem eingedrückten Pferdehufe. Dieser ist von dem Rosse Bayard, welches die vier Haimonskinder vor Zeiten geritten haben.

72.

Bayardstritt.

Itinéraire de l'abbé de Feller. I, 254, Note des Herausgebers.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CCVI.

Oberhalb des Dorfes Couillet, bei Charleroi, zeigt man noch heute eine Stelle, in die ein großer Pferdehuf eingedrückt ist. Der kommt vom Rosse Bayard her.

73.

Schloß Bayard.

Paquot, Mémoires littér. III, 433.
Grammaye, Antiquitates comitatus namurcensis. 4. p. II.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CCIV.

Zu Dhuy in der Grafschaft Namur sieht man ein altes Schloß, welches das Schloß Bayard heißt. Als

die vier Haimonskinder aus den Ardennen flüchten mußten, sind sie dahin gezogen.

74.

Der Bayardsfelsen bei Dinant.

Collection histor. des principales vues des Pays-Bas. Tournay. 2 Lieferung.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CCV.

Der Bayardsfelsen bei Dinant hat viele Schluchten und Abgründe. Aus einem derselben rettete sich Roß Bayard in die Wälder, welche Schloß Beaufort umgeben, und blieb da für immer. Davon hat der Felsen seinen Namen erhalten.

75.

Berthem.

Grammaye, Loranium. p. 59. 60.
Paquot.
Molanus, Natales SSorum Belgii. ed. 1595. p. 2.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CCV.

Das Dorf Berthem hat zum Wappen das Roß Bayard. Vor langer Zeit zeigte man dort die Krippe des gewaltigen Pferdes, so wie auch in dem Walde von Meerdael einen Eindruck seines Hufes. Adelard, das älteste der vier Haimonskinder, schenkte die Herrlichkeit Berthem der Abtei von Corvei, wo er der Welt entsagte und eines seligen Todes starb.

Vor den Unruhen im sechzehnten Jahrhundert befand sich auf dem Hochaltar der Kirche von Berthem ein Gemälde, auf dem die vier Haimonskinder vor einem Kreuze knieend abgebildet standen. Andere sagen, auf

dem Gemälde sei nur Adelard und das Roß Bayard gemalt gewesen, indem diese beiden lange in Berthem gewohnt hätten.

76.

Schloß Eggermonde.

Promenades histor. sur les bords de la Meuse, par Bovy. Revue belge. 1835. Dec. p. 367.
Villenfagne, Recherches sur l'hist. de Liège. I, 429. 471.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CCIV.

Das Schloß Eggermonde (Aigremont), wohin der Kaiser Karl der Große mit Elegast zu stehlen auszog, wurde ehedem von den vier Haimonskindern bewohnt. Andere sagen, daß Malagis daselbst gelebt habe.

77.

Reinoldstein.

Colson, Souvenirs de vacance. Revue belge. Liège 1837. Avril. p. 383. 384.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. Brux. 1836. II, introd. p. CCIV.

In der Gemeinde Hody (Provinz Lüttich) stehet das alte Schloß Reinoldstein (Renastienne, Reinouts=steen). Dahin sind vor Zeiten die vier Haimonskinder geflüchtet, als sie vor König Karl flüchten mußten. Nahe dabei steht das Schloß Poulseur, das hat dem berühmten Zauberer und Ritter Malagis gehört, der später Pabst zu Rom wurde.

Auch die Ruinen zu Amblene tragen den Namen „das Schloß der vier Haimonskinder".

78.

Balduin der Eisenarm.

De Reiffenberg, Archives historiques.

Als Balduin der Erste von Flandern einmal über die Schelde kam, sprang der Teufel heraus und wollte ihn fassen, aber der Graf wehrte sich so wacker gegen den bösen Feind, daß dieser mit Schande weichen mußte. Von dieser Begebenheit erhielt Balduin den Namen der Eisenarm (bras de fer).

79.

Das Engelandgat zu Gent.

Vaernewyck, Historie van Belgis &c. II, Fol. 180.
Ph. Blommaert im Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 4.

Als unter Graf Arnolds Regierung im Jahre 965 die französischen und englischen Heere, ihre Könige an der Spitze, die Stadt Gent belagerten und sie mit vollkommener Vernichtung bedrohten, da wurden eines Tages zwei Schildknappen zu dem Ruwaert in die Stadt gesandt, um von demselben die Uebergabe von Gent zu fordern. Als sie an dem Thore angekommen waren, öffneten ihnen die Wächter und führten sie in das Rathhaus, wo eben die Schöffen, die Hauptleute und die Dekane der Zünfte versammelt saßen. Als sie sich nun ihres Auftrages entledigt hatten, da erklärte ihnen der Ruwaert (Statthalter) von Flandern, Dietrich von Beveren, in aller Namen, daß man beschlossen hätte, die Stadt gegen jede Gewalt zu vertheidigen, und an keine Uebergabe dächte. Der englische Schildknappe antwortete darauf, daß alsdann eine vollkommene Verwüstung Gents Loos sein werde, indem der König, sein Herr und Meister,

geschworen und mit einem theuren Eide es gelobet habe, so sich die Stadt nicht übergäbe, sie von Grund aus zu vertilgen, dergestalt, daß man die Stelle nicht finden könnte, wo sie gestanden, und alsdann mit eigener Hand das erste Korn auf dem Freitagmarkte zu säen.

Hierauf erwiederte der Ruwaert: „Dann sage dem Könige, deinem Herrn, daß wir weder seine Macht noch seine Drohungen fürchten, und daß wir unsererseits einen gleich theuren Eid geschworen haben, ihm nie und nimmer unsere Thore zu öffnen.“

Die französischen und englischen Lager waren nach langer und vergeblicher Belagerung endlich zum Abzuge gezwungen. Da sandte der König von England einen Ritter an den Ruwaert und ließ diesen um die Erlaubniß bitten, zur Erfüllung seines gethanen Schwures einige Körnchen Samenkorn auf den Freitagmarkt hinwerfen zu dürfen. Der Ruwaert entgegnete, der Stadt sei ihr Eid so heilig, wie dem Könige; wolle dieser aber durch eine neuzubrechende Oeffnung in der Ringmauer in die Stadt kommen, so sei ihm dieß nicht verwehrt; die Thore von Gent aber würden ihm nie geöffnet werden.

Der König nahm den Vorschlag an, und man brach ein Loch in die Mauer zwischen der Torre- und Posterne-Poort, und durch dieses trat er in die Stadt und warf eine Handvoll Korn auf den Freitagmarkt.

Von dieser Begebenheit behielt die Straße, in welche er zuerst kam, den Namen das Engelandgat (Engelandloch), und den trägt sie noch heutigen Tages.

X 80.

Herkenbal.

Schriftliche Mittheilung des Herrn Dr. Coremans in Brüssel.
Caesarius l. 9. dialog. cap. 39.
Baptista Campofulgasius, Dicta factaque memorabilia. l. I, cap. 6.
Vgl. Thomas Cantipratensis Buch II, S. 381.

Im Jahre 1020 verbreitete sich in Brüssel an einem Montage Morgens die Sage, daß nächtlicher Weile an der Ehre einer Jungfrau arg gefrevelt worden sei; aber was jedem unglaublich schien und doch durch des Mädchens und einiger Zeugen Aussage außer Zweifel gesetzt wurde, war, daß des Bürgermeisters Neffe, ein schöner hoffnungsvoller Jüngling, sich des Verbrechens schuldig gemacht hätte. Wahrscheinlich hatte er von seinen Leidenschaften und von geistigen Getränken, für die er einige Vorliebe hatte, berauscht, die Uebelthat begangen.

Die Einwohner waren über die Bestrafung des Frevlers sehr verschiedener Meinung. Manche sagten, daß es nöthig sei, an einem Vornehmen dem Volke ein warnendes Beispiel zu geben; andere schienen milder gestimmt und hätten sich wohl mit der Verbannung des Schuldigen auf einige Zeit begnügt, vielleicht sogar gegen seine gänzliche Begnadigung nichts einzuwenden gehabt. Wieder andere sagten: „Ei, dem wird nicht viel geschehen; er ist des Bürgermeisters Neffe, und für solche Leute giebt es weder Richter noch Strafen.“ Einige jedoch, die den Bürgermeister genau zu kennen vorgaben, äußerten: „Der junge Mann ist verloren. Gott sei ihm gnädig!“

Herkenbal war ein tugendhafter, edler Herr, ein Altbelgier im vollsten Sinne des Wortes; doch ging seine Strenge oft bis zur Grausamkeit, und sein Rechtssinn war unbeugsam. Mitleid und Erbarmen hatte er entweder nie gekannt, oder sie waren ihm längst fremd geworden.

Seinen Neffen, einer verstorbenen Schwester einzigen Sohn, liebte er mit aller Liebe, deren ein Herkenbal fähig ist. Er erfreute sich an dem Anblicke des blühenden mannhaften Jünglings, nannte ihn oft seinen Sohn, einen Schatz, den eine geliebte Todte ihm anvertraut habe, den Abendstern seines Lebens.

Wie ein Schwertstreich von Riesenhand versetzt, traf die Kunde von dem Verbrechen seines Neffen den Alten. Was er selbst für unmöglich erachtete, geschah; er wankte zwischen seiner Pflicht und seiner Liebe, zwischen Bestrafung und Vergebung. Der Schwester hatte er auf dem Sterbebette versprochen, Stütze, Vater dem Jünglinge zu sein, bisher auch dieses Versprechen, wie es einem Manne ziemt, treulich gehalten; und nun sollte er eine schwere Strafe über diesen geliebten Jüngling verhängen. Ihn derselben entziehen, war menschlich, aber eine Pflichtverletzung, welche ihn künftig zu andern Verletzungen gleicher Art führen mußte; dazu wollte er sich nicht verstehen. Er befahl, den muthmaßlichen Verbrecher festzunehmen, und bestimmte den nächsten Freitag zur Verhandlung.

Was in der Seele dieses Mannes inzwischen vorgegangen sein mag, läßt sich nur errathen; doch heißt es, daß seine Haare, die trotz seines hohen Alters ihre ursprüngliche Farbe bis dahin noch beibehalten hatten, völlig ergrauten. Verwendungen für den unglücklichen Neffen schloß er sein Ohr, und als dieser ihn um eine Unterredung dringend bitten ließ, hatte er den grausamen Muth, zu antworten: „Am Freitag werde ich ohnehin mit ihm sprechen."

Der Freitag erschien.

Die Menge, welche sich um das Rathhaus (nicht das jetzige prachtvolle gothische Gebäude, an dessen Stelle damals nur ein ziemlich unförmlicher Steinhaufe stand)

versammelt hatte, war außerordentlich. Die öffentliche Meinung war dem Jünglinge günstiger, als an den Vortagen, und man schien allgemein ein mildes Urtheil, eine väterliche Bestrafung zu erwarten.

Herkenbal ließ über alle Umstände des Verbrechens den genauesten und ausführlichsten Bericht erstatten, die Zeugen und endlich seinen Neffen vernehmen, der ohne Hehl alles bekannte und von dem ihm zustehenden Vertheidigungsrechte einen sehr beschränkten Gebrauch machte. Er suchte seine Handlung weder in ein mildes Licht zu stellen, noch zu entschuldigen, und bewies die größte Reue.

Nachdem Herkenbal den Unglücklichen gefragt hatte, ob er nichts mehr vorzubringen wünsche, forderte er die Schöppen auf, ihre Meinung über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten nach Wissen und Gewissen auszusprechen. Die Schöppen erklärten den Jüngling zwar für schuldig, doch unter mildernden Umständen, und empfahlen ihn der Gnade des Richters.

Herkenbal blieb nun einige Augenblicke unbeweglich stehen. Er wischte sich eine Thräne vom Auge. Es war die Stimme der Natur, welche zu dem strengen Manne sprach, doch, wie es schien, kein Gehör fand. .... Der Kampf war vorüber, er sprach über den Neffen das Urtheil dahin aus, daß derselbe nach den Rechten und Gebräuchen im Lande Brabant durch Henkersbeil vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens wurde laut und der Verurtheilte sank besinnungslos in die Arme der Umstehenden. Herkenbal allein war ruhig, durchschritt anscheinend gleichgültig die Volksmassen und kehrte nach Hause ......

Einige Tage nachher spielten Kinder oben auf einem Rasenhügel nahe am Gefängnisse; sie pflückten Margarethchen. Plötzlich rief ein Kind: „Aber ich, ich habe

schöne gefunden, meine sind blutroth!" — Herkenbal hatte seinem Neffen die Gnade angedeihen lassen, an einem Morgen vor wenigen Zeugen in der Stille hingerichtet zu werden.

81.

Das Geschenk des Königs Zwentibold.

Handschriftl. Recorde aus den Jahren 1533 und 1766. Mitgetheilt von Ecrevisse in Willems Belgisch Museum. Jahrg. 1841. S. 425 ff.

Es war ein Herr zu Born, der war geboren aus Oberland (Deutschland) aus Hungarn; König Sanderbout (Zwentibold) war er geheißen, und der lag bei seiner Frauen und schlief, und Gott sandte ihm in seinen Sinn, daß er sich mit ihr einte, daß er den armen Leuten eine Gabe geben wollte um Gotteswill, denn er hatte sie oftmals in große Noth gebracht. Und seine Hausfrau gestand ihm gerne zu, daß er ihnen gebe den Wald, welcher de Graet genamt war, mit der Heiden und Weiden, weil er diese Lande mit den Leuten öfters in groß Leid gebracht hatte mit Rauben und Brennen, so daß er an ihnen seine Seele quitt machen wollte. Und am selben Morgen, als er aufgestanden war, berichtete er seinen Herren, die bei ihm waren, was Gott ihm in seinen Sinn gesandt hatte; die halfen die Sache gerne mehren, und er ging mit ihnen zur Kirche. Als die Messe aus war, ließ er einen Mann auf sein Pferd sitzen. Als die Herren vor dem Essen Wasser genommen hatten, ritt er von der Brücke, und König Sanderbout hatte ihm gesagt, so viel Kirchspieldörfer er binnen der Mahlzeit umreiten könnte, die sollten ihnen (den armen Leuten) gehören, Busch, Heide und Weide. So ritt er zuerst an zu Born, von Born nach Guttekoven, von Guttekoven nach Leimborg (Limburg), von Leimborg auf Sittard,

von Sittard auf Munstergelehn, von Munstergelehn zu auf Geleen, von auf Geleen bis Beeck, von Beeck bis Eesloo, von Eesloo bis Stein, von Stein kam er an die Heuserlinden, und da stand ein weiß Roß gesattelt, und sein Pferd war müde, und er stand ab von seinem Pferde und saß auf das weiße Roß und ließ das seine auf der Straße stehen, und ritt da fort von dannen gen Ormond (Urmond), von Ormond gen Berg, von Berg gen Biecht, von Biecht gen Papenhoven, von Papenhoven gen Buchten, und ritt so bis Houtumb, und da fand er ein alt Weib an dem Fallbaume stehen und bat sie, daß sie ihm den Fallbaum öffne, was sie nicht thun wollte. Und da ward ihm ein Zeichen gethan, daß die Herren gegessen hatten. So ritt er um Houtumb und war noch zu guter Zeit in Born, als König Sanderbout mit seinen Herren wiederum Wasser nahm nach der Mahlzeit. Und da erzählte er den Herren, wo er all gewesen war und wie es mit ihm gegangen war. Da ging König Sanderbout sitzen und ordnete an die Rechte und Bräuche, welche er und alle zukünftigen Herren von Born wieder haben sollten, daß sie Oberherren blieben der vorgenannten Gemeinden um des gemeinen Nutzens willen, daß der Busch nicht vergänglich würde.

Zum ersten sprach er zu dem Diener: „Weil das Weib zu Houtumb den Mann nicht durchlassen wollte, so sind die Gemeinden von Houtumb zu ewigen Tagen der Heide verlustig."

Und alsdann setzte er die Rechte ein, welche die Herren von Born und die Gemeinden fortan an dem Busche haben sollten.

Auf dem Schlosse zu Born bewahrt man noch den Thronsessel, auf welchem König Sanderbout beim Mittagmahle saß, als er die Graetheide zum Geschenke gab.

82.

Das Wappen der Herrlichkeit Raveschot.

S. Neelemans im Kunst= en Letter=Blad. 1840. S. 63.

Die Herren von Raveschot führten in ihrem Wappen drei schwarze Raben auf goldenem Felde. Ueber den Ursprung dieses Zeichens meldet die Sage Folgendes:

Arnold der Aeltere, der dritte Graf von Flandern, befand sich einst mit mehren Rittern und Feld=Obristen der Normannen auf dem Felde in der Nähe von Gent, als sich zwischen den fremden Heerführern und einem flammändischen Ritter ein Wortwechsel entspann, wer von ihnen in Handhabung der Waffen am behendesten sei. Nachdem beide Theile lange schon auf eine vortheilhafte Gelegenheit gewartet hatten, erhob sich aus einem nahen Felde plötzlich ein Schwarm Raben und flog querfeldein. Zugleich flogen alle Bogen an die Schultern, die Sehnen schlugen los und des Flammänders Pfeil sank mit drei zappelnden Vögeln nieder. Alle Anwesenden jauchzten dem Edelmann Beifall zu, denn ein solches Schützenmeisterstück kam ihnen unerhört vor. Graf Arnold aber schenkte dem Ritter einen Theil des Bodens, worauf er den Meisterschuß gethan, und erhob denselben zu einer Herrlichkeit, der er die drei Raben im goldenen Felde zum Wappen gab.

83.

Stabatiaz.

Melart, Histoire de Huy. p. 81. ed. Gorissen p. 85.
Bovy II, 213.
Handschriftliche Mittheilungen.

Im Jahre 1113 war Bischof Obert von Lüttich in eine schwere Krankheit gefallen, und als er seine Aerzte

(physiciens) darüber zu Rathe zog, da erklärten diese einstimmig, daß er binnen Jahr und Tag sterben müsse, wenn er nicht alsbald eine Pilgerfahrt nach Huy antreten würde. Der für sein Leben besorgte Prälat ließ gleich ein Schiff rüsten und fuhr die Maaß hinauf bis gen Huy. Als dort aber das Schiff landete, da standen die Bürger schon mit dreißig Pferden am Ufer, spannten die vor das Schiff und zogen es mit dem Bischofe aus dem Flusse und durch die Straßen der Stadt bis auf den großen Platz.

Dieser wunderliche Empfang hatte aber Obert aufs höchste erbittert, und als er nach geendigtem Gebete in Huy wieder in Lüttich ankam, da beklagte er sich gar herb ob desselben. Schon hatten die Bürger seiner Residenz zu den Waffen gegriffen, um den ihrem Bischofe angethanen Schimpf blutig zu rächen, als die Huyenser eine Gesandtschaft zu Obert schickten, welche ihm sagen sollte, daß sie jenen Einzug in keiner übeln Absicht also eingerichtet hätten, sondern nur um dem Bischofe einen Spaß zu machen. Dieser verzieh ihnen auch, jedoch unter der Bedingung, daß die Hauptheilnehmer an dem Spaße das Schiff von dem großen Platze in Huy, wo es stehen geblieben war, auf ihren Schultern bis zu seinem Pallaste in Lüttich trügen, und zwar quer durch die Felder von Hesbaye. Die Huyenser unterzogen sich willig der linden Strafe. Die Stellen aber, wo sie auf ihrer Reise mit dem Schiffe ausruhten und dieß meist müde und unmuthig hinwarfen, nannte das Volk zum Spotte: Stabatiaz (bateau), das ist: Steh Schiff!

84.
Gilles de Chin.

Mündlich.
Gislebert, Chronique de Hainaut.
De Bossu, Histoire de Mons.
Archives historiques et littéraires du nord de la France etc. T. I.
Schayes, Essai historique.

In der Gegend des Dorfes Wasmes hauste um 1133 ein gräulicher Drache, der einen gewaltigen Schaden in der Gegend anrichtete und selbst mehre Menschen verschlang. Nachdem sich viele fruchtlos an das Ungethüm gewagt hatten, tödtete ihn endlich Gilles de Chin unter Anrufung der heiligen Jungfrau mit seinen eigenen Händen. Das Haupt dieses Drachen ist noch heute in der Bibliothek zu Mons zu schauen; auch zeigt man in Wasmes die Höhle, in welcher er sich gewöhnlich aufhielt.

Ebenfalls bewahrt man dort in der Kirche ein altes Gemälde, auf dem der Ritter knieend vor dem Bilde Marias gezeichnet ist. Es trägt die folgenden Verse:

Sainte Vierge, en ce jour
Je viens pour t'implorer,
De détruire en ce jour
Un dragon, qui vient nous devorer.

In der jährlichen Prozession zu Wasmes wird eine Fahne umgeführt, auf der auch eine Abbildung des Drachenkampfes mit der Inschrift:

Attaques, Gilles de Chin, ce dragon furieux,
Et tu seras de lui par moi victorieux.

Zu Mons ist alle Jahre am Feste der heiligen Dreifaltigkeit eine gleiche Prozession zum Danke für den Sieg Gilles de Chin. In derselben trägt man ein Bild des Drachen von Pappe, zu dessen Seite mehre Männer, Chin-Chin genannt, reiten. Nach Beendigung des

Umzuges kämpfen dieselben auf dem Markte mit dem papiernen Unthiere und erlegen es, nachdem es ihnen einige Hiebe mit dem langen Schweife gegeben.

85.

Der Löwe im Wappen von Flandern und Jülich.

Le livre de Baudoyn, conte de Flandre, suivi de fragmens du roman de Trasignyes, publié par MM. C. P. Serrure et A. Voisin. Bruxelles 1836. p. 2—13.

Der Markgraf von Milanen war belagert von den Heiden und Sarazenen und fürchtete sie sehr, denn er hatte nur wenig Lebensmittel. Darob wurde er sehr traurig und sandte einen Boten nach Frankreich, den König Philipp zu bitten und zu ersuchen, daß er ihm helfe gegen die Heiden. Der Bote kam nach Paris, wo er den König Philipp fand, begleitet von einer großen Zahl Volkes, unter dem drei Herzoge und zehn Grafen waren. Und da grüßte der Bote des Markgrafen von Milanen den König und gab ihm die Briefe des Markgrafen und erzählte ihm von der Zerstörung von Rom. Und da sagte ihm der gute König Philipp zu, daß er gehen werde, dem edeln Markgrafen zu helfen und ihm beizustehen, um das Gesetz unseres Herrn Jesus Christus zu rächen. Und wie nun der gute König Philipp Rath pflog mit seinen Fürsten und Herren, wie es gut sei, dem Markgrafen von Milanen zu helfen, kam vor ihn ein anderer Bote aus dem Lande von Gasconien und meldete ihm, daß Johan der Schlimme, damals König von England, mit großer Zahl Volkes in Gasconien eingefallen sei und das ganze Land verwüste und verbrenne, und der König möge seinem guten Lande Gasconien beistehen, oder anders wäre es verloren. Deß verwunderte sich der König sehr und sprach: „Gott vom

Paradiese! dann ist der König von England gar meineidig und bricht unsere Friedenshandlung, welche er eingegangen und beschworen hat. Bei Gott, wenn ich komme, er soll es bereuen. Ich gedenke gerne, den Pabst zu rächen, welcher getödtet ist, und gedächte auch gerne, dem Markgrafen von Milanen zu helfen, den die Heiden belagern; aber ich weiß nicht, welches ich thun soll." Da sprach der Graf von Flandern, welcher am Hofe des Königes Philipp war: „Herr, man muß sich hingeben bis zum Tode für sein Land, und, mein sehr lieber Herr, ihr seid mein Pathe und ich trage euren Namen, und darum wollet mir in Gnaden ein Geschenk geben; das ist, daß ich dem Markgrafen von Milanen helfe die Heiden vertreiben und den heiligen apostolischen Stuhl zu Rom rächen." „Mein Pathe", sprach der König, „das wollen wir, und lassen und geben dir unsere Schätze, und wir wollen nach Gasconien gehn gegen den englischen König."

Da nahm der Graf von Flandern Abschied vom Könige und zog nach Hause, und entbot all seine Mannen und hieß sie kommen gen Arram. Und auf sein Geheiß kamen der Graf Florenz von Holland, Gaultier von Sankt Omer, der Graf von Seeland, der Graf von Boulogne, und der Graf von Valenciennes und der Graf von Noyon, der Abt von Sankt Valeri, der Graf von Aumerle, der Graf von Jülich, der Graf von Eu und viel andere hohe Herren, welche ihre Lande zu Lehen hatten von dem Grafen von Flandern, und in fünfzehn Tagen waren so viele versammelt, daß ihrer zwanzigtausend Bewaffnete waren, worob der Graf von Flandern Gott dankte. Und so zogen sie ab, und auf dem Wege stießen noch so viele zu ihnen, die alle Verlangen trugen, gegen die Heiden zu ziehen, daß ihrer vierzigtausend wurden, ehe sie in den Bergen (der Schweiz)

waren, wofür der Graf Gott dankte. Und der Graf und sein Heer überschritten die Berge und nahmen ihren Weg durch die Lombardei und gerade auf Milanen zu.

Und in derselben Zeit war der Markgraf von Milanen sehr verwundert, daß sein Bote nicht kam; denn sie starben vor Hunger zu Milanen und aßen ihre Pferde, und er glaubte, der Bote sei unterwegs getödtet worden, weil keine Nachricht von Frankreich kam; aber er wollte lieber mit seinen Freunden sterben, als den Christenglauben verläugnen. Und als die Heiden ein Gefecht vor der Stadt hatten, hob der Markgraf seinen Helmsturz, um sich zu kühlen, und schaute gerade in die Zelte der Heiden, und die schrieen: „Verrathen! Verrathen!" worüber der Markgraf große Freude hatte. Und er sprach zu den Seinen, die Hülfe der Franzosen wäre ohne Zweifel angelangt, und sprach zu den Seinen: „Kommet schnell, daß wir den Franzosen helfen!" Und sie stiegen wohl dreitausend zu Pferde und stürzten hinaus und zogen gegen die Heiden, und da war harter Kampf, und der Markgraf wurde von der Hand des Sultans getödtet; aber bald nachher wurden die Heiden besiegt, und es fiel einer von den Söhnen des Sultans. Und es trug sich zu, daß während der Nacht die Heiden den Rückzug antraten, und dabei wurde noch ein anderer Sohn des Sultans erschlagen, und den tödtete der Graf von Jülich. Als der Graf von Flandern dieß gethan hatte, zog er mit seinem Heere in Milanen ein, und der Sultan ging zu seinem Lager zurück und war sehr betrübt ob des Todes seiner beiden Söhne. Und er schwur bei Mahom, daß, wollte der Graf von Flandern sich ihm stellen, er gegen ihn fechten wolle ganz allein. Und am andern Tage waffnete sich Caquedent auf köstliche Weise und zog bis vor Milanen und that so, daß er mit dem Grafen sprach, und sagte: „Damit unsere Krieger nicht mehr

getödtet werden, will ich mit euch kämpfen, wir beiden allein, und unter der Bedingung, wenn ihr mich überwindet, will ich euch Rom zurückgeben und Constanz, und alle Schätze, welche ich dort eroberte, und zurückgehen nach Afrika mit meinem Heere und will nie mehr die Christenheit anfechten; und wenn du von mir besieget wirst, dann sollst du mir die Stadt Milanen zurückgeben und mit deinem Heere in die Christenheit zurückziehen." Und als der Graf von Flandern das hörte, sagte er alsbald den Kampf auf die Bedingung zu, denn er hatte gut Vertrauen auf Gott. Und der Sultan hatte große Freude, denn er dachte, ihn gleich zu besiegen, und zum Zeichen der Gewißheit klopfte er an seinen Zahn, denn das ist die Gewohnheit der Heiden von jenseits des Meeres.

Der Graf von Flandern und der Sultan waren bald bereit und eilten auf eine Wiese ganz gewaffnet, und der Sultan trug den Schild mit dem kletternden Löwen, welcher gar edel gemalt war, und der stach dem Grafen in die Augen. Und endlich fochten sie blutig mit einander, so daß der Graf den Sultan im Kampfe überwand, und er schnitt ihm die Hand und einen Fuß ab und ließ ihn liegen, und nahm ihm den Schild mit dem steigenden Löwen. Aber er trug ihn nicht lange, denn die Heiden stürzten aus einem Hinterhalte hervor, wo vier Söhne des Sultans und wohl zwanzigtausend Männer lagen, und sie umgaben den Grafen so, daß er ihnen nicht mehr entgehen konnte. Und da wurde er sehr verwundet, denn Acquillan, einer von den Söhnen des Sultans, warf ihn nieder und nahm ihm den Schild seines Vaters, und der Graf wäre todt geblieben, wenn nicht der Graf von Jülich und die andern Christen gewesen wären, die sich in der Stadt befanden; die stürzten heraus und kamen dem Grafen zu Hülfe. Und der Graf von Jülich that so herrliche Waffenthat, daß er Acquillan,

den Sohn des Sultans, tödtete und ihm den Schild nahm, den er dem Grafen von Flandern geraubt hatte, und der Graf wurde nach Milanen geführt, um seine Wunden zu heilen. Und die Christen setzten den Kampf gegen die Sarazenen fort und schlugen sie in die Flucht, so daß die Heiden nicht mehr zurückzukommen wagten und sich einschifften, und bei Mahom schwuren, die Christen sollten das theuer büßen.

Und in Milanen sprach der Graf von Flandern zum Grafen von Jülich, daß er ihm den Schild mit dem steigenden Löwen zurückgebe, welchen er dem Sultan genommen, und daß er und seine Nachkommen ihn stets tragen wollten. Aber der Graf von Jülich wollte ihn nicht wiedergeben, sondern sagte, daß er ihn erobert, nachdem der von Flandern ihn verloren gehabt. Und nach vielen Worten kamen sie überein, daß sie nach ihrer Rückkunft dem Könige von Frankreich die Entscheidung überlassen wollten.

Und da ging der Graf von Flandern nach Rom und erhielt vom Pabste zum Danke für die bewiesene Ritterlichkeit das Haupt des heiligen Jacobus des Jüngern, und alsdann ritten sie schnell nach Gasconien, um dem Könige von Frankreich zu helfen. Und da hatte der König von Frankreich mit dem Könige von England Frieden gemacht für zwei Jahre, und sie erzählten ihm alles und sprachen zu ihm: „Herr, wir sind unzufrieden unter einander über eine Sache, die wir euch künden wollen.“ Und da meldeten sie ihm die Geschichte von dem Schilde. Darauf antwortete ihnen Philipp, der König von Frankreich, sehr huldvoll: „Bei meiner Ehre, ich werde darin gerecht und billig richten.“ Und der König berief seine Räthe und begehrte deren Meinung zu vernehmen, und alsdann sprach er, daß jedem der beiden Grafen der Schild billiglich gehöre, und er sagte:

„Ich will den Zwist unter euch heben. Ihr sollet beide den Schild führen, aber der Graf von Flandern soll ihn ganz tragen und ohne einige Aenderung, denn er hat ihn zuerst gewonnen, und der Graf von Jülich soll ihn tragen geborbet mit lichtem Azur, und also trage ich es euch auf."

Damit waren die beiden Grafen zufrieden und führten also den Schild von da an als Wappen.

86.

Wie Graf Balduin den Teufel heirathete.

Le livre de Baudoyn, conte de Flandre ... publié par MM. C. P. Serrure et A. Voisin. Bruxelles 1836. p. 15. (Aus dem 13. Jahrh.)

Chronik der Bischöfe von Cameryk. Ms. Mitgetheilt in Histoire des fêtes civiles et religieuses, des usages anciens et modernes du département du Nord, par Madame Clément née Hémery. Paris 1834. p. 18.

Als Balduin (IX.) der Graf von Flandern die schöne Königstochter Beatrix von Frankreich zu heirathen verschmähet hatte, da kam der Kaiser von Constantinopel und hielt um sie an, und erwarb sie von ihrem Vater. Deß war Balduin gar unzufrieden und nahm Abschied von dem allermächtigsten und edeln Könige von Frankreich, und kehrte zurück in seine Stadt Noyon, und blieb daselbst drei Tage. Und am vierten Tage hatte er groß Verlangen, in dem Walde von Noyon zu jagen, und er rief seine Jäger und sein Jagdgeleite und nahm einen sehr großen Stab in die Hand und Hunde mit sich. Und als sie in dem Walde waren, fanden sie einen Eber von ungeheurer Größe und Stärke, und der war ganz schwarz. Als der die Hunde hörte, da flüchtete er, und die Jäger setzten ihm hart nach, aber er tödtete vier von den besten Hunden, die auf der Jagd waren. Darob

wurde der Graf höchlich erbittert und schwur bei Gott, daß er nimmermehr zurückgehen wolle, wenn er den Eber nicht getödtet hätte. Und der Eber sprang aus dem Walde und flüchtete in den Forst von Mormay, und der Graf kam bis über das Wasser der Seine; denn er war schon an Vermandois vorbei, und der Eber eilte, an ein Plätzlein zu kommen, wo er in Ruhe zu sein gedachte, aber der Graf verfolgte ihn mit seinem Stocke. Und seine Leute waren sehr weit hintergeblieben, denn er war ihnen vorgeritten, und sprang nun vom Pferde und nahm den Stock mit beiden Händen und sprach: „Eberschwein, drehe dich nach hier, denn es muß dir gefallen, mit dem Grafen von Flandern kämpfen zu können." Alsbald erhob sich der Eber und stürzte auf den Grafen zu, aber der schlug ihn sehr hart mit dem Stocke, so daß der Eber zur Erde fiel, und dann tödtete er ihn und setzte sich darauf, und blieb ganz in Nachdenken versunken und war bestürzt, daß keiner seiner Jäger zu ihm kam. Und als er eine Weile gesessen hatte, da schaute er rund um sich her und sah eine Jungfrau auf sich zu kommen, welche ganz allein auf einem schwarzen Zelter ritt. Und sogleich erhob sich der Graf und ging ihr entgegen, und nahm ihr Pferd beim Zügel und sprach zu ihr: „Frau, bei Gott! Ihr seid mir sehr willkommen." Und da grüßte ihn die Jungfrau gar sänftlich, und der Graf von Flandern fragte sie: „Warum reitet ihr so allein und ohne Genossen?" Und sie antwortete ihm sehr anmuthig: „Herr, also will es Gott der allmächtige Vater; ich bin die Tochter eines Königs aus Morgenland, der mich gegen meinen Willen verheirathen wollte; aber ich schwur und that einen Eid zu Gott, daß ich nimmermehr einen Mann nehmen würde, wäre es nicht der reichste Graf der Christenheit. Und also verließ ich meinen Vater und hatte große Gesellschaft

bei mir, aber nun habe ich keine mehr, denn ich trennte mich von ihnen, weil ich fürchtete, sie möchten mich zu meinem Vater zurückführen; und ich habe Gott gelobt, daß ich nicht zu ihm gehen werde, bis ich den Grafen von Flandern gefunden habe, den man mir so sehr gelobt hat."

Und als der Graf die Jungfrau betrachtete, dachte er lange nach über das, was sie sagte, und sie gefiel ihm über die Maßen und er entbrannte in Liebe zu ihr und sprach: „Schöne Jungfrau, ich bin der Graf von Flandern, den ihr suchet; daran möget ihr keinen Zweifel haben; und ich bin der Reichste unter dem Firmament und habe vierzehn Grafschaften unter mir. Und weil ihr mich also gesucht habet, so will ich euch zur Frau nehmen, wenn es euch gefällt." Und die Jungfrau, welche große Freude darüber hatte, sagte es ihm zu, wenn er der wäre, als welchen er sich nännte. Und der Graf sprach: „Seiet darüber nicht in Zweifel, daß ich der Graf von Flandern bin." Und der Graf war sehr betrübt, daß seine Jäger nicht zu ihm kamen. Und er fragte die Dame, wie sie heiße, und auch, welches der Name ihres Vaters sei, und wo er herrsche. Und die Jungfrau antwortete ihm in seinem übeln Muthe, daß ihr Taufname Helius wäre. „Aber", sprach sie weiter, „den Namen meines Vaters sollt ihr nicht erfahren; so gebietet es Gott, und ihr müsset nicht darum fragen, denn es kann anders nicht sein." Und da setzte der Graf, welcher von dem bösen Feinde versucht war, sein Horn an den Mund und blies laut darein, damit seine Leute zu ihm kämen. Und da kam zuerst der Herr von Valenciennes, Gaultier von Saint-Omer und viele andere. Und Heinrich von Valenciennes fragte ihn, ob er nichts gefangen habe, und der Graf erwiederte: „Ja, ich habe das schönste Eberschwein von der Welt gefangen, und

Gott hat mir auch dieses schöne Mädchen geschenkt, welches ihr hier sehet, und die ich zur Frau nehmen werde, weil sie deß willig ist.“ Darauf betrachtete der Graf von Valenciennes die Jungfrau, welche sehr ehrlich gekleidet war und auch auf einem Zelter saß, der nicht schöner sein konnte. Trotzdem tadelte der Graf den Grafen von Flandern sehr, daß er die Jungfrau zu einem ehelichen Gemahl annehmen wolle, und er sprach: „Herr, wo wisset ihr, wer sie ist; das ist vielleicht ein jung Mädchen, welche sich für Geld euch ergeben will. Herr, wenn es euch gefällt, dann haltet sie so lange zu eurem Gebote, als es euch lieb ist, und lasset sie alsdann gehen; denn ein so hoher Herr, wie ihr seid, muß weise handeln. Verflucht sei euer Stolz, denn es ist nicht lange gelitten, da habet ihr die schöne Königstochter aus Frankreich verschmäht.“ Da sprach der Graf von Flandern zu dem Grafen Heinrich von Valenciennes: „Sprechet weislicher, denn mein Herz will, daß ich diese zur Frau habe, und redet nicht weiter, denn ich verbiete es euch.“ Darüber waren seine Mannen sehr betrübt. Da zog der Graf von Flandern weg und nahm den Kopf des Ebers mit sich, und ging nach Cameryk und führte die Jungfrau mit sich und heirathete sie und hielt gar ehrliche Hochzeit. Alsdann that er seinen Willen mit ihr, und sie wurde bald schwanger mit einem Kinde, welches sie neun Monate trug, und sie genaß eines Töchterleins, welches in der Taufe Johanna genannt wurde, und darnach hatte sie noch eine andere Tochter, die wurde Margaretha geheißen. Und in den vierzehn Jahren, wo sie mit Balduin verheirathet war, legte diese Frau große Lasten dem Volke auf und that viel Uebles im Lande, worob der Graf viel getadelt wurde. Und es ist wahr, sie ging willig zur Kirche und hörte den Gottesdienst und empfing auch die Sacramente, aber niemals wartete

sie, bis die Hostie in der Messe aufgehoben wurde, sondern dann ging sie aus der Kirche, und darüber war man im Lande sehr verwundert und sprach sehr zweideutig.

Zu dieser Zeit war der Kaiser von Constantinopel sehr in Furcht, weil Acquillan, der Sultan von Sura, Constantinopel belagert hatte mit hunderttausend Sarazenen, und die verwüsteten das Land rund um Constantinopel. Und darum entbot der Kaiser all seine Freunde, wo er deren hatte, und versammelte wohl vierzigtausend Christen. Und eines Tages geschah es, daß der Kaiser von Constantinopel einen Ausfall machte, und sich mit den Sarazenen schlug, und in dieser Schlacht wurde der Kaiser getödtet. Und da kehrte sein Heer zurück, und sie trugen den Kaiser und begruben ihn sehr ehrenvoll, und alsdann dachten sie, wie sie weiter die Stadt gegen die Sarazenen vertheidigen könnten. Und Acquillan, der Sultan, schwur, nicht von da zu gehen, bis er Constantinopel genommen, und er belagerte es lange, aber immer vertheidigten sich die Christen so gut sie konnten.

In dieser Zeit war Balduin mit Helius, seiner Frau, in dem Lande von Flandern. Da geschah es, daß im Jahre der Gnade elfhundert acht und achtzig, am Tage der großen Ostern, der Graf von Flandern und Frau Helius und ihr edles Gefolge zu Wymandable in Flandern waren, wo sie einen Pallast hatten, und dahin waren für das Fest viele Grafen und Herren von den Lehensträgern des Grafen beschieden und an den Hof gekommen. Und an diesem Tage hielt der Graf sehr prächtig Hof, und als die Stunde des Mahles kam, da setzte er sich mit seinen Gästen zu Tische. Und als der Graf so zu Tische saß, da kam vor ihn ein alter Einsiedel, der sich auf einen Stock stützte und wohl hundert Jahre alt war, und der bat den Grafen im Namen Gottes um ein

Mittagmahl. Und der Graf bewilligte es ihm sehr gnädig und bat einen Knappen, des Einsiedels wohl zu gedenken, und der Knappe hieß ihn sich an einen Tisch setzen im Saale vor den Grafen, aber allein. Die Frau jedoch war noch nicht gekommen, aber sie kam bald und setzte sich zur Seite des Grafen, wie das ihre Gewohnheit war. Und als der Einsiedel sie sah, hatte er große Furcht und begann sogleich zu zittern, und kreuzte sich oft und konnte nicht essen noch trinken. Und als die Frau den Einsiedel sah, gefiel er ihr nicht, denn sie fürchtete, daß er ihr großes Unglück bringe, und sie bat den Grafen, daß er ihn gehen hieße, und sprach: „Herr, er kennet mehr Ränke, als einer von den andern, und ich kann ihn nicht sehen; darum bitte ich euch, daß ihr ihn gehen lasset."

Darauf sprach der Graf: „Frau, es ist gut, Almosen zu geben dem, der darum bittet; wer es aber nimmt und nicht dessen Noth hat, der ist närrisch; aber, beim Namen Gottes, es gefällt mir, daß der Einsiedel bedient sei und sich heute hier erhole." Da betrachtete der Graf den Einsiedel, der ganz gedankenvoll an dem Tische saß, und nicht aß und nicht trank. Da fragte ihn der Graf: „Lieber Mann, warum esset ihr nicht? Verheimlichet mir nicht, wenn ihr anderes begehret, und erbittet es euch, dann sollt ihr es haben." Da erhob sich der Einsiedel, und sprach zu dem Grafen und zu allen andern Herren, sie sollten ablassen zu essen und zu trinken, denn sie wären in großer Gefahr, und alsdann fuhr er fort: „Aber erschrecket nicht eher, bis es Zeit zum Erschrecken sein wird, denn das, was ihr bald sehen sollet, wird euch in große Furcht setzen. Habet jedoch Vertrauen in Gott, und es kann euch nichts schaden." Darob verwunderten sich alle sehr und ein jeder hielt sich stille, und der Graf und die andern hörten auf zu

essen und zu trinken. Und dann beschwor der Einsiedel die Frau bei Gott dem Allmächtigen und sprach zu ihr: „Teufel, der du im Leibe dieser Frau sitzest, ich beschwöre dich bei Gott dem Herrn, der für uns den bittern Tod am Kreuze gelitten hat, der dich vertrieben hat aus seinem heiligen Paradiese mit allen bösen Geistern, welche gesündigt hatten durch ihren Stolz, den Lucifer in sich trug, und bei den heiligen Sacramenten, welche Gott eingesetzt hat, und bei seiner großen Macht, welche ewig dauern wird, daß du aus dieser Gesellschaft weichest, und wenn du dich entfernest, vor all diesen Herren bekennst, warum der Graf von Flandern von dir verführet worden, damit alle es erkennen, und daß du hingehest, woher du gekommen bist, ohne an irgend etwas zu rühren mit verletzender Hand, was auch immer in diesem Lande sein mag, und also beschwöre ich dich bei Gott im Paradiese."

Als die Frau sich also beschwören hörte und nichts dagegen machen, auch den Grafen nicht mehr quälen und in Flandern nicht länger weilen konnte, sondern weichen mußte, da begann sie zu reden und bekannte es vor allen, daß sie es nicht mehr verheimlichen könne, und nicht dem Gebote Gottes und der Beschwörung zu widerstehen wage, und sie sprach: „Ich bin einer der Engel, die Gott aus dem Paradiese werfen ließ, und darob haben wir alle so großen Schmerz, daß keiner es denken kann. Und wir hätten gerne, daß alle an unserm Seile liefen, damit Gott mit allen andern auch uns vergäbe, und wenn wir also Hülfe suchen, so darf uns keiner darum tadeln. Der Graf hier wußte sich schlecht zu wahren, als er in die Sünde des Stolzes willigte und die Tochter des Königs von Frankreich nicht heirathen wollte. Und da litt es Gott, daß ich in den Körper einer Königsmagd aus Morgenland fuhr, welche gestorben war, und die schönste war, die man finden

konnte. Ich ging ein in ihren Leichnam in der Nacht und erhob ihn, und sie hatte anders keine Seele, als mich, denn ihre Seele war da, wo sie sein mußte. Und der Graf konnte nicht widerstehen, sie zu heirathen, und ich ließ ihn sein Leben schlecht benützen während dreizehn Jahren, und habe dem Lande von Flandern viel Uebles zugefügt. Und er hätte es theuer erkauft, wenn er nicht stets eingedenk gewesen wäre seines Schöpfers und sich nicht gekreuzt hätte beim Aufstehen und beim Schlafengehen; und seine beiden Töchter habe ich verloren, weil er sie taufen ließ. Anders sage ich euch nichts, und ich gehe nun zurück gen Morgenland, diesen Körper wieder zu seinem Grabe zu bringen.“ Und als sie das gesagt hatte, verschwand sie, ohne jemandem Leides zu thun, nur nahm sie einen kleinen Fensterpfeiler aus dem Saale mit. Und darob war der Graf mit allen andern höchlich erstaunt, und sie erhoben sich vom Tische, und der Graf neigte sein Haupt vor dem guten Einsiedel und bat ihn, zu sagen, was er zu thun habe. Und der Einsiedel rieth ihm, daß er zum Pabste gehe und Vergebung seiner Sünden von dem erbitte, und alsdann nahm er Abschied.

Der Graf blieb drei Tage in Nachdenken versunken in seinem Pallaste, und am vierten ging er nach Brügge. Aber als er da war, wurde er sehr verspottet und verhöhnt, und man wies auf der Straße mit Fingern auf ihn, und die Kinder schrieen: „Kommt und fliehet, denn da ist der Graf, der den Teufel geheirathet hat.“ Und also erging es ihm auch in Gent und in Arras. Und als er das sah, da schwur er, nach Jerusalem zu gehen, und bestellte sein Land und zog zuerst nach Rom. Da that ihm der Pabst große Ehre an und nahm ihn mit sich in seine Kammer, und da beichtete der Graf ihm seine Sünden. Darob verwunderte sich der Pabst sehr und gab ihm als Buße auf, nach Constantinopel zu

gehen und der edeln Kaiserin, der Königstochter aus Frankreich, zu helfen, welche von dem Sultan Acquillan belagert war. Und da vergab ihm der Pabst all seine Sünden, und Balduin reiste weiter nach Constantinopel.

87.

Die Wahrsagung.

De Lancre, Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons. Paris 1613. p. 8.

Die Mutter des Grafen Balduin von Flandern, welche eine Spanierin war, schickte einen Boten an die Zauberkundigen in Toledo, welche ihre Wissenschaft von den Arabern empfangen hatten, um zu fragen, welchen Ausgang der Krieg nehmen würde, den ihr Sohn gegen Philipp August, den Zweiten dieses Namens, König von Frankreich, führte. Die Antwort der Meister war aber folgende: „Der König wird in der Schlacht unter die Füße der Pferde kommen und ohne Begräbniß bleiben; Balduin, der Graf von Flandern aber im Triumphe in Paris einziehen."

Darob war Balduins Mutter hoch erfreut und deutete sich die Antwort aufs allervortheilhafteste für ihren Sohn. Jedoch geschah gerade das Gegentheil von dem, was sie gedacht hatte, obgleich die Antwort der Meister wahr blieb. Der König wurde zwar vom Pferde geworfen, aber er erhielt Hülfe und gewann die Schlacht, blieb also ohne Begräbniß, und führte den gefangenen Balduin im Triumphe mit sich nach Paris.

88.

Der Drache auf dem Belfried zu Gent.

Prudenz van Duyse im Nederduitsch letterkundig Jaerboekje. 1838. S. 10.

Als die Genter und Brügger unter ihrem Grafen Balduin die Stadt Jerusalem belagerten, fingen die erstern eines Tages die Tochter des türkischen Königes der Stadt, welche Blanka hieß, und schlossen dieselbe in einen nahgelegenen Thurm ein. Eben aber hatten sie die Thüre des Gefängnisses geriegelt, als sich ein ungeheurer Drache in der Luft zeigte und vor dem Thurme sich niedersenkte, so daß keiner mehr wagte, demselben zu nahen.

Der König, betrübt über den Verlust seiner lieben Tochter, bot den Gentern schweres Lösegeld für dieselbe, aber diese schienen nicht geneigt, darauf einzugehen. Die Brügger hörten davon, und sandten alsbald einen Boten in die Stadt, um dem Könige zu melden, daß, wolle er ihnen die gebotene Summe geben, sie ihm seine Tochter wieder verschaffen würden. Der arme Vater zögerte keinen Augenblick, denn Blanka war sein einziges Kind, und gab dem Boten das Geld, womit dieser noch am selben Abende in dem Lager der Brügger anlangte. Durch Schlafmittel brachten sie den Drachen in Schlummer, zogen dann mit vereinter Kraft gegen ihn, und erlegten ihn nach kurzem Kampfe. Anstatt aber das Versprechen, welches sie dem Könige gegeben hatten, zu halten, bestiegen sie am folgenden Tag ihre Schiffe und segelten mit Blanka, dem Gelde und dem getödteten Ungeheuer aus dem heiligen Lande weg, gefolgt von den Racheschwüren der Genter und den Verwünschungen des also schmählich getäuschten Königes.

Ihre Reise war glücklich, bald sahen sie den Boden ihres Vaterlandes wieder und stiegen jubelnd an Land. Den Ort aber, wo sie ihre Schiffe anlegten, nannten sie zur Ehre Blankas Blankenburg. Den Drachen hingen sie als Siegeszeichen in der Hauptkirche auf.

In den Zeiten der Bilderstürmerei wurde derselbe verbrannt, aber die Brügger hatten ihn zu lieb gewonnen, als daß sie sein Andenken hätten vergessen können. Sie ließen also sein Bild durch einen kunstfertigen Meister in Erz gießen und setzten dieses auf die Spitze des Thurmes der Donatiuskirche. Die Genter sahen dieß nur mit dem größten Unmuthe. Obgleich schon Jahrhunderte verflossen waren, seit ihre Nachbarn ihnen den hinterlistigen Streich gespielt hatten, glühte doch in ihrem Herzen noch die alte Racheluft, und es bedurfte nur eines Anlasses, um dieselbe in volle Flammen ausbrechen zu lassen. Dieser Anlaß fand sich im sechzehnten Jahrhundert, und Gent rückte mit gesammter Macht, den muthigen Arteveld an der Spitze, auf Brügge los. Je länger die Belagerung dauerte, desto mehr wuchs die Hungersnoth in der Stadt. Als man sah, daß längeres Halten nicht möglich sei, vereinten sich die Bürger eines Tages, und zogen in Prozession zu allen Kirchen, um die Hülfe des heiligen Georg, des Drachensiegers, anzuflehen. Diese Gelegenheit benutzten die Genter, sie erstürmten das nur schwach besetzte Damthor, erkletterten die von Vertheidigern leeren Wälle und sahen sich nach einem blutigen Kampfe im Besitze der Stadt. Der erste Blick der Sieger stieg zur Kirche des heiligen Donatius. Gerüste hoben sich auf Gerüsten, Balken auf Balken, der Drache stieg nieder und wurde im Triumphe gen Gent geführt, wo ihn die erfreuten Bürger mit Jubel empfingen und zum Pallaste des Bischofes führten. Dieser ließ alsogleich verkünden, daß der Drache am nächsten

Sonntage feierlich getauft werden sollte, und also geschah es auch, und nach der Taufe ward er nach allgemeinem Beschlusse auf die Spitze des Belfried gesetzt, wo er bis zu unsern Tagen noch steht.

Bei feierlichen Gelegenheiten beleuchtet man ihn gegen Abend und läßt ihn ganze Feuerströme aus dem weit offenen Rachen senden, alles zum größten Verdrusse der Brügger, die immer noch mit scheelen Blicken nach ihrer geliebten Beute schauen und den Gentern es immer noch nicht verzeihen können, daß der Drache ihr Eigenthum ist.

89.
Das Gräfin-Hospital zu Lille.

Les imposteurs insignes, par J. B. de Rocoles, historiogr. de France et de Brandebourg. Amsterd. 1683. p. 129.
Le livre de Baudoyn etc. ed. Serrure et Voisin. Brux. 1836. p. XVII u. 57.

Nachdem Graf Balduin durch den Galgen vom Leben zum Tode gebracht worden war, da begann die Gräfin Johanna von Flandern, seine leibliche Tochter, langsam zu zweifeln, ob der Mann, den sie hatte hinrichten lassen, und der kein anderer war, als Balduin, nicht ihr Vater gewesen sei. Denn in dem Augenblicke, wo man ihn zum Tode führte, hatte er vor männiglich erklärt, daß seine Tochter, die Gräfin, ein Mal trage an einem Theile ihres Körpers, den die Scham zu sehen verbiete, und welches nur ihm bekannt sei, seiner Frau und der Amme Johannas, anders könne kein Mensch davon Wissen haben, da die Amme schon seit langer Zeit todt sei. Diese Erklärung hatte die Gräfin sehr in Furcht gesetzt, ihren Vater getödtet zu haben, und deßhalb ließ sie, zur Sühnung seiner Manen, oder vielmehr

zur Sühne des Zornes Gottes, welcher ob dieses Vatermordes höchlich entbrannt sein mußte, viel Gebete halten für die Ruhe von Balduins Seele, wie das die Sitte jener Zeit war, und stiftete auch ein Hospital zu Lille, welches seitdem das Gräfin-Hospital benamt war. Da sieht man noch heutzutage die Wappen und Zeichen der Ursache, welche die Gründung desselben herbeiführte, nämlich einen Galgen, der überall, auf den Mauern, in den Fenstern, ja selbst auf den Bettgardinen, den Schüsseln, Tellern, Tischtüchern und Servietten eingezeichnet steht.

90.

Frauenabend in Brüssel.

Mündlich.

Am neunzehnten Januar Abends läuten alle Glocken in den Kirchen der Stadt Brüssel viele Stunden lang, und muß ein jeglicher Hausvater seine Frau bewirthen, und die Frau dagegen ihn auf dem Rücken in die Schlafkammer tragen. Dieß geschieht zum Andenken an die folgende Geschichte.

Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren auch die Brüsseler Bürger mit zum heiligen Grab gezogen, und sie hielten sich daselbst gar tapfer. Die Frauen aber betrübten sich unter der Zeit sehr über das einsame Leben, welches sie führen mußten; auch mochten sie wohl Furcht haben, die grimmen Heiden möchten ihre Männer tödten, und also sehnten sie sich aus ganzem Herzen nach der Stunde, in welcher die braven Kämpen wieder ihren Einzug in Brüssel halten würden.

Darüber war schon mehr als ein Jahr verstrichen, und noch immer kam keine Botschaft aus Palästina: als

eines Abends plötzlich ein staubbedeckter Reitersmann durch die Straßen jagte und überall und allen zurief: „Sie kommen! sie kommen!"

Die guten Frauen wußten sich vor Freude nicht zu fassen; sie rannten jubelnd und jauchzend dem Reiter nach, der sich bald dem Löwener Thore wieder zuwandte, wo man schon deutlich die Pauken und Zinken aus weiter Ferne her schallen hörte. Ohne aber das Näherkommen ihrer lieben Männer abzuwarten, liefen die Frauen immer weiter auf der Straße fort, welche nach Deutschland führt, und als sie endlich das Heer erreicht hatten und die ersten Umarmungen und Küsse vorüber waren, da faßten sie eine jede den ihrigen auf die Schulter und eilten, so schnell sie konnten, mit ihnen der Stadt zu, von der her die Glocken feierlich läuteten, und wo alle Häuser hell erleuchtet strahlten.

Zum Danke für diese Liebe überließen die Brüsseler Männer seit der Zeit ihren Frauen das Hausrecht, und die Sitte pflanzte sich fort bis zu unsern Tagen.

91.

Die Liebfrauenkirche auf dem Kerselaerberge.

Mündlich.
A. d'Huygelaere in J. F. Willems „Belgisch Museum". 1840. S. 125.

Als Herr Arnold van Pameln mit dem Kreuzheer von Jerusalem zurückkehrte und durch Aegypten nach dem Ufer des Meeres zog, flehten ihn eines Tages die Bewohner eines kleinen Dorfes am Nile mit Thränen an, sie von einem schrecklichen Drachen zu befreien, der ihre Felder verheere und ihre Kinder verschlinge. Gerne willigte der fromme Held ein, und er ritt alsbald nach der Höhle, wo das Ungethüm seinen Aufenthalt hatte. Da

es aber seinen Mittagsschlaf hielt, warf sich Herr Arnold auf die Kniee nieder, bat die heilige Mutter um ihren Beistand und gelobte, im Falle er siegen würde, ihr eine Kirche zu erbauen. Darauf begann er rüstig den Kampf und erlegte den Drachen.

Nach seiner Rückkunft errichtete er die Kirche von Kerselaer und hing in derselben den Drachen zu einem ewigen Gedenkzeichen auf.

92.

Frau Sophiens Handschuh.

Imhofs handschriftl. Chronik von Hessen und Thüringen. Fol. 33. Grimm Nr. 559.

Als Sophia mit ihrem dreijährigen Sohne aus Brabant nach Hessen kam, zog sie gen Eisenach und hielt eine Sprache mit Heinrich, Markgraf von Meißen, daß er ihr das Land Thüringen wieder herausgäbe. Da antwortete der Fürst: „Gern, allerliebste Base, meine getreue Hand soll dir und deinem Sohne unbeschlossen sein.“ Wie er so im Reden stund, kam sein Marschall Helwig von Schlotheim, zog ihn zurück und sprach: „Herr, was wollt ihr thun? Und wär' es möglich, daß ihr einen Fuß im Himmel hättet, und den andern zu Wartburg, viel eher solltet ihr den aus dem Himmel ziehen und zu dem auf Wartburg setzen.“ Also kehrte sich der Fürst wieder zu Sophien und sprach: „Liebe Base, ich muß mich in diesen Dingen bedenken und Rath meiner Getreuen haben“, schied also von ihr, ohne ihrem Recht zu willfahren. Da ward die Landgräfin betrübt, weinte bitterlich und zog den Handschuh von ihrer Hand und rief: „O du Feind aller Gerechtigkeit, ich meine dich, Teufel! nimm hin den Handschuh mit

den falschen Rathgebern"; warf ihn in die Luft. Da wurde der Handschuh weggeführt und nimmermehr gesehen. Auch sollen diese Räthe hernachmals keines guten Todes gestorben sein.

93.

Heinrich das Kind von Brabant.

Thüringische Volkssage.
Thüring. Chronik in Senkenbergs Sel. III, 330.
Spangenberg, Sächs. Chronik. Frankfurt 1585. S. 446.
Bange, Thüring. Chronik. Fol. 99. 100.
Winkelmann, Hess. Chronik. S. 286. 287.
Rohte's Chronik bei Menken. 1738—1742.
Grimm, Deutsche Sagen. I, S. 348.

Als nach Landgrafen und Königs Heinrich Tode der thüringisch-hessische Mannsstamm erloschen war, entspann sich ein langer Zwiespalt um die Erbschaft, wodurch zuletzt Thüringen und Hessen von einander gerissen wurde. Alle Hessen und auch viele Thüringer erklärten sich für Sophien, Tochter der heiligen Elisabeth und vermählte Herzogin in Brabant, deren unmündigen Sohn, genannt Heinrich das Kind (geb. 1244), sie für ihren wahren Herrn erkannten. Der Markgraf von Meißen hingegen sprach das Land an, weil es aus König Heinrichs Munde, dessen Schwestersohn er war, erstorben wäre, und überfiel Thüringen mit Heereskraft. Damals war allenthalben Krieg und Raub im Lande, und als der Markgraf Eisenach eroberte, soll er, der Volkssage zufolge, einen Mann, der es mit dem hessischen Theil gehalten, von dem Felsen der Wartburg haben herabschleudern lassen, dieser aber in der Luft noch laut ausgerufen haben: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!"

Sophie zog aus Hessen vor Eisenach; da man die Thore verschlossen und sie nicht einlassen wollte, nahm

sie eine Axt und hieb in Sankt Jörgen-Thor, daß man das Wahrzeichen zweihundert Jahre hernach noch in dem Eichenholz sah.

Die Chroniken erzählen, jener Mann sei ein Bürger aus Eisenach, Namens Walszeche, gewesen; und weil er den Meißnern nicht huldigen wollen, zweimal mit der Blide über die Burgmauer in die Stadt geworfen worden, aber unverletzt geblieben. Als er immer standhaft bei seiner Aussage verharrte, wurde er zum dritten Male hinabgeschleudert und verlor sein Leben.

94.

Das Wappen von Jan van Avesnes.

Le Roy, La vertu enseignée par les oiseaux. p. 159.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 56.

Jan van Avesnes, der Sohn Margarethens, Gräfin von Flandern und Hennegau, schimpfte einst seine Mutter in Gegenwart des heiligen Königes Ludwig von Frankreich. Darüber erzürnte dieser so sehr, daß er Herrn Jan gebot, fürder mit all seinen Nachkommen einen Löwen ohne Zunge und ohne Krallen im Wappen zu führen, welches auch also geschehen.

95.

Hans van Pouckes Straße.

Jules de St.-Genois im Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 86.

Diesen Namen trägt noch heute ein breiter, jetzt ungebrauchter Weg, der ehedem von dem Dorfe Poucke gerade aus bis nach Meenen führte. Hier und da sieht man in dem bebauten Lande noch einige Ueberreste davon mit Gras und Blumen bepflanzt, doch die angränzenden

Pachter mäkeln jahrjährlich mehr davon ab, und so werden bald die letzten Spuren desselben vertilgt sein.

Hier der Ursprung dieses Weges.

Vor langer Zeit, ungefähr im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts, als Flandern sein Haupt noch unter das französische Joch beugen mußte, hatte der König von Frankreich ein großes und glänzendes Turnier in Paris angekündigt. Unter der Menge von dazu geladenen Kämpfern befand sich auch ein englischer Ritter, der all die französischen Ritter schon niedergeritten hatte, ohne selbst auch nur ein einziges Mal aus dem Sattel gehoben zu werden. Den König ergriff tiefes Mißvergnügen, als er seine besten Streiter vor einem Fremdlinge und dazu noch vor einem Engländer weichen sah. In seinem Unmuthe schob er die Fortsetzung des Kampfspieles für vier Tage auf und sandte in aller Eile einen Boten zu Hans van Poucke, der auf seinem Schlosse Poucke wohnte, und wie durch seine Tapferkeit, so auch durch seine geschickte Haltung in ritterlichen Stechspielen in der ganzen Christenheit bekannt und berühmt war. Der Bote hatte bald das Schloß erreicht und ersuchte Herrn Hans von Seiten des Königs, nach Paris zu kommen und den glücklichen Engländer zu befechten, indem niemand besser, als er, dazu im Stande wäre. Diese Botschaft schmeichelte Hans van Poucke, schnell warf er sich auf ein Pferd und ritt des Weges gen Paris. Zu Bavichove, einem kleinen Dorfe an der Leyn bei Kortryk gelegen, angekommen, wollte er, um Zeit zu gewinnen, seinen Weg abkürzen. Darum verließ er die Hauptstraße, die daselbst einen weiten Bogen macht, und ritt gerade aus über Aecker und Wiesen. Der muthige Traber flog wie ein Pfeil von Bavichove auf Cuerne und Bissagem zu, und war bald wieder auf der Heerstraße zu Meenen. Ohne Aufenthalt eilte er weiter

und trat noch gerade zu rechter Zeit in Paris ein. Es blieb ihm eben noch so viel Muße, sich geziemend für den Kampf zu kleiden und zu waffnen. Dann ritt er in die Schranken und setzte dem Engländer nach langen Anstrengungen so hart zu Leibe, daß dieser niederstürzte und gezwungen war, laut um Gnade zu bitten.

Groß war des Königs Freude, wie man leicht denken kann. Er dankte unaufhörlich dem tapfern Ueberwinder, der von seiner Seite nicht genug wiederholen konnte, daß er seinen Sieg nur der Furcht verdanke, zu spät zu kommen, und dem Abkürzen des gewohnten Weges; denn eine Viertelstunde später wäre er nicht mehr zeitig genug in Paris gewesen, um an dem Gefechte Theil nehmen zu können.

Um diesen flamändischen Ritter auf ritterliche Weise zu lohnen, gab der König ihm und seinen Nachkommen Urlaub, wenn er oder sie nach Paris kommen wollten, frei den geraden Weg zu nehmen, den Hans van Poucke zuerst sich gebahnt.

Man versichert, daß in der That ehedem alle Einwohner, nicht allein des Schlosses, sondern auch des Dorfes Poucke, diesen Weg nahmen, wenn sie nach Kortryk, Meenen oder andere dort herumliegende Orte gehen mußten. Bis zur französischen Umwälzung im vorigen Jahrhunderte hatte der Amtmann der Herrlichkeit Poucke das Recht, Hans van Pouckes Weg alle zehn oder zwölf Jahre zu untersuchen und die oben gemeldete Erlaubniß also neu festzustellen. In dem Castell von Poucke sah man vor vielen Jahren ein altes Gemälde, worauf das Turnier von Paris abgebildet stand.

96.

Der gute Sir Hemricourt.

Hemricourt, Miroir des nobles de la Hesbaye. ed. Jalheau. Liège 1791. p. 165.

Der gute Sir Hemricourt lebte um das Jahr unseres Herrn 1250 und war ein gewaltiger und schöner Ritter. Es ist bekannt, daß, um den blutigen Krieg zu enden, welcher zwischen König Karl von Sicilien, dem Bruder des damals regierenden Königs von Frankreich, und dem Könige von Arragon entbrannt war, die beiden Monarchen dahin übereinkamen, ihren Zwist durch ein Gefecht zwischen fünfzehn Rittern von jeder Seite entscheiden zu lassen. Unter den Kämpfern des Königs von Sicilien war auch der gute Sir Hemricourt.

Der König von Sicilien schickte den Rittern, die für ihn kämpfen sollten, jedem ein kräftig Pferd. Als Sir Hemricourt das seine bekam, wollte er zuvor dessen Stärke erproben, um sicherer zu sein über den Ausgang des Kampfes und zu sehen, ob er sich ihm bei einer also wichtigen Sache anvertrauen könnte. Darum bestieg er es und ging mit seinen Knechten und einigen seiner Gefährten an einen stillen Ort. Da stieg er ab unter einer Linde und ließ das Pferd grasen nach Lust und Liebe, und dann stieg er wieder auf und ließ sich die Beine fest an den Gurt des Rosses schnüren und faßte mit starker Hand einen Ast des Baumes. Als er fühlte, daß er den Ast recht fest hielt, stach er das Pferd mit den Sporen; aber es konnte nicht von der Stelle kommen und der Ast wollte nicht brechen, und dieß vermochte ihn, das Pferd dem Könige zurückzusenden, denn es scheine ihm nicht stark genug und nicht muthig genug. Der König schickte ihm ein anderes, und der gute Sir erprobte es auf dieselbe Weise und arbeitete es also ab, daß er

und das Pferd von Schweiß troffen, ohne daß der Ast weichen wollte. Endlich aber brach das Pferd den Gurt und lief weg und ließ den Sir Hemricourt mit dem Sattel am Baume hängen.

Das gefiel dem guten Sir über die Maßen und er behielt das Pferd. Aber als er mit seinen Gefährten auf den Kampfplatz kam, da fanden sie keinen von den Arragonesen. Der König von Sicilien ließ bei Erhalten dieser Nachricht durch einen Boten seine fünfzehn Pferde von den Rittern wiederfordern, indem sie derselben jetzt nicht mehr bedürften. Wie der Bote aber zu dem guten Sir Hemricourt kam, da erzürnte dieser und sprach: „Wie, Junge, der König hat mir die Schindmähre gesandt, damit ich im Kampfe für ihn mein Leben Preis gebe, und er dankt mir also, der ich doch nicht sein Unterthan bin? Bei den Augen Gottes! warte, er soll sie wiederhaben, aber also, daß sich kein ehrlicher Rittersmann mehr auf sie setzen wird."

Nach diesen Worten ließ er das Pferd holen, schnitt ihm Schwanz und Mähne ab und sandte es also dem Könige zurück.

97.

Der Sohn als Henker seines Vaters.

Baernewyck, Historie van Belgis. Gent 1574. Fol. 123.
Sanderi Flandria illustrata. I, 149.
Poëmata Ignatii de Dycker. Col. 1646. p. 143.
Chronyke van Vlaenderen (von N. D. u. F. R.). Brügge. S. XXVI.
Van Duyse, De gentsche Vaderbeul. Gent 1839.
Musée des familles. Paris 1833—1834. 4. p. 30.
Messager des sciences historiques de Belgique. 1839. p. 204.

Um das Jahr 1371 hatten zwei Edelleute in Gent, Vater und Sohn, sich gegen den Grafen Louis de Maele aufgelehnt, weßhalb sie von ihm zum Tode verurtheilt

wurden. Doch stellte er ihnen die Bedingung, daß demjenigen von ihnen, welcher dem andern das Haupt abschlagen wolle, Gnade und Leben geschenkt sei. Anfangs erklärten beide, es sei ihnen unmöglich, um solchen Preis ihr Leben zu erkaufen, doch beredete endlich der Vater den Sohn, in den Vorschlag einzugehen, und dieser meldete seine Einwilligung dem Grafen. Kaum aber hatte der unnatürliche Henker das Schwert erhoben, da sank es gebrochen zu seinen Füßen und er selbst stürzte von einer tödtlichen Wunde getroffen gleichfalls hin.

Zum Gedenken an diesen Vorfall errichtete man auf der Executionsbrücke ein Denkmal mit den Bildnissen der beiden Empörer. Auf der Brust des Sohnes las man die Inschrift:

Dits die Wettelichede der stede van Gendt
Die boets hem die hier is omtrent.

P. Heelant.

Diese Bildsäulen sind jedoch nicht mehr vorhanden. Dagegen hat man noch ein uraltes Gemälde, worauf die Geschichte abgebildet steht. Unter demselben finden sich folgende Verse:

Ae Gandt Le en Fandt Fraepe sae pere Se Taete Desuu
Macis Se Heppe Rompe Si Grace De Dieu. MCCCLXXI.

(A Gand l'enfant frappe (a) son père sa tête dessus,
Mais son épée rompe etc.)

98.

Die Petermanns in Löwen.

N. de Parival, Lovvain tres ancienne et capitalle ville du Brabant. Louv. 1667. p. 66.

Herzog Heinrich I. von Lothringen, Graf von Löwen, hatte einst einen schweren Kampf mit den Lüttichern.

Nachdem er in ihr Land gefallen war, belagerte er Tongern und eroberte es, zog darauf geraden Weges auf Lüttich zu und wollte dieses unversehens überfallen. Aber die Bürger erwarteten ihn festen Fußes, ihre Waffen in der Hand, und drängten ihn bis Stip zurück. Der Bischof eilte zu gleicher Zeit, verstärkt durch die Krieger des Grafen Louis von Losse, Herzog Heinrichs von Limburg und Graf Philipps von Namur, heran und setzte dem Lothringer scharf zu. Dieser hatte zwar ein viel kleineres, aber dennoch viel entschlosseneres Heer, und verlor den Muth selbst da nicht, wo ihn seine Gegner von allen Seiten umzingelt hielten. Er schaarte die Seinigen in Schlachtordnung, die Löwener voran, und begann den Kampf in der Absicht, die feindlichen Linien zu durchbrechen. Das Gefecht war sehr blutig und der Lothringer büßte manch tapfern Vertheidiger ein.

In der Hitze des Streitens hatte er sich zu tief in die Reihen der Bischöflichen gewagt, wo sein Pferd verwundet unter ihm zusammenstürzte. Sonder Zweifel wäre er in die Hände seiner Gegner gefallen, hätten nicht die braven Löwener seine Gefahr bemerkt und ihn mit Verlust von zweitausend Mann, unter denen viele Patrizier waren, gerettet und in Sicherheit gebracht.

Eingedenk dieses großen Dienstes, gab Herzog Heinrich später all denen, welche unter dem Banner des heiligen Petrus für ihn gefochten hatten, unter dem Namen Petermanns große Privilegien und Rechte, welche zu bewahren jeder seiner Nachkommen beim Antritte der Regierung mit feierlichem Eide schwören mußte.

99.

Das Adrians-Collegium in Löwen.

Mündlich von Piot.

Als Pabst Adrian der Sechste, welcher ein Belgier von Geburt war, in Löwen studirte, war er ein gar armer Mensch und hatte selbst nicht einmal Geld, um sich Oel oder ein Kerzlein zu kaufen, bei dessen Licht er Abends seine Schularbeiten hätte machen können. Er suchte darum gewöhnlich einen hellerleuchteten Krämerladen auf und setzte sich davor auf die Straße hin und schrieb auf seinen Knieen. Oder er ging auch in die Kirche der heiligen Margarita und benutzte dort den düstern Schein des stillen Gotteslämpchens. Dabei war er aber immer frohen Muthes und tröstete sich, das werde alles noch einmal anders werden, wenn er erst geistlich geworden wäre.

Eines Abends kam er aus der Kirche, und wie er nun so durch die Straßen schritt, gedachte er, es sei doch jämmerlich, also sein Thema schreiben zu müssen. Doch wurde er bald wieder munteren Muthes und warf sein Mützchen hoch in die Luft und sprach: „Flieg, Mützchen, flieg! Wenn ich einmal Pabst werde, dann bau ich hier ein Collegium für arme Studenten, und das soll gerade so hoch werden, als du fliegst."

Gewiß dachte der fromme Schüler nicht daran, daß die Tiara wirklich sein Haupt noch decken sollte. Als dieß aber geschehen, da erinnerte er sich auch bald seines Gelübdes und erfüllte es getreulich. Das Collegium, welches er da bauen ließ, bestehet noch und heißet nach ihm noch heute das Adrians-Collegium.

100.

Der zitternde Haselnußbaum.

Schriftliche Mittheilung des Herrn Prudenz van Duyse in Gent.

Maximilian hatte den in Brügge feierlich beschworenen Friedensvertrag gebrochen, und zahlreiche Gefechte und Neckereien waren die Folge dieses Schrittes. Die schönen Felder wurden von den wilden Horden verwüstet, die Wohnungen der Landleute von ganz Flandern fast in Asche gelegt, alles Nichtmitnehmbare zertrümmert. Dadurch stieg der Haß der Bauern gegen die Soldaten tagtäglich mehr und sie ergriffen jede Gelegenheit, welche sich ihnen zur Rache bot.

Um diese Zeit, und zwar im Jahre 1491, hatte sich Graf Engelbert von Nassau, den Maximilian (der damals noch römischer König war) als Landvogt über die Gegend eingesetzt hatte, mit den Gentern in ein Gefecht eingelassen, wurde jedoch geschlagen und bis dicht vor Brügge verfolgt; denn Philipp von Cleve, der Anführer der Genter, war ihm an Kriegskunde wie an Macht weit überlegen.

Eine von den Abtheilungen der Genter Truppen verfolgte einen Haufen Feinde durch das Maisträßchen zu Waerschot, und in so großer Eile, daß einer von ihnen, müde schon durch die Anstrengungen des Tages, ihnen nicht beibleiben konnte und einige Schritte hinter ihnen langsam herzog. Eben aber war er bis zu dem Dreiwege in der Mitte des Maisträßchen gekommen, als vier Männer, mit Schaufeln und Hacken bewaffnet, auf ihn zustürzten und ihm, ehe er noch Zeit zur Vertheidigung gewinnen konnte, sein Schwert entrissen. Der Krieger, welcher sie als Genter erkannte, fragte sie erstaunt um die Ursache ihres Anfalles und nannte sich ihnen als den Sohn des Grafen Philipp von

Cleve; doch die Bauern sprachen: „Du sollst uns nicht entwischen, denn deines Vaters Leute berauben uns so gut, wie die Feinde.“ Und bei den Worten sanken ihre Hacken auf des Kriegers Scheitel und — er war nicht mehr.

Bald war die Kunde von dem grausen Morde verbreitet, und ganze Massen Neugieriger umstanden die blutentstellte Leiche. Doch blieb dieselbe nicht lange also liegen. Die Frauen brachten weißes Linnen und die Männer eine Bahre mit einem Sarge, und der junge Graf wurde unter lautem Klagen aller Anwesenden an der Stelle begraben, wo er seinen Tod gefunden hatte. Auf das Grab pflanzten die guten Flamländer eine schöne Linde und hingen daran ein Bildniß der Muttergottes, damit der vorüberziehende Wanderer zu dieser für die Seelenruhe des Ermordeten beten könne.

Seit diesem Tage sieht man in dunkeln Nächten den Geist des Grafensohnes um die Linde schweben. Ein steter Zeuge aber der furchtbaren That blieb ein Haselnußbaum an der Ecke eines kleinen Gebüsches. Hinter diesem Baume hatten sich die Mörder versteckt gehalten, und darum zittert er fortwährend bis zur heutigen Stunde, auch wenn kein Lüftchen sich rührt und kein Blättchen anders sich regt. Davon bekam die Stelle den Namen: Aen den bevenden Hazelaer.

101.

Wie das Schloß von Helchin an die Bischöfe von Dornik kam.

Iwein van Vlaenderen im Vlaming. 1840. Nr. 105.

In dem Dorfe Helchin liegt ein altes Schloß der Bischöfe von Dornik. Dieß gehörte ehedem einem Frei-

herrn von St. Genois und kam durch den Tod eines Hündleins aus dessen Besitze und in den des Bischofes.

Als der Freiherr nämlich eines Tages in die Kirche kam, die Messe zu hören, lief ihm sein kleines Hündchen nach und erging sich zwischen den Gläubigen und hüpfte am Ende selbst die Altarstufen hinan und wollte sich neben dem Pfarrer niedersetzen. Dieser aber erzürnte höchlich über das unfromme Thier und gab ihm mit dem rechten Fuße einen so harten Tritt, daß es todt niederfiel. Der Freiherr, der das Hündlein gar sehr liebte, gerieth darüber in grimme Wuth, zog seine Pistole aus dem Gurt und schoß diese auf den Pfarrer los, der davon todt blieb.

Herr von St. Genois wurde darob vor Gericht gezogen und er gestand den Mord offen ein. Zur Strafe aber mußte er sein Castell von Helchin dem Bischofe von Dornik überschreiben und nebstdem ein Fenster in der Herrlichkeit Saint-Denys stiften, worauf er den Pastor und das Hündchen malen ließ, und welches noch zu schauen ist. Auf seinem Grabstein ist die Geschichte auch ausgehauen; der befindet sich hinter dem Beichtstuhle des Pfarrers von Saint-Denys.

102.

Herrchen von Maldeghem.

Altes Volkslied. Der Sage folgend, von dem neunten Verse an fortgesetzt von Prudenz van Duyse.

1.

Mynheerken van Maldeghem	Herrchen van Maldeghem
ghincer al uitter jaghen	das ging wohl aus zu jagen
dry mylkens buitten Brügghe,	drei Meilen draußen vor Brügge,
daer stonter een linde breek;	da stand eine Linde breit;

hy en vont niets ter jachte	es fand nichts zu jagen,
als een herderke cleene,	als ein Hirtchen kleine,
hy moest hem teghen comen,	es mußt ihm gegenkommen,
het was hem lief of leet.	es war ihm lieb ob leid.

2.

Wel herderken, wel herderken,	Wohl Hirtchen, wohl Hirtchen,
ick souder u geiren vragen,	ich möcht dich gerne fragen,
wat wonder avontuere	was wunder Abentheuer
is in dit bosch te zien;	wohl in dem Busch zu sehn;
van waer comt desen horen,	von wo kommt dir dieß Horn,
desen overschoonen horen?	dieß überschöne Horn?
als ick hem lest aenschouwde,	als ich zuletzt es schaute,
hy behoorde aen miin.	gehörte es mein.

3.

Mynheerke van Malbeghem,	Herrchen von Malbeghem,
ghaet hier uit onsen strate,	geht hier aus unsrer Straßen,
want desen schoonen horen	denn dieses schöne Horn
en gaet er u niet aen;	es geht euch gar nichts an;
blies ick op minen horen,	bließ ich auf meinem Horn,
myn overschoonen horen,	meinem überschönen Horn,
de XXXVI Ceteleirs	die sechs und dreißig Kesselflicker,
al souden wezen gram.	die würden drob gar gram.

4.

Mynheerken van Malbeghem,	Herrchen von Malbeghem
en wildet niet gelooven,	wollt das nit glauben,
hy naem ende sette hem	es nahm und setzte es
aen zynen rooden mont;	an seinen rothen Mund.
die XXXVI Ceteleirs	Die sechs und dreißig Kesselflicker
quamen uit 't bosch gesprongher,	kamen aus dem Busch gesprungen,
gelic de wilde hasen	gleichwie die wilden Hasen
voor eenen temmen hont.	vor einem zahmen Hund.

5.

Hout op, o Cameraden	Haltet an, o Kameraden,
van Cappen ende Kerven	mit Kappen und mit Kerben,
en slaeter toch mynheerken	und schlaget doch das Herrchen
van Malbeghem niet doot;	von Malbeghem nicht todt;

ick heb met hem ghereden
door dorpen ende steden,
seven jaer gedronken
en gheten van zyn broot.

ich bin mit ihm geritten
durch Dörfer und durch Städte,
hab sieben Jahr getrunken
und gegessen von seinem Brot.

6.

Mynheerken van Malbeghem
die schooter al in zyn tasche
ende gaf dry goude penninghen
aen desen herder coen; —
„Wy syn ons sesendertigh
mannen van avonturen,
er es voor d'een of dander
gheen cousen ofte schoon."

Herrchen von Malbeghem
der griff wohl in seine Tasche
und gab drei goldne Pfennige
an diesen Hirten kühn; —
„Wir sind unsrer sechs und dreißig
Männer von Abentheuer,
das ist für den einen ob den andern
keine Strümpfe oder Schuh."

7.

„Mynheerken van Malbeghem
ghy moet er ons hier beloven,
geheel vaste ghaen beloven
al op uwe eerlykheit:
dat ghy het niet en sult segghen,
oft met gheen penne schriven,
als dat den bosch van Malbeghem
met roovers is beleit."

„Herrchen von Malbeghem,
du mußt uns hier geloben,
fest es uns geloben
wohl auf deine Ehrlichkeit:
daß du es nicht willst sagen,
mit keiner Feder es schreiben,
daß der Wald von Malbeghem
mit Räubern ist belegt."

8.

Mynheerken van Malbeghem
die heft stille ghesweghen,
hy en heft het met gheen pennen
geschreven ofte geseit,
maer heft met sinen voete
tot Brugghe in sant gheschreven,
als dat den bosch van Malbeghem
met roovers lag beleit.

Herrchen von Malbeghem
das hat still geschwiegen,
er hat es mit keiner Feder
geschrieben ob gesagt,
aber hat es mit seinem Fuße
zu Brügge in Sand geschrieben,
daß der Wald von Malbeghem
mit Räubern wäre belegt.

9.

Mynheerken van Malbeghem
rieper al tot de sinen:
„Die XXXVI Ceteleirs
grypt se maer by der keel;

Herrchen von Malbeghem
rief wohl zu den Seinen:
„Die sechs und dreißig Kesselflicker,
greift sie nur bei der Kehl,

ende doet aen ieder harer
eenen ysern halsband vaste
in d'onderaerdschen kerker
op't Malbeghems Casteel.

und macht an jeden von ihnen
ein eisern Halsband feste
im unterirdischen Kerker
auf Malbeghems Castell.

10.

Ende geeft se en brootjen
ende en cruicke water
in d'onderaerdschen kerker
ende metselt d'inganc dicht."
„„Mynheerken van Malbeghem,
schenkt ooc ghenade en metselt
in d'onderaerdschen kerker
den inganc toch niet dicht!""

Und gebt ihnen ein Brötchen
und ein Krüglein Wasser
in dem unterirdischen Kerker
und vermauert den Eingang dicht."
„„Herrchen von Malbeghem,
schenk auch Gnad und vermauer
in dem unterirdischen Kerker
Den Eingang doch nicht dicht!""

11.

Mynheerken van Malbeghem
en woonde na dien tide
op sinen ouden casteele
gheen langhe dagen meer:
den kerker bleefer gesloten,
de linden standen te groene,
den eenen steene vieler
oppe den anderen néêd.

Herrchen von Malbeghem
wohnte nach der Zeit
auf seinem alten Schlosse
nicht lange Tage mehr:
der Kerker blieb geschlossen,
die Linden stunden so grüne,
der eine Stein der fiele
wohl auf den andern nieder.

12.

In d'onderaerdschen kerker
spookter het nog alle nachten,
men sieter noch de mueren
met d'yseren halsbant aen.
O reissgher comter 'savonts,
maekt stille 't cruise des heeren
ende stapt wat seerder over
de Malbeghemsche baen.

Im unterirdischen Kerker
da spukt es noch alle Nächte,
man siehet noch die Mauern
mit dem eisernen Halsband dran.
O Wandrer, kommst am Abend,
mach still das Kreuz des Herrn
und schreite schneller fort auf
der Malbeghemschen Straß'.

103.

Ursar schlägt die Krone aus.

Vaernewyck, Historie van Belgis. Fol. 58.

Als König Ursar (Bering?) im Felde erschlagen worden war, da traten die Alten und Weisen der Stadt Belgis zu seinem Sohne und baten ihn, die Krone von Belgis annehmen zu wollen. Aber Ursar, Ursars Sohn, entschuldigte sich und sprach, er könne das nicht, aus zwei Ursachen. Fürs Erste wäre er noch zu jung an Jahren und zu klein an Verstand und Weisheit für solch eine Würde. Zum Zweiten sei er einem Blute entsprossen, auf welchem der Zorn der Götter laste; darum sollten sie ihn nicht mehr damit angehn. Und zum Schlusse sprach er also: „Da ist ein Mann unter uns im gemeinen Volke, der ist gar gut von Leben und tugendsam, und klug von Verstand und weise von Rath, und heißet Andromedas; er ist aus dem Blute der alten Priester entsprossen und geht allen andern vor in Weisheit und Klugheit. Diesen wollet ihr wählen, und es soll euer Nutz sein in diesen betrübten Zeiten." Als die Alten solches hörten, dünkte es ihnen gut, und sie wählten den Mann zu einem Könige; er war geheißen Andromadas (?). Und als die Wahl vollbracht war, da ging er in einen Tempel und rief die Götter um Hülfe an, und opferte dem Gotte Mars seinen ältesten Sohn, um Sieg zu gewinnen.

104.

Die Götter verlassen die Stadt Belgis.

Vaernewyck, Historie van Belgis. II, Fol. 51.

Im Jahre der Welt 5132 kuren die Belgier Geomer zu einem Könige, und dieser sandte auf Anrathen der Stadt 25,000 fechtkräftiger Mannen an den Rhein, um dort den Uebergang der Sassen zu verhüten. In diesen Zeiten gingen die Trierer, Tungrer, Menapier, Rhetier und andere über und folgten den Hercinern. Als der König solches vernahm, achtete er es geringe, wenn sie nur den jährlichen Tribut an Belgis zahlten. Die Fürsten und Herzoge riethen, sie darzu zu zwingen; aber die Priester riethen das Gegentheil, welches dem Könige besser behagte. Darum drangen die Herren am Abende der Diana in das Zelt des Königes, der mit der Gemeinde unter dem blauen Himmel in Zelten wohnte, und schlugen ihn mit seinen Kindern todt, und kuren am andern Tage Taynard zum Könige. Der oberste Priester und die Seinen wahrten in der Nacht den Tempel von Bel (?), und als sie von dem Vorgefallenen hörten, schlossen sie die Burg, die Wolfspforte und das Castellthor. Da befocht der neue König das Schloß und ließ es ersteigen, und die Priester alle tödten, ausgenommen den Oberpriester; diesem wollte die Gemeinde das Leben bewahren, um Antwort von den Göttern empfangen zu können. Da richtete der Oberpriester Fragen an die Götter über das, was geschehen sollte, und Bel antwortete: Alle Götter verfluchten Belgis und es würde untergehen und seine Feinde würden des Unterganges sich freuen. Der eine sprach: „Die Weisheit von Belgis soll in Dunkelheit sich wandeln und die Freude in Druck." Der andere sprach: „Belgis soll werden gleich einem Felde, man wird es ackern, seine Thürme werden fallen

und seine Fundamente entwurzelt werden", und so sprach jeder das Seine. Als die Antwort der Götter dem Könige hinterbracht wurde, rief das Volk: „Schlagt den falschen Propheten todt!" Da hätten sie gerne zehn Herzöge gerettet, welche Räther des verstorbenen Königes waren; aber sie konnten es nicht. Der Priester wurde in acht Stücke geschnitten und in jeden Tempel eins gesandt, den Göttern zum Trotze, weil sie die Stadt verlassen hatten.

In dieser Zeit gab es viele innere Streitigkeiten. Die zehn Herzöge versahen sich mit Volk in ihren Burgen und befestigten sie; und als der König sie in einer Nacht angriff, glaubend, sie wären nicht auf ihrer Hut, da wehrten sie sich so muthig, daß binnen drei Tagen von beiden Seiten fünfzehntausend blieben. Der dritte Theil der Stadt ging in Feuer unter. Die Herzöge entkamen jedoch und zogen in die nächsten Städte, wo ein jeglicher sich als König aufwarf. Als der König dieß vernahm, sandte er zum Tempel des Mars, um dort ein Orakel zu holen, aber Mars gab keine Antwort. Darob erzürnte der König und suchte Mittel, die Stadt und den Tempel mit den Priestern zu verbrennen und den Tempelschatz zu rauben. Das wurden die Priester gewahr und begaben sich mit ihrem Gotte und ihrem Schatze unter den Schutz der Nervier, und bauten daselbst einen Tempel, welcher noch Tempel des Mars heißt (famars? Disburg?), und dieß ist nun ein Flecken zwischen Dornik und Ryssel. Der König nahm die Stadt und den Tempel von Mars ein, und dieser wurde verbrannt, aber die Priester, welche noch zeitig genug geflüchtet waren, entkamen. Da wollte der König dafür Rache an den Nerviern suchen; diese verbanden sich aber mit ihren Nachbarn, um dem Könige Widerstand zu leisten.

105.

Bavo.

Vaernewyck, Historie van Belgis. Fol. 27.

In der Zeit, als Abdon Richter war über die Kinder Israel, regierte in Hochphrygien ein König, der hieß Bavo und war ein Schwager von Priam. Er trieb stark die Kunst der Astronomie und erkannte durch dieselbe, daß das Geschlecht von Troja dem Untergange geweiht war. Darum entschloß er sich, diesem zuvorzukommen und sein Land zu verlassen. Er versammelte seine Schätze, ermahnte die Edlen seines Volkes und die Glieder seiner Familie, daß sie mit ihm reisen und ihre Reichthümer mitnehmen sollten, und zog weg, und vier mächtige Herzöge geleiteten ihn, so daß er ein mächtiges Heer bei sich hatte. Sie fuhren durch das Mittelmeer, um Spanien herum und kamen nach mehren Abentheuern endlich an die Küste von England. Da warfen sie das Loos, ob das Land ihnen bequem sein möchte, und sie fanden, daß dieß nicht sein würde.

England hieß dazumal noch Albion und hatte seinen Namen von folgendem Vorfalle. Eine Königin von Assyrien, welche Albiona hieß, hatte ein und dreißig Schwestern, und diese waren alle an große Herren verheirathet. Sie verschwuren sich mit der Königin, ihre Männer zu tödten und alsdann selbst zu herrschen; aber das kam aus und sie wurden mit vielen Herren, welche davon Mitwissen haben sollten, auf Schiffe sonder Segel und Mast geführt und der See überlassen. Nach vielen Fahrten kamen sie in England an und nannten dieß nach der Königin Namen. Dort wurden sie von Mahren befruchtet und gebaren in Folge dessen Riesen, welche später das Land bewohnten.

Bavo verließ also England und fuhr weiter, bis er an die Stelle kam, wo die Maaß und der Rhein in die See münden, und dort sagte das Schicksal ihnen, daß dieß Land für sie bestimmt sei. Sie schlugen ihre Zelte daselbst auf, und Bavo vertheilte sie alle unter Herzöge und Fürsten, so daß eine jede Truppe ein Oberhaupt hatte, und es waren der Zelte mehr denn zwölfhundert.

Es geschah aber, daß eines Tages ein weißer Wolf durch die Zelte lief, und einige Jungen verfolgten ihn mit Hunden. Der Wolf lief immer weiter, und sie liefen ihm nach bis auf einen Berg, wo ein Altar eines Gottes stand und rund herum Volk wohnte. Da gingen die Knaben zu ihrem Könige Bavo zurück und kündeten ihm alles, und Bavo ließ zur Stunde alle Schiffe zerbrechen und ging mit dem Volke zu der genannten Stelle, wofür er drei Tage brauchte. Er fand ein fruchtbares Land mit Flüssen und Bächen, welches der Stadt Trier unterthan war, und errichtete dort seine Zelte und wohnte daselbst viele Jahre.

106.

Bato.

Gerh. Geldenhaurii noviomag. batavica in annal. rerum belgicar. 1580.
Hadriani Junii Batavia.
Bockenbergi prisci Bataviae reges.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 82.

In dem westlichen Germanien an der Eder wohnte in alten Zeiten der Stamm der Katten, von Königen regiert. Einer derselben hatte einen Sohn, Bato genannt, der in steter Zwietracht mit seiner Stiefmutter lebte. Da diese ihm sogar nach dem Leben trachtete, fürchtete er, sie möge ihn durch Gift umbringen, und zog, mit Zu-

stimmung seines Vaters und geleitet von vielen Edeln und Gemeinen, aus dem Lande weg.

Als er schon zwei Monate mit seiner Colonie gereist war, kam er an die Stelle, wo der Rhein sich in zwei Arme theilt. Er setzte über den Fluß und fertigte alsdann eine Gesandtschaft an seinen Schwiegervater Menapius, den König von Tongern, ab, dessen Tochter Richeldine er zur Ehe hatte, um mit demselben zu rathschlagen, wo sie sich am besten niederlassen könnten. Als die Gesandten zu Menapius kamen, empfing dieser sie freundlich, geleitete sie zurück über die Maaß, und nachdem er Bato mit großer Freude in seinem Schlosse Megen empfangen hatte, gab er ihm den Rath, das Land zwischen Maaß und Waal einzunehmen. Da begann Bato am Rheine sich anzubauen, und gründete außerdem noch unfern Megen ein Schloß, welches er nach seinem Namen Batenburg nannte. Langsam weiter sich ausbreitend, besetzten sie das Land zwischen Waal und Maaß bis an das Gestade der See, und bauten daselbst viele Dörfer und Burgen, welche nach den Namen der Edeln geheißen wurden.

Endlich beschloß Bato, auch eine bleibende Residenz sich zu gründen, und ließ dazu eine bequeme Stelle suchen. Nachdem man das ganze Land schon durchzogen hatte, fand man ein verfallenes Schloß auf einem Hügel an der Waal, nicht weit von dem Punkte, wo sie zuerst den Rhein überschritten hatten, und dieses schien allen am günstigsten gelegen.

Bato ließ bei den Tungerern anfragen, was dieß für ein Schloß gewesen sei und wer es gegründet habe, und man antwortete ihm, daß Magus, Ditis Sohn, ein mächtiger Walenkönig, der Gründer sei und es auch nach seinem Namen geheißen habe; da aber die Söhne

des Königs tiefer ins Land gegen Westen gezogen seien, wäre es seit der Zeit unbewohnt und verlassen geblieben.

Dem zufolge ließ Bato, dem der Ort sehr behagte, das Schloß wieder aufbauen und nannte es Neumagen, das ist heutzutage Nymwegen oder Nymegen (Neomagum).

Nach Bato's Tode kam sein Sohn Hesus oder Hessus auf den Thron, und der verstärkte Neumagen noch mehr und verschönerte es; von ihm trägt der Hessenberg seinen Namen. Dazumal fing man auch an, um Neumagen Häuser zu bauen, und die Burg blieb der Sitz der Fürsten und wurde bald mit der umgebauten Stadt zur Hauptstadt des Landes.

Aus dem Stamme Bato's entsproß später der edle Civilis.

107.

König Gambrin.

Vaernewyck, Historie van Belgis. Gent 1574. Fol. XVII.
Mündlich.

König Gambrin, der siebente König der Deutschen, war der erste, welcher Krone und Scepter trug. Er hat die Belgier gelehrt den Faro brauen.

108.

Abkunft der Westfriesen.

Hamconii Frisia.
Suffridi Petri de Frisiae antiquit. etc.
F. Sjoerds, Jaarbook. Deel I.
Hadriani Junii Batavia. Lugd. Batav. 1588.
H. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant rc. Deel IV.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 40.

Ubbo, der dritte unter den Fürsten Frießlands, sandte um 120 vor Christus seinen Schwiegersohn Friso, den

Sohn Gruno's, mit einer Colonie von Friesen und Gröningern nach Nordholland. Dort angekommen, setzten sie sich besonders in Waterland fest, und Friso baute zur Ehre seiner Gattin Frouwa die Stadt Frouwgast, welche später Vroonen geheißen ward, und wo auch Sancta Ursula mit ihren elftausend Gefährtinnen auf der Reise anhielt. Diese Colonisten wurden von den Friesen Frisiabunen geheißen.

Der nördliche Theil von Nordholland oder Westfrießland wurde erst später bevölkert. Um 300 nach Christus zog Diederik, Sohn Radbods und Enkel Askons, des ersten Friesenherzogs, mit vier anderen edeln Friesen dahin, um sich allda zu festigen. Dieser baute zur Ehre der Göttin Meda die Stadt Medemblick und verlegte auch dahin den Hauptsitz der Colonie. Der Zweite der Edeln, Gerard (Gerolf?), baute ein Schloß an der Stelle, wo nun Opdijk steht. Der Dritte, Roeland (Rollo?), gründete das Dorf Widenes, wo er auch eine starke Burg baute. Der Vierte, Keno, Sohn von Heico, bewohnte den Ort, wo nunmehr das Dorf Bennebroek sich erhebt. Der Fünfte endlich hieß Adelbold, und der wohnte in dem Dorfe Winkel.

Als Diederik im Jahre 334 den Titel eines Königes von Westfrießland annahm, zog Herzog Haron von Frießland gegen ihn, denn er wollte nicht dulden, daß einer von seinen ehemaligen Unterthanen eine höhere Würde bekleide, als er, und Diederik mußte der Uebermacht weichen und wurde bezwungen. Er blieb jedoch im Besitze des Landes, nur mit dem Beding, daß er die Fürsten von Frießland als Oberherren anerkenne und nimmer wage, Krieg gegen sie zu führen.

109.

Schwanenthal.

Vaernewyck, Historie van Belgis. Fol. 72. Und andere.

Julius (Cäsar) kam auf seinen Zügen einst in ein liebliches Thal, wo ein Bächlein floß, darauf viele Schwäne schwammen. Da nannte er die Stelle Schwanenthal, das ist val des cygnes oder Valenciennes. Darum führt die Stadt noch heute einen Schwan im Schilde.

110.

König Arthur.

Het oude goudtsche Chronijcxken van Hollandt ꝛc.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 95.

In dem Jahre unserer Zeitrechnung 442 wurde in England der mächtige König Arthur geboren, und er war ein natürlicher Sohn von König Uther Pendragon und der Herzogin Igerna von Cornwallis. Dieser Arthur hatte ganz Europa bezwungen; selbst Frießland war ihm unterthänig. Auch kämpfte er gegen die wilden Slaven, jedoch ohne daß er ihrer Meister geworden wäre. Er kam endlich jedoch mit ihnen zu einem Vertrage, wobei festgesetzt wurde, daß sie zu seinen Geboten stehen sollten; sie brauchten ihm aber keinen Tribut zu zahlen. Hierauf verließ er das Land.

Man liest von ihm, daß er allein mit seinem Schwerte vierhundert und siebenzig Mann erschlug. Ob er gestorben ist oder noch lebt, das weiß man nicht; viele glauben aber, daß er in dem Eilande der Seligen wohne und zurückkehren werde, um aufs neue zu herrschen, wenn England wieder glücklich sei.

111.

Ursprung der Schweizer.

Hamconii Frisia.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 48.

Nachdem Magnus Forteman und seine Friesen mit der heiligen Fahne unter Kaiser Karl dem Großen nach Rom gezogen waren und die Stadt erobert hatten, kamen sie auf dem Rückwege durch Schweizerland und hinterließen daselbst eine Colonie. Diese nannten sie in ihrer Sprache Surijck, das ist Südreich, und sie hatte ihren Sitz auf der Stelle, wo nunmehr Zürich steht, welches auch seinen Namen von ihnen herleitet.

Das Land im allgemeinen hießen sie Haele-wey in ihrer Sprache, das ist Halbweg, von der Hälfte des Weges nach Rom; daraus entstand später der Name Helvetia.

112.

Amalberga.

Flämisches Volkslied.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes.

Amalberga war eine edle Jungfrau und geboren aus königlichem Stamme. Noch kleines Mädchen baute sie im Garten ihres Vaters ein Kapellchen, worin sie Gott lobte und diente. Das mißfiel dem Bösen, und als sie einst wieder Blumen und Früchte zum Opfer in das Kapellchen trug, da lähmte er ihr einen Arm; aber die Muttergottes heilte denselben wieder auf das Gebet von Amalberga's Aeltern.

Der Ruf von ihrer Schönheit verbreitete sich bald und drang selbst an den Hof des Königes Pipinus. Dieser kam mit einem stattlichen Zuge zu dem Kloster,

wo die Jungfrau unter Leitung Landrada's lebte, und begehrte sie als Gemahlin für seinen Sohn, den nachmaligen Kaiser Karl den Großen. Amalberga aber wollte nichts von irdischer Liebe wissen und sprach, sie habe sich Jesu geweiht und werde ihm getreu bleiben ihr ganzes Leben lang. Als Karl diese Nachricht bekam, eilte er selber zu dem Kloster und erklärte ihr mit rührenden Worten seine große Liebe; doch widerstand ihm die Jungfrau kräftig und gab ihm dieselbe Antwort, welche sie schon seinem Vater gegeben. Darob erzürnte Karl höchlich und wollte sie mit Gewalt zu seinem Willen zwingen; doch Amalberga rief Marien um Hülfe an, und im selben Augenblicke sah Karl von ferne einen Bären kommen, welcher von Bienen verfolgt wurde und grimmig auf ihn zu stürzte. Er zog das Schwert, um den Bären zu tödten, und ließ Amalberga, welche in großer Eile flüchtete und sich sorglich vor ihm verbarg.

Weiteren Verfolgungen zu entgehen, zog sie am andern Tage mit ihrem Bruder nach Vilvorde in dem Lande Brabant. Da fand sie große Hungersnoth und Armuth. Sie wandte sich in frommem Gebete zu Gott, und alsbald sprang ein großer Fisch aus dem Wasser, den man tödtete und woran sich viele labten. Von Vilvorde wandte sie sich weiter und ging nach Materen wohnen.

Das erfuhr Karl aber bald, und er ritt ihr nach gen Materen hin. Als sie von seiner Ankunft hörte, schnitt sie all ihr schön Haar von ihrem Haupte und bedeckte es mit einem schwarzen Schleier. Karl erzürnte noch mehr, als er sie damit sah, und fragte: „Wer hat es gewagt, meine Braut dem Herrn zu weihen?“ Da sprach Amalberga: „Das habe ich selber gethan.“ Da faßte sie Karl so grimmig mit dem Arme, daß er ihr denselben entzwei brach, und wollte sie zwingen, ihm zu

Willen zu sein. Aber indem er mit ihr rang, sank der schwarze Schleier von ihrem Haupte und er sah mit Schrecken, wie all ihr langes Haar weggeschnitten war. Da ließ er sie und ging weg mit geändertem Herzen. Gott aber heilte ihren gebrochenen Arm wieder und befahl ihr, nach Temsche zu gehen und dort zu bleiben bis zu ihrem Tode.

Diesem Gebote kam die fromme Jungfrau alsbald nach, und sie lebte noch lange in Temsche und verrichtete große Wunderzeichen. Alles stand ihr zu Gebote, und die Thiere selbst gehorchten ihrem Willen. Die Kirche zu Temsche hat sie gestiftet und in ihr liegt sie begraben, und bis zum heutigen Tage wallfahrtet das Volk dahin und der Ackersmann bittet zu ihr, daß sein Korn und sein Weizen schön blühe und reife, und die Frauen flehen sie um Gedeihen für ihren Flachs und reine Weiße für ihren Lein.

113.

Jan van den Tijden.

Vaernewyck, Historie van Belgis. Fol. 8.

Jan van den Tijden war der Waffenträger von Karl dem Großen und hat seinen Namen davon, daß er dreihundert ein und sechzig Jahre alt war, als er starb. Dieß war nämlich im Jahre unseres Herrn elfhundert und ein und sechzig, und er war geboren im Jahre achthundert.

114.

Schloß Bouillon.

Aus handschriftlichen Quellen.

Herr Gilbert von Ardennen war ein edler und tapferer Ritter. Wenige Zeit nach dem Tode Karls des Großen verirrte er sich auf der Jagd und kam nach vielem Wandeln endlich an einen steilen Felsen, der sich mit rauher Stirne aus der Mitte eines lieblichen Thales erhob; seinen Fuß bespülte das Bächlein Semoy. Herr Gilbert war müde und legte sich in das frische Grün, um in etwa auszuruhen, als plötzlich eine wunderholde Frauenstimme, welche ein trübes Lied sang, an sein Ohr schlug. Er erhob sich, drang durch das von allen Seiten ihm hemmend entgegentretende Gebüsch nach dem Orte, von wo die Stimme zu kommen schien, und fand daselbst eine Jungfrau von seltener Schönheit, die unter Schluchzen und Seufzen mit dem langen blonden Haare sich die Thränen trocknete, welche reichlich ihren Augen entströmten. Als sie den Ritter erblickte, da hob sie flehend ihre Hände und streckte sie gegen ihn aus. Da fragte Herr Gilbert: „Wer seid ihr, edle Jungfrau, und wie kommt es, daß ihr diese Wüste bewohnet?“

„Sprechet leise“, antwortete sie. „Ich bin Julia von Bouillon und aus der kleinen Stadt gebürtig, welche am Fuße dieser Felsen liegt. Der Riese, welcher hier wohnt, der Sohn des grausamen Ferragus, hat meinen Vater und meine Brüder getödtet und mich als seine Gefangene mitgeschleppt. Oft schon wollte er mir Gewalt anthun, aber ich bat mit lauter Stimme zu Gott und flehte ihn um Hülfe, und dann vermochte er nichts mehr gegen mich. Alle Tage gegen Mittag überfällt ihn ein so tiefer Schlaf, daß nichts in der Welt ihn aufzuwecken

vermöchte, und der Schlaf dauert eine ganze Stunde. Dort liegt er eben und ruhet."

Gilbert blickte auf nach dem Gipfel des Berges und sah den Riesen auf dem Felsen schlafend, und der Riese schien ihm zum mindesten fünfzehn Fuß in der Länge zu haben.

„Kommt, schöne Jungfrau", sprach da Gilbert und zog sein Schwert, „ich will euch von dem Ungeheuer erlösen." — „Waget das nicht", sprach das Mädchen, „er ist mit einem Wappenhemde angethan, durch welches kein Schwert dringen kann." — „Dann stürze ich ihn in den Abgrund in die Semoy", schrie Gilbert. — „Auch das vermöget ihr nicht", entgegnete sie, „denn hundert Arme bringen ihn nicht von der Stelle." — „Ei, dann fliehet mit mir", fuhr Gilbert schnell fort, aber sie seufzte: „Das kann ich ja nicht; sehet ihr denn nicht, daß ich an den Felsen gefesselt bin? Wenn ihr mich aber retten wollt, dann steiget nieder ins Thal und gehet zum Schlosse meines Vaters; da wird man euch das große Eisennetz geben, welches mein Großvater den Sarazenen abnahm in den Ebenen von Tours. Damit allein können wir den Riesen fangen."

Als sie noch so sprach, erwachte der Riese mit großem Geräusche, und Gilbert verließ die Jungfrau, das Herz voll Liebe und Sehnsucht. Er stieg nieder und ging in das Schloß ihres Vaters, und der Wächter gab ihm das Eisennetz, und am andern Tage gegen Mittag kehrte er zurück und verbarg sich in dem Gebüsche, um des Riesen zu warten. Es dauerte nicht lange, und er kam und ging auf die Seite des Felsens und schnitt sich eine Pfeife. Da rief Julia, so hieß die Jungfrau, den Ritter, und er gab das Netz, und sie breitete es aus auf dem Felsen und bedeckte es mit Moos und Blumen, damit der Riese nichts merke. Als nun das Ungeheuer kam

und die Blumen sah, da lächelte er und dachte, die Jungfrau würde ihm nun bald zu Willen sein. Kaum aber war er eingeschlafen, als sie das Netz über ihm zuzog und Gilbert zurief, den Riesen zu binden. Solches that der Ritter, und die Jungfrau bat alsdann, daß er sie nun lösen und nach ihres Vaters Hause führen möge; doch das wollte Gilbert noch nicht, denn er fürchtete, der Riese möge das Netz brechen. Er trat zu ihm hin und versuchte, ihn in den Abgrund zu werfen; das konnte er aber nicht; der Riese erwachte über den Anstrengungen und heulte fürchterlich, als er sich gefangen sah, und wollte aufspringen und das Netz zerreißen. Das benutzte der Ritter und warf ihn hinunter in die Semoy, wo er in Stücke gebrochen ankam.

Alsdann führte Gilbert die Jungfrau zurück zu ihres Vaters Hause, und wenige Wochen nachher verband beide der Segen des Priesters. An dem Orte, wo sie einst gefesselt lag, erbaute er das schöne Schloß Bouillon. Aus seinem Stamme entsproß später der edle Gottfried, welcher Jerusalem eroberte.

115.

Gottfried von Bouillon und der Schwan.

Appendices zur Chronik des Phil. Mouskes. ed. Reiffenberg. II, p. 701. (Extraits du Roman du chevalier au cygne et de Godefroid de Bouillon.)

Als der tapfere Herzog Gottfried von Bouillon mit dem Kreuzheere vor der heiligen Stadt Jerusalem lag, da schaute er eines Tages gen Himmel und erblickte einen fliegenden Schwan, wie es ihm schien. Viermal flog derselbe um Gottfrieds Scheitel, und als er so geflogen war, da erhöhte er sich ein wenig; da flog er gen Jeru-

salem hin und zu einem Thurme, wo er sich niederließ, und das war der Thurm, durch welchen Gottfried bei dem Sturme in die Stadt drang.

116.

Frauenabend in Brüssel.

(Variante von Nr. 90, S. 139.)

Puteanus, Brux. sept. p. 114.
Manu, Histoire de Bruxelles. I, p. 18.
Colin de Plancy, Guide de Bruxelles, revu par Marchal. p. 2 et 226.
E. Hus, La fête des dames, ou la journée du 19 janvier, fait histor. en un acte etc. Brux. 1818.
Prudenz van Duyse, Vaderlandsche Poezy. Gent 1840. I, S. 72.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 6.

Im Jahre 1096 zog Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen und Markgraf von Antwerpen, mit seinen beiden Brüdern Balduin und Eustachius nach dem heiligen Lande. Melis von Löwen, Godevaert und Heinrich van Assche und viele andere Ritter und Herren folgten ihm in diesem Zuge. Drei Jahre stritten sie, bis sie Jerusalem eroberten; alsdann wurde ihr Herr, Gottfried von Bouillon, zum Könige der heiligen Stadt ausgerufen.

Als die frommen Krieger nun ihr Ziel erreicht hatten, da eilten sie, um wieder nach Hause zu kommen. Unter ihnen befanden sich auch viele Brüsseler, die jedoch noch lange Zeit in der Gefangenschaft bei den Ungläubigen schmachteten und schon todt geglaubt wurden, als am 19. Januar des Jahres elfhundert sie auf einmal in Brüssel erschienen. Wie groß die Freude ihrer Frauen war, das kann man sich leicht vorstellen. Auch wurde kein Bier und kein Wein zur Begehung dieser fröhlichen Feier gespart, und am Abende hatten die Männer des

Guten so viel genossen, daß ihre Frauen sie zu Bette tragen mußten.

Zum Andenken an die glückliche Wiederkehr und den freudigen Empfang der Kreuzritter feierte man das Fest von da an jedes Jahr, und immer auf dieselbe Weise. Die Frauen sind an dem Tage Meisterin, und die Männer müssen gehorchen. Dafür aber werden die letztern von den erstern Abends zu Bette getragen, wie dieß im Jahre 1096 auch geschah.

117.

Der Ritter mit dem Schwan.

Historie van de wonderlyke Avonturen van den Ridder met de Zwaen, genaemt Helias. Gent, van Pamele. Antwerpen, J. Thys.

In dem Königreiche Lillefort, welches in Flandern lag, lebte vor alten Zeiten ein König, der war Pirion geheißen und hatte ein böses Weib zur Frau, und das hieß Matabruna. Diese schenkte ihm einen Sohn, den er Oriant nannte, und der wurde nach des Vaters Tode zum Könige von Lillefort gekrönt.

Es geschah aber zu einer Zeit, daß König Oriant mit seinen Herren zur Jagd ritt und daselbst einen Hirsch sah. Diesen verfolgte er lange; zuletzt kam der Hirsch an einen Bach und sprang da hinein, und war also frei vor dem Könige. Als Oriant dieß sah, kehrte er um und kam an eine Quelle, wo er von seinem Pferde stieg und unter einem Baume saß, um auszuruhen. Indem er nun da saß, kam eine schöne und edle Magd mit vier Dienerinnen und einem Ritter und zwei Knechten, und die sprach zu Oriant, der seine Hunde bei sich hatte: „Herr, warum jaget ihr in meiner Herrlichkeit und wer hat euch Urlaub dazu gegeben? Ich habe wohl gesehen,

wie der Hirsch, den ihr verfolgtet, euch entging und ins Wasser sprang. Hättet ihr ihn aber auch gefangen, er wäre nicht euer gewesen, und ich will, daß ihr euch von hier entfernet."

Als Herr Oriant die schöne Beatrix so weislich sprechen hörte, gedachte er, sie zu seiner Frau zu nehmen, und sprach sanfter Weise: „Schöne Jungfrau, ich thäte nicht gerne wider euren Willen; aber ich mag hier wohl jagen, denn ich bin Oriant, König von Lillefort, und alles hier herum ist mir zu Dienst verpflichtet." Als der Ritter Samari solche Rede hörte, sprang er von seinem Pferde, fiel auf die Kniee nieder und grüßte den König und sprach: „Herr König, vergebet meiner Herrin, was sie gegen euch gefehlt, denn sie kannte euch nicht und sieht nun ihren Fehler wohl ein." — „Es ist schon vergeben", antwortete der König, „aber sie muß es büßen." Und darauf wendete er sich zu ihr und sprach: „Schöne Jungfrau, wollet ihr meine Braut sein, so will ich euch krönen als Königin von Lillefort." Und als er das beschworen hatte und mit Eiden befestigt, da führte er die schöne Beatrix mit sich nach seinem Pallast, und daselbst wurde die Heirath mit großer Pracht und Freude gefeiert.

Als Matabruna davon gehört hatte, daß Oriant die fremde Jungfrau, die er auf der Jagd angetroffen, zur Frau nehmen wollte, da ging sie zu ihm hin mit grimmem Muthe. Oriant aber lachte, als er sie kommen sah, und sprach: „Freuet euch, denn ich habe die schönste Frau gefunden, die je auf Erden lebte!" Matabruna antwortete erzürnt: „Lieber Sohn, ihr macht mir großen Verdruß, daß ihr, der ihr die mächtigste Frau der Welt zur Ehe haben könntet, ein einfaches Mädchen heirathet." Aber Oriant bestand darauf, und die böse Mutter schien auch zufrieden, wiewohl sie im Herzen viel Arges gegen Beatrix sann.

Als Oriant nun schon eine Zeitlang sich der Liebe der schönen Beatrix erfreut hatte, wurde diese schwanger. Zur selben Zeit fiel der Feind in das Land Lillefort ein, und der König mußte mit seinen Rittern zu Felde ziehen. Er ließ darum seine Mutter rufen und befahl der die schöne Beatrix an, daß sie Sorge für dieselbe trüge, welches sie auch gelobte, und dann nahm er mit vielen Thränen von seinem Gemahel Abschied.

Kaum aber war der König fort, als Matabruna schon begann, ihre bösen Rathschläge ins Werk zu setzen. Sie ließ die Wehmutter rufen und sich von der schwören, nichts zu sagen von dem, was sie ihr mittheilen wolle. Und als die Wehmutter solches gethan hatte, da sprach sie: „Ihr wißt wohl, welch ein Schade dem Lande durch meines Sohnes Heirath erwachsen ist, darum möchte ich ihn seiner Frau abwendig machen, welches sehr wohl geht, da diese jetzt schwanger ist.“ Darauf antwortete die Wehmutter: „Dünkt es euch gut, so will ich das Kind tödten.“ — „Das ist mir nicht genug“, entgegnete Matabruna, „Beatrix ist sehr dick, darum wird sie wohl Zwillinge gebären, und ihr sollet dieselben weg thun und ihr zwei junge Hunde dafür zeigen. Ich will alsdann die Kinder einem geben, der sie fortbringen soll, daß man nichts mehr von ihnen hört.“ Deß war die Wehmutter zufrieden und versprach, also zu thun.

Als die Zeit nun erfüllt war, daß Beatrix gebären sollte, da hielten die argen Weiber zwei junge Hunde bereit. Statt der zwei Kinder, welche sie erwartet hatten, gebar Beatrix auf einmal sieben, sechs Söhne und eine Tochter, und die trugen alle silberne Ketten um den Hals zum Beweise der Edelheit der Mutter. Das störte Matabruna jedoch nicht; sie nahm vielmehr, wie sie früher schon abgesprochen, sieben junge Hunde und ließ diese an die Stelle der Kinder legen, und die Wehmutter schrie

mit lauter Stimme: „O Königin, was ist mit euch geschehen! Ihr habt sieben junge Hunde geboren!“ Da kam auch Matabruna zugelaufen und that sehr erschrocken und sprach: „Thuet die Thiere weg und begrabet sie, damit der König in seiner Ehre bleibe und daß keiner davon spreche.“ Beatrix lag während dem ganz schwach da und ohne Sinnen; als sie aber wieder aufwachte, da trat Matabruna zu ihr und verwies ihr mit harten Worten, daß sie die sieben Hunde geboren habe. Und als Beatrix dieselben sehen wollte, brachte man sie ihr, und sie war aus ganzem Herzen betrübt, weil sie glaubte, daß nun der König ihr seine Liebe entziehen und sie tödten würde. Die Wehmutter tröstete sie mit heuchlerischen Worten und sprach, der König solle nichts davon wissen; doch Beatrix ließ sich nicht trösten und meinte sterben zu müssen vor Jammer und Leid.

Matabruna rief inzwischen ihren Diener zu sich, welcher Markus hieß, und sprach: „Freund, ihr sollt mir einen Dienst thun, aber ihr müsset das heimlich halten. Die Königin hat sechs Söhne und eine Tochter geboren, und die tragen alle silberne Ketten um ihren Hals zum Zeichen, daß sie dereinst große Diebe und Mörder werden. Darum muß man sie tödten, damit sie dem König später keine Schande bringen, und das sollet ihr nun thun, denn die Königin meint, sie habe sieben junge Hunde geboren.“ Markus versprach, ihren Willen zu vollziehen, nahm die sieben Kinder in seinen Mantel, saß zu Pferde und ritt in den Wald. Dort stieg er ab von dem Pferde und legte die Kinder auf den Mantel. Als er aber sah, wie sie so schön waren, durchdrang ihn inniges Mitleiden und er beschloß, sie leben zu lassen, und umarmte und küßte sie mit vielen Thränen und ritt wieder gen Lillefort, wo er Matabrunen sagte, er habe die Kinder getödtet, und diese war gar

froh darüber und beschloß nun, auch an dem Tod der Frau Beatrix zu wirken.

Als die Kinder nun jämmerlich weinend in dem Walde lagen, da hörte das ein alter Mann, der nahebei wohnte, und als der zu ihnen kam und sie so verlassen da liegen sah, da sprangen ihm die hellen Thränen aus den Augen, und er wickelte sie in seinen Mantel und nahm sie mit in seine Hütte. Daselbst angekommen, wollte er sie wärmen und speisen nach seiner Macht, aber das war nicht nöthig, denn Gott sandte eine weiße Geiß in die Hütte, welche sich mit ihren Zitzen zu den Kindern wandte und sie daran saugen ließ, und das dauerte also lange, bis die Kinder groß waren und mit der Geiß in den Busch liefen. Da machte ihnen Helias Kleider von Blättern und zog ihnen diese an, damit sie ihre Scham bedeckten.

König Oriant hatte inzwischen all seine Feinde besiegt und zog nach Hause, denn er trug großes Verlangen, zu wissen, wie es mit seiner lieben Frau stände. Als Matabruna hörte, daß er kommen werde, eilte sie ihm entgegen, und als sie bei ihm war, da begann sie zu weinen und sprach: „Ach lieber Sohn, ich bin gar froh, daß ihr wieder hier seid, aber mein Herz ist voll Druck über eure Frau." Darob erschrak der König zum höchsten und fragte, was ihr denn begegnet, ob Beatrix todt sei, und anderes, und Matabruna erwiederte: „Nein, sie ist nicht todt, aber der Vorfall mit ihr ist so schändlich, daß ich es nicht sagen mag." Da drang der König in sie und wollte es wissen, und Matabruna erzählte, daß Beatrix sieben junger Hunde genesen wäre, und nahm die Wehmutter zur Zeugin. Das betrübte Oriant über die Maßen, und er ging mit einem Ritter allein in eine Kammer und weinte bitterlich, bis er von all dem Kummer und Leid abgemattet in Schlaf fiel. Und die edle Frau

Beatrix war in einer andern Kammer und nicht minder betrübt; und es kam ein Schildknappe zu ihr und sagte ihr, wie der König gekommen sei und Matabruna ihm alles gesagt habe.

Am andern Tage versammelte König Oriant seinen Rath, Geistliche und Weltliche, und er sprach: „Ich habe euch hierhin kommen lassen, um zu wissen, was ich mit meiner Königin thun soll"; und alsdann trug er allen die ganze Sache vor. Da erhob sich ein weiser Mann und wandte sich zum Könige mit diesen Worten: „Herr König! Auf euren Wunsch will ich euch im Namen all dieser Herren antworten und euch sagen, was uns gut dünkt. Ihr sollet die Königin nicht tödten, sondern sie bewahren an einem ehrlichen Orte und Gott das Gericht überlassen. Der wird die Wahrheit offenbar machen." Dieser Rath tröstete den König gar sehr, denn er liebte Beatrix aus ganzem Herzen; und er befolgte ihn auch, obgleich ein böser Ritter noch aufgestanden war und auf die Verbrennung der Königin angetragen hatte. Und Beatrix wurde von zwei Rittern in eine Kammer geführt und daselbst ehrlich bedient.

Der alte Mann trug noch immer treue Sorge für die Kinder; vor allem gefiel ihm einer von den Knaben, den er auch nach seinem Namen Helias nannte. Es geschah aber zu einer Zeit, daß ein Jäger Matabruna's, der Savari hieß, in den Wald kam und die Kinder mit ihren silbernen Ketten um den Hals fand, als sie gerade Aepfel zu ihrem Brote aßen. Und der Jäger fand groß Gefallen an den Kindern und folgte ihnen in die Hütte, um zu wissen, wer sie wären. Als der alte Mann den Jäger sah, fürchtete er, den Kindern möge ein Leides geschehen, aber der Jäger sprach, da habe er nicht daran gedacht, und da erzählte ihm der alte Mann, wie er die Kinder gefunden und aufgezogen habe.

Darob war der Jäger höchlich erstaunt, und als er nach Hause kam, erzählte er Matabrunen alles. Diese böse Frau erkannte alsbald, daß das die Kinder Oriants waren, darum befahl sie dem Jäger und drohte ihm, wenn er die Kinder nicht alsbald tödten werde, dann wolle sie ihn selber tödten. Erschrocken sprach der Jäger, er wolle es thun, worauf Matabruna wieder ruhig wurde und nun zu dem ging, der die Kinder in den Wald getragen hatte, und dem ließ sie beide Augen ausstechen.

Der Jäger Savari nahm noch sieben Männer zu sich und zog mit ihnen aus, um die Kinder zu tödten. Auf dem Wege kamen sie in ein Dorf, wo eine große Menge Volkes versammelt war. Da fragte der Jäger, was das zu bedeuten habe, und er bekam die Antwort, es werde eben eine Frau verbrannt, weil sie ihr Kind ermordet hätte. Das ging Savari zu Herzen und er sprach zu seinen Gesellen: „Sehet da einen Spiegel für uns; diese Frau wird verbrannt, weil sie ein Kind getödtet, und wir sollen sieben tödten." Und die andern sprachen: „Nein, wir wollen sie nicht tödten, sondern ihnen nur ihre Ketten abthun und diese zu Matabruna bringen, als ein Zeichen des Todes der Kinder." Alsdann gingen sie in den Wald und kamen an die Hütte, aber da fanden sie nur sechs Kinder, denn der alte Mann hatte das siebente mit sich in das Dorf genommen, um Brot zu holen, und die Kinder schrieen jämmerlich vor Furcht und Angst. Da sprach aber Savari: „Seid stille, liebe Kinder, wir wollen euch nichts zu Leide thun"; und er nahm ihnen die Ketten von dem Halse; aber das war kaum geschehen, als die Kinder in weiße Schwäne verwandelt wurden und in die Luft flogen und wunderbar wehmüthig riefen und schrieen. Darob erschrak Savari mit seinen Gesellen dermaßen, daß sie in Ohnmacht fielen, und als sie sich wieder erholten, bebten sie noch vor

Schrecken und sprachen: „Laßt uns schnell von hier gehen, denn wir haben schon zu lange verzogen; die sechs Ketten wollen wir Matabruna bringen und sagen, wir hätten die siebente verloren."

Als sie aber Matabrunen nur sechs Ketten brachten, wurde diese gar zornig und war auch nicht eher zufrieden, als bis sie sich erboten, ihr den Werth der siebenten zu bezahlen, welches sie auch thaten. Dann sandte das arge Weib die Ketten zu einem Goldschmiede, damit der einen Pokal daraus mache. Als der Goldschmied eine Kette ins Feuer gelegt hatte, um zu probiren, ob es gut Silber wäre, wurde sie so schwer, daß sie mehr wog, als alle die andern Ketten zusammen. Darum gab er die übrigen seiner Frau in Verwahr und machte aus der einen zwei silberne Becher, und brachte einen Matabrunen und hielt den andern für sich.

Inzwischen war der alte Mann mit Helias nach Hause gekommen, und sie hatten die sechs Kinder gesucht und konnten sie nicht finden. Am andern Morgen kam Helias an den Weiher, wo sie als Schwäne schwammen, und er verwunderte sich sehr, daß die Schwäne auf ihn zukamen, und gab ihnen Brot, und sie fraßen das und ließen sich von ihm streicheln. Und also that er alle Tage fortan, und kam nicht in den Busch, ohne an den Weiher zu gehen.

Gott erhörte aber das Gebet der armen Mutter Beatrix und ließ dem alten Manne verkünden, daß die sechs Knaben und das Mädchen König Oriants Kinder wären, und auch, wie sechs der Kinder verwandelt worden. Da rief der Mann alsbald Helias zu sich und erzählte ihm alles, und Helias nahm Urlaub von ihm, und befahl ihm, der Schwäne nur sorglich zu pflegen; dann ging er zu dem Könige, gekleidet in Blätter, mit bloßen Füßen und barhaupts und einen Stock in der

Hand tragend, um seiner lieben Mutter Recht und Unschuld zu vertheidigen.

Die Feinde der unglückseligen Beatrix hatten dem Könige inzwischen zugeredet, daß er ein Urtheil über sie fällen und sie hinrichten lassen solle. Und eines Tages wurde Beatrix aus ihrem Gefängnisse geholt und vor Oriant geführt, damit sie sich in seiner Gegenwart vertheidigen könne; denn ein falscher Ritter hatte auf Matabrunens Anstiften neue Klagen gegen sie erhoben. Als Beatrix nun in den Saal kam, da grüßte sie den König demüthig und fiel auf ihre Kniee und bat so flehentlich um Gnade, daß ein jeder, und besonders der König, tiefes Mitleiden mit ihr trug. Da fragte Oriant den falschen Ritter, weß er sie beschuldige, und der Ritter sprach, sie habe ihm Gift geben wollen, um damit den König und Matabruna zu tödten. Da erhob sich der König und sprach: „Frau, ihr werdet hier schwer beschuldigt; was sagt ihr dazu? Sprecht die Wahrheit, und seid ihr schuldig, ihr sollt eines schandvollen Todes sterben, wenn niemand euer Recht schirmt." Beatrix fiel aber auf ihre Kniee nieder und sprach: „Lieber Herr, ich weiß, daß ich niemand finde, der solches thut; jedoch schwöre ich euch und all den Herren, daß ich solches nie gedacht habe, so wahr wie Gott allmächtig ist; ich überlasse dem auch die Rache über meine Feinde."

Wie nun das Todesurtheil gesprochen werden sollte, kam eben der junge Helias mit seinem Stocke in des Königes Hof, und ein Mann trat ihm entgegen und fragte ihn, was er wolle. „Ich suche den falschen Ritter Markus", sprach Helias. „Das bin ich", antwortete der Mann spottend, und Helias erhob seinen Stock und schlug ihn todt. Da kam ein anderer Diener und wollte ihn fassen, aber Helias wehrte sich und rief: „Lasset mich, denn ich ruhe nicht, bis ich den falschen Ritter

Markus getödtet, der meine Mutter mit Unrecht beschuldigt." Als das einer der Knechte hörte, flüsterte er Helias zu, daß Markus eben im Saale sei und Beatrix um vieles anklage, daß man solches aber nicht von der Königin glaube, weil sie eine gar liebe Frau sei. Und als Helias den Mann so sprechen hörte, umarmte er ihn, und der Knecht führte ihn in den Saal, wo manch bedrücktes Herz um Beatrix seufzte. Und Helias trat in dem Saale vor den König, der ihn alsbald fragte, was er suche. „Ich suche Markus", sprach Helias. Da wies man ihm den falschen Ritter, und er sprang auf denselben zu und rief: „Du falscher Verräther, ich fordere dich zum Kampfe und du sollst es mit mir zu thun haben"; und mit den Worten gab er ihm einen solchen Schlag mit der Faust, daß Markus zur Erde stürzte, und Helias hätte ihm den Hals abgeschnitten, wären nicht die anderen Ritter hinzugeeilt und hätten die beiden getrennt. Und als der König das sah, sprach er zu Helias: „Wer macht dich so kühn in meiner Gegenwart?" Darauf antwortete der Jüngling: „Herr, ich bin hierhin gekommen, um euch die Wahrheit zu sagen von allem, was vorgegangen ist." — „Thue das", antwortete der König, und Helias fuhr fort: „Meine liebe Mutter, nun höret auf, zu jammern und zu weinen, denn ich will euch wieder zu Freuden helfen." Als der König diese Worte hörte, war er sehr erstaunt; und Helias wandte sich nun auch zu ihm und sprach: „Herr, ihr sollet wissen, daß es einzig eure Mutter Matabruna ist, die meiner Mutter so großes Leid angethan." Und alsdann erzählte er dem Könige alles von Anfang bis zu Ende, und erbot sich auch, als Gefangener am Hofe zu bleiben, bis die Wahrheit davon durch Zeugen bekräftigt sein würde. Da verwunderte sich der König noch mehr und fragte Beatrix: „Sagt mir, was denket ihr

davon?" Und Beatrix antwortete: „Herr, davon weiß ich nichts; denn als ich gebar, war ich voll Pein und wußte von nichts. Hat eure Mutter wohl oder übel gethan, das wird sich finden; ich gebe es in Gottes und dieses Jünglings Hände, für meine Ehre zu streiten, und bitte euch, ihm zu geben, was er zum Kampfe nöthig hat."

Darnach wurde die Königin in eine schöne Kammer geführt und der König begab sich zu seiner Mutter Matabruna, der er alles erzählte. Sie veränderte ihre Farbe, als sie das hörte, meinte jedoch ihre Falschheit noch mit glatten Worten bedecken zu können; aber der König achtete nicht darauf und ging weg und gebot, Markus gefangen zu nehmen. Dann ließ er noch einen schönen Harnisch für Helias machen und zog darauf, wie zur Jagd, ging aber heimlich in den Wald zu dem alten Manne, um von diesem die Wahrheit der Aussagen des Jünglings zu hören. Der alte Mann erzählte ihm alles auf dieselbe Weise, und der König war sehr betrübt um des Unrechtes willen, welches er Beatrix angethan hatte.

Als er nun wieder nach Hause kam, setzte er die Königin auf der Stelle in Freiheit und ließ Matabruna dafür gefangen setzen und sie von vier Dienern bewachen. Dann ließ er Markus vor sich bringen, damit derselbe gegen Helias kämpfe; und Markus war gar bangen Muthes, als er in die Schranken ritt; doch wollte er das nicht blicken lassen und schrie Helias mit lauter Stimme zu: „Komm nur her, du thörichter Jüngling; es wird sich schon ausweisen, was du gegen mich vermagst." Helias antwortete: „O, du falscher Verräther, ich bin froh, daß ich gegen dich streiten kann, um meine Mutter zu rächen und deren Ehre zu schirmen!" Und damit ritten sie gegen einander los und Helias stieß den falschen Ritter nebst seinem Pferde zu Boden, worüber

derselbe höchlich erstaunt war und sprach: „Ach, Jüngling, willst du dich also zeigen, dann sollst du die Kraft meines Armes fühlen.“ Darauf entgegnete Helias: „Kommt nur wacker heran, ich fürchte euch nicht.“ Wie nun Helias seine Lanze in etwa senkte, meinte Markus, ihn verrätherisch fassen zu können und verwundete ihn an einer Stelle, wo er nicht bedeckt war, so daß Blut floß. Das ganze Volk erschrak ob dieses Stiches, aber Gott verließ Helias nicht. Als der sein Blut fließen sah, wurde er vielmehr noch muthiger und rief Markus zu: „O, du falscher Verräther, war es dir nicht genug, meine Mutter zu verrathen? Willst du mich auch noch verrathen? Ich will's dir aber lohnen mit Gottes Hülfe!“ Da ritten sie zum andern Male gegen einander und Helias stach ihm den Helm vom Haupte, nahm dann sein Schwert und schlug ihn so, daß er kein Glied mehr rühren mochte, und hieb ihm darauf den rechten Arm ab. Als der Verräther sich also überwunden sah, übergab er sich in Helias Hände und sprach: „O, Jüngling, du hast mich überwunden, ich übergebe mich, sage mir, wer du bist.“ Da sagte Helias: „Ich bin König Oriants und der getreuen Königin Beatrix Sohn und muß euch todt sehen, ehe ich die Schranken verlasse.“ Darauf entgegnete Markus: „Laß mich leben und nimm mich gefangen, damit ich alles bekenne und den Goldschmied holen lasse, der die Ketten hat.“ Während er noch so sprach, kamen die Kampfrichter und erkannten Helias den Sieg zu. Der aber befahl ihnen, zur Stunde König Oriant rufen zu lassen und Beatrix und alle Herren, und als das geschehen war, da erzählte Markus alles, wie es sich zugetragen hatte, und als er geendet hatte, da umarmte der König seine liebe Frau und bat sie mit vielen Thränen um Vergebung. Darauf zogen sie alle nach dem Pallaste und dankten Gott für den Sieg des

Helias; der falsche Ritter wurde aber mit den Beinen an dem Galgen aufgehängt.

Nachdem dieß geschehen und noch große Feste und Turniere gehalten worden waren, ließ der König Matabrunens Goldschmied zu sich entbieten, um die Wahrheit zu erfahren über die silbernen Ketten. Da brachte der Goldschmied die fünf Ketten und den Becher, und erzählte dem Könige, wie es ihm mit der einen Kette gegangen; und als er damit geendet hatte, sprach der König: „Ihr sprecht als ein getreuer Mann, darum ist euch alles vergeben." Und der König und die Königin nahmen die Ketten und küßten dieselben und klagten um ihre Kinder, daß sie in Schwäne verwandelt wären. Da kam Markus, dem Matabruna die Augen hatte ausstechen lassen, und Oriant fragte, woher er an die Blindheit gekommen wäre, und Markus sagte dem Könige von den Kindern, wie er sie in den Wald getragen hätte. Als Matabruna dieß alles erfuhr, da gab sie den Knechten, welche sie bewachen mußten, so viel zu trinken, daß sie in Schlaf fielen, und flüchtete alsdann auf ein festes Schloß, wo sie vor allen sicher zu sein gedachte. Die Knechte wurden aber hart gestraft.

Helias hatte erfahren, daß der König die fünf Ketten habe, und er ging zu ihm und bat um die Ketten und schwur, er wolle nicht risten noch rasten, bis er seine Brüder und seine Schwester wiedergefunden habe. Er hatte aber kaum diese Worte gesprochen, als man ihm meldete, daß sechs schöne weiße Schwäne aus dem Walde gekommen seien und sich in den Schloßgraben niedergesetzt hätten. Und Helias rief dem Könige und der Königin, und sie gingen an den Schloßgraben; als die Schwäne Helias sahen, schlugen sie vor Freude mit den Flügeln und er strich sie über ihre Federn. Da zeigte er ihnen die Ketten, und als sie diese sahen, drängten

sie sich alle vor ihn, und er hing fünf von den Schwänen jedem eine silberne Kette um den Hals, und zur Stunde wurden sie in menschliche Gestalt verwandelt und liefen zu ihren lieben Eltern, um sie zu küssen und zu herzen. Als der letzte Schwan aber sah, daß keine Kette mehr übrig war, da wurde er sehr betrübt und wollte sich vor Leidwesen alle Federn aus den Flügeln ziehen, und Helias weinte mit ihm und suchte ihn zu trösten und der Schwan beugte wie dankend seinen Kopf. Da war nun große Freude an dem Hofe, und König Oriant ließ all seine Ritter und Herren zusammenkommen und übertrug seinem Sohne Helias das Reich, und ließ ihm auch frei, welche Rache er an Matabruna nehmen wolle. Helias aber bestürmte das Schloß, wohin sie geflüchtet war, und nahm sie gefangen und ließ sie lebendig verbrennen.

Als Helias das Königreich Lillefort schon lange in Ruhe und Frieden regiert hatte, sah er eines Morgens am Fenster heraus und erblickte den Schwan, seinen Bruder, welcher ein Schifflein zog. Helias erkannte, daß dieß ein Zeichen von Gott war, und ließ sich seinen Harnisch und seinen silbernen Schild bringen und nahm Urlaub von seinen Eltern und Freunden und stieg in das Schiff. Darob war der Schwan gar erfreut und schlug mit den Flügeln und zog mit dem Schifflein fort, so daß sie in kurzer Zeit ferne von Lillefort waren.

Zu dieser Zeit hielt Kaiser Otto der Erste von Deutschland eine Reichsversammlung in der Stadt Nymwegen, und der Graf von Ardennen klagte daselbst gegen die Herzogin von Billoen, deren Erbe er unrechtfertig nehmen wollte, und sprach große Falschheit von ihr, wie sie ihren Mann vergiftet hätte und während derselbe drei Jahre über See gewesen, eine uneheliche Tochter geboren, wodurch das Land von Billoen nun an ihn, den Herzog

von Ardennen, verfallen sei. Der Kaiser sprach: „Frau, das sind schwere Klagen, und könnet ihr eure Unschuld nicht beweisen, so müsset ihr sterben." Und der Herzog von Ardennen fuhr fort und sagte: „Herr Kaiser, zum Beweis der Wahrheit werfe ich meinen Handschuh hin und will mit jedem kämpfen, wer das auch sei." Als der Kaiser das hörte, befahl er der Herzogin, sich einen Ritter zu suchen, der für sie kämpfe, und die gute Frau blickte nach allen Seiten um, aber sie fand niemand.

Da hörte man plötzlich helle Horntöne vom Rheine her klingen, und der Kaiser lief mit allen, die versammelt waren, an ein Fenster und sahen den Schwan mit dem Schifflein, in welchem Helias gewappnet stand, gleichwie einem guten Ritter gebührt. Und der Kaiser erstaunte höchlich, als der Schwan wieder mit dem Schifflein fortzog, nachdem Helias ausgestiegen war, und ließ den Ritter vor sich kommen. Auch die Herzogin hatte das alles gesehen und sie fühlte sich getröstet in ihrem Herzen und sprach zu ihrer Tochter: „Diese Nacht träumte mir, ich dinge gegen den Grafen und ich werde verurtheilt, um verbrannt zu werden. Da kam aber ein Schwan und brachte Wasser, das Feuer zu löschen, und aus dem Wasser sprang ein Fisch, vor dem jeder bebte; darum glaube ich, daß dieser Ritter mich erlösen soll."

Als Helias vor den Kaiser kam, grüßte er ihn höflich, und der Kaiser that deßgleichen und fragte ihn alsdann, wer er sei und woher er käme, und Helias antwortete: „Ich bin ein armer Ritter und ziehe aus auf Abentheuer, und ich will euch treulich dienen, wenn ihr mein bedürft." Darauf entgegnete der Kaiser also: „Seid ihr ein Ritter, der Abentheuer sucht, so habt ihr hier eins gefunden und könnet für die Ehre der Herzogin von Billoen streiten, welche schweren Fehles beschuldigt ist." Da wandte Helias sich um und sah nach der

Herzogin, und sie schien ihm eine ehrbare Frau; als er aber ihre schöne Tochter erblickte, da wurde er von Liebe gegen dieselbe entzündet. Und er bat den Kaiser, mit der Herzogin allein sprechen zu können; das bewilligte der Kaiser gerne. Helias fragte sie, ob sie unschuldig oder schuldig sei, und die Herzogin antwortete mit fester Stimme: „Nein, ich bin unschuldig." Da sprach Helias: „Frau, dann habet ihr einen Kämpfer gefunden, ich will eure Ehre schirmen."

Da trat Helias, der Schwanritter, wieder vor den Kaiser und sagte: „Herr Kaiser, lasset nun den in die Schranken kommen, der diese Frau beschuldigt, um ihren Tod zu sehen, denn ich bin bereit, gegen ihn zu fechten." Als er solches gesprochen hatte, kam der Graf und antwortete: „Freund, was wollet ihr? Ihr zeigt euch gar muthig für eine Sache, die euch nichts angeht." Helias aber erwiederte: „Da liegt mein Handschuh, den ich euch liefere um der Ehre Gottes und dieser edeln Frau und meiner Ehre willen, und ihr sollt heute sehen, was ein Ritter von Abentheuern vermag." Da nahm der Graf den Handschuh, und der Kaiser fragte, wann sie kämpfen wollten, und Helias begehrte es noch am selben Tage zu thun. Nun wurden die Schranken schnelle bereitet und Helias kam in seinem Panzer und mit dem silbernen Schilde, und der Graf mit nicht minder guten Waffen; der Kaiser mit seinen Herren und die Herzogin mit ihrer Tochter und eine zahllose Menge Volkes schauten zu. Die beiden edeln Frauen baten in ihrem Herzen zu Gott, daß er ihres Kämpen Waffen segnen wolle, und sie hatten groß Vertrauen, weil ihre Sache gerecht war.

So ritten die beiden Ritter gegen einander, daß ihre Lanzen brachen; da kämpften sie mit ihren guten Schwertern und Helias schlug also zu, daß der Graf sich nicht mehr seiner zu erwehren wußte und rief: „O, edler

Schwanritter, machet Friede mit mir, auf daß ich zu meinem Vorhaben komme, und ich gebe euch meine Tochter und das fruchtbare Land von Ardennen.“ Solche Rede entrüstete Helias und er sprach: „Meinet ihr, ich sollte euch in eurem Verrathe nachfolgen? Lieber ließ ich mir Glied für Glied abschneiden; darum sprechet nicht mehr davon, denn ich schwöre euch, daß ich euch keine Gnade gebe, und euch zum Trotze der Herzogin Tochter eheliche.“ Darob erzürnte der Graf und schlug Helias also auf den Arm, daß ihm das Schwert entfiel, aber Helias sprang schnell vom Pferde und faßte den Graf und brach ihm den Schild vom Halse und entriß ihm sein Schwert. Nun flehte der Graf um Gnade, aber Helias hörte nicht darauf, sondern nahm sein Schwert und schlug ihm den Hals ab.

Als Helias nun seinen Gegner überwunden hatte, trat er vor den Kaiser, der ihn herrlich empfing, und die Herzogin kam mit ihrer Tochter zu ihm und dankte und sprach: „Herr, ihr habt mir mein Land zurückgegeben, ich schenke es euch hinwiederum und meine Tochter dazu.“ Deß war Helias sehr zufrieden, und am andern Tage ward die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Als die Feste vierzehn Tage gedauert hatten, nahm der neue Herzog Urlaub von dem Kaiser und leistete ihm den Lehenseid und verzog mit seiner Frau nach Billoen, wo er bald ankam und mit großer Freude empfangen wurde, nachdem er sich unterwegs noch gegen die Freunde und Magen des Grafen ritterlich vertheidigt hatte. Kurz nachher wurde seine Frau schwanger, und als ihre Zeit kam, gebar sie eine Tochter, die er Ida hieß, und die wuchs auf in großer Tugend und wurde später Mutter des edeln Prinzen Gottfried und desselben Brüder Balduin und Eustachius.

Eines Tages ritt die Herzogin mit ihrem Manne

zum Spiele und sie fragte ihn, aus welchem Lande er wäre und welche Freunde und Magen er hätte. Er wollte ihr aber nicht antworten und gebot ihr, solche Frage nicht zu wiederholen, anders müsse er sich von ihr trennen. Da sprach sie nicht mehr, und beide lebten in großer Eintracht sechs Jahre lang.

Da begann die Herzogin langsam des Gebotes zu vergessen, und als sie eines Tages mit Helias allein war, sprach sie zu ihm: „Herr, ich möchte doch gerne wissen, welcher Abkunft ihr seid.“ Helias betrübte sich sehr ob der Frage und rief in wehem Muthe: „Ich habe euch gesagt, daß ihr dieses nimmermehr erfahren würdet und nicht darum fragen solltet; nun muß ich euch verlassen, und morgen schon gehe ich nach Nymwegen und nehme Urlaub vom Kaiser.“ Da weinte die Herzogin helle Thränen und sie rief ihre Tochter, damit diese mit ihr den Vater bitte, zu bleiben. Aber Helias sprach, das könne nicht sein, und versammelte seine Herren und befahl diesen die beiden Frauen, die Herzogin und ihre Tochter, nebst dem ganzen Lande von Billoen. Noch sprach er, als der Schwan schon kam und ein großes Geräusch machte, als ob er Helias riefe. Dieser nahm nochmals herzlichen Abschied von allen und stieg, von den Thränen der ganzen Einwohnerschaft gefolgt, in das Schifflein, welches der Schwan alsbald fortzog.

Die Herzogin und ihre Tochter eilten dem Schwanritter aber vor und kamen eher nach Nymwegen, als er. Dort erzählten sie dem Kaiser alles und baten ihn um Fürsprache und Beistand. Als sie noch sprachen, tönte Helias Horn vom Rheine her und bald darauf erschien er selbst in dem Saale des Kaisers. Wie sehr aber dieser auch bat, daß er doch bei der Herzogin bleiben und seine schöne Tochter nicht verlassen wolle, alles war vergebens. Helias bat nur um Schutz und Schirm für die beiden

Frauen und stieg, nachdem der Kaiser ihm solchen versichert, wieder in sein Schiff. Der Schwan schlug fröhlich mit den Flügeln, als er ihn sah, und bald waren beide in Lillefort.

König Oriant saß gerade mit der Königin und den fünf Kindern an der Tafel, als das Schifflein anlangte. Auf die frohen Horntöne, die Helias erschallen ließ, sprangen alle an die Fenster des Pallastes und, als sie die beiden Brüder schauten, hinunter, um dieselben zu empfangen und zu umarmen und zu küssen. Die Mutter fragte aber alsbald: „Wo bist du so lange gewesen, mein Sohn?" und Helias erwiederte: „Mutter, das will ich euch zu einer andern Zeit sagen." Da fragte sie weiter: „Wo ist denn der Schwan, mein Sohn?" und Helias antwortete: „Er ist im Wasser geblieben." Da sprach die Mutter: „Mir träumte diese Nacht, der Schwan käme wieder zu seiner menschlichen Gestalt, wenn man ihm die beiden Becher wiese." Solches dünkte allen wohl, und als sie dem Schwane die Becher zeigten, welche der Goldschmied aus seiner Kette gemacht hatte, da verwandelte er sich zur Stunde wieder in einen Mann, und er wurde Esmeri genannt, und es war große Freude darob am ganzen Hofe.

Einige Zeit nachher versammelte Helias all seine Freunde und Magen und erzählte ihnen seine Abentheuer, und als er damit geendet hatte, sprach er: „Nun nehme ich Urlaub von euch allen, denn ich verlasse die Welt, um für meine Sünden zu büßen und für euch alle zu beten." Darob weinte der ganze Hof; keiner wagte jedoch, ein Wort dagegen zu sprechen. Helias ging aber, einen Stock in der Hand, in eine Einsiedelei, welche sein Vater gestiftet hatte, und wurde daselbst von den Mönchen mit vieler Freude empfangen. Darnach ließ er ein schönes und großes Schloß in den Ardennen bauen,

welches dem von Billoen ganz gleich war, und er gab ihm auch denselben Namen. Dem Kloster schenkte er große Freiheiten und setzte dreißig Mönche ein, welche Tag und Nacht beten mußten, und lebte selbst allen Regeln des Klosters gemäß.

Die Herzogin von Billoen und ihre Tochter lebten aber noch immer in tiefem Leid und Betrübniß um Helias, denn alle Boten, welche sie ausgesandt hatten, um Nachrichten von ihm zu haben, waren zurückgekehrt und keiner hatte ihn gefunden. Da sandte die Herzogin endlich einen ihrer Diener, der Pucius hieß, nach Jerusalem, ob er Helias dort vielleicht fände. Pucius machte sich auf die Reise, aber in Jerusalem fand er keine Spur von Helias; er ging also von dort wieder weg, um nach Rom zu wandern. Auf diesem Zuge jedoch verirrte er sich mit einem Reisegefährten und kam in die Ardennen und zu dem Schlosse, welches Helias hatte bauen lassen. Da sprach Pucius: „Siehe, hier sind wir in meinem Lande, denn dieß Schloß sieht mir gerade so aus, wie das von Billoen.“ Sie gingen zu einer Herberge in dem Dorfe, welches bei dem Schlosse lag, und fragten dort, wo sie wären, und sie erfuhren alles und auch, daß König Oriant und Beatrix ihre Burg zu Lillefort verlassen und Billoen bezogen hätten, um in der Nähe ihres lieben Sohnes Helias zu sein. Als Pucius solches vernahm, war er frohen Muthes und dankte Gott.

Am andern Morgen ging er in das Schloß Billoen, und da kamen ihm der König und die Königin mit ihren Kindern entgegen, und Esmeri erkannte seine Kleider und fragte, woher er käme. Pucius antwortete, er suche den Schwanritter, dessen Frau ihn ausgesandt habe. Darob war Esmeri erfreut und kündete solches dem Könige und der Königin, und Pucius mußte ihnen erzählen von der Herzogin, und er sagte ihnen auch, wie

deren Tochter Ida den Grafen von Bonen geheirathet habe. Nun wurde Pucius in das Schloß geführt und daselbst herrlich bewirthet. Am andern Tage führte Esmeri ihn zu Helias, den sie auf den Knieen im Gebete fanden. Als der Schwanritter Pucius erkannte, fiel er ihm um den Hals und küßte ihn und fragte, wie es um die Herzogin stehe und seine Tochter. Pucius erzählte ihm alles und empfing von Helias den Verlobungsring, den er der Herzogin bringen sollte zu einem Kennzeichen, und daneben große Gaben und Geschenke für die schöne Ida.

Pucius machte sich alsbald auf den Weg, nachdem er noch zuvor sich von König Oriant und Beatrix beurlaubt und von diesen gleichfalls köstliche Geschenke für seine Herrin empfangen hatte, und kam wenige Zeit nachher in Billoen an, als die Herzogin mit ihrer Tochter und deren Gemahl gerade an der Tafel saßen. Er bot der ersten den Ring und dann auch die Gaben und erzählte ihr sein ganzes Abentheuer. Darob war die Herzogin hoch erfreut und machte sich mit ihrer Tochter alsogleich auf die Reise; der Graf von Bonen aber blieb zu Hause mit seinen drei Söhnen Gottfried, Balduin und Eustachius.

Als die beiden Frauen an dem Schlosse Billoen ankamen, hörten sie, daß Helias krank zu Bette liege, und sie waren sehr betrübt darob. Helias aber ließ sie an sein Bette kommen, und sie weinten alle drei vor Freude, einander so unverhofft wiederzusehen. Wenige Tage hernach wurde Helias kränker und kränker, und am Ende verschlimmerte es sich also, daß er starb. Das that der Herzogin so weh, daß sie vor Leid auch krank wurde und bald ihrem Manne folgte. Ida wollte aber nicht länger da bleiben, wo sie so schwere Verluste erlitten hatte, und ging zu ihrem Manne zurück und kün-

dete diesem alles, und das ganze Volk war in großer Trauer während langer Zeit.

118.

Der Löwe im Wappen von Flandern.

Ellies de Beert, Cronycke van Hollant, Zeelant ꝛc. Fol. 93.

In dem Jahre unseres Herrn tausend einhundert und achtzig zog der Graf Philipp von Flandern mit dem Grafen Floris von Holland, welcher beider Mütter in der heiligen Stadt Jerusalem begraben lagen, mit großer Volksmacht aus den Niederlanden und über Spanien, Griechenland, Slavonien und Cypern nach dem gelobten Lande. Und als sie nach Cypern gekommen, vernahmen sie, daß die Könige von Slavonien und Cypern Heiden waren, und befahlen ihrem ganzen Heere, sich zu waffnen gegen diese Feinde des Christenglaubens. Als König Juwijn von Slavonien das vernahm, sandte er auf der Stelle eine Gesandtschaft an die Fürsten und ließ ein Zwiegespräch mit ihnen verlangen, und als ihm das gewährt wurde, da sprach er, er habe längst gewünscht, ein Christ zu werden, und danke Gott für die Gelegenheit, welche er nun gefunden habe, diesen so heißen Wunsch zu erfüllen; erbot sich auch, die Fürsten ins heilige Land und bis Accon zu geleiten, wo er ihnen freies Geleite bis zum Berge Sinai verschaffen wolle, aber in Accon müßten sie ihre Waffen lassen. Deß waren die Christenfürsten froh, und der König wurde alsbald getauft und Georg geheißen, indem gerade an dem Tage das Fest dieses Heiligen gefeiert wurde.

So zogen nun die Fürsten mit dem Könige von Slavonien fort und segelten nach Accon; und der König Ingelram von Accon und König Juwijn oder Georg

schrieben an den Sultan von Babylonien um frei Geleit für die Christenfürsten bis zu sechstausend Mann, um nach Jerusalem und zu dem Berge Sinai zu gehen, und der Sultan erlaubte das mit der Bedingung, daß sie als Pilgrimme und ungewaffnet kämen. So thaten sie auch, und als sie nach Jerusalem kamen, da empfing sie der Patriarch mit großen Ehren und führte sie an das Grab unseres Herrn und zu den anderen heiligen Stätten und zu den Gräbern ihrer Mütter, Frau Sibilla und Frau Sophia, und von da reisten sie nach dem Berge Sinai, um das Grab der heiligen Magd Katharina zu besuchen.

Als der König von Jerusalem, welcher Agyla hieß und ein Sarazene war, davon hörte, befahl er einem Bastardsohne seines Bruders, der sich Nobiliter nannte und König von Abilinen war, mit fünftausend gewaffneten Sarazenen die Christenfürsten bei der Rückkehr vom Sinai zu überfallen und todt zu schlagen. Solches wurden aber die Fürsten gewahr und sie gingen nicht auf den Jordan zu, sondern sie nahmen ihren Weg nach der Stadt Cäsaria, wo der Jordan entspringt, bei dem Berge Libanon vorbei. Als dieß dem Bastard hinterbracht wurde, gebot er seinem Heere auch, nach dem Libanon zu ziehen, damit es also den Christen vorkäme und ihnen den Weg abschneide, denn sonst entkämen sie nach Accon. Auch ließ er seinem Ohm sagen, er solle ihm mehr Volk senden und Waffen, denn die Christen hätten gleichfalls mehr Volk zusammen, und es wurden ihm alsbald noch zwölftausend Gewaffnete geschickt. Aber einen Tag vorher, ehe sie kamen, hatte der Bastard schon einen Streit gegen die Christen begonnen, ungefähr eine Meile von Cäsaria, als sie nach Accon ziehen wollten. Die Fürsten hatten ihm, als sie seine Meinung erkannten, einen Herold gesendet, um ihm zu melden, daß sie frei

Geleit hätten von dem Könige von Babylonien, aber der Bastard achtete nicht darauf, zerriß des Sultans Briefe und Siegel und tödtete den Boten mit eigener Hand. Als die Christen solches schauten, flehten sie zu Gott um Gnade und Sieg und stellten sich frommlich zur Wehr gegen die Sarazenen, und sie behielten auch die Oberhand, obwohl sie ungewaffnet waren, und da wurden bei dreitausend von den Sarazenen erschlagen und bei zweihundert von den Edelsten derselben gefangen genommen. Und Graf Philipp von Flandern schlug den Bastard mit eigener Hand todt und nahm ihm sein Wappen, welches ein goldener Schild war mit einem schwarzen, kletternden Löwen, und er behielt ihn fortan als Wappen und ließ sein altes Wappen mit den acht Geren von Lazur fahren, und die Grafen von Flandern tragen noch heutzutage diesen Löwen in ihrem Wappen.

Darnach nahmen die Christen die Waffen der Sarazenen und zogen die an und setzten ihren Weg nach Accon fort, führten auch die Gefangenen mit sich, damit dieselben dort die Wahrheit sagen könnten. Und nachdem sie noch manch harten Kampf im gelobten Lande gehabt, machten sie sich auf die Rückreise und wurden zu Hause mit vieler Freude empfangen.

119.

Der güldene Sporn.

Mündlich von einem achtzigjährigen Manne.

Jedermann weiß, wie die braven Fläminge den schlimmen Franzosen in der Sporenschlacht den Kopf gewaschen haben. Das war im Jahre 1302 am elften Julius. Auf dem Schlachtfelde fand man aber eine große Menge von Sporen; von denen habe ich einen gewiß

hundertmal in der Kirche zu Kortryk gesehen, und hat mir der alte Küster erzählt, daß der einmal im Jahre sich rund herumdrehe, und zwar von selber, ohne daß ein Mensch daran rühre.

120.

Die Hühnerfresser von Audenaerde.

Handschriftliche Chronik von B. de Rantere. Im „Belgisch Museum.“ 1841. S. 441. Mitgetheilt von Dr. van der Mersch.

„Hühnerfresser“ ist ein alter Spottname für die Bewohner der Stadt Audenaerde in Flandern. Seinen Ursprung verdankt er folgender Begebenheit.

Die Genter hatten seit uralter Zeit die Gewohnheit, auf den Märkten der umliegenden Städte, und besonders von Audenaerde, alle Hühner und anderes Wild durch ihre Kaufleute aufkaufen zu lassen.

Nun geschah es, daß auf den 23. Januar 1438 eine große Versammlung der Abgeordneten aller Städte, Herrlichkeiten u. s. w. von ganz Flandern zu Gent gehalten wurde. Als alle vereinigt waren, kam unversehens auch Graf Philipp der Gute mit einer großen Zahl edler Ritter, um derselben beizuwohnen.

Die Genter, welche den Grafen recht festlich bewirthen wollten, sandten alsbald ihre Handelsleute nach Audenarde, um auf dem dortigen Markte alle Hühner und Kapaunen zu kaufen, welche sie nur finden möchten; und daran war ihnen um so mehr gelegen, als solch Geflügel bei der Strenge der Jahreszeit nicht sehr häufig war. Die Handelsleute thaten, wie ihnen befohlen worden, und kauften alles, was auf dem Markte war, zu sehr theuren Preisen an. Als die Bürger von Audenarde davon hörten, wollten sie das nicht leiden, wie sie über-

haupt seit der Belagerung von Calais nicht recht einig mehr waren, und sich gegenseitig allen möglichen Tort anthaten. Sie sprachen zu den Gentern: „Wir können unsere Hühner sehr wohl selbst aufessen", und anderes noch. Darob erzürnten die Genter und wollten sich widersetzen, und also entstand ein Auflauf und man wurde handgemein und kämpfte mit solcher Wuth von beiden Seiten, daß ein Genter todt blieb und mehre andere verwundet wurden. Die übrigen flüchteten aus der Stadt und ließen ihre Hühner und Kapaunen im Stiche; über die machte sich das kleine Volk her, während die andern von Audenaerde schrieen: „Schlagt todt! schlagt todt! Wir wollen hinfürder unsere Hühner selber fressen." Daraus ist der Spottname entstanden: „die audenaerdschen Hühnerfresser".

Als die Genter nun sonder Hühner nach Hause kamen, konnten sie dem Grafen diese Speise nicht auftischen, und darüber beklagten die Schöffen sich bitterlich bei ihm und baten ihn um Recht und Gerechtigkeit, nahmen auch alsbald den Junker Walter van der Meere und Bernard van Marke, beide Abgeordnete von Audenaerde, gefangen.

Der Graf zog nicht lange nachher von Gent und ging nach Audenaerde; daselbst erzählte man ihm gleichfalls den ganzen Vorfall und gab ihm und seinem Gefolge eine prächtige Mahlzeit, wobei es natürlicherweise an Hühnern keineswegs mangelte. Darauf schrieb der Graf einen Brief an den Magistrat von Gent und befahl, die beiden Herren von Audenaerde frei zu geben, welches auch alsbald geschah.

121.

Die Krüge Jacoba's von Bayern.

De Reiffenberg, Archives historiques.
Derselbe in den Noten zur Histoire des ducs de Bourgogne par de Barante.

Nachdem die arme Frau Jacoba von allem verlassen war, woran ihr Herz gehangen hatte, zog sie sich mit ihrem vierten Manne auf das Schloß Teilingen zurück, um daselbst ihre letzten Lebenstage in Frieden zu verbringen. Da hatte sie nun ein sonderlich Vergnügen, und das bestand darin. Wenn sie des Vogelschießens müde war, dann leerte sie kleine Krüge voll Getränke in Einem Zuge und warf dieselben dann über ihren Kopf durch das Fenster und in den Stadtgraben.

Viele dieser Krüge hat man in unsern Tagen wiedergefunden, und das Volk nennt sie noch Jacobaskrüge.

122.

Das Wappen von Mecheln.

Chronyke van Mecheln door Remmarus Valerius. Mecheln o. J. 12. S. 28.

Im Jahre 1494 erhob Kaiser Max die Herrschaft Mecheln zu einer Grafschaft, und er gebot bei dieser Gelegenheit, daß ihr Wappen vermehrt würde mit einem schwarzen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, gleichwie ihn die römischen Könige im Schilde führen.

Was den andern Theil des Wappens angeht, so haben die Mechelner diesen schon lange bevor gehabt und in solcher Fuge bekommen. Als der Sarazenenkönig Manellius das Königreich Aragon mit großer Macht von Volk verwüstete, da eilte Walther Berthold, zugenannt der Große, welcher Herr von Mecheln und damals auch

Vormund des Herzogs von Brabant war, dem Könige von Aragon zu Hülfe und führte viele Krieger mit sich; er schlug die Sarazenen auf einen Tag dreimal zurück und säuberte das ganze Land von diesen Ungläubigen. Deß war der König von Aragon höchlich froh und er sprach zu Walther Berthold: „Heischet von mir, was ihr nur immer wollet; wäre es selbst die Hälfte meines Reiches, so schwöre ich euch, daß sie euch werden soll.“ Da sprach der Herr von Mecheln hinwieder: „Herr König, ich ersuche euch um nichts anderes, als nur um den dritten Theil eures königlichen Wappens, drei der rothen Stecken, deren ihr neune führet.“ Diese neun rothen Stecken hatte der König in sein Wappen genommen zum Gedächtniß an neun blutige Schlachten, welche er gewonnen hatte über die Sarazenen; darum war ihm auch das Wappen gar lieb und es verdroß ihn, daß der Herr von Mecheln nichts anderes fragte; er schwur auch, daß er Walther Berthold lieber die drei schönsten Städte des Königreiches gegeben hätte, als die drei Stecken aus dem Wappen; aber das Versprechen mußte er doch halten. Alsdann geleitete er Herrn Walther Berthold bis an die Grenze des Königreiches und nahm unter herzlichem Danke von ihm Abschied.

Also hat die Stadt Mecheln ihr Wappen bekommen.

123.

Philipp von Elsaß.

Oudegherst, Annales de Flandre. I, p. 425.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 11.

Von diesem Grafen von Flandern erzählt man das folgende Wunder. Als er kaum drei Tage alt war, hörte man ihn plötzlich mit lauter Stimme rufen: „Räumt mir das Haus!“ (Evacuate mihi domum!)

Was diese geheimnißreichen Worte eigentlich zu bedeuten gehabt, hat man nie erfahren können.

124.

Die Brille im Wappen von Audenaerde.

Mündlich.

Kaiser Karl hatte einmal der Stadt Audenaerde ankündigen lassen, daß er durchkommen und bei der Gelegenheit die Stadt besehen wolle. Da machten die Bürger große Zurüstungen und sandten auch Leute auf die Thorthürme, um zu spähen, wann der Kaiser komme. Aber die Wächter gaben schlecht Acht und der Kaiser war in der Stadt, ohne daß sie etwas davon gemerkt oder den Bürgern gesagt hätten. Da fragte Kaiser Karl den Bürgermeister, warum er ihn denn nicht am Thore empfangen habe, wie das sich gebühre und Art und Weise sei. Da sprach der Bürgermeister: „Gnädiger Herr Kaiser, ich kann nicht gut sehen." — „Dem wollen wir abhelfen", antwortete Kaiser Karl, „ich gebe euch von heute an eine Brille in euer Wappen, und dabei sollet ihr gedenken, daß ihr künftig stets eine Brille auf eure Nase setzet, wenn ihr zuschauen wollt, wann euer Herr und Kaiser kommt."

Die Brille sieht man noch heutzutage im Wappen der Stadt.

125.

Isabellenfarbe.

Mündlich.

Als das Heer des Erzherzogs Albert, des Gemahles von Isabellen, der Infantin von Spanien, vor Ostende

lag, und die Stadt sich nicht übergeben wollte, da schwur die letztere, ihr Hemd nicht eher zu wechseln, bis Ostende erobert sei. Die Belagerung aber dauerte drei Jahre, und eben so lange trug Isabella das Hemd; und als sie es endlich auszog, da hatte es eine ganz eigenthümliche Farbe bekommen. Diese Farbe heißt man noch heute Isabellenfarbe.

126.
Spiegeler.

Vaernewyck, Historie van Belgis. Fol. XX verso.

Ein alter Mann hat dem Bruder Livinus van der Bossche erzählt, daß man in den Kriegen, welche die Genter gegen Kaiser Friedrich den Dritten führten, als dieser in Evergem, einem Orte bei Gent, lag, häufig in des Kaisers Heere Leute gesehen habe, die von Natur nur Ein Auge hatten, und dieß befand sich auf der Stirne. Auch waren sie stärker als andere Menschen und wurden von den Gentern Spiegelers geheißen. Sie sind meist alle ins Wasser geschossen worden und hat man oft sagen hören, es wäre ein Jammer, daß man sie nicht gefangen und bewahrt hätte um ihrer Wunderlichkeit willen.

127.
Schloß Couvin.

Le delices du pays de Liège. II, p. 295. 296.
De Reiffenberg, Archives historiques. VI, p. 34.

Eine Stunde von Marienburg, vier Stunden von Charlemont, Ginet und Philippeville, liegt ein Dorf, das heißet Couvin. Ehemals erhob sich daselbst eine feste

Stadt mit einem starken Schlosse. Von dem letzten geht folgende Sage.

Johann, Graf von Renty und Seneghem, der Gemahl Margarethens von Craon, Frau von Thou, war von Karl dem Kühnen zum ersten Grafen von Chimay ernannt und mit der Verwaltung von Luxemburg beauftragt worden; nebst dem führte er noch den Titel eines Groß-Ballio von Hennegau. Gewöhnlich nannte man ihn den Grafen mit den Stiefelchen, denn er trug meist nur kurze Stiefeln, wenn er seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachging; er pflegte auch derselben mit einem solchen Eifer, daß er es nicht scheute, selbst auf fremden Boden das Wild zu verfolgen.

Deß letztern waren mehre Bürger von Couvin aber sehr unzufrieden; sie lauerten dem Grafen auf, nahmen ihn gefangen und führten ihn mit verbundenen Augen links und rechts herum und endlich auf einen der Thürme ihrer Burg, ohne daß Graf Johann wußte, wo man ihn hingebracht hatte. Auf diesem Thurme saß er sieben volle Jahre bei spärlicher Nahrung, und er würde auf demselben gestorben sein, wäre er nicht auf eine fast wunderbare Weise gerettet worden.

Ein Hirte nämlich, der in der Gegend des Schlosses seine Heerde weidete, vertrieb sich eines Tages die Zeit damit, mit dem Bogen nach dem engen Luftloche zu schießen, welches das einzige Fenster der Kammer bildete, wo der Graf eingesperrt war. Nach langem und vergeblichem Mühen haftete der Pfeil in der Maueröffnung und der Hirte kletterte den Felsen hinan, um das Geschoß wiederzuholen. Kaum hatte er jedoch die Hand darnach ausgestreckt, als er sich festgehalten fühlte. Der arme Knabe schrie in seinem Schrecken aus vollem Halse, aber der Graf beruhigte ihn bald und fragte ihn, wie das Schloß heiße. Der Hirte nannte den Namen und der

Graf brachte ihn durch viele Versprechungen bald dahin, daß er ihm seinen Vater schickte mit einigem Schreibzeuge. Der Alte, Jan Basselaire genannt, hörte mit Erstaunen die Erzählung seines Sohnes und ging alsbald mit ihm nach dem Mauerloche, wo der Graf einen Brief an seine Frau, die schon erwähnte Margarethe von Craon, schrieb und ihr sein arges Schicksal mittheilte. Die gute Gräfin hatte ihren Mann längst im Grabe geglaubt; um desto freudiger versammelte sie nun ihre Vasallen und zog hin, das Städtchen Couvin zu belagern. Die Einwohner waren aufs höchste verwundert, eine feindliche Armee vor ihren Thoren zu sehen, denn sie wußten nichts von der Gefangenschaft des Grafen, indem die wenigen Bürger, welche ihn in den Thurm geschlossen hatten, dieß aufs strengste geheim gehalten hatten. Sie sandten alsbald einen Herold in das Lager der Gräfin, und als sie dort die Ursache des Ganzen erfuhren, eilten sie aufs Schloß und setzten den Grafen zur Stunde in Freiheit.

Johann war durch das lange elende Kerkerleben so entstellt, daß keiner der Seinen ihn wiedererkannte, und seine Kleider fielen verfault und in Fetzen von seinem Leibe.

Zum Entgelt ließ er am selben Tage noch das Schloß niederschießen und er sprach: „Du hast mich gehabt, aber du sollst mich nicht mehr haben.“ (Tu m'as couvert [Couvin], mais tu me ne couvriras plus.)

128.

Trazegnies.

Mündlich.

Vor alten Zeiten lebte ein Edelherr, dessen Namen man nicht mehr kennt; der hatte eine Frau, und die war gesegneten Leibes. Als sie einstmals zur Kirche gehen

wollte, trat eine Bettlerin zu ihr und bat sie um ein Almosen. Sie schlug das der armen Frau mit rauhen Worten ab, und diese erzürnte darob also, daß sie rief: „So müsset denn also viele Kinder gebären, als jenes Schwein dort Junge hat.“ Der Jungen waren aber dreizehn.

Als die Zeit der Geburt nun da war, da wurde die Edelfrau von dreizehn Knaben entbunden, die alle einander auf ein Haar glichen. Als das geschehen war, da rief sie die Wehmutter und sprach zu der: „Nun gehet und traget zwölf der Knaben in den Wald und tödtet sie dort; den dreizehnten aber lasset hier.“ Also that die Wehmutter und nahm die zwölf Knaben in ihre Schürze und trug sie in den Wald. Da begegnete ihr der Edelherr und fragte, was sie in der Schürze hätte, und die Frau sank bestürzt zu seinen Füßen und bekannte ihm alles. Da befahl er ihr, ihm zu folgen, und er brachte die Kinder zu einem Bauersmanne, und der zog sie auf. Die Edelfrau wußte aber nichts davon, denn ihr Mann hatte der Wehmutter das strengste Schweigen geboten und ihr gedroht, daß er, im Falle sie dieß bräche, ihr das Leben nähme.

So wuchsen die Kinder nun auf und wurden älter, und der Edelherr ließ den Zwölfen immer dieselben Kleider machen, welche der Dreizehnte trug. Als sie nun zehn Jahre zählten, da veranstaltete die Schloßherrin ein großes Fest zur Feier des Geburtstages ihres Sohnes und lud dazu viele Freunde von nahe und ferne ein, und ließ dem Knaben neue Kleider machen, die waren so reich, wie man es nur wünschen konnte. Der Edelherr ließ aber alsbald den übrigen Zwölfen ganz gleiche Kleider machen, und als das Fest im Gange war, da brachte er sie in den Saal und schickte den Dreizehnten zu ihnen, und da hätte kein Mensch in der Welt ein so gutes Auge

gehabt, daß er ihn unter seinen Brüdern herausgefunden hätte. Dann sprach er zu seiner Frau: „Liebe Frau, wo ist euer Sohn?“ Als nun die Edelfrau umschauen wollte, ihn zu suchen, da erschrak sie höchlich, als sie alle die Kinder sah, und sagte, sie könnte ihn nicht finden. Der Edelherr aber sprach: „Sehet, Frau, das sind alles eure Söhne, einer wie der andere, und zwölf davon habet ihr ermorden wollen.“ Und ob dem Worte fiel die Frau ihrem Gemahle zu Füßen und bekannte ihm alles.

Als der König davon hörte, gab er dem Herrn ein Wappen und befahl ihm, daß er und seine Familie von da an Treizenés heißen sollten, welches zu deutsch dreizehn Söhne ist. Und der Herr fügte dem Wappen als Wahlspruch sechs Worte bei, die er ehedem zu der Wehmutter im Walde gesprochen hatte, und die hießen: „Tant que je vivrais, je maintiendrais.“

Dieß alles steht noch heutzutage im Schlosse Trazegnies gemalt, wo es jeder sehen kann.

129.

Die Zwillinge auf dem Helme der Markgrafen von Trazegnies.

Histoire veritable de Gil-Lion de Trazegnies. Brux. 1703. 12.
Le roman du très noble chevalier Gillion de Trasignies, traduit en françois d'après l'original italien de l'abbaye de l'Olive. 4. Aus dem 15. Jahrh.
O. L. B. Wolf, Fragmens du roman de Gilion de Trazegnies, wiederholt in Le livre de Baudoin ed. Serrure et Voisin.
Msc. des Schlosses Trazegnies, ausgezogen von dem Grafen von St. Genois in seinen Droits primitifs, p. XCI.
De Reiffenberg, Nouvelles archives histor. T. VI. p. 312.

Gillion, Herr von Trazegnies und Silly, heirathete Maria, die Tochter des Grafen von Ostrebant, welche an dem Hofe des Grafen Balduin von Hennegau erzogen

worden war. Balduin, seine Gemahlin und viele Baronen und Ritter wohnten dem Feste bei, nach dessen Beendigung die jungen Gatten sich auf ihr Schloß Trazegnies zurückzogen. Gillion, der nicht abwarten konnte, bis er einen Erben hatte, that bald nachher das Gelübde, im Falle seine Frau gesegneten Leibes werden solle, nach dem heiligen Lande zu pilgern. Die Dame von Trazegnies sah sich in der That bald guter Hoffnung, und Gillion gedachte auch treulich seines Gelübdes; aber er hatte zu dessen Vollendung die Einwilligung des Grafen Guido von Hennegau nöthig, und er fürchtete mit Recht, dieselbe nicht gar leicht zu erhalten.

Um derselben desto sicherer zu sein, lud er den Grafen durch folgenden Brief ein, einige Tage auf dem Schlosse Trazegnies zu verbringen. „Sire", schrieb er, „ich bitte euch demüthig, daß es euch gefallen möge, einmal auf das Schloß Trazegnies zu kommen und meine neue Wohnung zu beschauen." Darauf antwortete ihm der Graf: „Herr von Trazegnies, eure Bitte sei euch gestattet, denn es wurde uns gesagt, daß es in der Gegend eures Schlosses große Wälder mit mächtigen Hirschen gäbe, welche wir dann nach Lust und Liebe fangen können."

Der Graf von Hennegau langte bald auf Trazegnies an, geleitet von seiner Gemahlin, den Herren von Havrech, Antoing, Enghien, Ligne, Bossut, Hamaide und vielen andern Rittern. Die vier ersten Tage waren ganz der Jagd geweiht; am fünften aber rückte der Herr von Trazegnies mit seiner Bitte heraus; er eröffnete dem Grafen, welches Gelübde er gethan habe, und bat ihn inständig um Erlaubniß, dasselbe erfüllen zu dürfen. Damit war der Graf inzwischen nicht ganz einverstanden, und Gillion konnte erst nach langem Zureden die gewünschte Einwilligung seines Herrn erlangen. Freudig

machte er sich alsdann auf den Weg und reiste über Rom nach Neapel, wo er sich mit einigen Kaufleuten nach Jaffa einschiffte und dann die Pilgerfahrt auf dem Rücken eines Maulthieres bis Jerusalem fortsetzte. Nachdem er in feurigem Gebete dem Himmel am Grabe Jesu gedankt hatte, kehrte er nach Jaffa zurück, wo ein Schiff ihn erwartete; aber auf dem Wege wurde die Truppe, mit welcher er reiste, von den Sarazenen angefallen; alle seine Gefährten blieben und er selbst dankte sein Leben nur seiner kräftigen Gegenwehr; er wurde jedoch gefangen und zu dem Sultane gebracht.

Während seiner Abwesenheit war seine Frau zweier Kinder genesen; der eine dieser Zwillinge wurde Johann, der andere Gerhard in der Taufe genannt. Es waren beide kräftige, schöne Jünglinge, und sie zeichneten sich vor all ihren Genossen in Handhabung der Waffen aus. Sobald ihr Alter es ihnen erlaubte, faßten sie den Entschluß, ihrem Vater nachzureisen, um zu erfahren, was aus ihm geworden wäre, und ob er noch lebe oder nicht.

Herrn Gillion hatte inzwischen ein falscher Ritter gemeldet, seine Frau sei gestorben, noch ehe sie ins Kindbett gekommen sei, und, nicht an der Wahrheit dieser Nachricht zweifelnd, hatte er die Tochter des Sultans, die schöne Graciane, geheirathet, ein Schritt, zu dem ihn Liebe und Dankbarkeit gleich mächtig trieben, denn Graciana hatte ihm von ihrem Vater die völligste Freiheit verschafft. Seine Söhne waren nicht glücklicher auf ihrer Reise, als er es einst gewesen; sie fielen gleichfalls in die Hände der Sarazenen und wurden gefangen vor den Sultan geführt, wo sie ihre Abentheuer erzählten und bald als Gillions Söhne erkannt, auf die unerwartetste Weise in die Arme ihres Vaters sanken. Dieser zauderte nun nicht mehr, nach Hennegau zurückzukehren, und trat einige Tage später mit Graciane und seinen

Söhnen die Reise an. Zu Rom wurde die schöne Sultanstochter getauft, und dabei entsagte sie zugleich allen Rechten auf Gillion; dann setzten sie alle ihren Weg nach Hause fort.

Mit großer Freude wurden die vier edeln Reisenden von Frau Marien empfangen, welche, ferne von aller Eifersucht, in ihres Mannes zweiter Gemahlin ihre herzlichste Freundin begrüßte. Aber diese glückliche Freundschaft sollte nicht lange währen; kaum waren zwei Monate verflossen, als die schöne Graciane starb, und Maria, untröstlich über diesen Verlust, folgte ihr in kurzer Zeit. Der edle Herr von Trazegnies hatte sich in eine Einöde bei Cambron zurückgezogen und lebte dort dem Dienste Gottes, bis ein Ruf des Sultans, welcher von Feinden überfallen worden war, die alte Waffenlust wieder in ihm erweckte und ihn von neuem nach Afrika trieb. Er nahm seinen zweiten Sohn Gerhard mit sich; außerdem folgten ihm die Herren Balduin von Havrech, Karl von Jeumont, Bernhard von Ligne, Gerhard von Chimay, Gillion de Chin, Witasse von Berlaimont und viele andere. Er sollte nicht wiederkehren von diesem Zuge, der edle Ritter; unter den Mauern von Babylon erhielt er eine tödtliche Wunde und ruht nun, weit von den Frauen, die er so sehr geliebt, in dem Lande Asien.

Das ist die Geschichte von Herrn Gillion von Trazegnies.

130.
Herr von Falkenberg.

Mündlich.
A. van Hasselt in „L'artiste, journal du progrès, revue des arts et de la littérature. 1835. p. 342.

Auf dem alten Schlosse Falkenberg in dem Lande Limburg, da geht es um bei Nacht, und eine Stimme

schreit aus den Ruinen: „Mörder! Mörder!" und sie ruft dieß gegen Norden und Süden und Osten und Westen. Und vor dem Rufenden her gehen zwei kleine Flämmchen, und die begleiten ihn, wohin er sich auch wenden mag. Und diese Stimme ruft schon also seit sechs Jahrhunderten, und eben so lange irren schon die kleinen Flämmchen.

Vor sechshundert Jahren nämlich stand das schöne Schloß noch in seinem vollsten Glanze da, und es wohnten daselbst zwei Brüder aus dem edeln Geschlechte Falkenberg, und die hießen Waleram und Reginald, und liebten beide die Tochter des Grafen von Cleve, Alix. Waleram war aber glücklicher in seinen Bewerbungen und gewann sich die Liebe der Jungfrau; seine Mutter, wie der Vater Alixens gaben gerne ihre Einwilligung, und bald feierte man die Hochzeit in größtem Pomp und glänzendster Pracht.

Reginald jedoch sann auf schwarze Rache an seinem Bruder, wie an der Braut; und als das Festmahl geendet war und man die jungen Gatten zum Brautgemache führte, da eilte er vor und versteckte sich hinter dem Bette. Ihren süßen Träumen von Liebe und Glück ganz hingegeben, dachten die eben Vereinten nicht an den grimmen Bruder; doch hatten sie kaum das Brautbett bestiegen, als Reginald hervorstürzte und zuerst in Walerams und darauf auch in Alixens Brust seinen Dolch stieß. Waleram griff mit der Rechten nach der schäumend blutenden Wunde, dann nach dem Mörder, dessen Gesicht er faßte; aber die Kräfte versagten ihm schon, er sank leblos zurück. Reginald entfloh, nachdem er noch eine Locke von dem Haupte der unglücklichen Braut geschnitten hatte.

Am andern Tage war große Trauer auf dem Schlosse Falkenberg, denn jedermann liebte Waleram wegen seines

milden und gütigen Herzens, und Alix, deren Seele so schön war, wie ihr Leib. Keiner zweifelte, daß Reginald der Mörder sei, und nach allen Seiten hin wurden Knechte ausgeschickt, ihn zu fangen; aber er war nicht mehr zu finden.

Zu dieser Zeit wohnte in einem Walde in der Gegend von Falkenberg ein frommer Einsiedel, der Tag und Nacht im Gebete an dem Altare einer kleinen Kapelle lag, welche sich neben seiner Klause erhob. Es war schon beinahe Mitternacht, als noch jemand an der Thüre der Kapelle klopfte und im Namen des Himmels Einlaß begehrte. Der Einsiedel erhob sich von der Betbank und öffnete und erkannte Reginald, der ihm alsbald unter bittern Thränen zu Füßen stürzte und ihn bat, seine Beichte zu hören. Der Einsiedel hob ihn auf und führte ihn zu einem Stuhle, und Reginald bekannte ihm alles und zeigte ihm als Wahrzeichen eine blutige Hand, die auf seinem Gesichte abgemalt war, und die er mit keinem Wasser hatte abwaschen können. Als der Mann Gottes alles vernommen hatte, sprach er schaudernd: „Es ist mir nicht gegeben, von also großer Sünde zu entbinden. Verweilet aber mit mir die Nacht hindurch im Gebete, vielleicht gibt Gott mir alsdann zu erkennen, was ihr thun sollt, um Vergebung bei ihm zu finden.“ Und mit den Worten kniete er am Altare nieder, und Reginald kniete neben ihm und sie beteten.

Und als der Morgen dämmerte, da erhob sich der Einsiedel und sprach: „Solches hat der Himmel mir eingegeben. Ihr sollt als ein demüthiger und frommer Pilger von hier wallen und immer gegen Norden gehen, bis ihr keine Erde mehr unter den Füßen habt. Dort wird euch ein Zeichen das Weitere melden.“ Reginald antwortete: „Amen“, begehrte noch des heiligen Mannes Segen und trat zur Gotteslampe, an der er die Locke

Alixens verbrannte, wie es der Einsiedel ihm befohlen. Dann verließ er die Kapelle und wanderte als Pilger weiter und immer weiter und stets gegen Norden. Und mit ihm gingen zwei Gestalten, eine weiße zu seiner Rechten und eine schwarze zu seiner Linken. Und die schwarze flüsterte ihm viel von seiner Jugend und den Freuden der Welt ins Ohr, während die weiße ihn zur Buße und Fortsetzung seines Weges ermahnte und ihm die ewigen Freuden der Seligen vor die Seele stellte.

So war er schon manchen Tag und manche Woche und manchen Monat gewandert, als er eines Morgens keine Erde mehr unter seinen Füßen fand und das weite Weltmeer vor sich sah. Zu gleicher Zeit nahte ein Nachen dem Gestade, und ein Mann, der darinnen saß, winkte ihm und sprach: „Wir erwarten dich.“ Da erkannte Reginald, daß dieses das Zeichen war, und er stieg in den Nachen und die zwei Gestalten mit ihm, und sie fuhren zu einem großen Schiffe mit vollen Segeln. Und als sie auf dem Schiffe waren, verschwand der Mann, und das Schiff fuhr weg, und er ging mit seinen beiden Begleitern in den unteren Raum. Da stand eine Tafel und Stühle, und an der Tafel ließen sich die beiden nieder, und der Schwarze zog ein paar beinerne Würfel hervor und sie begannen zu spielen um die Seele Reginalds.

Sechs Jahrhunderte fährt schon das Schiff ohne Steuermann und ohne Ruder, und eben so lange spielen die beiden schon um Reginalds Seele; sie hören auch nicht auf mit dem Spiele bis zum jüngsten Tage. Schiffer, die auf der Nordsee fahren, begegnen oft dem höllischen Fahrzeuge.

131.
Margarethchen von Limburg.

Flämisches Volkslied.
Auszug aus der Pfälz. Urschrift Nr. 87 bei Mone, Anzeiger 1835. S. 164 ff.

Herzog Otsen von Limburg ritt eines Tages auf die Jagd mit vielen Jägern und Hunden, und Margarethchen, seine Tochter, folgte ihm, worüber ihre Mutter gar sehr sich betrübte, denn es ahnte ihr Schlimmes in ihrem Herzen. In dem Walde angekommen, sah der Herzog einen schönen großen Hirsch und sprach zu Margarethchen: „Warte hier an dem Bache; den Hirsch müssen wir fangen, und dann kehren wir zurück.“ Der Herzog verirrte sich aber mit seinen Jägern, und sie suchten die Jungfrau und fanden sie nicht, worüber sie großes Leid hatten. Auch Margarethchen war voll Weh und Angst, denn der Abend nahte bereits und sie fürchtete in die Hände von Räubern oder in die Zähne wilder Thiere zu fallen. Unter vielen Thränen kletterte sie auf einen Baum, um auf den Zweigen sich zu betten. Da kam ein Kaufmann hergegangen, den Freibeuter beraubt hatten, und der weinte bitterlich um Frau und Kind. Als er Margarethchen auf dem Baume sah, da fühlte er sich getröstet, einen Menschen doch in dem Walde zu finden, dem er sein Leid klagen könne, und er bat sie niederzusteigen und erzählte ihr von seinem Mißgeschicke; Margarethchen that deßgleichen, und beide gelobten sich, nicht von einander zu scheiden, bis einer von ihnen sein Haus wieder erreicht habe. Alsdann zogen sie weiter in dem Walde fort und kamen an ein Kapellchen. Darin hausten Räuber; aber die waren nicht dort, sondern auf den Raub ausgezogen und hatten eine reichlich mit Speisen besetzte Tafel zurückgelassen. Das war den

beiden Reisenden ganz willkommen, denn sie hatten in drei Tagen nichts gegessen, und sie labten und stärkten sich vollauf.

Als sie kaum fertig damit waren, fuhr ein stattlicher Wagen mit schönen Pferden bespannt heran, und viele Diener sprangen in die Kapelle hinein und riefen freudig: „O, so haben wir doch endlich Margarethchen wiedergefunden; kommet, edle Jungfrau, und sitzet mit dem Manne in euren Wagen.“ Solches thaten beide, denn der Wagen, wie die Pferde und die Diener schienen Margarethchen bekannt. Es war aber nichts als ein nichtiger Teufelsspuk, und der böse Feind wollte die beiden dadurch in noch größeres Leid bringen. Denn eben saßen sie in dem Wagen, als sie in tiefen Schlaf sanken, und so führte der Böse sie über zweihundert Meilen von dannen, und als sie endlich erwachten, da fanden sie sich ferne von allen Menschen in einer andern Wildniß wieder. Margarethchen war untröstlich darob, aber der Kaufmann sprach ihr Muth zu und hieß sie auf Gott vertrauen, der werde ihnen sicherlich helfen. Alsdann wanderten beide getrost weiter und irrten herum vier Tage lang.

Am vierten Tage sahen sie von ferne ein großes und prächtiges Schloß glänzen und sie zogen mit Freuden darauf zu. Am Thore hörten sie fröhliche Musik und sahen durch die Fenster, wie man in den Zimmern sprang und tanzte. Sie klopften an, und der Pförtner öffnete ihnen und fragte, was sie begehrten. Da sprach Margarethchen: „Nur ein wenig Essen und Trinken.“ Da schien der Pförtner sie zu erkennen, denn er sprach: „Seid ihr nicht des Herzogs Tochter von Limburg? O, dann kommt doch schnell herein, denn euer Vater ist hier und in großer Sorge um euch.“ Darob war Margarethchen hoch erfreut und sie eilte schnell in den Saal, und da fand sie ihren Vater, wie sie meinte, und der

rief den Burgherrn und sprach zu ihm: „Zeiget doch meiner Tochter euer Gold und eure Diamanten.“ Das that der Burgherr und er sprach dazu: „Dieß alles ist euer, schöne Jungfrau, wenn ihr meine Frau werden wollt.“ Darauf antwortete sie: „Ach, lieber Junker, wie sollte dieß werden; ich sehe, ihr seid doch zu reich für mich.“

Als sie solches gesprochen hatte, kam ein Diener und lud sie ein zur Tafel, wo ihr Vater mit den anderen Herren sie erwarte, wie er sagte. Sie und der Kaufmann folgten der Einladung gerne und gingen in den Saal, und als die Gäste sie schauten, riefen sie alle: „Aha, seid willkommen und setzet euch nieder und esset und trinket lustig.“ Da sprach die Jungfrau: „Lasset uns zuvor Gott danken für die guten Gaben, welche er uns hier bescheert hat.“ Der Burgherr erwiederte: „Ei, das ist nicht nöthig, da nehmt den Becher mit Wein und lasset ihn umgehen.“ Darauf antwortete der Kaufmann: „Herr, lasset uns die fromme Sitte beibehalten, wie wir sie von unsern Altvordern überkommen haben“, und zu gleicher Zeit betete er mit Margarethchen: „Vater unser, der du bist im Himmel.“ In demselben Augenblicke aber verschwand das Schloß mit den Gästen, und die Betenden sahen ein, daß sie abermals ein Spiel des Satans gewesen waren. Sie hatten aber einen so großen Schreck gehabt, daß sie ohnmächtig auf die Erde fielen. Als sie sich wieder erholten, faßten sie Muth und gingen weiter, bis sie ans Gestade der See kamen. Da sprach der Kaufmann: „Ich sehe hinten in der Ferne die Klause eines Einsiedels; wartet hier ein wenig, edle Jungfrau, ich will den heiligen Mann fragen, wie das Land heißt, wo wir sind.“ Mit den Worten ging er weg und auf die Klause zu. Während dessen aber gewahrte Margarethchen ein Schiff, welches langsam ans Land fuhr.

Als es daselbst fest lag, kamen die Schiffer heraus und auf Margarethchen zu und fragten: was sie so allein herumirre? Die Jungfrau erzählte ihnen alles, und die Männer luden sie ein, an Bord zu kommen; sie wollten dann des Kaufmanns warten und beide wieder in das Land Limburg zurückführen. Als sie aber im Schiffe war, da segelten sie fort und achteten nicht des Kaufmanns, welcher am Ufer schrie, sie sollten auch ihn einnehmen; sie fuhren weiter und weiter bis an die Stadt Athen. Dort angekommen, begehrte der Graf von Athen die schöne Jungfrau als Zoll, und sie blieb bei demselben mehr denn zwei Jahre.

Der Graf hatte aber einen Sohn, der hieß Etzyter (Echites im hdschr. Romane), und der entbrannte in Liebe zu der edeln Margarethe. Das wollte die Gräfin, welche ein böses Weib war, nicht leiden und sie strafte den Jüngling mit bittern Worten und sandte ihn weg zu seinem Bruder. Etzyter ahnte jedoch Schlimmes und befahl die Geliebte einem treuen Diener des Grafen an und trug ihm auf, sobald ihr etwas überkomme, es ihm alsbald zu melden. Margarethchen war tief betrübt über die Abreise des jungen Helden, aber er küßte sie auf ihre rothe Wangen und tröstete sie, und dann schied er mit dem Versprechen, sie bald wieder zu sehen.

Als Etzyter fort war, entbot die alte Gräfin die Richter der Stadt und sprach zu ihnen, Margarethchen habe ihren Sohn bezaubert, darum sollten sie dieselbe verurtheilen und auf einem Scheiterhaufen zu Asche brennen. Die Richter erwiederten, das stünde nicht in ihrer Macht; man müsse die Jungfrau zuvor nach Recht und Gerechtigkeit verhören, und fände man sie dann schuldig, dann könne man sie mit gutem Gewissen verurtheilen. Davon wollte die Gräfin aber nichts hören und drohte den Richtern mit Entsetzung von ihrem Amte, wenn sie die

Jungfrau nicht verurtheilten, und das setzte dieselben in so große Furcht, daß sie am andern Morgen Margarethchen vor sich forderten und sie beschuldigten, sie habe die Gräfin in der Nacht mit einem Messer ermorden wollen. Da hatte die arme, schuldlose Jungfrau gut vertheidigen, nichts half ihr und sie wurde verurtheilt, am andern Morgen verbrannt zu werden.

Der treue Page hatte aber alles abgelauscht, und er ritt nun alsbald zu seinem Herrn Etzyter und meldete ihm, daß Margarethchen am folgenden Tage verbrannt werden solle. Darob erschrak der Held über die Maßen und er setzte sich zu Pferde und ritt nach Athen.

Der Morgen war inzwischen angekommen und der Henker führte die Jungfrau aus dem Kerker, worin man sie geworfen hatte, nach dem Richtplatze. Margarethchen seufzte und weinte bitterlich, daß ihr Geliebter so ferne sei, aber sie sah keine Rettung vor sich, und als sie an dem Scheiterhaufen angelangt war, da warf sie sich auf die Kniee nieder und sprach: „O Herr Jesus, empfange meine Seele in Gnaden; o himmlischer Vater, stehe mir bei, du weißt, daß ich unschuldig bin.“ Da schrie der falsche Richter: „Spute dich, Henker, und lege Feuer an, sie plaudert zu viel“; aber er hatte die Worte noch nicht aus dem Munde, als Etzyter herangeritten kam und mit seinem Schwerte wie wüthend um sich schlug. Der Held ritt gerade auf die Jungfrau hin und umfaßte sie mit beiden Armen und küßte sie auf Wangen und Mund und sprach: „O liebe und edle Jungfrau, stehet auf, und du, Henker, wirf den falschen Richter statt ihrer in das Feuer!“ Da bat Margarethe den Helden, daß er dem Richter vergebe, aber Etzyter wollte das nicht, sondern befahl, auch seine Mutter, das böse Weib, in das Feuer zu werfen. Da fiel die Jungfrau ihm zu Füßen und sprach: „O Geliebter, gedenke, daß

sie dich neun Monate lang unter dem Herzen trug und mit vielen Schmerzen dich gebar." Diese Bitten rührten den Helden und. er vergab seiner Mutter.

Diese starb zu vieler Freude nicht lange nachher, und da trat Etzyter die Regierung des Landes Griechenland an und heirathete öffentlich und feierlich die schöne Margarethe, und es gab viele und große Feste dabei im ganzen Lande. Die beiden lieben Gatten lebten noch lange in Freude und Frieden zusammen und starben eines seligen Todes.

132.

Der Freitagmarktkeller zu Werwick.

Mündlich von F. Blieck.

Unter der großen Kirche von Werwick ist ein Keller, und in diesem sieht man eine Thüre, welche in einen zweiten führt, der unter dem Freitagmarkte herführt. Diese Thüre ist nun zugemauert, und über den Keller, welcher ehmals eine Freistätte war, geht folgende Sage.

Vor langer, langer Zeit war Werwick einmal belagert. Die Besatzung wehrte sich lange; als sie dieß nicht mehr vermochte, da machte sie einen Ausfall, wurde aber zurückgeschlagen und von den Feinden verfolgt. Es war ein Edelherr mit vielen andern Edeln, welche unter ihm standen, und weil sie wußten, daß der Keller in der Kirche eine Freistätte war, so wollten sie sich dahin retten. Dieß konnten sie aber nicht mehr, in der Kirche wurden sie schon gefangen genommen und geknebelt.

Der feindliche Anführer ließ nun die Geistlichen der Stadt zu sich entbieten und befahl ihnen, den Gefangenen ein Todtenamt zu halten. Dieß geschah, und die armen Edelleute standen dabei und mußten zusehen und dulden,

wie die Messe für sie, gleichwie für Verstorbene, gelesen, wie Weihwasser über sie gesprengt und drei Schaufeln Erde auf sie geworfen wurden. Als dieß alles geschehen war, da mußten die Geistlichen einen Zug bilden, wie einen Leichenzug, und die Gefangenen wurden nach dem Keller geführt, der ein Asyl war, und hineingeworfen und festgeschlossen an die Mauern. Dann bekamen sie jeder ein Krüglein Wasser und ein Brot, und der Eingang des Kellers wurde vermauert, wie sehr sie auch baten und flehten.

Bis heute noch ist man nicht so kühn gewesen, die Thüre zu erbrechen. Auch spukt es in dem Keller häufig, und an einem Loche, welches von demselben ausführt und am Wasser mündet, hat man häufig Lichtchen und Thierköpfe in den fürchterlichsten Gestalten gesehen.

Die Kinder gehen oft an die Fenster des großen Kellers und rufen:

Baron, Baron,
Wilt gy my grypen,
Grypt my nou.

(Baron, Baron, willst du mich greifen, greif mich nun!)

133.

Jan von Nivelle.

Feuilleton der Emancipation.

Johann von Nivelle-Montmorency, der Urgroßvater des unglücklichen Grafen Horn, der mit Egmont zu Brüssel das Schaffot bestieg, hatte mit Gudula Vilain von Gent einen Sohn gewonnen, den man Jan von Nivelle den Zweiten hieß. Dieser beherbergte einst auf seinem Schlosse den hochberühmten Heinrich Cornelius Agrippa, welcher auf der Rückkehr von Löwen in Nivelle

abgestiegen war. Zum Danke für die Bewirthung schenkte der Gelehrte dem Schloßherrn einen schwarzen Hund, der übernatürliche Gaben hatte, und den viele mit Grund für einen argen Geist halten. Dieser Hund hatte einen geheimnißvollen Namen, der Herrn Jan allein bekannt war, und er hörte auch auf keinen andern Namen, man mochte ihm rufen, so viel man wollte.

134.

Jan von Nivelle.

Feuilleton der Emancipation.

Bouchard V., Herr von Montmorency, der Gemahl der schönen Laura von Hennegau, der Tochter Balduins IV., kam öfters nach Belgien und unter andern im Jahre 1156 auch einmal nach Nivelle, wo er der Aebtissin von Sankt Gertrud, als der Herrin der Stadt, einen Besuch machte. Die würdige und edle Frau empfing ihn in der Mitte der Stiftsdamen, welche bekannterweise Morgens geistliche und Abends weltliche Kleider trugen und nach Gefallen das Kloster verlassen konnten, um sich zu verehelichen. Eines der Fräulein gefiel Bouchard über die Maßen, er verführte sie bald nachher und sie gebar in Folge dessen einen Sohn, der Jan von Nivelle geheißen wurde. Als der groß und ein starker Ritter geworden war, schenkte sein Vater ihm ein kleines Erbtheil, und er zog umher und erwarb sich viel Dank auf manchem Turniere, und am Hofe Gottfrieds des Beherzten errang er eine schöne Jungfrau und führte dieselbe mit sich auf sein Schlößlein bei Nivelle.

Als er aber so dahin ritt, die Jungfrau hinter sich auf dem Pferde und seinen treuen Hund zur Seite, da begegnete ihm ein hoher, edler Ritter, und als dieser die

Jungfrau sah, sperrte er Jan von Nivelle den Weg und erbot sich, mit ihm um die Dame zu kämpfen.

Jan fürchtete nicht, eine Lanze zu brechen, wenn es darauf ankam; hier aber kam ihm dieß nicht gelegen und er schlug dem fremden Ritter vor, das Ganze auf die Entscheidung der Jungfrau ankommen zu lassen; diese möge folgen, wem sie wolle. Der Ritter stimmte ein und siehe, die Jungfrau sprang vom Pferde Jans und setzte sich zu dem Fremden. Jan setzte trübsinnig seinen Weg fort, denn nun blieb ihm nur noch sein Hund. Als die Dame aber mit dem Fremden einige Schritte weit geritten war, bat sie diesen, auch den Hund von Jan zu fordern. Solches that der Ritter, und Jan antwortete: „Wie es der Jungfrau frei stand, zu folgen, wem sie wollte, so möge das auch dem Hunde frei stehen." Deß mußte der Ritter sich getrösten, und er lockte den Hund; aber der Hund war treuer, als die Jungfrau, und wich nicht von seinem Herrn. Darum sagt man noch heute, wenn man von einem spricht, der auf kein Rufen hören oder kommen will: „Das ist der Hund von Jan von Nivelle."

135.

Fostewert.

Schriftliche Mittheilung aus Utrecht.

Als die Insel Fosetesland, welche ihren Namen von dem alten Friesengotte Fosete, dessen Tempel Wilibrord zerstörte, trug, noch nicht den spätern Namen Heiligenland hatte, wollte man in der Gegend derselben ein Kloster bauen. Da man nun nicht wußte, welchen Namen man demselben geben sollte, beschloß man, es nach dem ersten Worte zu heißen, welches man hören

würde. Zwei Mönche begaben sich also auf den Weg und trafen bald auf einen Bauer, der mit einem Bündel bepackt, fröhlich seines Weges ging. Da fragte einer der Mönche: „Wo wollet ihr hin, Freund?" „Fostewert", antwortete der Bauer, welches so viel bedeutet, als Fostewärts, oder nach Foste hin, denn die Leute waren noch gewöhnt an den Namen des Gottes.

Da gingen die Mönche zurück und kündeten die Sache ihren Obern, und also bekam das Kloster seinen Namen.

136.

Die Mutter des heiligen Ludger.

Altfridus in vita Sancti Ludgeri.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenler. S. 103.
Grimm, Deutsche Sagen. II.

Als das Christenthum schon begann, sich in Frießland auszubreiten, lebte daselbst ein Mann von ansehnlicher Herkunft, der hieß Tjadgrim und war zu Utrecht als Christ erzogen. Er hatte eine Frau mit Namen Liafburg und gewann später bei dieser zwei Söhne, Hildegrim und Ludger.

Als diese Liafburg geboren wurde, erzürnte die Großmutter derselben, eine Heidin, dermaßen (weil es kein Knabe war), daß sie ihren Sklaven befahl, das Kind den Göttern zum Opfer in einen Brunnen zu werfen. Die kleine Liafburg schlang aber ihr Aermchen um den Rand des Eimers und hielt sich daran fest. Eine Nachbarin sah das, eilte schnell hinzu und strich dem Kinde ein wenig Honig an den Mund, wodurch es zum Opfer untauglich wurde; denn bei den heidnischen Friesen war es verboten, ein Kind zu opfern, wenn es schon irdische Speise genossen hatte. Darauf überließen die Sklaven

der Nachbarin das Kind, um es heimlich zu erziehen. Diese gab ihm den Namen Liafburg und offenbarte das Ganze später auch der Mutter, die dann des Kindes so lange in der Stille pflegte, bis die böse Großmutter gestorben war.

137.

Ludger kommt nach Fosetesland.

L. Surii vitae Sanctorum. Martius. p. 256.

Ludger schiffte auf des Kaisers Rath nach einer Insel, die auf der Gränze lag zwischen dem Lande der Friesen und dem der Dänen, und diese hieß Fosetesland nach dem Gotte Fosete, den die Heiden daselbst anbeteten. Als das Schifflein dem Ufer der Insel nahte, nahm Ludger ein Kreuz in die Hand und sang den sechzigsten Psalm. Da sahen diejenigen, welche mit ihm im Schiffe waren, einen dichten Rauch von der Insel aufsteigen und über derselben sich zusammendrängen und alsdann verschwinden. Und Ludger sprach: „Wisset, meine Brüder, daß dieses Satan war, den der Herr von der Insel vertrieb." Und er trat freudig an das Ufer und predigte Jesum und taufte die Neubekehrten in einer Quelle, die auf der Insel sprang. Des Fosete Heiligthum zerstörte er und baute an dessen Stelle christliche Kirchen.

138.

Vedast verjagt den Teufel.

L. Surii vitae Sanctorum. Februarius. ed. col. 1617. p. 69.

Ein edler Franke, mit Namen Ocinus, hatte den König Clotar, den Sohn des Clodoraus, zum Mittag-

mahle geladen und dasselbe mit großem Pompe zugerichtet. Auch Vedast, der heilige Bischof, war dazu gebeten. Als dieser in das Haus trat, segnete er nach gewohnter Weise alle mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Mehre Pokale, welche mit Bier gefüllt auf dem Tische standen, waren aber in heidnischem Irrthume mit teuflischen Zaubersängen beschworen; diese stürzten alsbald um vor dem Zeichen des Kreuzes, und das Bier, welches darin war, lief auf die Erde. Da fragte der König mit den Edeln erschrocken, welches die Ursache sei dieses Wunders, und Vedast erwiederte: „Zauberische Beschwörung barg in diesem Getränke teuflische Macht; diese floh aber vor der Kraft des Kreuzes Christi unsichtbar zu derselben Zeit, wo ihr das Getränke zur Erde fließen sahet." Dieses Wunder führte viele zum Heile.

139.

Sankt Vedast und der Bär.

L. Surii vitae Sanctorum. Februarius. p. 69.

Nachdem Sankt Vedast Bischof von Artois geworden war, suchte er die Ruinen zerstörter Kirchen auf, um dort wieder das Lob Gottes ertönen zu lassen. So kam er eines Tages in einen Wald und fand dort die Trümmer einer ehemaligen Kirche, und seufzte schwer, als er sah, wie der heilige Ort mit Koth und Unrath bedeckt war; und er sprach: „O Herr, sei eingedenk deiner großen Barmherzigkeit und schone unserer Sünden; wir haben groß Unrecht gethan und schwer gegen dich gefehlt." Als er unter vielen Thränen also betete, da sprang plötzlich ein Bär aus den Ruinen der Kirche hervor, und der Mann Gottes erzürnte und befahl dem Thiere, an einen andern Ort des Waldes sich hin zu

begeben und nicht mehr zu wagen, an das diesseitige Ufer des nahen Baches zu kommen. Also that der Bär und kehrte nicht wieder.

140.

Sankt Gislen.

Vinchant, Annales p. 81.
G. J. de Bossu, Histoire de Saint Ghislain. p. 2 et suiv.
De Reiffenberg, Nouvelles archives histor. p. 192.

Sankt Gislen war ein Bischof der Stadt Athen in Griechenland. Diese verließ er aber, um nach Rom zu wallfahrten, und dort erkannte er durch göttliche Offenbarung, daß er zu einem Prediger des Christenthums in dem nordwestlichen Europa bestimmt sei. Er reiste aus Italien weg und wandte sich nach dem Hennegau. Daselbst kam er in einen großen Wald, und es erschienen vor ihm ein Bär und ein Adler, welche ihn führten bis an das Ufer der Haine, und dort baute er ein Kloster. In diesem wurde seit der Zeit zum Andenken der wunderbaren Führung des heiligen Apostels ein Bär und ein Adler unterhalten. Die Väter Martene und Durand haben beide Thiere daselbst gesehen.

141.

Johannisäpfel.

Chapeavillus ad Harigerum. I, 72.
Joa. Molani natales Sanctorum Belgii.
De Reiffenberg, Nouvelles archives histor. p. 155.

Sankt Johann, zugenamt das Lamm, der den bischöflichen Stuhl von Tongern im Jahre 631 bestieg, war vorhin ein reicher Gutsherr und hatte auch eine

Frau. Eines Tages, wo er in gewohnter Weise mit Ackerarbeiten beschäftigt war — denn daran hatte er eine große Freude —, stand plötzlich ein Pilger neben ihm, der eben aus dem heiligen Lande gekommen schien; manche sagen, es sei ein Engel Gottes in Pilgergestalt gewesen, doch darüber können wir nicht urtheilen. Der Pilger wandte sich zu Johann und sprach: „Deine Werke sind angenehm vor dem Herrn, darum hat er dich zu einem Bischofe von Tongern erwählt." Darob erstaunte Johann höchlich, und er wollte das nicht glauben und antwortete, indem er seinen dürren Stab in die Erde stieß: „Dieses trockene Holz soll Früchte tragen, ehe deine Weissagung sich erfüllen wird."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der entrindete Stock sich mit neuer, frischer Rinde bedeckte, aufschoß und Blätter, Zweige, Blüthen und Früchte trieb, welche letztere liebliche Aepfel von einem gar guten Geschmacke waren.

Bald verbreiteten sich Schößlinge des Baumes im Lande, und heute findet man die süßen Aepfel überall. Zum Andenken an den frommen Johannes heißt man sie bis zu diesem Tage noch Johannisäpfel.

142.
Die Dyle.

Vita Sti. Romualdi.
Mündlich.

Im Jahre 750 kam der heilige Romuald nach Mecheln und fand, daß das Volk daselbst die Abgöttin Diana verehrte. Er erboste so sehr darob, daß er das Bildniß der Göttin umwarf und in das Flüßchen stürzte, welches an Mecheln vorbei fließt. Bei Haeswyck verschwand das Bild unter dem Wasser.

Einige sagen, die Göttin habe nicht Diana, sondern Delia geheißen, und davon habe das Flüßchen den Namen Dyle behalten.

143.

Der Fuß des heiligen Remaclus zu Spaa.

Mündlich.

Bei der Quelle Groesbeeck zu Spaa sieht man das Zeichen eines Fußes in die Erde eingedrückt. Frauen, welche unfruchtbar sind, halten eine neuntägige Andacht zu Ehren des heiligen Remaclus in der Kirche zu Spaa und trinken jeden Tag ein Glas Wasser aus der genannten Quelle, während sie einen Fuß in das erwähnte Zeichen setzen. Dieses Zeichen schreibt sich aber daher.

Sankt Remaclus, welcher in der Gegend von Spaa wohnte, schlief eines Tages über dem Gebete ein. Um ihn dafür zu strafen, ließ Gott zu, daß einer seiner Füße in die Erde sank, und dieses Loch blieb auch seit der Zeit und konnte nicht ausgefüllt werden. Um aber die Reue, welche der Heilige ob seiner Sünde hatte, und die strenge Buße, mit welcher er dieselbe wieder gut zu machen suchte, zu belohnen, wurde dem Fußzeichen die wunderwirkende Kraft, durch welche es heute noch in Belgien berühmt ist.

144.

Der Fuß des Pferdes des heiligen Capratius.

Mündlich.

Sankt Capraz war einmal von den grimmen Heiden hart bedrängt, er flüchtete auf seinem flinken Rosse vor

ihnen und kam so in die Gegend des Dorfes Mont-Saint-Pere und auf die Spitze der Hügelkette, die dort das Thal der Marne gegen Norden umsäumt. Eingeschlossen von allen Seiten, blieb ihm keine Rettung, als sich von dem Hügel herabzustürzen; und also that er auch, stachelte in festem Vertrauen auf Gott seinen wackeren Renner und trieb ihn in die furchtbare Tiefe. In Einem Satze überflog das Pferd die kleine Wiese im Thale und kam mit dem Heiligen auf einem Felsen in dem kleinen Flusse nieder, dem es durch die Kraft des hohen Sprunges seinen Huf eindrückte. Dieses Zeichen ist lange dort geblieben. Vor wenigen Jahren aber hat man den Felsen gesprengt, und bei dieser Gelegenheit ging es verloren.

145.

Die Nonnen zum Hahne in Mecheln.

Remmerus Valerius, Chronyke van Mecheln. S. 5.

Um das Jahr unseres Herrn achthundert und zwölf kamen nach Mecheln mehre gottesfürchtige Jungfrauen, welche klosterweise an der Stelle wohnten, wo nun der Priesterkeller ist; sie sangen die Tagezeiten, putzten die Altäre und zierten das Grab des heiligen Romuald, und damit hatten sie Arbeit genug. Man nannte sie gewöhnlich die Nonnen zum Hahne, weil sie durch einen Hahn, den sie im Hofe fütterten und pflegten, geweckt wurden.

Es geschah aber, daß der Fuchs einmal kam und den Hahn todt biß, und er konnte nicht mehr krähen und die Nonnen nicht mehr wecken. Das klagten sie dem heiligen Romuald, und dieser erweckte den Hahn wieder, so daß er wieder krähte und keine der Nonnen sich verschlief.

146.

Der Fisch der heiligen Aldegund.

L. Surii vitae Sanctorum. Col. Agr. 1617. fol. Januarius. p. 557.

Eines Tages brachte ein Fischer der heiligen Aldegund einen noch lebenden Fisch. Die fromme Aebtissin wollte ihn zum Gebrauche für einkehrende Pilger aufbewahren und ließ ihn in eine nahe Quelle setzen. Da sprang der Fisch in dem Wasser und sprang ans Ufer und schlug zappelnd mit dem Schwanze. Alsbald flogen Raben aus der Nähe herbei, um ihn zu zerreißen und zu fressen. In der Nähe weidete aber ein Böckchen; dieses eilte schnell hinzu und kämpfte mit Hörnern und Klauen gegen die Raben an, so daß diese nicht wagten, dem Fische Leides zu thun. Solches sahen die Schwestern des Klosters, sie kamen hinzu und nahmen den Fisch auf, und das Böckchen folgte ihnen so lange, bis sie denselben der heiligen Aldegund gebracht hatten.

147.

Das Kirchfeld zu Poucke.

Sanderus II, 43.
Ph. Blommaert im Kunst= en Letter=Blad. 1842. S. 31.

Im Beginne des elften Jahrhunderts war die Kapelle von Poucke in einem sehr verfallenen Zustande; darum beschlossen die Einwohner, sie abzubrechen und an ihrer Stelle eine neue steinerne Kirche zu bauen. Schon waren alle Baumaterialien auf Ort und Stelle, als eines Morgens die Werkleute, auf den Bauplatz kommend, nichts mehr fanden; alles war verschwunden: Kalk, Mörtel, Steine, Gerüste, kurz alles. Man suchte lange, um es wiederzufinden; endlich fand man es in einem abgelegenen Felde, nahe bei der Burg, und gerade in derselben

Ordnung, in welcher man es auf dem andern Bauplatze verlassen hatte.

Die Werkleute erkannten hierin die Hand Gottes und die Gemeinde auch, und man erbaute die Kirche da, wo man die Materialien wiedergefunden hatte. Die alte Kirchstelle wird aber noch heute das Kirchfeld geheißen.

148.

Der Mönch von Afflighem.

Hafliigemium illustratum. (Msc. der wieder eingestellten Abtei Afflighem in Dendermonde) I, Fol. 61.
Prudenz van Duyse, Vaderlandsche Poezy. Gent 1840. I, S. 35 u. 202.

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts trug sich in der Abtei von Afflighem eine überaus wunderbare Geschichte zu.

Man meldete nämlich eines Tages dem frommen Fulgentius, der dazumal Abt war, daß ein fremder Mönch von gar ehrwürdigem Ansehen am Thore angeklopft habe und eingelassen worden sei, und daß derselbe sage, er sei einer von den Brüdern des Klosters. Der Abt ließ ihn zu sich führen und fragte ihn, wer er sei und woher er komme, worauf der Mönch erwiederte, er habe am Morgen noch mit den andern Brüdern die Matutin in der Kirche gesungen. Als man zu dem Verse des neun und achtzigsten Psalmes gekommen sei, welcher heißt: „Tausend Jahre sind vor deinen Augen, wie der gestern vergangene Tag“, da habe er lange darüber nachgedacht und noch im Chor gesessen, als alle andern schon heraus gewesen. Da sei ihm ein Vöglein erschienen, welches gar lieblich gesungen, und er sei dem Vöglein gefolgt, weil es ihn so sehr ergötzet, und ihm

in den Wald nachgegangen, und von da kehre er jetzt nach kleiner Weile zurück; er finde aber das Kloster so geändert, daß er es nicht wiedererkenne. Als nun Fulgentius ihn seines Abtes wegen fragte und auch nach dem Namen des Königes, welcher zu seiner Zeit regieret, und der Mönch über beide Auskunft gegeben, da fand man zu allergrößtem Erstaunen, daß die vor dreihundert Jahren gelebt hatten.

Der Mönch aber erschrak und sprach: „Ja wohl, nun sehe ich, daß tausend Jahre wie ein Tag sind vor dem Herrn", bat alsdann den Abt, daß er ihm die heiligen Sacramente spenden wollte, und starb nach deren Empfang eines gottseligen und erbauungsreichen Todes.

149.

Sankt Julian, der Schiffer.

Feuilleton der Emancipation. 1834. März.

Vor vielen hundert Jahren lebte im Lande von Saintonge ein junger und reicher Herr, dessen Name war Julian. Der hatte eine große Lust am edeln Waidwerke und wenig Freude am Gebet und frommen Uebungen.

Eines Tages verfolgte er auf der Jagd einen Hirsch und ritt ihm weit nach in den großen Wäldern. Als er ihn aber eben gefangen zu haben vermeinte, da stand das Thier plötzlich stille, wandte den Kopf um und sprach zu Julian mit vernehmlicher Stimme: „Halte an, Julian, und lasse ab, mich zu jagen. Denke vielmehr darauf, dein böses Geschicke zu wandeln, denn ich sage dir und erkläre es, mit deiner eigenen Hand wirst du deinen Vater tödten und deine Mutter."

Julian war vernichtet bei der gräßlichen Wahrsagung. Er wandte sein Pferd um und ritt nach Hause,

fest entschlossen, sein Vaterland zu fliehen und nimmer dahin zurückzukehren, um also dem Schicksale zu entgehen, welches nach den Worten des Hirsches über ihn verhängt war. Ohne seinen Aeltern ein Wort zu sagen, sonder nachzudenken, wovon er sich ernähren werde, ließ er das Roß gehen, wohin es wollte, bis es ermüdet nicht weiter konnte. Da er kein Geld hatte, verkaufte er es und erhandelte sich dafür eine Leier, mit der er fortzog, immer gerade aus, denn er strebte, nur recht ferne dem Vaterhause zu kommen. Die Lieder, welche er zu der Leier sang, erwarben ihm sein täglich Brot und er war zufrieden und glücklich, denn er dachte also die Wahrsagung unmöglich zu machen.

Ein Jahr schon war er umhergeirrt, als er eines Abends matt und krank an einem Schlosse in den Ardennen anlangte. Der Burgherr, der ein Mann von gar mildem Gemüthe war, nahm ihn freundlich auf und gebot seiner eigenen Tochter, welche Basilissa hieß, des armen Sängers zu pflegen; denn er liebte Spiel und Sang über die Maßen. Als aber das schöne Mädchen Julian den Becher zum Trunke brachte und ihn mit so zarter Sorge umgab, da wurde sein Herz von glühender Liebe ergriffen und er glaubte, im selben Augenblicke schon genesen zu sein. Wenn er jedoch wieder bedachte, daß er, nun ohne Namen und Rang, nie auf Basilissa's Hand würde Anspruch machen können, dann meinte er, das Herz im Leibe müßte ihm brechen. Er wußte lange nicht, was er machen sollte; endlich faßte er den Entschluß, sich von ihr zu trennen und seines Weges weiter zu gehen. Am dritten Tage nach seiner Ankunft trat er zu dem Burgherrn, um Abschied zu nehmen; aber der brave Rittersmann wollte das nicht gestatten, sondern bat ihn inständig, länger zu bleiben, und Basilissa that ein Gleiches, und Julian vermochte nicht zu widerstehen, er blieb.

Einige Tage nachher gab es auf der Burg große Feste und Julian sang bei der Tafel und spielte so liebliche Weisen, daß alle darob entzückt waren. Am folgenden Morgen fand ein glänzendes Stechspiel statt. Als Julian davon hörte, regte sich die alte Lust in ihm auf und er bat den Schloßherrn, auch eine Lanze brechen zu dürfen. Dieß wurde ihm zugestanden, und er hielt sich also wacker, daß ihm der Preis vor allen zuerkannt wurde. Gleich tapfer focht er in einer bald folgenden Fehde seines Wirthes, und dieser gewann ihn dadurch so lieb, daß er ihm seine einzige Tochter, die schöne Basilissa, zur Ehe gab. Nicht lange nachher starb sein Schwiegervater, und er war Herr des Schlosses und der ganzen Umgegend.

Das Andenken an die schreckliche Wahrsagung war ihm jedoch nicht aus dem Sinne gewichen. Wie heiß er sich oft sehnte, seine Aeltern wiederzusehen, er wagte dennoch nie, sich nach ihnen erkundigen zu lassen, er fürchtete stets noch, die Worte des Hirsches möchten Wahrheit werden. Um sich von diesen Gedanken zu befreien, griff er wieder zu seiner alten Lieblingsbeschäftigung, der Jagd.

Den Aeltern Julians war die Entfernung ihres einzigen Sohnes ein herber Stoß; sie konnten nicht mehr froh werden und beschlossen endlich, ihn aufzusuchen und nicht eher zurückzukehren, bis sie ihn gefunden hätten. In Pilgerkleider gehüllt, begaben sie sich auf den Weg. Sie gingen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, überall nach dem Verlorenen fragend; aber kein Mensch vermochte ihnen etwas über Julian zu sagen. So kamen sie endlich auch in das Land Belgien. In dem Ardennerwalde verirrt, fragten sie einen Bauer, ob er ihnen nicht ein Obdach wüßte, und der sprach Ja und wies sie nach der nächstliegenden Burg, wo sie matt

und entkräftet am Morgen anlangten. Die Burg war aber die ihres Sohnes. Sie klopften an und der Thorhüter ließ sie ein. Julian war schon seit Sonnenaufgang im Walde; darum weckten die Diener Basilissa, welche auch alsbald nahte und die beiden Alten freundlich empfing. Als diese sich in etwa gelabt, erzählten sie der Schloßherrin ihre Geschichte, und wie sie seit vier Jahren wanderten, ihren Sohn zu suchen. Basilissa erkannte alsbald die Aeltern ihres Gemahles, denn dieser hatte ihr oft von seiner Entfernung von Hause gesprochen, ohne jedoch ihr die Ursache derselben zu sagen. Erfreut, ihrem Manne eine so fröhliche Nachricht bringen und zugleich das ehrwürdige Paar so unerwartet überraschen zu können, schwieg sie, und ließ die beiden Greise in ihrem Bette sich niederlegen, um der Ruhe zu pflegen. Dann ging sie in Erwartung der Rückkehr Julians zur Kirche, um dort dem Himmel für das glückliche Ereigniß Dank zu sagen.

Julians Pferd hatte sich inzwischen auf der Jagd an einem Steine verwundet, und er selbst war somit genöthigt, zurückzukehren. Auf der Burg angekommen, eilte er sogleich nach seiner Schlafkammer, wo er seine Gattin noch zu finden hoffte. Da sah er in seinem Bette einen Mann neben einer Frau, welche Basilissa's Kleider trug; sein erster Gedanke war an Untreue; er griff wüthend nach seinem Schwerte und erstach die beiden Schläfer — konnte er ahnen, wie schrecklich er die alte Wahrsagung bewahrheitete?

Kaum hatte er die That vollbracht, als schon Reue darüber in ihm aufstieg. Verfolgt von dem Gewimmer und dem letzten Röcheln seiner Opfer, wollte er eben aus dem Schlosse fliehen, als die fromme Basilissa aus der Kirche kommend ihm entgegentrat. Julian starrte sie an, als traue er seinen Augen nicht; sie aber wollte ihn

fortziehen in ihr Schlafgemach, um ihm dort die Freude des Wiederfindens seiner Aeltern zu verschaffen; er hielt sie zurück und forderte nur Antwort auf die Frage, wer die Schläfer gewesen seien, die er dort gefunden. Da erzählte Basilissa ihm, was die lieben Alten ihr mitgetheilt, und er stürzte wie vom Donner gerührt nieder. Von schauriger Ahnung durchbebt, eilte die arme Frau in die Kammer, sie rüttelte an den beiden, aber sie rüttelte an Leichen, und mit einem Schrei des Entsetzens warf sie sich über das blutgeröthete Bette.

Erst nach langer Zeit kehrte Julians Besinnung zurück. Er ging zu seiner Frau, gestand ihr mit nassem Auge alles und kündete ihr nun auch die Prophezeiung des Hirsches. Dann sprach er: „Nun lebet wohl, meine herzliebe Frau, und betet für mich und verzeihet mir, denn ich gehe weg von hier, um meine Sünden zu büßen.“ Da fiel Basilissa ihm um den Hals und antwortete: „Nein, das sollet ihr nicht thun, mein lieber Gemahl; und wenn ihr es thun wollt und wegziehet von hier, dann wisset, daß ich euch begleiten werde, wohin ihr euch auch wendet.“ Also that sie auch und verließ am andern Morgen mit Julian die Burg, und sie gingen weithin, bis sie kamen an das Flüßchen, welches Dender heißet, und den Ort, wo gegenwärtig die Stadt Ath stehet. Da mußten die Pilgrimme, welche zu unserer lieben Frauen von Hall wallfahrteten, stets mit Lebensgefahr den Fluß durchwaten, denn es war keine Brücke daselbst. Darum faßte Julian den Entschluß, sich ein Häuslein am Ufer zu bauen und einen Nachen zu kaufen, mit dem er die Pilger übersetze; denn er hoffte, durch dieses fromme Werk Vergebung für seine große Sünde zu finden.

Sieben ganzer Jahre hatte er schon hinüber und herüber geschifft, als in einer finstern Regennacht, nach-

dem er eben müde sich mit Basilissa auf sein Strohlager gelegt, vom andern Ufer her eine klagende Stimme um Ueberfahrt bat. Julian erhob sich rasch, kleidete sich und wandte bald, trotz Sturm und Wetter, den Kahn nach der linken Seite des Flüßchens. Basilissa kniete neben ihm in dem leichten Fahrzeuge und betete, denn das Wasser war so wild aufgeregt durch den Sturm, daß sie jeden Augenblick zu versinken glaubten. Als sie zum andern Ufer kamen, fanden sie einen alten Pilger, der mit durchnäßten Kleidern an der Erde lag und kläglich stöhnte und jammerte. Alsbald warfen sie ihre Mäntel über ihn und trugen ihn in die Barke, die nun wieder abstieß und unaufhaltsam und ruhig der Hütte entgegenglitt, wie grausig die Wellen auch um sie aufschlugen, wie heulend der Wind sie auch umtobte. Am Ufer angelangt, befestigte Julian den Nachen, faßte dann mit Basilissa den Pilger auf und bettete ihn in der Hütte auf dem Strohlager, während sie selbst neben ihm auf der harten kalten Erde sich niederlegten, nachdem sie noch zuvor Feuer gemacht und den Alten mit warmer Milch gelabt hatten.

Plötzlich aber verbreitete sich ein lichter Glanz in der Hütte, der Pilger erhob sich, seine feuchten Kleider sanken und er stand da in göttlicher Hoheit und Herrlichkeit; es war der Herr Jesus selber — Julian und Basilissa sanken bebend auf ihre Kniee. Jesus aber sprach: „Du hast genug gebüßet, Julian; deine Sünde ist dir vergeben und ich erwarte dich und deine treue Frau.“ Und mit den Worten verschwand er.

Am andern Morgen fischten einige Umwohner in der Nähe; sie hörten wundersüße Weisen aus der Hütte tönen. Als sie näher traten und dieselbe öffneten, fanden sie die beiden Gatten knieend, todt, von himmlischem Lichte umleuchtet. Sie bestatteten sie mit Ehrerbietung.

Später geschahen viele Wunder an dem Grabe, und man baute an der Stelle, wo die Hütte einst stand, die jetzt noch dort sich erhebende schöne Kirche des gastfreundlichen heiligen Julian.

150.

Genoveva.

M. Emmich bei Marquard Freher, Origenes palatinae. Pars II.
Joa. Molani natales Sanctorum Belgii. 1595. 8.
Grimm, Deutsche Sagen. II.
La pleiade. 4. livraison. Paris 1841. p. 1 et suiv.
Niederdeutsches und hochdeutsches Volksbuch.
Flämische Volkslieder.
Französisches Volkslied.

In der Zeit, als Hydolf Erzbischof war zu Trier, unternahm man einen Zug gegen die Heiden. Es lebte aber in dem Pallaste zu Trier ein edler und gottesfürchtiger Pfalzgraf, Siegfried mit Namen, und der hatte zur Gemahlin Genoveva, die Tochter des Herzogs von Brabant, welche gar schön von Leib und der Mutter Maria gar ergeben war, so daß sie dieser und der Pflege der Armen alle Zeit widmete, welche sie sich nur abbrechen konnte.

Der Pfalzgraf Siegfried war eines eifersüchtigen Gemüthes und fürchtete, man möge in seiner Abwesenheit Genoveva verführen. Darum beschloß er, daß sie während der Zeit des Zuges gegen die Heiden auf dem Schlosse Simmern bei Meyen wohnen solle. Alsdann bereitete er sich zur Abreise, versammelte all seine Herren in dem Schlosse und ließ sie den auswählen, welchem er die Wahrung seiner lieben Frau am besten vertrauen könne. Unter diesen Herren war einer, der Golo hieß, und den liebte der Pfalzgraf vor allen andern wegen seiner Tapferkeit; diesen wählten die Herren auch als

Schirmer Genoveva's, und er mußte einen Eid schwören und wurde zum Oberaufseher des Schlosses ernannt.

In der folgenden Nacht schlief der Pfalzgraf bei seiner Gemahlin, und es geschah durch göttliche Zulassung, daß sie von ihm empfing. Am Morgen rief er Golo zu sich und sprach zu ihm: „Golo, siehe, wir vertrauen dir unsere vielgeliebte Frau und all unser Besitzthum, und vertrauen auf deine Treue." Bei diesen Worten wurde Genoveva von solchem Schmerze ergriffen, daß sie besinnungslos zur Erde stürzte. Der Pfalzgraf hob sie zärtlich auf und flehte also: „O heilige Jungfrau Maria, dir und keinem andern befehle ich meine vielgeliebte Frau, daß du sie schirmest und schützest." Alsdann umfaßte er sie unter vielen Thränen und küßte sie herzlich, denn sie liebten beide einander aufs innigste, und er nahm Abschied und zog weg.

Nicht lange nachher entbrannte der treulose Golo in Liebe gegen die Pfalzgräfin und wollte mit ihr sündigen. Er trat unter schmeichelnden und wollüstigen Worten zu ihr und sprach: „O meine Herrin, Gott weiß, daß ich vor übergroßer Liebe, welche ich zu euch hatte und habe, nichts mehr anzufangen weiß; darum bitte ich euch, daß ihr mir erlaubet, euer Bette zu theilen." Die gute Frau aber verabscheute ihn ob dieses Antrages und sprach, sie wolle lieber sterben, als ihrem lieben Gemahle untreu werden.

Inzwischen fühlte sie alle Tage mehr, daß sie gesegneten Leibes war, und dieses freute Golo, und eines andern Tages beschloß er, sie zu täuschen, und kam zu ihr mit Briefen, welche er selbst geschrieben hatte, und sprach: „Vielliebe Herrin, sehet, diese Briefe habe ich empfangen, und ich werde sie euch lesen, wenn ihr mir dazu Urlaub gebet." Genoveva entgegnete: „Leset sie", und er las, daß ihr Mann, der Pfalzgraf, mit dem

ganzen Heere auf der See umgekommen sei. Da begann Genoveva bitter zu weinen und sie schlang ihre Hände in einander und bat also: „O du himmlische Jungfrau Maria, du meine einzige Zuflucht, blicke, o blicke gnädig auf mich nieder, dieweil ich gänzlich verwaist und verlassen bin!" Und vor großem Schmerze schlief sie ein; da erschien ihr die Mutter Gottes mit großer Klarheit umgeben im Traume und sprach: „Tröste dich, meine Tochter, der Pfalzgraf lebt, aber einige der Seinen schlummern in Frieden." Gestärkt und erkräftigt erhob sich die fromme Pfalzgräfin, als Golo ihr abermals nahte und zu ihr sprach: „O Herrin, ihr habt aus den Briefen erkannt, daß unser Herr gestorben ist; auch meine Frau ist todt, und da der ganze Pallast unter meiner Herrschaft steht, so könntet ihr mich wohl zu eurem Gemahle annehmen." Und mit den Worten wollte er sie umarmen und küssen, aber Genoveva vertraute dem Beistande Maria's und schlug ihn, so hart sie konnte, mit der Faust ins Gesicht. Als er sich nun so sehr in seiner Meinung getäuscht sah, da ergrimmte er und entzog ihr all ihre Dienerinnen und Jungfrauen.

Inzwischen kam die Zeit der Geburt und Genoveva genaß eines gar schönen und lieblichen Knaben. Keiner wagte, die arme Wöchnerin zu besuchen oder sie zu trösten in ihren Schmerzen, nur eine alte böse Magd war um sie, und diese that ihr mehr Leid noch an, als sie hatte. Zu dieser Zeit kam ein Bote des Pfalzgrafen auf die Burg und kündete ihr solches: „Der Pfalzgraf, unser Herr, lebt, aber er hat die meisten seines Gefolges verloren." Alsbald fragte Genoveva den Boten: „Wo ist mein Gatte nun?" und der Bote erwiederte: „Zu Straßburg."

Darob wurde Genoveva mit großer Freude erfüllt, denn sie gedachte, nun am Ende ihrer Leiden zu sein,

und als Golo kam, da erzählte sie diesem alles wieder, was sie vernommen hatte. Das war aber ein Donnerschlag für Golo; er fürchtete zu sehr die Rache seines Herrn und schrie unter Thränen und in Verzweiflung: „Was soll aus mir werden? Was soll ich machen? Ich bin verloren."

Solches hörte ein altes Weib, welche am Fuße des Berges wohnte, auf dem das Schloß lag, und diese trat zu Golo und sprach: „Was fehlt euch, Herr? Warum trauert ihr? Sagt es mir, und folget ihr dann dem Rathe, den ich euch geben werde, dann wird die Gefahr bald vorüber sein, in welcher ihr schwebt." Darauf antwortete Golo: „Weißt du nicht, welche Anträge ich der Pfalzgräfin gemacht habe? Wenn ihr Gemahl zurückkehrt, dann ist der Tod mir sicher. Kannst du mir aber einen guten Rath geben, dann will ich dich überreichlich belohnen." Darauf sprach die Alte: „Das ist mein Rath: die Pfalzgräfin hat geboren; wer aber weiß, ob das Kind nicht des Koches oder eines andern ist?" Und mit den Worten setzte sie sich nieder und berechnete die Zeit von der Geburt an rückwärts, und fand, daß Genoveva gerade am Tage der Abreise ihres Gemahles empfangen hatte. Dann fuhr sie fort: „Wer kann das so genau wissen, da keiner dabei war? Gehet ihr ruhig zu dem Pfalzgrafen und saget ihr ihm, daß seine Frau von dem Koche ein Kind getragen und geboren habe. Dann wird er sie tödten lassen und ihr seid frei."

Dieser Rath gefiel Golo und er befolgte ihn treulich und ging zu dem Pfalzgrafen, dem er alles wiedersagte, was die Alte ihm gelehrt hatte. Da durchfuhr den edeln Herrn Siegfried tiefer Schmerz und er sprach unter schwerem Seufzen und vielen Klagen: „O heilige Gottesmutter, dir habe ich meine geliebte Gattin anvertraut; warum hast du sie fallen lassen in so schwere Sünde?

Ich weiß nicht, was ich beginnen soll; möchte Gott die Erde sich nur öffnen und mich verschlingen lassen, denn es ist besser, daß ich sterbe, als mit ihr lebe." Da sprach der treulose Golo: „Herr, ihr dürfet und könnet nicht bei einem solchen Weibe leben." Und der Pfalzgraf fragte: „Was soll ich denn aber thun?" Golo erwiederte: „Ich werde gehen und sie mit dem Kinde in einem See ertränken lassen." Deß war der Pfalzgraf zufrieden, und Golo eilte alsbald nach Hause zurück und rief seine Knechte und ging mit ihnen zu Genoveva und sprach: „Ergreifet sie und ihre Frucht und erfüllet an ihr unseres Herrn Befehl." Die Knechte fragten: „Was hat denn unser Herr befohlen?" und Golo antwortete: „Daß ihr sie tödten sollet." Da fragten die Knechte weiter: „Was haben sie denn Uebles gethan?" Das erzürnte Golo und er sprach: „Gehet und thuet, was unser Herr euch geboten hat; wo nicht, so müsset ihr sterben."

Betrübt gingen die Knechte weg und ergriffen ihre Herrin und führten sie in den Wald, und da sprach einer von ihnen: „Was können diese Schuldlosen denn verbrochen haben?" Und sie beredeten sich unter einander und ein anderer nahm das Wort und sprach: „Wir wissen alle nicht, warum man die Pfalzgräfin, unsere Herrin, und ihr Kind also behandelt und sie tödten will; sie ist keines Verbrechens schuldig. Darum lasset uns unsere Hände nicht mit ihrem Blute beflecken, sondern ihnen befehlen, daß sie hier bleiben; es ist dann besser, daß die wilden Thiere sie fressen, als daß wir uns mit so großer Sünde beladen." Da sprachen die andern: „Das ist wohl; wenn sie aber von hier weggehen und wieder zum Schlosse kommen?" Und der eine antwortete: „Unsere Herrin wird uns versprechen, das nicht zu thun, und bleiben." Und so geschah es auch. Alsdann beriethen

die Knechte sich, welches Zeichen sie Golo von ihrem Tode bringen sollten, und der eine sprach: „Ein Hund ist uns nachgefolgt, und Gott hat ihn sonder Zweifel uns gesandt. Lasset uns dessen Zunge ausschneiden und diese als Zeichen mitnehmen." Also thaten sie und brachten Golo des Hundes Zunge, und Golo lobte sie und freute sich in seinem Herzen.

Die arme Pfalzgräfin weinte inzwischen bittere Thränen in dem einsamen Walde und sie rief: „O mir Armen, die ich in Ueberfluß erzogen und nun von allem entblößt bin!" Das Knäblein war noch keine dreißig Tage alt und die gute Mutter konnte ihm keine Milch bieten; das ging ihr noch mehr zu Herzen, als alles; da wandte sich die von aller menschlichen Hülfe Beraubte vertrauensvoll an die heilige Jungfrau und sie betete: „O heilige Jungfrau und Mutter Maria, erhöre mich Sünderin und verlasse mich nicht, dieweil ich unschuldig bin des Verbrechens, dessen man mich zeiht. Ich weiß, daß nur du mit deinem lieben Sohne mir helfen und und mich ernähren kannst; o entreiße mich doch den Zähnen der grausamen Thiere." Und zur Stunde hörte Genoveva eine Stimme, welche sprach: „Meine süße Freundin, ich werde dich nicht verlassen." Weiter hörte sie diese Stimme nicht mehr, aber es kam durch Gottes Schickung eine Hirschkuh, und die warf sich zu den Füßen des Kindleins nieder, und die Mutter legte das Kind an die Zitzen des Thieres und es sog dessen Milch.

Sechs Jahre und drei Monate lebte die Pfalzgräfin in dem Walde, sich nährend von Kräutern, welche sie sich suchte, und sonder ander Obdach, als eine kleine Hütte, welche sie sich aus Holz und Reisig zusammengebaut hatte. Als die genannte Zeit verlaufen war, da geschah es, daß der Pfalzgraf Siegfried alle seine Ritter und Vasallen zusammenberief; denn er wollte ein feier-

liches Hoflager halten; es war aber am Feste der Erscheinung des Herrn. Da der größte Theil der Geladenen schon am Vorabende sich eingefunden hatte, so beschloß Siegfried, zu ihrer Belustigung eine Jagd anzustellen, und alle zogen aus. Als aber die Jäger die Hunde kaum entkoppelt hatten, da erschien plötzlich die Hirschkuh, welche Genoveva's Kindlein gesäugt hatte, und die Hunde verfolgten sie mit Gebell und die Jäger mit lautem Geschrei. Der Pfalzgraf und die Seinen kamen so schnell nach, als sie konnten; Golo war eine Strecke hintan geblieben.

Als die Hirschkuh ihren Verfolgern nicht mehr zu entrinnen wußte, da flüchtete sie in das Hüttchen Genoveva's und legte sich dort vor den Knaben nieder, wie sie stets zu thun gewohnt war. Die Hunde drangen ihr nach bis in die Hütte und wollten sie greifen, aber Genoveva nahm einen Stock und schlug auf die Hunde, so daß sie flohen. Inzwischen kam auch der Pfalzgraf herbei und erstaunte höchlich, als er das Wunder sah; er scheuchte die Hunde weg und sprach zu seiner Frau, welche er jedoch noch nicht erkannte: „Bist du denn ein Christenmensch?“ Und Genoveva erwiederte: „Ja, ich bin eine Christin; wie ihr sehet, bin ich entblößt von aller Kleidung, darum gebet mir euren Mantel, damit ich in etwa meine Scham decken kann.“ Das that der Pfalzgraf und er fragte sie weiter: „Wie vermagst du denn hier zu leben sonder Speise und Kleider?“ Da antwortete Genoveva: „Ich habe zwar kein Brot, doch nähren mich die Kräuter, welche in dem Walde wachsen; meine Kleider aber sind vor großem Alter verschlissen.“ — „Wie lange lebst du denn schon in dem Walde?“ fuhr Siegfried fort, und sie entgegnete: „Sechs Jahre und drei Monate.“ Da fiel des Pfalzgrafen Auge auf den Knaben und er fragte, wessen Sohn es sei, worauf

Genoveva erwiederte, es sei ihr Sohn. Das genügte aber Herrn Siegfried nicht und er wollte wissen, wer des Kindes Vater wäre; doch die edle Frau wagte das nicht zu sagen; sie sprach blos: „Das weiß Gott allein.“ — „So sage mir denn noch, wie du in diesen Wald gekommen bist und wie du heißest“, fragte der Pfalzgraf, und sie antwortete: „Mein Name ist Genoveva.“ Das fiel Siegfried schwer auf die Seele und er dachte, ob es nicht seine Frau sei, mit welcher er rede; da nahm einer von ihren ehemaligen Kämmerlingen das Wort und sprach: „Bei Gott dem Allmächtigen, ich glaube, es ist unsere Herrin, welche wir lange schon todt glaubten; trägt sie eine Narbe im Gesichte, dann ist es gewiß.“ Da schauten alle zu und sahen die Narbe. „Dann müßte sie auch meinen Brautring tragen“, fuhr der Pfalzgraf fort, und man suchte und fand auch den Ring, und zugleich sank Herr Siegfried an ihren Hals und küßte und herzte sie unter vielen Thränen und rief: „Ja, du bist meine liebe Frau, und das ist mein lieber Sohn!“

Als diese ersten Freudebezeigungen vorüber waren, erzählte Genoveva alles, was sich seit Herrn Siegfrieds Abreise zugetragen hatte, und der Pfalzgraf weinte und alle, die um ihn standen, weinten mit ihm. Da ritt endlich auch der treulose Golo herzu; kaum erschauten ihn aber die andern, als sie über ihn herstürzten und ihn tödten wollten, welches auch sicherlich geschehen wäre, hätte Herr Siegfried nicht gerufen: „Haltet ihn nur fest und wahret ihn, wir wollen noch über seine Strafe sinnen.“ Die Strafe war aber diese. Man suchte vier starke Ochsen, welche noch nicht den Pflug gezogen hatten, und spannte sie zwei an die Hände und zwei an die Füße Golo's, und dann trieb man sie jeden nach einer andern Seite, so daß der Körper des treulosen Ritters in vier Theile zerrissen ward.

Als dieß geschehen war, wollte der Pfalzgraf seine liebe Frau und sein Söhnchen mit sich nach Hause führen; doch Genoveva sprach: „Die heilige Jungfrau Maria hat mich und mein Kind allhier vor den wilden Thieren bewahrt und mich nebst meinem Knäbchen ernährt und versorgt; ich werde darum diesen Ort nicht verlassen, bevor er zu ihrer Ehre geweiht und geheiligt ist." Da sandte der Pfalzgraf sogleich einen Boten an den Erzbischof Hidolf von Trier und entbot ihn zur Heiligung der Waldstelle. Und der fromme Prälat eilte alsbald herbei und freute sich sehr, als er von Genoveva's wunderbarer Erhaltung hörte, und am folgenden Tage, dem der Erscheinung des Herrn, weihte er den Ort zu Ehren der heiligen Mutter Maria. Nachdem dieß geschehen war, zogen alle auf das Schloß zurück, wo großer Jubel war über die Rückkehr der vielgeliebten Herrin.

An der Stelle, wo ihr Hüttchen gestanden, ließ Herr Siegfried auf ihre Bitte ein Kirchlein bauen. Sie nährte sich, wie vordem, nur mit Kräutern, denn andere Speise konnte sie nicht mehr essen. Lange aber lebte sie nicht mehr; sie starb schon am zweiten April desselben Jahres, und der Pfalzgraf ließ sie in dem Kirchlein begraben, welches er ihrem Wunsche zufolge gestiftet hatte. Erzbischof Hidolf weihte dasselbe zur Ehre Mariens ein und verlieh dabei einen Ablaß von vierzig Tagen.

Nachher haben sich viele Wunder bei dem Grabe der frommen Genoveva ereignet und man verehrte sie allgemein als eine mächtige Fürsprecherin bei Gott.

151.

Seliges Mecheln.

Grammaye, Machlinia.
Remmerus Valerius, Chronyke van Mecheln. S. 9.

Bei der Kuhpforte zu Mecheln liegt die Kapelle des heiligen Nicolas. Diese wurde um 1179 schändlich entweiht durch den Tod des heiligen Thomas von Cantorbery, welchen vier böse Gesellen daselbst ermordeten. Die Strafe des Himmels folgte der grausen That auf dem Fuße, denn alsbald sahen sich die Mörder des Geruches und Geschmackes beraubt. Nach langer Buße fanden sie den letztern, den Geschmack nämlich, in Cöln wieder beim Kosten von Rheinwein; ihren Geruch erlangten sie in Mecheln wieder bei frischgebackenem Brote.

Drei dieser Mörder waren Söhne eines sichern Ursus oder Bär, darum heißt man sie gewöhnlich alle vier die Bärenkinder.

Als der fromme Pabst Alexander III. von dem Wunder hörte, rief er in heiliger Begeisterung aus: „O heiliges Cöln! O seliges Mecheln!“ Davon nennt sich noch heute die Stadt Mecheln selig und Cöln sich heilig.

152.

Der wiedergefundene Ring.

Caesarii heisterbac. Dial. mirac. dist. X, cap. 61.

Der Probst Conrad von Sankt Severin in Cöln war zugleich Probst in Xanthen. Als er eines Tages nach der letztern Stadt hinschiffte und die Hände neben dem Schiffe im Rheine wusch, entfiel ihm sein goldener Ring und sank in die Tiefe des Rheines.

Im folgenden Jahre fuhr er nach derselben Stadt; als er in die Gegend des Ortes kam, wo er den Ring

verloren hatte, begegnete er einigen Fischern und fragte dieselben, ob sie ihm nicht einen Fisch käuflich überlassen wollten. Da sprachen die Fischer: „Wir haben nur einen Karpfen gefangen, und der gebührt dem Probste von Xanthen; wir wagen nicht, ihn zu verkaufen." Diejenigen, welche um Conrad waren, sprachen: „Da sitzt der Probst", und die Fischer gaben ihm alsbald den Karpfen. Als der Koch den Fisch öffnete, fand er zu seinem großen Erstaunen einen Ring in dessen Eingeweiden; er brachte ihn dem Probste, und dieser erkannte ihn alsbald als den seinen.

153.

Bruder Peter.

Remmerus Valerius, Chronyke van Mecheln. S. 12.

Gegen das Jahr 1231 lebte zu Mecheln ein sicherer Bruder Peter; dem riefen die Kinder zu, wenn er Messe las und die Hostie aufhob: „Mann, haltet das Kind fest!" denn sie sahen, wie er ein kleines Kind mit der Zehe festhielt. Auch sprachen sie: „Der Mann ißt Kinder", wenn er die Communion nahm.

Als dieser Bruder Peter gestorben war, da geschahen an seinem Grabe so viele Wunder, daß das Volk in Menge zulief. Das verdroß den Guardian des Klosters, und er trat zu Peters Grabe und gebot ihm, mit den Wundern aufzuhören und keine mehr zu thun, indem er den Gottesdienst zu sehr störe. Seit der Zeit hat Bruder Peter keine Wunder mehr gewirkt.

154.
Sankt Paul zu Gammerage.

Mündlich.
Schayes, Essai historique sur les moeurs, les usages et les tadit. des anciens Belges.

Nach der Plünderung der Stadt Geeraerdsbergen im Jahre 1382 blieben die Todten in solcher Menge auf dem Felde liegen und faulen, daß viele pestartige Krankheiten unter Menschen und Thieren entstanden. Besonders wüthete eine schreckliche Seuche unter den Schafen und anderem Hornvieh, welches auf den umliegenden Wiesen weidete.

Da erschien in Mitten all des Unglückes am Tage der Bekehrung Pauli ein Mann in dem Orte, dessen Haltung höchst würdig war, den aber niemand kannte. Er trug ein weißes Ueberkleid und ritt ein flinkes Roß. Durch das Dorf und dessen Umgebung reitend, vertheilte er an die Hirten und Viehhüter kleine weiße Küchelchen, um sie dem Viehe zu geben. Die Leute thaten das, und die Seuche verschwand.

Allgemeine Freude erfüllte die Gegend, aber keiner wußte, wem man die Rettung zu danken hatte. Endlich trat ein alter, frommer Hirte auf und sprach, daß der Unbekannte der Patron des Dorfes, Sankt Paul, gewesen sei. „Und", fuhr er fort, „Billigkeit und Recht fordert von uns, daß wir dieser Gnade nicht vergessen, sondern ihrer ewig gedenken. Auch ist es mir gegeben, die Küchelchen zu machen, und ich werde sie dem überantworten, welcher nächstens den heiligen Paul vorstellen wird. Dieser mag es seinem Nachfolger mittheilen, und die Seuche wird uns nicht mehr schaden."

So entstand ein jährliches Fest in Gammerage, und dieses wurde bis 1794 auf folgende Weise gefeiert.

Am Tage der Bekehrung des heiligen Paulus ritt ein Mann, bekleidet mit einem weißen Gewande, durch die ganze Gegend und warf dem Volke kleine Küchelchen zu, indem er bei jedem sprach: „Salz, ich werfe dich mit der Hand, die Gott mir gegeben hat.“ Die Landleute sammelten diese Küchelchen aufs sorgfältigste und gaben sie dem Viehe. Einige Tage vor dem Feste wurde von dem ganzen Dorfe in Gegenwart des Pfarrers das Recht neu befestigt, den heiligen Paul vorstellen zu dürfen. Derjenige, welchem dieß zu Theil fiel, der nämlich rund ritt, hatte nie Viehkrankheiten zu fürchten.

155.

Das heilige Kreuz zu Gammerage bei Geeraerdsbergen.

Histoire d'un morceau de la vraie croix, honoré à Gammerage. o.J.

Philipp der Gute, der edle Graf von Flandern und Herzog von Burgund und Brabant, schwur einst bei einem Gastmahle, welches er zu Lille gab, daß, wolle der König von Frankreich sein Land in Ruhe halten, er wegziehen werde, um gegen die Türken zu kämpfen. Nicht lange nachher zog er auch hin, und zwar an den Hof Kaiser Friedrichs, mit dem er sich verbünden wollte. Er war geleitet von einer großen Anzahl von Rittern und Herren, und unter diesen befand sich auch der Graf von Gammerage.

Der Kaiser wollte aber nichts mit dem Zuge zu schaffen haben, und da der gute Philipp nicht gut allein nach dem heiligen Lande ziehen konnte, so mußte er unverrichteter Sache zurückkehren. Zum Lohne aber für seinen frommen Eifer empfing er ein großes Stück vom heiligen Kreuze, und das schenkte er dem Grafen von

Gammerage, der es alsbald in ein schönes silbernes Kreuz schließen ließ.

Hundert und einige Jahre später entstanden Kriege in dem Lande, und ein Priester barg das Kreuz an einem allen Einwohnern unbekannten Orte; er starb auch, sonder daß ein anderer wußte, wo er die Reliquie versteckt hatte. Erst lange nachher fand man sie wieder, und zwar auf folgende Weise.

Zwei Brüder aus Gammerage hatten in einem Streite einen ihrer Freunde ermordet und flüchteten aus dem Lande. Viele Jahre irrten sie unstät umher, bis sie eines Tages im Lande Preußen einen Einsiedel trafen, welcher auf dem Gipfel eines Berges wohnte. Sein frommes und heiliges Wesen erweckte Zutrauen in ihnen, und sie faßten Muth und beichteten ihm ihre schwere Sünde und begehrten seinen Rath, was sie thun sollten. Der Mann Gottes erhob seine Stimme und sprach, daß auf Vorbitten ihrer Aeltern das schwere Verbrechen ihnen vergeben wäre und sie bald den Gnadenbrief empfangen würden. Alsdann fragte er sie, ob sie nicht einen Weiler kännten, welcher Sankt Paul von Gammerage hieße und in dessen Nähe sich ein Wasser befände, welches er sehr genau beschrieb. Die Brüder antworteten, sie kännten den Ort sehr wohl und seien daselbst geboren. Da fuhr der Einsiedel fort: „Dann gehet ruhig zurück in euer Land und grabet am Tage nach eurer Ankunft in dem sumpfigen Wasser; dort sollet ihr die Reliquie vom Kreuze finden, welche man verloren glaubt. Und damit ihr meinen Worten desto mehr Vertrauen schenket, so gebet acht, wenn ihr den Fuß über die Gränze von Brabant setzet; denn dort kommt euch der Bote entgegen, welcher eure Gnadenbriefe trägt."

Und also geschah es. Kaum hatten die beiden Brüder den Fuß über die Gränze gesetzt, als sie den Boten

fanden. Am Morgen nach ihrer Ankunft begannen sie zu graben; da sie aber nach vieltägigem Arbeiten nichts fanden, gaben sie das Werk auf. Einige Umwohner des Ortes hatten schon lange Zeit, im Winter, wie im Sommer bemerkt, daß eine Menge Vögel über dem Sumpfe die schönsten Weisen sangen, und dieß ermuthigte sie, die Nachgrabungen fortzusetzen. Und was sie gehofft hatten, das wurde ihnen: sie fanden das silberne Kreuz.

Später, bei erneuerten Kriegen, wurde das Kreuz abermals vermißt. Als der Friede wieder hergestellt war, sahen mehre Leute Nachts einen hellen Schein, welcher von der Kirche ausging und über einer Quelle, genannt Houwerek, verschwand. Alsbald suchten sie an dem Orte nach und fanden zu ihrer großen Freude die Reliquie wieder, und zu ihrer Seite zwei brennende Fackeln. Zum Andenken daran taucht man noch jährlich am ersten Rogationstage das Kreuz in die Quelle.

Die Schützengesellschaft von Gammerage führt das Kreuz in ihrem Banner; sie ist eine der ältesten des Landes.

156.

Das ungetaufte Kind.

Vaernewyck, Historie van Belgis. Fol. 139.

Im Jahre 1528 geschah zu Roosbeke ein wunderbar Ding. Da war nämlich eine Frau, die eines todten Kindes genaß und, sehr bedrückt darüber, ihr Leid unserm lieben Herrn und Sankt Gangolf klagte. Das Kind wurde außerhalb des Kirchhofes am Ende eines Stalles begraben, in der Nähe der Schenke zum Helme, und es war auf Sankt Lucas Tag. Bald nachher hörte man um die Herberge groß Gekärme und Gestöhne bei Nacht, wie bei Tag, und

das vermehrte sich so, daß die Gäste, welche da schliefen, ihre Kammer veränderten; so angstvoll waren sie. Das dauerte neun Tage hinter einander und neun Nächte. Es kam endlich auch zu den Ohren des Pfarrers und des Oheims von dem Kinde, und der Vater ließ sich dadurch bewegen, das Grab zu öffnen. Als man das Todtenlädchen aufmachte, stieg ein lieblicher Geruch aus demselben, und als man das Kind ins Haus brachte und dem Feuer näherte, da liefen ihm drei helle Blutstropfen aus dem Näschen, es begann zu schwitzen, sein Herzchen wurde warm und sein Zünglein roth.

Der Pfarrer, welcher zugegen war, taufte das Kindlein alsbald, und da lebte es noch mehr auf und seine Wänglein wurden viel rother, als man je welche gesehen hatte. Es kam auch eine große Menge von Volk zugelaufen, denn jeder wollte das Kind sehen, welches also wunderbar neun Tage erhalten worden war.

Es lebte noch zwei Tage, dann erkalteten seine Glieder und die Rosen von seinen Wangen flohen wieder und auch das Roth von seinen Kirschlippchen. Als man es wieder in das Kistchen legen wollte, war dieses zwei Handbreit zu klein, so sehr war das Kind gewachsen. Man machte schnell ein neues Lädchen, und darin trugen es die Jungfrauen von Roosbeke zu Grabe in die Sankt Gangolfs-Kapelle.

157.

Was die Kindlein sehen können.

Schriftlich von Dr. W. A. Coremans.
S. auch dessen „Epheukränzchen. Ein Taschenbuch für edle Gemüther.“ Leipzig und Gmünd 1835. S. 18.

In der stürmischen Zeit, als der wilde Alba in Belgien alle Männer, deren freien Sinn er fürchtete, in

Kerker und von da meist auf das Blutgerüst führen ließ, weinte nächtlicherweile zu Brüssel im einsamen Gemache eine Mutter. Seit fünfzehn Monaten schon befand ihr Gatte sich im Gefängnisse, und jede Hoffnung schien für die Witwe verloren. Im Uebermaße des Schmerzes kniete sie und betete inbrünstig, auf daß der Allmächtige entweder ihr und ihren Kindern den vielgeliebten Gatten, Vater und Ernährer zurückgeben, oder ihrem und ihrer Kleinen Leben ein Ende machen möge. „O, betet auch, Kinder“, sagte sie, „betet zu eurem Schutzengel, damit er Gott vermöge, des gefangenen Vaters sich zu erbarmen“, und die Kinder thaten's.

Auf einmal rief das jüngste, ein engelgleicher Knabe, aus, indem er am Fenster starr in die Nacht schaute: „O Mutter, sieh doch draußen die goldnen Lichter; es sind die Engel! Wie glänzend ist ihr Angesicht und wie schnell wandeln sie hinauf gegen Herzog Alba's Pallast!“ — „Ach, geh' ins Bett, Kind, du bist krank, zu diesem bösen Manne gehen die Engel nicht.“ — „Und doch, Mutter, sie sind zu ihm gegangen.“ — „Sieh, Mutter“, bemerkte das ältere Kind, „hast du nicht gesagt, daß die Engel bei den Frommen horchen und daß sie wissen, was überall geschieht? Vielleicht haben sie unsere Gebete vernommen, vielleicht haben sie bei dem bösen Manne einen Auftrag Gottes auszurichten.“

Da wird's der Mutter selbst, ohne daß sie weiß, warum, fast etwas leichter ums Herz. Sie und die Kinder schliefen bald sanft ein.

Am andern Tage erkundigte sich der Herzog bei seinem Geheimschreiber nach dem Gatten der armen Mutter. „Wie ich heute Nachts“, sagte er, „auch mich im Schlafe auf meinem Lager drehte und wendete, immer vernahm ich das Bitten und Flehen der Frau und Kinder des Gefangenen, und das hörte erst dann auf, als ich mein

herzoglich Wort gegeben hatte, diesen Menschen, sobald es Tag werde, aus dem Kerker zu entlassen. Ein Alba aber hält im Guten, wie im Bösen das, wenn auch nur im Schlafe gegebene Wort. Der Gefangene sei frei."

Bald darauf läutete es an der Thüre der unglücklichen Frau. Der Freigewordene war es, der in ihre Arme sank, sie und die Kinder küßte und herzte.

158.

Die steinernen Brote in der Pharaildiskirche zu Gent.

Mündlich.

Msc. von d'Obercourt im Archive von Gent: Dorsprongh van Nederlandt. S. 298.

Es gebührte im Jahre 1557, daß zwei Schwestern daselbst wohnten, von denen eine arm war und drei Kinder hatte und die andere war reich. Die arme war genöthigt, ihr Brot an den Thüren guter Leute sich zu erbitten, denn sie war von äußerster Noth gedrückt. Obgleich ihr bekannt war, daß ihre Schwester wenig Mitleiden und Gefühl hatte, so faßte sie doch endlich Muth und gab derselben mit tiefem Seufzen ihre Lage zu erkennen und bat demüthig und mit Thränen in den Augen um ein Brot, indem sie in drei Tagen mit ihren drei Kindern keinen Bissen über die Zunge gebracht habe. Die Sklavin der Gierigkeit achtete aber nicht des Kärmens und antwortete, sie habe kein Brot in ihrem Hause; ja, und sie war so vermessen und versteint in ihrem Herzen, daß sie ihre Lüge noch mit einem Eide befestigte, sprechend: daß, wenn sie einiges Brot habe, sie wünsche, es möge zu Stein werden.

Die arme Witwe klagte Gott ihre Noth und bat ihn um Hülfe, denn sie sah wohl, daß von Menschen

nichts mehr zu erwarten war, und ging sehr betrübt zum Hause hinaus. Inzwischen schloß die reiche Schwester die Thüre und öffnete den Schrank, um sich Brot zu schneiden; aber sie fand alles Brot in Stein verwandelt, worüber sie höchlich erschrak und stehenden Fußes zu ihrer Schwester lief und diese um Vergebung bat. Auch gab sie ihr mildlich Korn, Geld und alles, was sie für sich und die drei Kinder nöthig hatte.

Das Brot ist aber in die Pharaildiskirche gekommen und wird zum ewigen Andenken dort noch bewahrt und gezeigt.

159.

Unschuldiger gehangen.

Msc. von d'Obercourt: Dorsprongh van Nederlandt. S. 224.

Im Jahre 1595 trug sich Folgendes zu in der Stadt Wert in Brabant.

Ein Knecht wurde von seinem Herrn auf den Markt geschickt, um Häringe zu kaufen, und nahm dafür das nöthige Geld mit. Er kam an einen Häringkram und nahm drei Fische in die Hand und wollte den Leuten das Geld geben; aber die Leute waren nicht Meister des Krames, und während man den Meister rufen ging, kamen andere heran, um auch zu kaufen, und drängten den Knecht weg. Da erhoben sich plötzlich einige nahesitzende Krämer und faßten ihn und sagten, er habe mit den Häringen entlaufen wollen, ohne zu bezahlen. Der Knecht vertheidigte sich und sagte, es wäre nicht wahr; aber das half ihm nichts und er wurde nach dem Galgen geführt.

Als er nun auf der Leiter stand, da bat er aus tiefem Herzen zu dem Herrn, daß er das Unrecht mit seinen göttlichen Augen anschaue und es an Tag kommen

lasse, und indem er noch also bat, stieß ihn der Scharfrichter von der Leiter. So hing er drei ganzer Stunden und hatte die Augen geschlossen gleich einem, der schläft, und nicht wie ein Gehängter. Darum war ein groß Gemurmel unter den Soldaten, und endlich, nach drei Stunden, ritt ein Reiter heran und schnitt den Strick entzwei, und der Knecht fiel nieder und blieb auf seinen Füßen stehen und öffnete die Augen und schaute um sich her.

Dieß ist alsobald dem Erzherzog Albert gemeldet worden, und man führte den Knecht nach Brüssel, begleitet von drei Trompetern zu Pferde, und er zog im Triumphe durch alle Straßen.

160.

Des Meineids Strafe.

Msc. von d'Obercourt: Dorsprong van Nederlandt. S. 222.

Auf einer Montag des Jahres 1596 kam der Steuermeister Anton Hack nach Geesberge, um Rechnung zu machen mit seinem Mitpachter oder Gesellen, und sie gingen ins goldene Schiff auf Sankt Andreasabend und rechneten daselbst zusammen in Gesellschaft des Wirthes und zweier Schöffen. Es kamen mehre kreuzbrave Leute dahin, welche schon früher an Anton Hack gezahlt hatten, aber er leugnete, das Geld bekommen zu haben, und schwur: „Habe ich etwas von den Menschen empfangen, dann möge ich in Feuer und Flammen verbrennen!“ Darauf sprachen die Schöffen: „Wir haben die Leute doch auch früher gefragt, und sie sagten uns, daß sie gezahlt hätten“; aber Anton Hack, oder Crucke, wie er auch hieß, bestand darauf und schwur noch gräulicher.

Um dem nun ein Ende zu machen, schieden alle von einander und Hack ging in eine schöne Kammer, wo ein

lustig Feuer auf dem Heerde flackerte; vor dem Bette stand ein Dreifuß mit einem zinnernen Wassergeschirre; Anton setzte sich auf eine Bank mit dem Rücken gegen das Feuer. Später kam der Wirth noch, um nach dem Feuer zu schauen, und fand, daß es fast ganz ausgebrannt war.

In der Nacht gegen elf Uhr sah der Nachtwächter ein groß Licht in der Kammer, aber er wollte und durfte keinen Lärm darob machen, weil er nichts in der Kammer sich bewegen hörte und alles stille war; ein wenig nachher, als er zurückkehrte, war das Licht erloschen.

Zur selben Stunde saß Hacks Schwester, welche in der Pfarre Bonlaere wohnte, noch in ihrer Küche und spann, und es kam eine Feuerflamme angefahren, die ihr den Hanf entzündete, so daß sie ihn mit keinem Wasser löschen konnte und erst später es mit nassen Säcken und Kissen dämpfte. Morgens früh sandte sie gleich ihren Mann nach der Herberge, wo Hack geschlafen hatte, um einiges mit ihm zu sprechen. Als der Mann aber an die Kammerthüre kam, fand er sie gesperrt, und sie wurde auch trotz alles Klopfens und Rufens nicht geöffnet. Da ging der Mann zum Wirthe aus dem goldenen Schiff und sagte ihm das, und man brach die Thüre mit Gewalt auf. Da lag Anton Hack ganz verbrannt, die Schuhe und Strümpfe ausgenommen, und war nichts von ihm übrig, als die Beine von den Knieen an niederwärts, und die Strümpfe waren noch gebunden. Auch der Wassertopf war geschmolzen und die Bank, worauf Hack gesessen hatte, verbrannt. Man fand bei ihm viel schönes Silber und Gold, welches aber nicht geschmolzen war. Sein Haupt sah aus, wie ein Todtenkopf; als man daran rühren wollte, fiel es in Staub und Asche auseinander.

Eine graue Schwester nahm die Asche zusammen und begrub sie auf das Feld, denn der Pfarrer wollte sie nicht auf dem Kirchhofe leiden.

161.

Die Kapelle des heiligen Grabes zu Brügge.

Mündlich.

Ein Ritter in Brügge war von einer schweren Krankheit heimgesucht und that in derselben das Gelübde, daß er, würde er gesunden, eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe thun und nach seiner Rückkehr in seiner Vaterstadt eine Kapelle bauen wolle, die der des Grabes Christi in Jerusalem ganz gleich sein müsse. Er erlangte bald seine Gesundheit wieder und trat gleich darauf seine Pilgerfahrt an, ließ in Jerusalem einen Plan der genannten Kapelle fertigen, zählte alle Steine, welche zu ihrem Baue verwendet waren, und baute in Brügge eine ähnliche. Schon war das fromme Werk vollendet und nur die Thüren fehlten noch, als er sich erinnerte, daß er die Nägel an den Thüren in Jerusalem nicht gezählt hatte. Er begab sich also mit seiner Frau zum andern Male auf die Reise, erkrankte jedoch in Jerusalem und starb daselbst. Seine Frau trug die theure Leiche mit sich zurück und ließ sie in der Kapelle begraben und alsdann auch die Thüren anfertigen.

Diese Kapelle stehet noch heute in ihrem alten Glanze da und ist das Ziel mancher Wallfahrt.

162.

Die weissagenden Fische.

Leonard Vair, Trois livres des charmes, sorcelages ou enchantemens. Paris 1583. 8. p. 387.

In dem Lande Burgund ist ein Kloster, und bei dem Kloster liegt ein Weiher. In den Weiher setzt man so viel Fische, als Mönche in dem Kloster sind. Wenn nun ein Mönch krank wird, dann schwimmt einer von den Fischen oben auf dem Wasser und schlägt mit dem Schwanze. Und wenn der Kranke sterben soll, dann findet man den Fisch drei Tage vorher schon todt auf dem Wasser schwimmen. Solches hat der Cardinal Granvella dem Leonhard Vair zu vielen Malen erzählet.

163.

Die schlafenden Kinder.

Flämisches Volkslied.

Im Lande von Lüttich lebte einmal eine arme Frau, die hatte drei Kinder, und ihr Mann war todt und sie wußte sich nicht mehr zu ernähren. Da ging sie aus und bat an den Thüren um ein Stücklein Brot, aber es war just ein Mißwachs in dem Jahre gewesen und kein Mensch konnte ihr etwas geben; bei den Armenmeistern, an welche sie sich wandte, fand sie eben so wenig Unterstützung. So kam sie mit verzweifeltem Gemüthe wieder nach Hause und sprach zu den Kindern: „Ach, ihr lieben, unschuldigen Schäflein, ich habe nichts für euren Hunger und ich kann euch auch nicht leiden sehen; es ist das Beste, wir sterben alle auf einmal.“ So sprach sie und wollte ein Messer nehmen und die Kinder und sich selber tödten. Da sprach eins von den Kindern:

„Liebe Mutter, mache uns nicht todt, wir wollen lieber schlafen bis zum kommenden Herbst, und dann fühlen wir keinen Hunger; und wenn wir wieder aufwachen, dann lesen wir Aehren mit dir.“ So sprachen die Kinder und gingen schlafen alle drei, und schliefen Tag und Nacht und Wochen und Monate lang. Das wurde bald kund und man sah viele Menschen aus dem Lande von Lüttich, aus Brabant und aus dem Kempnerlande zu der Hütte der armen Frau strömen, und alle wollten die Kinder sehen, und alle gaben der Frau etwas, und also wurde sie reich, sehr reich.

So schliefen die Kinder bis zu dem August, wo man die Ernte hielt, und da erwachten sie und freuten sich mit ihrer lieben Mutter und lobten Gott und den Herrn Jesum Christum. Diese Geschichte ist wahr und nicht erlogen, und sie hat sich zu Stockum im Lande Lüttich wahrhaftig zugetragen.

164.

Warum die Maurer zu Mecheln keinen Kolk gebrauchen.

Remmerus Valerius, Chronyke van Mecheln. S. 4.

Die Maurer in Belgien bedienen sich zum Anrühren des Mörtels eines sogenannten Kolkes. Den gebrauchen die Maurer zu Mecheln nicht, weil der heilige Romuald mit einem solchen erschlagen wurde; sie rühren den Mörtel mit einer gewöhnlichen Schaufel an.

165.
Das Christusbild zu Maestricht.

Mündlich.

Ein Ritter, dessen Schloß in dem Dorfe Riempst stand, zwischen Tongern und Maestricht, war nach dem heiligen Grabe gezogen, und das war ungefähr vor fünfhundert und vierzig bis fünfzig Jahren. Seine Frau und seine Kinder führten indeß zu Hause ein gar auferbauliches Leben, und die jüngste Tochter zumal zeichnete sich vor den andern durch ihre Frömmigkeit aus. Eines Tages war sie auch in die Kirche des heiligen Martin gegangen, um dort zu beten und die Messe zu hören, als der Ritter plötzlich zu Hause ankam. Er umarmte und küßte die Kinder, die er traf, und gab jedem ein Geschenk, so daß die jüngste, als sie nach Hause zurückkehrte, alles an ihre Geschwister vergeben sah. Das that dem Vater wehe, denn er hatte sie auch lieb, und er suchte nochmal in seinen Taschen und fand einzig noch eine Nuß, die er auf dem Calvarienberge einst aufgerafft hatte. Die gab er dem guten Mädchen, und dieß eilte erfreut alsobald in den Garten und steckte die Nuß in die Erde, und kniete daneben nieder, Gott zu bitten, daß er die Frucht gedeihen und zu einem schönen Baume wolle wachsen lassen.

Also that sie von da an jeglichen Morgen und Abend, wenn sie die Erde um die Nuß herum begoß, und ihr Gebet fand bei dem Herrn ein gnädiges Ohr. Bald hoben sich zwei kleine Blättlein aus dem Grunde, die Blättchen wurden zum Zweige, der Zweig zum Stämmchen und das Stämmchen zum Stamme. Was aber das Wunderbarste war, der Stamm blieb nicht eben, er schoß nicht glatt und schlank auf, sondern in unterschiedenen Formen, und als er endlich gan ausgewachsen dastand,

da hatte er die Gestalt eines am Kreuze hängenden Christusbildes.

Die fromme Jungfrau schenkte den Wunderbaum dem Kloster der weißen Frauen in Maestricht und zog sich bald nachher auch in dieß Kloster zurück, um ihre Tage ganz dem Dienste des Herrn zu weihen. Bei der Aufhebung des Klosters brachte man den Baum in die Kirche des heiligen Martin, und da ist er noch heutigen Tages zu schauen.

166.

Die wunderbaren Hostien zu Brüssel.

Sanderus, Brabantia sacra. Brux. 1659. Fol. 8. und einige zwanzig besondere Abhandlungen und Geschichten.

Im Jahre unseres Herrn 1369 lebte in Enghien ein Jude mit Namen Jonathan. Dieser brannte von glühendem Hasse gegen das Christenthum und suchte auf alle Weise in Besitz einer Hostie zu kommen, um an dieser seine Wuth gegen Christus auszulassen. Zu diesem Ende gewann er einen andern Juden, der eben erst Christ geworden und hieß Meister Johannes von Löwen, und zeigte diesem sechzig goldene Rosennobel, wenn er ihm eine Hostie besorge. Zwei dieser selbigen Goldstücke sind noch heute in der Gudulakirche zu schauen.

Meister Johannes ging den gräulichen Handel ein, und brach im October desselben Jahres in einer stürmischen Nacht in die Katharinenkirche ein, wo er ein Ciborium mit einer großen und fünfzehn kleinen Hostien stahl. Diese brachte er alsdann nach Enghien zu Jonathan, welcher sogleich die Juden der ganzen Stadt zusammenberief und unter Fluchen und Wünschen die Hostien lästerte und gegen Christus schmähte und schimpfte. Einige sagen,

sie hätten die Hostien mit Messern durchbohrt und es sei ihnen Blut entflossen.

Das blieb jedoch nicht ungestraft von Gott; denn als Jonathan bald nachher mit seinem Söhnchen im Garten wandelte, stürzten Räuber auf ihn los und ermordeten ihn. Das Söhnchen war geflohen und erzählte die Sache seiner Mutter; diese erkannte klärlich, daß das Unglück ihr von dem Gotte der Christen komme, und dieß leuchtete ihr noch mehr ein, als zur selben Zeit sich böse Geister in einem Thurme zeigten, welcher am Hause lag, und dort spukten und ihr Wesen trieben. Dieser Thurm wird darum bis heute noch Teufelsthurm genannt. Die Mutter beschloß darum, Enghien zu verlassen und mit ihrem Sohne nach Brüssel zu verziehen; sie nahm die Hostien mit und gab sie den Juden der letztgenannten Stadt.

Mit großem Jubeln und Jauchzen empfingen die Juden die Hostien und trugen sie in ihre Synagoge, welche auf der sogenannten Judenstiege lag. Am Pfingsttage des Jahres 1370 kamen sie dann alle zusammen und schmähten auch diese Hostien und durchstießen sie gar mit Dolchen. Und siehe, im selben Augenblicke entfloß den Hostien klares Blut, worob die Juden dermaßen erschraken, daß sie vor Schrecken rücklings zur Erde stürzten. Als sie sich wieder erholt hatten, riefen sie eine Frau zu sich, die einst auch Jüdin gewesen, seit einiger Zeit sich aber bekehrt hatte. Diese beschworen und baten sie und boten ihr großes Geld, daß sie die blutigen Hostien nach Cöln trage; dafür gaben sie ihr zwanzig goldene Rosennobel.

Katharina, so hieß diese Frau, wurde von großer Angst befallen, als sie das Kästchen mit den Hostien nach Cöln trug. In der folgenden Nacht sprach die Stimme Gottes zu ihr, daß sie alles ihrem Beichtvater bekennen

solle; das war der Pfarrer der Kirche Unsere liebe Frau von der Kapelle, und dem entdeckte sie die ganze Begebenheit. Der Pfarrer schauderte, als er solches vernahm, und eilte zu dem Bischofe von Cameryk, Johannes von Isscha, welcher zugleich Canonicus des St. Gudulastiftes war; der befahl, Katharina einstweilen in Verwahrung zu bringen, und theilte alles dem Herzog Wenzel von Brabant mit. Da wurden die Juden ergriffen und in das Gefängniß zur Steinpforte geworfen, und nachdem sie alles gestanden, lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Die Hostien aber wurden drei der Kirche zur Kapelle geschenkt, die übrigen in die Gudalakirche unter großem Zulaufe der Gläubigen gebracht, wo sie in einer kostbaren Monstranz bis zum heutigen Tage bewahrt werden.

167.

Maria zur Eichen in Merfelt.

Wichmann, Brabantia mariana. Antverpiae 1632. 4. p. 416.

In Merfelt hat man vor ur=uralten Zeiten an einem Eichbaume ein wunderthätig Marienbild gefunden. Es wurde alsbald eine Kapelle darum gebaut, denn es kamen viele Menschen aus der ganzen Umgebung zu der Eiche, um daselbst die Mutter Jesu zu ehren. Heute noch steht der Eichbaum inmitten des Altares und das Marienbild daran. An den Zweigen des Baumes hängen Schilde, worauf die Wunder, welche das Bild verrichtet hat, künstlich gemalt sind.

Solcher Marieneichen gibt es noch mehre, in Omel und anderswo.

168.

Unsere liebe Frau zur heiligen Eiche in Aerschot.

(Onse lieve Vrouwe ten heyligen Eyck.)

Wichmann, Brabantia mariana. p. 421.

In der Nähe des Dorfes Beerse fanden vor langer Zeit Ochsentreiber ein kleines Bildchen der Muttergottes im Sande am Ufer der Aa. Sie nahmen es auf, trugen es einen Steinwurf weit zu einer einsam stehenden Eiche, woran sie es befestigten und ihre Kniee vor ihm in Demuth beugten. Am andern Tage nahmen es die Bewohner von Beerse dort weg und trugen es mit sich in ihr Dorf, aber den Morgen nachher war es von da verschwunden und stand wieder an der Eiche. Dadurch verbreitete sich der Ruf von dem Bilde weit und breit, und es kamen viele Pilger zu demselben; auch setzte man bald ein Fest zu Ehren der heiligen Maria von der Eiche ein, und dieß fand in folgender Weise statt.

Am Sonnabende vor dem Tage des heiligen Johannes des Täufers ging der Pfarrer der Sankt Peterskirche von Aerschot um acht Uhr Morgens mit einem Acolythen vor das große Thor der Kirche, wo ihn ein offener Wagen, den ein Landmann dazu geben mußte, erwartete. Diesen bestieg er und fuhr alsdann, gefolgt von einer zahllosen Menge Volkes, nach der Eiche, wo man unter freiem Himmel Loblieder zu Ehren der Muttergottes sang. Nachdem dieß geschehen, ging der Zug wieder zurück.

Später baute man eine kleine hölzerne Kapelle an dem Orte, jetzt steht daselbst eine hübsche Kirche.

169.

Onse lieve Vrouwe in't Hammeken.

Mündlich.
Wichmann, Brabantia mariana. p. 556.

Unfern Mecheln liegt am Ufer der Senne ein Dorf, welches Semps heißt, und dabei eine kleine Marienkapelle.

Vor Zeiten geschah es, daß ein Schiff, mit Waaren beladen, an dieser Stelle nicht weiter konnte. Die Schiffsleute stiegen aus und holten einige Männer aus Semps zu Hülfe; aber alles fruchtete nichts und das Schiff wich keinen Fuß breit. Da begannen sie, die Waaren aus demselben herauszunehmen, um es also leichter zu machen, und als dieß geschehen, legten sie noch einmal Hand an, um das Fahrzeug wegzubringen; aber wiederum vergebens.

Einer von den Männern aber schaute zufällig vor sich auf die Erde hin, und siehe, da lag ein ganz kleines Marienbildchen in dem grünen Ufergrase. Dieses nahm er auf, trug es einige Schritte vom Ufer weg und baute ihm mit Hülfe der Andern ein Häuschen, worauf alle niederknieten und die Muttergottes um Hülfe flehten, damit sie das Schiff fortbringen möchten. Maria erhörte die Bitte auch, und als die Männer wieder zum Schiffe kamen, da schwamm es leicht auf dem Wasser; sie luden die Waaren hinein, und es schwamm gleichleicht, und sie vollendeten die Reise mit vielem Glücke.

Später hat man über dem Bilde die jetzige Kapelle gebaut.

170.

Unsere liebe Frau von Haeswyck.

Mündlich.

Vor langen Zeiten fuhr einmal ein Schiffer, der ein Bildchen der Mutter Gottes in seinem Fahrzeuge hatte, auf der Dyle nach Mecheln. Als er aber bis an die Stelle gekommen war, wo nun die Kirche von Haeswyck steht, da konnte er nicht vorwärts, und wie sehr er sich auch bemühte, das Schifflein flott zu machen, es war ihm unmöglich. Da lud er die Waaren und alles, was er führte, aus, und das Schiff wurde flott; kaum aber hatte er das Muttergottesbildchen wieder darin, als es wieder fest stand.

Das wunderte ihn gar sehr, und er glaubte darin einen Fingerzeig Gottes zu erkennen. In der folgenden Nacht ermahnte ihn die Jungfrau Maria, das Bildchen an dem Orte zu lassen, denn sie wolle daselbst geehrt sein. Dieß that der Schiffer und fuhr fort und hatte Glück und Vorsput.

171.

Unsere liebe Frau von Lebbeke.

Mündlich.
Prudenz van Duyse, Souvenirs de Lebbeke. Feuilleton der Emancipation.
Onse lieve Vrouwe van Lebbeke by Dendermonde. 11 Druk. Gent o. J.

Im Jahre 740 zu Zeiten des heidnischen Fürsten Magriptius kam Sankt Hilduard, Bischof von Thoul, nach Dendermonde, und warf dort die Götzenbilder nieder und baute, nachdem er den genannten Fürsten zum christlichen Glauben bekehrt hatte, die erste Kirche daselbst zur Ehre der Mutter Gottes. Lebbeke, welches eine halbe

Stunde von Dendermonde entfernt liegt, hatte damals noch keine Kirche, und die Einwohner mußten nach Dendermonde zum Gottesdienste kommen. Da dieß aber manchen alten und kranken Leuten schwer fiel, so erbaten sich die Lebbeker um 1108 die Erlaubniß von dem Bischofe von Cameryk, eine Kirche in ihrem Dorfe bauen und Marien weihen zu dürfen. Das wurde ihnen gewährt. Die zwölf vornehmsten Geschlechter von Lebbeke konnten sich jedoch nicht über die Stelle einigen, wo sie die Kirche hinsetzen sollten, denn jedes wollte sie zunächst seinem Hause haben. Doch kamen sie endlich überein, dieselbe an dem Heerwege zu bauen, und zwar an dem Orte, wo die Straße von Dendermonde nach Brüssel und von Aelst, Artois und Hennegau nach Antwerpen zusammenstoßen.

Der Acker, auf dem man die Kirche errichten wollte, gehörte einer Witwe und war von dieser just am selben Tage mit Flachs besäet worden. Darum bat die Frau, man möge mit dem Baue warten, bis der Flachs gereift sei, dann wolle sie den Acker gerne abstehen; und deß mußten die zwölf Geschlechter zufrieden sein, obwohl sie gar unzufrieden waren, so lange noch warten zu müssen. Die Mutter Gottes sah diesen frommen Eifer mit Wohlgefallen an und erschien in der folgenden Nacht der Witwe und sprach zu ihr: „Frauchen, stehe auf und gehe auf deinen Acker und ernte deinen Flachs, denn er ist reif.“ Solches wiederholte Maria dreimal, und nach dem dritten Male stand die Witwe aus ihrem Bette auf und ging auf den Acker, wo sie den Flachs in der That ganz reif fand. Voller Freude lief sie zurück zu all ihren Nachbarn, und man zog den Flachs unter Dankgebet aus. Bis zum Jahre 1615 hat man noch einen Theil desselben in der Kirche von Lebbeke bewahrt; dann ist er durch die Unruhen und Kriege genommen

worden und verschwunden. Bis zum heutigen Tage aber kommen die Leute von weit und breit noch nach Lebbeke und opfern der Mutter Gottes dort ein Bündelchen Flachs und flehen sie an um Segen für ihre Felder.

So hatten die zwölf Geschlechter nun eine Stelle für ihre Kirche, aber es fehlte ihnen an Steinen zum Baue derselben. Da sprach ein Mann aus der Gemeinde: „Ich gebe euch meinen Acker und ihr möget darauf graben, und findet ihr Steine, so nehmet sie, so viel ihr deren wollt." Alsbald gingen Werkleute zu dem Acker und gruben, und sie fanden Ueberfluß an Steinen. So war bald alles eingerichtet zum Beginne des Baues; da fand man eines Morgens einen seidenen Faden an der Baustelle, den hatte Maria in der Nacht gespannt, um anzuzeigen, wie lang und wie breit die Kirche werden solle. Zum Andenken an dieß Wunder trägt unsere liebe Frau von Lebbeke noch immer einen Seidenfaden an ihrem Scepter.

Schon waren die Fundamente gelegt und bereits ein gutes Stück Mauer über der Erde vollendet, als der böse Feind sich ins Mittel legte, um den Fortgang des Baues zu hemmen. Er flüsterte nämlich dem Manne, welchem der Acker gehörte, wo man die Steine grub, ins Ohr, er solle nicht all die Steine umsonst geben, sondern dieselben an die zwölf Geschlechter verkaufen und daraus schönes Geld ziehen und sich einen guten alten Tag verschaffen. Leider fand Satan nur ein allzu williges Ohr; der Mann widerrief das geleistete Versprechen, die Steine umsonst zu geben, und der Bau stockte mit einem Male. Um die Geschlechter recht zu höhnen, kam der Teufel selbst und brachte ihnen den letzten Stein, welchen sie noch umsonst bekamen.

Das wollte Gott aber nicht ungestraft lassen. Als der Mann noch nach Steinen graben ließ, fand er nicht

einen mehr. Da ging er in sich und übergab den Acker von neuem an die Geschlechter, und der alte Ueberfluß an Steinen trat wieder ein, und der Bau schritt rasch fort und war bald beendet.

Diese Geschichte hat ein Pfarrer von Lebbeke um 1656 aus alten Büchern und Urkunden, so wie nicht minder aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet. Außerdem ist sie abgebildet auf siebzehn Bildern, welche die Kirche zieren; ein altes Gemälde in derselben zeigt sie gleichfalls. Auch führte die Rederykerskammer des Dorfes sie vor Zeiten alle Jahre zur Erbauung der Gläubigen in einem frommen Spiele auf.

172.

Unsere liebe Frau von Scherpenheuvel.

Mündlich.

Der Ort, wo nun die Kirche von Scherpenheuvel (Scharfhügel) steht, war im zwölften Jahrhundert noch öde und einsam. Eine alte Eiche stand auf dem Hügel, und an der Eiche war seit undenklichen Zeiten ein Muttergottesbildchen aufgehangen. Es geschah aber, daß ein Hirte in der Nähe die Schafe weidete und, um sich vor der brennenden Sonnenhitze zu schützen, unter den Schatten der Eiche flüchtete. Da fand er, daß der Sturm das Bildchen auf die Erde geworfen hatte, und da er ein gar frommer Mann war, so wollte er es nicht so liegen lassen, sondern mit sich nach Hause nehmen und in seiner Kammer vor Wind und Regen sichern. Er barg es unter seinem Kleide und stand auf, um die Heerde nach der Hürde zurückzuführen, aber er konnte nicht von der Stelle und stand wie versteinert; kein Glied vermochte er zu rühren.

Der Abend nahte schon und die Nacht brach ein, und der Herr des Hirten sah weder von diesem noch von der Heerde die geringste Spur. Das däuchte ihm wunderlich und er fing an, zu besorgen, daß beiden ein Unglück überkommen sei; darum ging er aus, um sie zu suchen. Nach langem Umherwandern kam er endlich auch zu der Eiche und fand dort den Hirten steif und starr, und fuhr ihn mit harten Worten an, was er mache. Da erzählte der Hirte alles, und der Herr nahm ihm das Bild unter dem Kleide weg und hing es wieder am Baume auf; zur selben Zeit lösten sich des Hirten Glieder und er war wieder frisch und frei.

Bald wurde das Wunder in der Gegend kund, und von allen Seiten strömte man nach dem Bilde. Um 1580 wurde es bei den Unruhen, welche alsdann die Gegend verwüsteten, genommen, aber die Mirakel dauerten fort. Später hat man ein anderes Bild an die Stelle gesetzt, und dieß wurde gleichfalls wunderthätig und ist noch heute als solches berühmt.

137.

Bernardi Ave.

Sanderus, Brabantia sacra. p. 8.
Chronicon gemblacense.

Als der heilige Bernardus einst in Flandern war, wo er in Geschäften seines Klosters reiste, kam er auch nach Affligem, der weitberühmten Abtei. Daselbst in die Kirche tretend, fiel sein Auge zuerst auf ein gar kleines Marienbildchen, und er grüßte dieses mit den gewohnten Worten: „Ave Maria!“ Das Bildchen aber öffnete seinen Mund und erwiederte ihm zu aller Erstaunen den Gruß und sprach: „Salve Bernarde!“

Google

Seit der Zeit hat man das Bildchen in großen Ehren gehalten.

174.

Die Geusen bestürmen das Kloster zu Vilvorde.

Mündlich.
Historie van het oud vermaerd mirak. beeld van O. l. v. van troost. Brüssel o. J. S. 26.

Im Jahre unseres Herrn 1578 den 12. Februar wurde das Kloster Unserer lieben Frauen vom Troste zu Vilvorde von den Geusen berannt. Sie kamen gleich rasenden Hunden mit Feuer und Fackeln, und legten dieselben überall, um das Kloster zu verbrennen. Auch richteten sie Leitern auf, um es zu erklimmen. Aber das gelang ihnen nicht; denn als sie damit beschäftigt waren, sahen sie eine schöne weiße Frau, welche in einen schneeweißen Mantel gehüllt, über die Mauern wandelte, und zu gleicher Zeit wurden die Geusen durch unsichtbare Kraft niedergeworfen.

Darnach erbrachen sie das Thor und liefen nach der Schlafkammer der frommen Nonnen, um mit diesen ihren Willen zu thun; aber da stand die weiße Frau auf der Schwelle der Kammer und hielt Wacht, so daß keiner den Jungfrauen nahen konnte.

Also hat die weiße Frau die Nonnen beschirmt, daß sie das Kloster verlassen und mit dem Bilde unserer lieben Frau wegziehen konnten, und sie sind von dem Kloster gegangen nach der Herrlichkeit von Herlaer, wo sie das Bild in Sicherheit brachten.

175.

Todte Frau verwahrt das Haus.

Mündlich.
Eugen Gens in der Emancipation.

In der Nähe des Dorfes Scherpenheuvel, welches durch sein mirakulöses Marienbild so sehr berühmt ist, wohnte ein Bauer, und der war ein Witwer, und seine Frau hatte ihm ein Kind von elf Monden hinterlassen und eine Kuh, welche sie ihm mit ins Haus gebracht. Bei einer großen und gefährlichen Seuche, woran Menschen und Vieh starben, wurde das Kind krank und nicht lange nachher auch die Kuh. Da wußte der arme Mann nun nicht, was er beginnen sollte, er hätte gerne, sein Kind auf den Armen, eine Wallfahrt zu unserer lieben Frau nach Scherpenheuvel unternommen, aber dann blieb ja keiner, der die Kuh versorgt hätte, und dafür Geld zu geben, war der Bauer zu arm. Mehre Nachbarn, welche er bat, ihm den Liebesdienst zu erweisen und des Thieres zu pflegen, schlugen ihm das ab, und trostlos kam er nach Hause zurück und setzte sich weinend an den Heerd und sprach: „Ach Gott, wenn meine arme Frau noch lebte, dann ginge alles gut und ich könnte nach Scherpenheuvel gehen und mein Kind und meine Kuh würden gesund. Ach, liebe Mutter Maria, hilf mir doch und gieb mir einen Rath ein, was ich thun soll!"

Kaum hatte er die Worte gesprochen, da klopfte es an seine Thüre. Er machte auf, — es war seine todte Frau. — „Erschrick nicht, lieber Mann", sprach sie, „die Muttergottes hat dein Gebet erhört und mir erlaubt, wiederzukehren und des Kindes und der Kuh zu pflegen. Darum gehe getrost und erfülle dein Gelübde." Und mit den Worten nahm sie dem starrenden Gatten das

Kind vom Arme und legte es an ihre Brust, und das Kind lächelte und war froh und trank.

Der Bauer reiste weg und hielt seine Andacht neun Tage in Scherpenheuvel, und als er wiederkam, da war die Kuh genesen. Seine Frau überreichte ihm das Kind, welches gar frisch und blühend aussah, gab ihm und dem Säugling einen letzten Kuß und verschwand.

Seit dem Tage ging es mit des frommen Landmannes Wirthschaft immer besser und besser, und er wurde ein reicher Mann. Zum Gedenken an das Wunder ließ er dann auch die Geschichte malen und das Bild in der Kirche zu Scherpenheuvel aufhängen, wo es noch heute zur linken Seite des Einganges zu sehen ist.

Zweites Buch.

176.

Die drei Soldaten.

Aus „Dorsproncк van Neerlandt", Manuscript in dem Stadtarchive von Gent, Copie des Pater J. B. d'Oberwert. Gütigst mitgetheilt durch den Archivisten der Stadt Gent, Herrn Prudenz van Duyse.

Es ist einmal geschehen, daß ein reicher Pachter, der zwischen Brügge und Audenburg wohnte, mit einer Fuhre Holz gen Brügge fahren wollte, um dieß daselbst zu verkaufen. Da kamen ihm unterwegs drei Soldaten entgegen und fragten, ob er ihnen das Holz überlassen wollte, worauf der Pachter sprach: „Ich muß nach Brügge fahren", denn er fürchtete, von den Soldaten keine Bezahlung zu bekommen, sondern Schläge, wie er es oft vor vielen Leuten als Wahrheit erklärt hat. Da sprachen aber die Soldaten: „Habet keine Angst, wir werden euch gut bezahlen, und ihr sollet das Holz mit uns fahren in unsern Forst." Und da ist der Pachter mit ihnen gefahren, denn er fürchtete seine Pferde zu verlieren und selbst Gefahr zu leiden. Und als er in den Forst kam, welcher, wie er glaubte, in der Nähe von Audenburg lag, da warf er das Holz all von seinem Wagen herab, und weil es gerade sehr heiß war, begehrte er von den Soldaten etwas zu trinken. Darauf sprachen sie: „Geht in den Keller." Und als er in den Keller kam, der ihm ein verfallen Haus zu sein däuchte, da sah er eine große Menge von Soldaten, die lagen, als wenn sie schliefen. Und da zog einer den Zapfen aus

einem Fasse, woraus Wein lief, der so roth war, wie Blut, und deß lief so viel, daß alle bis an die Knöchel darin standen; die Soldaten aber blieben liegen und schliefen. Da sprach einer von den drei Soldaten zu dem Pachter: „Sehet wohl zu und behaltet, was ihr hier sehet, und betrachtet das als ein Vorzeichen dessen, was in der Umgegend von hier geschehen wird, denn da soll so viel Volk erschlagen werden, wie ihr hier liegen sehet, und das Blut wird laufen und vergossen werden, wie dieser rothe Wein, den ihr da sahet ausrinnen, und verschlänge es die Erde nicht durch ihre Dürre, man würde bis an die Knöchel darinnen waten.“ Mit dem verschwanden plötzlich die drei Soldaten, und der Pachter sah nichts mehr und war sehr in Furcht, und hat sein Holz wieder auf den Wagen geladen und nach Haus gebracht, wo er männiglich von der Erscheinung erzählte.

Viele haben den Pachter anfangs für einen Lügner gehalten, aber es ist alles so geschehen und hat sich also zugetragen, wie er gesagt hat (bei der Belagerung von Ostende im Jahre 1599).

177.

Das Sandthor zu Mecheln.

R. Valerius, Chronycke van Mechelen. S. 32, 158 u. 176.

Das Sandthor in Mecheln diente im sechzehnten Jahrhundert als Pulvermagazin. In der Nacht vom siebenten August des Jahres 1546 geschah es aber, daß ein erschreckliches Unwetter sich über der Stadt entlud, und der Blitz in das Sandthor einschlug. Ein furchtbarer Schlag erschütterte die Erde im ganzen Umkreise, der Thurm flog in Tausenden von Stücken in die Höhe, ein Regen von glühenden Steinen sank auf die Stadt,

und viele hundert Häuser wurden theils ganz zerschmettert, theils sehr beschädigt. Die Stadtgraben waren wie ausgetrocknet und die Fische fand man gekocht und gebraten weit und breit umherliegen. Auch blieben mehr denn vierhundert Menschen gleich todt, viele andere starben bald nachher an ihren Wunden, und eine ganze Menge trug als Krüppel für lebenslänglich Gedenkzeichen an das herbe Unglück.

Kurze Zeit nachher kamen einige Kaufherren aus Frießland nach Mecheln und begehrten dringend, die Stelle zu sehen, wo das Sandthor gestanden. Als man sie dahin geführt, erzählten sie, daß sie sich in derselben Stunde, wo das Sandthor in die Luft geflogen sei, in Frießland in der Nähe von einer Mühle befunden hätten. Dort seien ihnen viele Teufel in der Luft erschienen, die alle nach Mecheln geflogen wären. Einer von denselben habe unter andern seinem Mitgesellen zugerufen, und dieses zwar mit einer ganz gräßlichen Stimme: „He, Krummbein, nimm doch die Mühle noch mit"; worauf Krummbein geantwortet: „Kann nicht, kann nicht, habe Eile, muß nach Mecheln; Kurzschwanz ist noch hinter uns, dem ist die Mühle anbefohlen." Und in der That sei die Mühle auch in derselben Nacht zusammen geschlagen worden.

Man hat auf diesen Vorfall in Frießland das folgende Reimchen gedichtet:

Toen Moentjen, Krombeen ende Koof
Naer Mecheln vlogen om den Roof,
Zoo vonden zy hier 'nen molen staen,
Dien vatte de duivel Kortstaert aen.

Während dieses Gewitters, welches nicht nur in Mecheln, sondern in der ganzen Umgegend Schaden anrichtete, liefen auf den Dörfern die Küster in die Kirche, um die Sturmglocke zu läuten. Das wollte denn auch

der Küster von Putte thun; aber wie sich der gute Mann auch anstellen mochte, er konnte nicht in die Kirche hinein, und wurde zu zweien Malen zurückgehalten. Darob ärgerlich, rief er endlich aus: „Ei, da muß doch wahrlich mehr als Ein Teufel im Spiele sein." Der Teufel, der auf einem nahen Baume saß, hörte das und entgegnete: „Nein, da verthut ihr euch, ich bin hier ganz allein, die übrigen sind alle nach Mecheln."

178.

Das alte brüsseler Thor zu Mecheln.

Mündlich von E. van Swygenhoven.

Dieß war ein großes Gebäude, schwarz vor Alter und aus ungeheuren Quadern zusammengesetzt. In demselben hatte der Teufel seinen Aufenthalt und trieb dort allerlei Dinge, so daß die Bürger endlich gezwungen waren, einen Priester zu rufen, der ihn von dort verjüge. Dieß geschah, aber der Teufel war dermaßen mißvergnügt darob, daß er das Gebäude an einer Seite faßte, um es über den Haufen zu werfen. Dieß gelang ihm natürlich nicht, denn die Beschwörungen waren so kräftig, daß er froh war, als er das Thor und Mecheln hinter sich sah.

Die Spur seiner Finger blieb aber einem der Quadersteine eingedrückt und war noch bis vor wenigen Jahren zu schauen, wo das Thor zerstört wurde.

179.

Schach dem Teufel.

H. Berthoud, Chroniques et traditions surnaturelles de la Flandre. Paris 1831. p. 5—17.

In dem Walde von Clairmarais bei Cameryk finden sich die Ruinen des ehemaligen Klosters gleichen Namens. Ueber die Entstehung dieses Klosters geht folgende Sage umher.

Auf der Stelle, wo es stand, erhob sich einst eine prächtige Burg; das war aber vor langer, langer Zeit und ist jetzt über siebenhundert Jahr gelitten. In dieser Burg wohnte ein gewaltiger Ritter, der eine schöne Frau hatte, die aber sehr hochmüthig war und zu stolz, um mit einem Menschen zu sprechen, der nicht, wie sie, von Adel gewesen wäre. Einmal war der Ritter ausgeritten und es schon Abend geworden, ohne daß er zurückkehrte. Dafür begehrte aber ein anderer Ritter Einlaß in die Burg, und die Frau willigte gern ein und ließ ihn in ihr Betstübchen kommen. Da begann der Fremde bald mit schmeichelnden Worten der Frau Gunst zu gewinnen und sagte ihr endlich, daß er draußen im Walde einen alten Mann angetroffen, der laut geschworen, sich an ihr zu rächen, weil sie ihn aus dem Schlosse gejagt hätte. Auch hätte der Alte gesprochen, er sei der Burgfrau Vater und sie sei nicht von Adel, sondern er hätte sie gegen ein todtes Kind von ihrem vermeinten Vater in der Wiege ausgetauscht. Mit dergleichen und andern Reden brachte der Fremde, welcher sich Brudemer nannte, die Frau dahin, daß sie mit ihm vor das Thor eilte und ihren Vater erstach, worauf sie der Burg wieder zurannten und sich an ein Schachbrett zum Spiel hinsetzten.

Nach einer Weile flog die Thüre auf und der Herr von Clairmarais trat mit zorniger Miene ins Zimmer.

Brudemer brach bei seinem Anblicke in ein lautes Gelächter aus, die Edelfrau aber hätte in die Erde sinken mögen und sie wurde bleich wie eine Wand. Der Ritter aber schritt auf sie zu und rief ihr mit emporgehobenem Schwerte entgegen: „Dich müsse der Teufel holen, du Vatermörderin, du Ehebrecherin!“ — Ehe er jedoch noch auf sie zuschlagen konnte, faßte Brudemer sie mit den Worten: „Ich nehm's an“, beim Haupte und verschwand mit ihr unter einem fürchterlichen Donnerschlage.

Der Ritter erwachte erst am späten Tage aus seiner Betäubung, wollte dann aber nichts mehr mit der Welt zu schaffen haben, ging in das Kloster des heiligen Bertinus und starb dort eines seligen Todes.

Seitdem stand das Schloß verlassen, und keiner wollte mehr auf demselben wohnen, denn in jeder Nacht war in demselben ein gräulich Getümmel und Gepolter. Auch kehrte keiner von dort zurück, wer auch dahin gehen mochte.

Endlich wagte ein frommer Benedictiner den Weg und trat bei anbrechender Abenddämmerung in den Burghof. Eben hatte er, nachdem er noch mehre Säle durchschritten, sich in einer kleinen Kammer hingesetzt, um in etwa auszuruhen, als die Thüre aufging und ein großer Herr, auf dessen Brust ein Schild mit dem Namen Brudemer hing, mit einer bleichen Frau am Arme eintrat; hinter den beiden kam eine glänzende Dienerschaft, und dieser folgten acht Knappen mit schweren Kisten auf dem Rücken. Der Herr wies mit dem Finger auf einen Tisch, auf welchem ein Schachbrett stand, und dann auf einen zur Seite desselben stehenden Stuhl, den der Mönch alsbald einnahm. Der Ritter ließ sich auf einem andern nieder, und beide begannen zu spielen. Der Mönch zog nur ganz vorsichtig und berechnete jeden Zug aufs allergenaueste, und so sah er

bald, daß er den Gegner überwinden würde; doch da wies die Frau mit dem Finger auf einen Bauer, den der Ritter gleich vorrückte. Dieser Zug veränderte das Spiel und brachte den Mönch in die höchste Gefahr, denn er wußte wohl, daß seine Seele dem Bösen gehörte, wenn er verlöre; auch brach das ganze Gefolge bei dem Zuge in schallendes Gelächter aus. Der Mönch bereute schon im Stillen seinen Gang, beschloß aber fortzusetzen, was doch einmal sein mußte, und schob nach einem kräftigen Gebete einen andern Stein dem Bauer entgegen. Der Herr wurde nachdenkend, denn das Spiel stand nun wieder zu des Mönches Gunsten und stellte sich mit jedem Zuge besser für denselben, er mochte machen, was er wollte. Als beide noch einige Züge gethan und der Gewinn offenbar in des frommen Geistlichen Händen lag, geschah mit einem Male ein gräßlicher Schlag, der Mönch stürzte nieder und alles verschwand.

Am andern Morgen fand der glückliche Spieler ein weibliches Gerippe mit zerfetzten Lumpen zur Seite des umgestürzten Spieltisches, und an der Thüre acht Kisten voll Gold und Silber. Er begrub die dürren Knochen im Burghofe und wandelte dann das Schloß in ein Kloster um, neben dem er von dem erspielten Schatze eine schöne Kirche baute, und in dem er der erste Prior wurde.

180.

Der Höllenbrunnen bei Dendermonde.

Kunst= en Letter=Blad. 1840. S. 96.

Fünfzig Schritte vor der Appelschepoort von Dendermonde liegt zur Seite des Heerweges ein breiter

Wasserbehälter, der seit undenklichen Zeiten den Namen Höllenpütz (helleput) trägt. Folgender Vorfall hat ihm diese Benennung gegeben.

Vor Zeiten bestand in dieser Stadt eine Bruderschaft zu Ehren des Patrones der Pest, des heiligen Rochus. Jegliche Fastnacht maskirten sich zwölf von den Mitgliedern als Teufel, aber dieß doch zu einem sehr schönen Zwecke. Während sie nämlich auf diese Weise als Gespenster umherfuhren und dazu mit einer schweren Kette rumorten und rasselten, hielten sie jeden Wanderer an und erbaten sich von ihm eine milde Gabe zu Ehren ihres heiligen Patrones.

Einst als diese Teufel beschäftigt waren, für den heiligen Mann also zu betteln, waren sie bis vor das genannte Thor, welches damals noch Steenpoort hieß, und zu dem daselbst gelegenen Pütz gekommen. Dießmal schienen sie besonders zufrieden mit dem Ertrage ihrer Einsammlung, — da fuhr ein plötzlicher Schrecken kalt unter sie. Nach ihrer Gewohnheit hatten sie in der Zahl der Apostel die Stadt verlassen, und jetzt fanden sie, daß ihrer — dreizehn waren. Sie blieben stehen, riefen inbrünstig ihren glorreichen Patron an und fragten sich alsdann unter einander ihre Namen ab, um sich gut und gewiß zu erkennen. Aber, o Schrecken! einer von ihnen wollte keine Antwort geben und schwieg beharrlich, so daß kein Zweifel mehr blieb, ein wirklicher Teufel habe sich zu ihnen gesellt. Alsbald machten sie alle das Zeichen des heiligen Kreuzes, und kaum war das geschehen, als der ungebetene Gast entfloh und sich in das angeführte Wasser stürzte.

Doch konnten die Dendermondner darum einer Vermummung nicht entsagen, welche der Kapelle des heiligen Rochus so vortheilhaft war; aber sie trugen Sorge, fürder zuvor in dieser Kapelle eine Messe zu hören. Später

führte man die zwölf Teufel auf einem Wagen umher, von dem herab sie dem Volke zuriefen: „Ein Almosen für Sankt Rochus!“ Dieser Gebrauch ging jedoch auch im Beginne des verflossenen Jahrhunderts verloren.

181.

Eierkuchen am Charfreitag gegessen.

Kunst- en Letter-Blad. 1841.

Zwischen Thielt und Ruisselede in Westflandern liegt ein Ort, De oude wal genannt. Da stand ehedem ein großes, schönes Schloß, von welchem jetzt nur geringe Spuren noch übrig sind. In der Nachbarschaft spricht man verschiedentlich über die Zerstörung desselben und den Grund davon, aber über das, was dort jährlich am Charfreitage vorgeht, darüber sind alle einig. Auf diesen Tag nämlich hört man am ouden wal ein dumpfes Getöse aus der Erde dringen, gerade als wenn eine Teigmulde drunten ausgekratzt würde, und dabei riecht es gerade, als wenn man Eierkuchen büke.

Einst hatte ein Bauer sich dahin begeben, um sich über die Erscheinung Gewißheit zu verschaffen, und er fand zu seinem Erstaunen auch die Erzählungen bestätigt, welche von dem Orte umgehen. Aber der Eierkuchenduft kitzelte seine Nase dergestalt, daß er um allen Preis ein Stückchen von dem Gebäcke hätte haben mögen, und nach langem Kampfe mit seinem Gewissen rief er endlich entschlossen aus: „Ach, Freunde, wer ihr auch seid, gebet mir doch einen einzigen Eierkuchen.“ Kaum hatte er die letzte Silbe aus dem Munde, da siehe, fliegt ein schönbrauner Kuchen aus der Erde und fällt in seine Hand nieder. Glücklich über die Maßen führt er gierig ein

Stück an die Lippe, aber noch hatte er den ersten Biß nicht gethan, als er verschwand. Was aus ihm geworden, das weiß Gott.

182.
Die Teufelsmauern bei Pepinster.

Bovy, Promenades historiques. II, p. 49.

Sankt Remaclus, der sieben und zwanzigste Bischof von Tongern, der um 650 lebte, hatte es nach vielen Anstrengungen endlich dahin gebracht, die letzten Spuren des Heidenthumes in seinem Bisthume auszurotten. Das gefiel dem Teufel aber nicht, und dieser suchte sich an den Bewohnern der Gegend darob zu rächen. Er baute nämlich in einer Nacht aus Kieselsteinen, welche er in dem nahebei fließenden Bache Hoegne sich holte, eine lange, lange Mauer, womit er den Lauf dieses Bächleins hemmen und die ganze Umgegend in Wasser setzen wollte. Als die umwohnenden Landleute am Morgen das Bauwerk sahen und die Gefahr erkannten, in welcher sie schwebten, flehten sie die Fürbitte und Hülfe des heiligen Hermes, eines der Hauptpatrone von Tongern, an. Und sie vertrauten nicht vergebens, denn der Heilige sprach nur ein Wort, und die Mauer brach in der Mitte zusammen und alle Gefahr war abgewandt.

Diese Mauer, bekannt unter dem Namen Teufelsmauer (les murs du diable), steht noch heutzutage, und in der Mitte sieht man deutlich den Ort, wo sie in Trümmer stürzte.

183.

Ameil-a-l'oeil de Lephy.

Hemricourt S. 138.
Bovy II, S. 223.

Ameil de Lephy, ein Sprosse aus der Familie von Dammartin, war ein wackerer und kühner Ritter und führte dabei ein frohes Leben.

Eines Tages, wo er sich allein auf seinem Schlosse befand, wanderte er, sich zu zerstreuen und der drückenden Hitze in etwa zu entgehen, zur schattig überlaubten Quelle von Lephy. Als er dort ankam, fand er eine junge Frau, schön wie er noch keine gesehen, und in Kleidern, die auch nicht eines niedern Ranges Zeugen waren. Erstaunt über die Erscheinung, redete er sie freundlich an und fragte dann, wer und woher sie wäre und wohin sie wolle. Darauf entgegnete sie ihm, daß sie ihren Namen nicht nenne, jedoch aus edelm Geblüte und aus fremdem Lande stamme; auf einer Pilgerfahrt begriffen, hätte sie an der Quelle sich niedergelassen, um auszuruhen, während ihr Dienstmädchen in die Stadt gegangen sei, um Lebensmittel zu kaufen.

Je mehr Herr Ameil sie anschaute, desto mehr wurde er in Liebe zu ihr entzündet, und er wagte es endlich gar, sie um ihre Gunst zu bitten. Sie aber vertheidigte sich und that, als verstände sie ihn nicht; doch willigte sie endlich ein, daß er sie auf sein Schloß führe. Dort nun ergötzten sich beide weidlich an voller Tafel und vollem Becher, und sie schlossen damit, daß sie, wie den Tisch, so auch das Bette theilten.

Als der Morgen gekommen und beide aufgestanden waren, dankte die Fremde dem Ritter und fragte ihn

alsdann, ob er sie nun kenne und zu sagen wisse, wem er also viel Liebe geschenkt habe. Ameil entgegnete, verwundert ob der seltsamen Frage, ein langes Nein. „Dann will ich es dir sagen", sprach da die Frau; „wisse, daß du beim — Teufel geschlafen hast." — „Beim Teufel?" fragte der unerschrockene Ritter. „Beim Tode unseres Erlösers! Dann kannst du dich wohl rühmen, wenn du wieder in deine Hölle kommst, daß kein liebenswürdigerer Teufel jemals auf der Welt gewesen, als du mir die Nacht-warst."

Als er diese Worte noch nicht geendet, verschwand das Weib, aber im Verschwinden riß sie dem Ritter das rechte Auge aus, und dieser hieß davon seit der Zeit Ameil-a-l'oeil.

Die Quelle rinnt noch und befindet sich am Eingange des Schloßgartens. Sie heißt gegenwärtig Fontaine Sainte Oude.

184.

Der Teufel pflügt.

Mündlich von E. van Swygenhoven.

Einmal ist es dem Teufel eingefallen zu pflügen, und das war in der Gegend von Hekelghem. Nachdem er die Arbeit einige Stunden lang fortgesetzt hatte, wurde er ihrer überdrüssig, nahm die Steine und Erdklötze von der Pflugschaar und schmiß dieselben zur Seite.

Die Furche aber, welche der Pflug rückgelassen, ist das Flüßchen Dender, und die zur Seite geworfenen Erdklötze und Steine, das sind die kleinen Hügel, die in der Nähe des genannten Ortes, ungefähr drei Viertelstunden vor dem Dender, sich erheben.

Nach andern soll dem Teufel die Furche zu tief geworden sein und er darum eingesehen haben, daß kein Same in derselben fortkommen könne. Wieder andere sagen, das Wasser sei in die Furche gedrungen, und deßhalb habe der Böse nicht weiter gearbeitet.

185.

Der Teufel verwahrt das Geld.

Thomas Cantipratensis S. 260.

In dem Kloster Vaucelles bei Cameryk trug es sich zu, daß man das Geld eines Wucherers aus der Grafschaft Artois verwahrte. Eines Tages kam der fromme Bruder Wilhelm in die Kammer, wo das Geld in einem Schranke lag, und sah den Teufel auf demselben sitzen. Da fragte der Bruder erschrocken: „Was machst du denn hier und was willst du?" und da antwortete der Teufel: „Ei, ich kann mit allem Rechte auf meinem Eigenthume sitzen."

Das erzählte Bruder Wilhelm dem Abte, und der schickte das Geld alsbald zurück.

186.

Die Scheune zu Montecouvez.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 95.

Bei einer reichen Ernte hatte ein junger Bauer versäumt, seine alte Scheune ausbessern zu lassen, und er wußte nun nicht mehr, was zu machen. Als er auf dem Felde eben trübselig umherging und das schöne Getreide schaute, da trat ein Herr zu ihm und fragte ihn, wo der Weg zum Schlosse Catelet hinführe, worauf sich der

Bauer bereit erklärte, ihn dahin zu bringen. Auf dem Wege aber fragte der Fremde seinen Begleiter, warum er so traurig drein schaue, und dieser erzählte ihm sein Unglück. Der Herr erbot sich, ihm zu helfen, wenn er einen Vertrag mit ihm eingehen wolle, daß er übers Jahr sein Vasall sein und ihm in seine Besitzungen als Leibeigner folgen wolle. Deß war der arme Bauer gar zufrieden, bedingte sich aber aus, daß er auch für Frau und Kinder Obdach bekomme, was der fremde Herr ihm mit gräßlichem Gelächter zusicherte. Darauf unterschrieb der Bauer den Vertrag, worin stand, daß die Scheune vor dem ersten Hahnenkrähen fertig dastehen müsse, und zwar, da sie keine Dinte hatten, mit seinem Blute. Für die Frau erhielt der Bauer dann noch hundert Pfund mehr und für das Kind fünfzig Pfund. Als sie damit fertig waren, trennten sie sich, der Fremde ging nach dem Schlosse hin und verschwand bald aus des Bauern Augen, der sich seiner Meierei zuwandte.

Je näher er aber seinem Hause kam, desto bedenklicher wurde ihm der eingegangene Vertrag, und noch mehr, als er zur Seite des Hauses die Arbeiter des Fremden schon fand, die in geschäftiger Eile Balken auf Balken und Ziegel auf Ziegel häuften, ohne daß jedoch weder Hammer noch Hobel, weder Säge noch Beil auch nur im mindesten zu hören gewesen wären. Und doch wurden himmelhohe Eichen herbeigebracht und in Stücke geschnitten, ganze Haufen Steine zerhauen und bearbeitet.

Bestürzt trat er ins Haus, wo seine Frau in nicht minder großem Schrecken saß, denn Hund und Katze, Hahn und Henne, Enten und Gänse drängten sich ängstlich um sie herum und schrieen, und die Pferde im Stalle sprangen und tobten.

Besonders furchtsam that ein großer Hahn, der schönste, den man im ganzen Orte sehen konnte, und

unter den Thieren des Hauses auch das von der Frau am meisten geliebte. Als dieser sich nicht mehr zu schützen wußte vor Noth und Angst, flog er seiner Herrin auf den Schooß; doch diese stieß ihn erschrocken von sich und rief, sich kreuzend, um Hülfe; der Hahn fiel zur Erde, erhob sich aber alsbald wieder und schrie laut sein Kikiriki.

In demselben Augenblicke scholl vom Hofe her ein fürchterlicher Schlag, so daß die Erde zitterte; zugleich verschwanden die Werkleute, und die Scheune, blieb unvollendet. Am andern Morgen wunderte man sich allgemein im Dorfe über die schöne Scheune voll Garben jeder Art, denn keiner konnte begreifen, wie sie hingekommen war, und der Bauer hütete sich auch wohl, etwas von seinem Abentheuer verlauten zu lassen.

Das Loch, welches am Giebel noch unvollendet geblieben war, konnte er aber auf keine Weise schließen, und das steht auch noch offen bis zum heutigen Tage. Auch singt seit jenem Tage ein Hahn auf der Meierei immer früher, als alle andern im Dorfe.

187.

Die Teufelsscheune zu Gallemaerde.

Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 7.

Die Hallegasten aus Westflandern ziehen auf ihrer Pilgerfahrt unter andern auch durch Gallemaerde, und da möchte nicht mancher zu finden sein, der es unterließe, ein Kreuz zu schlagen, wenn er in diesem Dorfe an der Teufelsscheune vorbeikommt. Alle Ungläubigen spotten zwar darüber, aber zur Strafe für ihren Dünkel bleibt das Wunder bestehen, und kein Mensch kann es ändern.

Digitized by Google

Vor einigen hundert Jahren hatte nämlich der Bauer des Pachthofes, zu dem die Scheune gehört, das Unglück, diese zu verlieren; ob durch Wind oder Feuer, weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, daß es im August war und er des andern Tages sein Korn einfahren mußte. Verzweifelnd lief der Bauer durch die Felder und her und hin, als plötzlich ein Herr vor ihm stand, der ihn nach der Ursache seines Mißmuthes fragte, worauf der Angeredete bescheidentlich die ganze Sache erzählte. — „O, ist es nichts anderes", sprach der Fremde, als der Bauer geendet, „da will ich euch wohl helfen. Wollt ihr mir auf dieses Pergament mit eurem Blute euer Handzeichen schreiben, dann soll morgen früh, ehe der Hahn kräht, eure Scheune fix und fertig da stehen; wo nicht, ist unser Accord gebrochen." Mit den Worten hatte der Herr ein Pergamentblättlein aus der Tasche gezogen und stach nun mit einer Nadel dem Bauer in die Hand, und dieser machte mit dem herauströpfelnden Blute sein Handzeichen. Bald aber gereute es den armen Mann doch, dem Teufel also leichtsinnig seine Seele verkauft zu haben, und er konnte vor lauter Angst nicht schlafen, und als seine Frau den Casum vernahm, konnte die gleichfalls nicht schlafen und war nicht minder in Angst und Schrecken, als er selbst.

Aber Weiberlist über alle List, sagt ein altes Sprich- und Wahrwort, und das bewährte sich auch hier. Lange bevor nämlich, ehe der Hahn noch krähen konnte, sprang die Frau aus dem Bette und vor das Haus, wo sie eine unendliche Zahl von Arbeitern an der Scheune beschäftigt sah. Als sie aber bemerkte, daß nur noch ein Stück von der Seitenmauer unvollendet war, steckte sie schnell den Mund zwischen die Hände und schrie aus allen Kräften: Kikeriki! Kikeriki! und alle Hähne der Nachbarschaft folgten und schrieen treulich auch ihr Kikeriki.

Zugleich verschwanden die Werkleute sämmtlich, und die Scheune blieb unvollendet.

Nach der Zeit hat man oft versucht, das Loch zuzumauern; aber dann kommt Satan in der Nacht und bricht es wieder auf, und das aus purer Rache, daß ihn das Bauerweib also geprellt hat.

188.
Der Hirte von Canegem.

S. Nelemans im Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 80.

Die Morgenröthe eines schönen Lenztages brach eben an, als ein Recollet aus dem Kloster von Thielt mit zwei Novizen aus dem Convente kamen, um auf den Termin zu gehen. Auf einem ziemlich ausgedehnten Felde, der Kouter genannt, angekommen, gewahrten sie einige Schritte vom Wege ab eine zahlreiche Heerde von Schafen, ohne jedoch einen Hirten dabei zu sehen. Neugierig blieben sie stehen.

„Ehrwürdiger Vater", begann einer von den Novizen, sich zu dem Recolleten wendend, „bemerkt ihr nicht, wie der Hirtenstab, der dort in der Erde steckt, so sorglich von dem Hunde bewacht wird?"

„Ja", entgegnete der Gefragte, „und noch mehr. Bald sollt ihr den Grund davon kennen."

Mit diesen Worten schritt der Geistliche voran und gelangte bald zu dem Stabe. Der Hund ließ, obgleich bis jetzt seine Aufmerksamkeit mehr auf den Stab, als auf die Heerde gerichtet war, doch den Recolleten ruhig nahen. Dieser war in der Zwischenzeit beschäftigt, Gebete aus einem lateinischen Buche zu lesen, und siehe, bald stand ein von Kopf bis Fuß in Schweiß gebadeter Greis, dessen Mienen einen heftigen Schrecken zeigten, vor den

Augen der Mönche. Der Recollet erhob sein Haupt und fragte den Alten mit aller Ruhe:

„Mein Freund, woher kommt ihr?"

Der Greis antwortete nichts und stand wie versteint vor Angst.

„Freund, fürchtet euch nicht und antwortet mir, ich will euch erlösen."

Der Alte kam langsam von seiner Verwirrung zurück, doch tiefe Scham ließ ihn nicht offenherzig sein, bis er endlich nach vielem Zureden also sprach:

„Ehrwürdiger Vater, es sind schon fünfzig Jahre, daß ich mich dem Satan verbunden habe, und seitdem bin ich gezwungen, seine Befehle buchstäblich zu vollbringen. Eben war ich in ein unterirdisches Gewölbe gerufen, um einer Teufelsgesellschaft beizuwohnen."

„Wolltet ihr wohl von dem höllischen Joche erlöset sein?"

„O sprecht mir davon nicht ... Satan steht bereit, mir den Nacken zu brechen."

„Ich verbürge euch, daß von Seiten des Teufels euch kein Leid geschehen soll."

Diese Worte übten auf den Greis einen so mächtigen Eindruck, daß er alsbald in des Recolleten Vorschlag einging.

Schnell ward einer von den Novizen nach dem Kloster abgefertigt, um alles zu der Ceremonie Nöthige herbeizuholen. Bald nach seiner Rückkehr war die Entjochung vollbracht und der Schäfer erlöst.

189.

Der Violinbogen.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 159.

Ein alter Geiger kam eines Abends in der Gegend von Hesdin bei furchtbarem Sturm und Wetter noch seines Weges dahergeschritten. Er mußte durch den Wald, verfehlte aber den Weg in der Dunkelheit und irrte lange herum, ohne sich zurechtfinden zu können. Darob ärgerlich, stieß er heftig mit seinem Stocke an die Erde und fluchte einen so gotteslästerlichen Fluch, wie in seinem ganzen Leben ihm keiner über die Lippen gekommen war. Zu gleicher Zeit erblickte er in der Ferne ein helles Licht, faßte neuen Muth und ging mit hastigen Schritten durch Dick und Dünn darauf los. Als er ganz nahe dabei war, sah er, daß das Licht aus den Fenstern eines prächtigen Schlosses kam, welches er vorher nie gekannt und von dem er in seinem ganzen langen Leben kein Sterbenswörtchen gehört. Froh, doch endlich einmal unter Dach zu kommen, trat er in das Thor, durcheilte den Vorhof und stand bald vor der offenen Thüre eines glänzend erleuchteten Saales, in welchem eine Menge von Männern und Frauen sich befand. Die einen saßen an langen Tafeln um köstliche Mahle gereiht, die andern spielten an kleinern Tischen, der größte Theil aber drehte sich unter wildem Gejauchze in lustigem Tanze. Nachdem der Alte einige Zeit das Ganze sich angesehen, trat er zu dem, welcher ihm der Herr des Schlosses schien, und bat denselben, ihm zu erlauben, daß er die Nacht in einem Winkel der Burg zubringen dürfe. Ein huldreiches Lächeln und freundliches Nicken war die ganze Antwort; alsbald kam ein reichgekleideter Diener, der dem Künstler die Violine abnahm und sie an einem Goldnagel aufhing. Nun konnte der Alte sich gar nach

Herzenslust ergehen in dem Saale; der erste Gang aber war zur Bühne, wo die Musiker saßen. Neben derselben fand er zu seiner großen Freude eine Viola, so schön, wie er noch keine gesehen, und darum gedachte er, sogleich auch einmal den Ton derselben zu versuchen. Indem er aber seine Augen an der Bühne herumgehen ließ, um die Treppe zu suchen, welche auf dieselbe führe, — denn er hielt sich für fähig genug, es mit dem besten von den Musikanten aufzunehmen, — erblickte er mit einem Male ein bekanntes Gesicht auf derselben. Es war das seines Lehrmeisters in seiner Kunst, der schon dreißig Jahre im Grabe lag. — „Heilige Mutter Gottes, was ist das!" schrie da der Alte bestürzt aus. Im selben Augenblicke verschwand die ganze Gesellschaft mit den Dienern und den Tafeln und den Musikern und dem Schlosse.

Am andern Morgen fanden Leute aus Auffin den alten Violinisten ohne Besinnung am Fuße des Galgens liegen; er hielt einen weißen Violinbogen in der Hand; seine Geige und sein gewohnter Bogen hingen aber an der großen Zehe eines der Gehenkten, um dessen Schultern des Künstlers Mantel vorsichtig gewickelt war.

Aufgeweckt aus seiner Ohnmacht, eilte der Alte mit schnellen Schritten nach Hause. Als er aber dort den weißen Violinbogen näher beschaute, erkannte er, daß das ein Todtenknochen war, und darauf stand mit Silber eingelegt der Name eines Mannes aus Hesdin, der in der Gemeinde in übelm Rufe stand.

Als der Künstler mit dem Bogen zu diesem in die Kammer trat, erbleichte der arge Mensch und bot dem Alten einen Beutel, der nimmer leer wurde, und immer sechs Pfund parisis enthielt, wenn er nichts sagen würde. Der Alte versprach das gerne, nahm die Börse und wurde durch sie in Kurzem ein reicher Mann.

Nun hatte der Alte aber vier junge Neffen, und das waren böse Buben, und die verschworen sich zusammen, ihren Oheim zu tödten. Als dieser das nächste Mal auf seinem Maulesel, gefolgt von dem die Violine tragenden Diener, durch den Wald ritt, da sausten auf einem Kreuzwege plötzlich vier Pfeile auf ihn zu, und er sank tödtlich getroffen zu Boden. Der Diener entfloh.

Ehe aber noch die vier Bösewichte dem Leichnam nahen konnten, trat ein langer, schwarzer Kerl auf denselben zu, griff in eine Hosentasche des unglücklichen Künstlers, zog eine kleine Börse daraus und verschwand mit derselben unter dem von gräßlichem Gelächter begleiteten Rufe: „So nutzen meine Gaben, haha!"

Erschüttert von der Scene, standen die Mörder noch da, als der Constabler von Hesdin mit seinen Leuten heranzog, sie festnahm und auf Befehl des Provosten an die Bäume hing, hinter welchen sie sich versteckt hatten.

Von der Zeit an hieß die Stelle: der Kreuzweg der vier Brüder, und diesen Namen trägt sie noch heutzutage.

190.

Die schlafenden Mönche.

Thomas Cantipratensis S. 408.

Es war ein Mönch, der meistens schlief, wenn die Matutin in der Kirche gesungen wurde. Einmal schlief er auch wieder, und da sah er im Schlafe einen sehr häßlichen Teufel, der einen eisernen Löffel mit flüssigem Pech in der Hand trug, zu allen Mönchen hinging und den Schlafenden den Löffel anbot. Als der Teufel aber auch zu ihm kam und ihm den glühenden Löffel darhielt,

da zog er den Kopf schnell zurück und stieß sich ein großes Loch hinein an dem Chorgestühle. Seit der Zeit hat er nicht mehr geschlafen.

191.

Der Teufel im Kloster.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant rc. Delft 1584.

In dem Jahre 1503 geschah ein wunderliches Ding binnen der Stadt Goude, und es trug sich zu in einem Kloster, genannt zu Sankt Maria Magdalena, daß der Teufel hineinkam und an schönen Tagen sich oft unter die Schwestern schlich. Bisweilen zeigte er sich als ein schöner Jüngling und griff an der Schwestern Brust, und nahm sie in den Arm und trieb viel wunderliche Manieren; bisweilen aber erschien er auch als ein häßliches Thier und neckte die Schwestern, und machte gefährliche Sachen, so daß fast alle darob von Sinnen kamen. Dieses hat so lange gedauert, bis die Schwestern große Buße und Abstinenz hielten und milde Almosen gaben, denn dadurch wurde der böse Satan abgeschreckt und kehrte nicht wieder.

192.

Der Teufelsstein zu Utrecht.

Mündlich.

Auf der Oudeqracht zu Utrecht liegt an der Ecke des Eligensteges ein gewaltiger Kiesel, der mit vier dicken Ketten an dem Eckhause befestigt ist. Ehemals trieb der Teufel damit allerlei Unfug und schmiß ihn bald hier, bald dort in der Stadt umher, so daß die Einwohner

sich endlich genöthigt sahen, ihn also fest zu machen, damit der Böse nicht fürder damit werfen könnte.

193.

Der Teufelsstein bei Namür.

Mündlich von Herrn Quetelet.

Dieser Stein lag in einem Garten und war von gewaltiger Größe, und es ging die Sage von ihm, daß kein Mensch ihn von der Stelle bringen könnte. Das wollte der Besitzer des Gartens probiren und hat ihn in Stücke hauen lassen.

194.

Wucherer gestraft.

Thomas Cantipratensis S. 237.

In Brabant ist es geschehen, daß ein böser Wucherer lebte, der viele Witwen und Waisen um das Ihrige gebracht hatte. Dieser bat stets die Mönche, daß sie sich seiner im Gebete erinnern möchten, aber darum besserte er sich doch nicht. Da wurde er einmal plötzlich von einer argen Krankheit überfallen; als er aber seinem Ende nahte, da sah man zwei große schwarze Hunde, welche immer um das Bett liefen, und als der Wucherer starb, da streckte er die Zunge mehr als einen Fuß lang heraus, so daß es gräulich anzuschauen war.

Digitized by Google

195.

Der Teufel als Schulmeister.

Thomas Cantipratensis S. 217.

In einer Schule waren zwei Schüler, und an denen war kein gut Haar; sie wollten ihrem Meister gar nicht gehorchen und thaten immer das Gegentheil von dem, was er sagte; auch störten sie die andern stets in ihren Arbeiten.

Nun geschah es aber, daß der Schulmeister starb, und als er drei Tage todt war, da erschien der Teufel mit einer eisernen Ruthe in der Mitte der Schule vor allen Schülern und sah die beiden Buben mit gräulichen Blicken an. Dann hob er seine Ruthe und drohte ihnen den Tod, und dann verschwand er. Die beiden Schüler sind aber wenige Tage nachher gestorben.

196.

Zwei Thürme.

Mündlich von Piot.

Ueber dem Portal der Kirche von Neerysche befinden sich zwei Thürme. Einen derselben hat die Gemeinde errichtet, den andern aber hat der Teufel gebaut.

197.

Die ungetaufte Glocke.

Mündlich von Piot.

Vor dem Thurme der Jacobskirche in Löwen hängt eine kleine Glocke unter einem kleinen Dache. Diese ist nicht getauft, und darum konnte sie keinen Platz in dem

Thurme der Kirche haben. Der Teufel hat sie also außerhalb desselben gehangen.

198.

Die Hochzeit zu Carron-Saint-Martin.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 75—83.

Der Bräutigam war der reichste Mann, die Braut das schönste Mädchen im ganzen Orte; die Hochzeit war glänzend und alles ging lustig zu bis zur Stunde, wo man tanzen wollte. Da wurde nämlich dem jungen Ehemanne plötzlich gemeldet, daß ein Fremder an der Thüre um Einlaß bitte; und ehe er noch antworten konnte, trat der sonderbare Gast schon in den Saal. Kaum hatte der Bräutigam ihn erblickt, als seine Wangen sich bleichten; auch erwiederte er den Gruß des Fremden nur kalt. Dieser inzwischen kümmerte sich wenig darum, setzte sich zu Tische, leerte die größte Bierkanne in Einem Zuge und aß den größten Schinken bis auf die Knochen rein auf, so daß alle Gäste ein kalter Schauder durchrieselte, denn sie konnten sich nicht denken, wie ein Mensch in der Welt dermaßen zu essen und zu trinken vermöge.

Als er die Schüsseln der Tafel meist geleert, fragte er heiter den Bräutigam, der weiß wie eine Leiche an einem Stuhle sich hielt: „Aber das nenn ich mir eine Hochzeit, wo nicht einmal eine Violine drauf ist." Da nahm einer der andern das Wort und sagte, daß der Spielmann nicht habe kommen können wegen des schlechten Wetters. „Oho, wenn das alles ist", entgegnete der Fremde, „da will ich schon helfen, ich hab meine Violine an der Thüre stehn." Und als er das gesprochen, ging er hinaus und kam gleich darauf mit seinem In-

strument wieder, stellte einen Stuhl auf einen der Tische, setzte sich darauf und begann die lustigsten Weisen von der Welt zu spielen.

Alle ordneten sich zum Tanze, der Bräutigam ausgenommen, der in einer Ecke in Gedanken verloren stand. Kaum bemerkte der Fremde dieß, als er von dem Tische herabsprang und auf ihn zueilte. „Wie, Hans, heute ist der schönste Tag deines Lebens, und du stehest da, als könntest du keine drei zählen?" sprach er zu ihm. Aber der Bräutigam blieb in Träumen versunken. Da legte der Fremde ihm, wie vertraulich, die Hand auf die Schulter, und mit Einem Male durchzuckte es den eben Vermählten wie mit Stacheln der Hölle, er riß sich empor in der wildesten Freude, tanzte, sprang, schrie und tobte, und lachte so gräßlich, daß man ihn eher für einen Wahnsinnigen hätte halten mögen, als für einen Menschen, der in kurzer Zeit der Erfüllung lang und heiß gehegter Wünsche entgegensieht. Die übrigen Gäste waren von ähnlichem trunkenen Schwindel ergriffen, und also trieben alle es fort in seltsamer Lust, bis die Stundenuhr Mitternacht kündete. Da steckte der Fremde die Violine in die Tasche, stieg von seinem Tische nieder, trat zum Bräutigam und sprach ruhig kalt: „Jetzt ist's Zeit, nicht wahr?"

„Eine Nacht, nur eine Nacht noch!" bat der Angeredete, von schrecklichem Fieberschauer gerüttelt.

„Nein!" war die Antwort.

„Dann laß mir noch eine Stunde wenigstens, eine kleine Stunde" ....

„Nein!" scholl es unerbittlich zurück.

„Eine Viertelstunde dann!" flehte der Bräutigam.

„Nein!"

„Doch ich habe Mitleid mit dir", fuhr der Fremde dann fort, nachdem er sich einen Augenblick an des Armen

Verzweiflung geweidet hatte, „will deine Frau dieß unterschreiben, so schenk ich dir noch acht Tage."

Der Bräutigam entriß den Händen des Unbekannten ein rothes Pergamentblatt mit goldenen Buchstaben, heftete einen langen Blick darauf, schmiß es aber wieder mit Abscheu zur Erde.

„Dann muß ich Abschied von der Gesellschaft nehmen", sprach da der Fremde, „und du wirst mich wohl einen Schritt begleiten, nicht?"

Mit diesen Worten grüßte der kleine Mann alle Anwesenden gar freundlich, schlang vertraulich seinen Arm um den Hals des Bräutigams und verließ mit diesem das Zimmer, nachdem er noch zuvor der Braut zugeflüstert:

„Adieu, Kind; seid nicht böse über mich, daß ich euch den Mann fortführe, ihr sollt ihn bald wiedersehn."

Wohl sah die Arme den Bräutigam wieder, aber erst am andern Tage, und als eine schwarzverbrannte Leiche. Als man dieselbe in die Kirche brachte, erloschen alle geweihte Kerzen, und das Grab, in welches man die Todtenlade einsenkte, war am andern Morgen leer.

199.

Das Höllenloch zu Cameryk.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 31—38.

Also heißt gegenwärtig ein häßliches Viertel der Stadt, in welcher die Hefe der Bevölkerung aus der ganzen Gegend sich zusammenfindet. Vor sieben hundert Jahren stand dort ein schönes, großes Schloß, dessen Besitzer mit dem Teufel im Bunde war und demselben seine Seele verkauft hatte. Er schändete alle Jungfrauen, deren er habhaft werden konnte, tödtete die Priester

und preßte den Bewohnern der Umgegend den letzten Groschen aus.

Also hatte er es lange schon getrieben, da strafte ihn endlich der Himmel; während eines fürchterlichen Sturmes fuhr ein Blitz in das Schloß und tödtete ihn mit seinen Dienern, wenige ausgenommen, die, frommeren Gemüthes, ihm oft abgerathen hatten von seinen Schandthaten.

Diese gingen zum Bischofe und baten ihn, zu erlauben, daß sie den Körper ihres Herrn in geweihte Erde bestatten dürften; aber der Bischof wollte davon nichts hören, sondern verbot ihnen und jedem andern Christenmenschen, diesen Körper zu berühren, und befahl vielmehr, ihn anzuspeien, wenn sie daran vorbei müßten.

Dieß Verbot inzwischen war nicht nöthig, denn kaum hatten einige Diener des Bischofes den Körper des Ritters, der sich Truander nannte, in den Schloßgraben geworfen, als die Erde rings herum Feuer und Flammen entsandte, die kein Wind und kein Regen zu löschen vermochte. Viele tausend Teufel wurden darin gesehen, die Oel und Pech ohne Unterlaß hineingossen, und damit keiner es wage, dem Orte zu nahen, kroch ein großer Drache um denselben herum.

Tag und Nacht konnte man auf viele Meilen weit das Geheul Truanders und der Diener und das höllische Gejubel und Gejauchze der Teufel vernehmen; kurz es war ein gräulich Wesen, wie es keines Menschen Auge seitdem gesehen.

Der Bischof wurde endlich von Mitleid gegen Truander durchdrungen und beredete einen der ehemaligen Vasallen des Ritters, der dessen übrige Besitzungen geerbt hatte, diese Güter zum Wohle der Armen zu verkaufen. Als der fromme Vasall dieß gethan, verschwand der höllische Spektakel. Auf dem Schlosse wollte aber

kein Mensch wohnen, und so verfiel es langsam, und die umwohnenden armen Leute bauten sich aus den Steinen ihre Hütten, in welchen jedoch nie Gottesfurcht zu finden war.

Der Name Höllenloch (trou d'enfer) blieb der Stelle aber bis zum heutigen Tage.

200.

Benthem.

J. Picardt, Korte Beschryvinge van eenige vergetene en verborgene antiquiteten van't oude Vrieslant. Groningen 1731. S. 141 ff.

Dieß ist ein starkes Kastell von gewaltiger Bauart, und wie Tecklenburg eines der allerältesten und mächtigsten von Frießland. Ein alt Erbgerüchte sagt, daß der Drus, nachdem er Tecklenburg vollendet, das Schloß Benthem gebaut habe. Als einen Beweis und ein Wahrzeichen dafür zeigt man dicht bei dem Hause Benthem eine hohe Felsenklippe, welche noch heutzutage der Drusstuhl heißet, und einen platten Stein, der oben darauf liegt, und das Druskissen genannt wird.

201.

Leyden.

Van der Vryheyt van Doerne. Chronik aus dem 14. Jahrhundert. S. Bibl. des antiquités belges. T. I, p. 71. — Vgl. Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585.

In den Niederlanden wohnten ehedem bei Antwerpen, Gouwen, Nymwegen und Leyden große Riesen, welche von den Wanderern Zoll erpreßten und dieselben auf jede Weise quälten. Der zu Leyden wohnte, war der stärkste und geehrteste von allen, darum gab er auch

Geleitsbriefe, mit denen versehen man bei den andern Riesen sicher passiren konnte. Von diesem Geleite aber empfing die Stadt Leyden in Holland ihren Namen.

202.

Das Riesenbein zu Hamme bei Dendermonde.

Davidis Lindani de Teneramonda lib. III, p. 67 ed. Gram.
Jak van de Velde im Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 60.

Vor Zeiten wohnten Riesen um Hamme herum, einer unter andern in der Stadt selbst, ein zweiter auf dem entgegengesetzten Ufer der Durme im Waeslande. Einst entspann sich unter den beiden ein Wortwechsel, wer von ihnen der längste sei, und in Folge dessen gingen sie nach Thielrode, wo man eben eine Kirche baute, und beide konnten mit ihren Händen die Mauer bis zum Dache bereichen, und sie legten jeder einen Stein darauf.

Andere kennen drei Riesen um Hamme (wo der dritte wohnte, das weiß man nicht mehr) und sagen, die hätten sich nicht zu Thielrode vereinigt, um ihre Länge zu messen, sondern um eine Kirche daselbst zu bauen. Zu dieser hatten sie keine Gerüste nöthig, denn sie konnten gemächlich bis zum Dache reichen. Einer von ihnen brauchte auch weder Boot noch Brücke, wenn er über die Durme mußte, er watete hindurch, und weder Strömung, noch Tiefe des Wassers konnte ihn daran hindern.

Unter dem Portal der Kirche auf linker Hand hängt noch der Oberschenkel eines der Riesen, und der hat vier Fuß und sechs und einen halben Zoll Länge (waessches Maaß), und auf der dünnsten Stelle einen Umfang von dreizehn Daumen. Er wurde vor langer Zeit in der Durme aufgefischt und sorgfältig bewahrt, ja das Volk

trägt eine solche Verehrung zu ihm, als wäre es die Reliquie irgend eines Heiligen.

Die Straße in Hamme, wo der Riese gewohnt hat, heißt aber noch heutigen Tages die Riesenstraße (Reuzenstraet).

203.

Der Riese Hidde.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. Col. Agr. 1588. p. 236.
Pierius Winsemius, Geschiedenisse van Vrieslant. Franeker 1622. Fol. Buch III, S. 93.
Grimm, Deutsche Sagen. I, 420.

Zu Karls des Großen Zeit lebte ein Friese Namens Hidde, groß von Leib und ein starker Mann, ging ins Land Braunschweig und wurde vom Herzog zum Vogt seiner Wälder und Bäume gemacht. Als er einmal durch die Wildniß ging, stieß er auf eine Löwin mit ihren jungen Welpen im Nest, tödtete die Alte und brachte die Jungen als Wölfe, die er gefangen habe, dem Herzog an Hof. Diesem gefiel die Einfalt des Mannes, welcher keinen Unterschied machte zwischen Löwen und Wölfen, und begabte ihn mit vielen Ländereien in der Gegend der Elbe. Da baute er sich ein Wohnhaus und nannte es Hiddesacker nach seinem Namen.

204.

Hünengräber.

J. Picardt, Korte Beschryvinge van eenige vergetene en verborgene antiquiteten van't oude Vrieslant. Groningen 1731. S. 37 u. 49.

Nach der Aussage vieler Leute sind die Hünengräber Bauwerke des Teufels, und der hat die zu dem Zwecke

aufgerichtet, daß die alten Heiden ihm dabei opfern und ihn unter dem Namen Herkules dabei verehren möchten. Diesen Teufelsdienst bei den Hünengräbern hat erst Bischof Bonifaz II. von Utrecht abschaffen können.

In alten Zeiten hat es stets gräulich bei denselben gespukt, und hat der Teufel daselbst wunderliche Dinge verrichtet, so daß es nur wenige oder gar keinen gab, der es gewagt hätte, bei der Nacht an denselben vorbei zu gehen.

205.

Die Hünenbetten zu Noordsleen und Oosterholte.

Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 62.

Das Hünenbett zu Noordsleen ist von einem Geiste gebaut worden, und zwar von demselben, der auf dem Ellertsfelde in dem Hügel spukt, welchen man die Kirche ohne Pfaff (papelooze kerk) heißet.

Das zu Oosterholte haben die Riesen gebaut, als sie vor Zeiten noch im Lande wohnten, und zu einem Wahrzeichen davon zeigt man noch die Spuren ihrer Finger, welche sie den Steinen im Angreifen derselben eingedrückt haben.

206.

Der nackte Zwerg.

Schayes, Essai historique sur les moeurs etc. des anciens Belges.

In einem Dorfe bei Mecheln konnte ein Müller einmal Abends nicht mit dem Durchsieben seines Mehles fertig werden und verschob darum den Rest der Arbeit auf den folgenden Tag. Da er müde war und eilte, vergaß er ein Butterbrot mitzunehmen, welches er den Mittag auf

die Mühle mitgebracht hatte. Als er aber am andern Morgen die Thüre öffnete, fand er zu seinem Erstaunen alles Mehl durchgesiebt, das Butterbrot jedoch war verschwunden. Das däuchte dem Müller wunderbar, und er versuchte am Abend dasselbe, fand auch den folgenden Morgen wieder alles in schönster Ordnung, nur sein Butterbrot nicht. Darob wurde er gar neugierig, den also leicht zufriedenen Arbeiter kennen zu lernen, und barg sich am Abende des dritten Tages hinter einige Mehlsäcke. Bis Mitternacht hatte er schon gewartet, ohne daß sich etwas geregt hätte, da öffnete sich plötzlich die Thüre der Mühle und ein nackter Zwerg trat ein und setzte sich, nachdem er das Butterbrot verzehrt, fleißig hinter die Arbeit.

Der Müller aber war ein züchtiger Mann und hatte auch ein gar mitleidiges Herz, darum that es ihm in der Seele weh, den armen Zwerg nackt zu sehen. Er fügte also am folgenden Abende dem Butterbrote einen vollständigen Anzug bei, und hatte die Freude, seitdem den kleinen Mann immer in seinem Röckchen und Höschen zu sehen, wenn derselbe seine nächtliche Arbeit zu verrichten in die Mühle kam.

207.

Zwerge zu Löwen.

Mündlich.

Das Schloß Cäsar gehörte ehedem den Tempelherren. In den unterirdischen Gängen desselben, deren es viele hat und welche die ganze Umgegend weit und breit durchkreuzen, wohnte vor Zeiten eine Menge von Zwergen. Das waren aber keine von den guten, sondern lauter recht böse und neckische, welche den Einwohnern von Löwen allen Schabernack anthaten, der nur

ersonnen werden kann, und sie auf jede mögliche Weise vexirten. Deß waren die Löwener endlich herzensmüde und häuften darum eines Tages eine Masse Stroh am Eingange der Gänge auf und zündeten das an, so daß die Zwerge alle ersticken mußten.

208.

Kabotermannekens zu Herselt.

Schayes, Essai historique sur les moeurs etc. des anciens Belges.

Die Bewohner des Dorfes Herselt erzählen, daß bei Gelegenheit eines Krieges eine große Menge Kabotermannekens in ihre Gegend gekommen sei. Diese schlugen ihre Wohnung nahe beim Dorfe inmitten eines großen Waldes auf, und zwar in dort befindlichen Erdhöhlen, doch kamen sie sehr häufig ins Dorf, um eins oder das andere zu holen, ohne aber jemals einem Menschen etwas zu Leide zu thun. Wenn ihre Frauen alt wurden, ließen sie dieselben mit einem Milchbrötchen in der Hand in ein Loch steigen, welches sie gleich darauf sorgfältig wieder zuwarfen. Wie die Bauern behaupten, waren die Frauen mit der Todesart sehr zufrieden und wurden keineswegs dazu gezwungen.

209.

Müller und Zwerg.

Schayes, Essai historique sur les moeurs etc. des anciens Belges.

In dem Dorfe Gelrode liegt ein kleiner Hügel, Kabouterberg genannt, in welchen mehre Höhlen gegraben sind. Diese Höhlen waren vor Zeiten die Wohnung von den Kabotermannekens. Hatte der Müller des Ortes

den Mühlstein abgenutzt, dann legte er ihn nur vor die Mühle und ein Butterbrötchen nebst einem Glase Bier dazu, und er konnte sicher sein, den Stein am andern Morgen aufs schönste geschärft wiederzufinden. Ebenso that er, wenn er sein Linnen gewaschen haben wollte.

210.

Der Gertruden-Thurm zu Löwen.

Mündlich von Piot.

Diesen Thurm haben vor langer, langer Zeit die Zwerge gebaut, als sie noch in Löwen und der Umgegend heimisch waren. Ob sie auch an der Kirche geholfen, weiß ich nicht.

211.

Die Zwerghöhle zu Remouchamps.

Colson, Souvenirs des vacances. Revue belge 1837. p. 373.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CXXXI.

Die Grotte zu Remouchamps, einem Weiler in der Provinz Lüttich, heißt im Munde der umwohnenden Landleute trô dès sotai (trou des nains, Zwergloch). In dieser Grotte befinden sich viele wunderbare Figuren, die haben die Zwerge gemacht. Wenn die Umwohner ehedem eine schwere Arbeit zu machen hatten, so trugen sie dieselbe nur an das Zwergloch, und am andern Tage war sie fix und fertig.

Digitized by Google

212.

Witte Juffers und witte Wijven in Frießland.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. l. III, c. 31.
De Reiffenberg, Nouvelles archives histor. 1829.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer.

Zu den Zeiten des Kaisers Lothar waren in Frießland viele Geister und Gespenster, welche daselbst ihr Wesen trieben. Sie wohnten auf einer kleinen Hügelspitze in einer künstlichen Höhle, die jedoch von keiner Menschenhand gemacht war, und hießen gewöhnlich witte Wijven (weiße Frauen). Ueber ihre Gestalt weiß man nichts Bestimmtes. Nächtliche Wanderer, Hirten, Getreidehüter, so wie Gebärende und Kinder führten sie oft heimlich mit sich in ihre Höhlen und unterirdischen Gänge, aus welchen man häufig Seufzen, Kindergeweine und Schluchzen hervorbringen hörte. Darum hielt man sorgfältig Wacht bei schwangern Frauen und kleinen Kindern, damit die weißen Frauen sie nicht holten. Eine von ihnen spukt noch bei Bierum, andere bei Golinse, Eenum, Farsum u. s. w.

Heutzutage nennt man sie witte Juffers und unterscheidet sie von den witte Wijven, die einen ganz entgegengesetzten Charakter haben sollen. Sie stehen nämlich den Kindbetterinnen hülfreich bei, führen Verirrte auf den rechten Weg zurück und bezeigen sich in jeder Hinsicht liebevoll und freundlich gegen die Menschen. Auch sind ihre Wohnungen nicht so gar abschreckend, und finden sich stets nahe bei Dörfern oder Städten. Es sind meist Hügel oder mit Bäumen bewachsene Gruben, wie z. B. die bei Lochem in Holland, wo drei witte Wijven zusammen wohnen. In Frießland und Drenthe kennt sie noch jedes Kind. Naht man den Gruben oder

Hügeln, oder tritt man in dieselben, so vernimmt man wunderbare Dinge.

213.
Kludde.

Jules de St.-Genois im Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 47.

Kludde oder Kleure ist ein böser Geist, der in einem großen Theile von Brabant und Flandern sein Wesen treibt. Was seine Gestalt betrifft, ist er ein wirklicher Proteus. Darum sind die Bauern auch dermaßen ängstlich vor ihm, daß sie Abends um keinen Preis in einen Wald, auf eine Wiese, einen Acker oder eine Straße gingen, wo der gemeinen Sage nach Kludde seinen Aufenthalt hat. Oft kann man hartnäckige und eigensinnige Kinder sehen, die nur durch die Androhung von Kludde's Nahen sich zügeln lassen. Junge Mädchen zittern gleichsehr vor ihm, denn sie glauben, daß er auch als Mahr umgeht.

Oft verwandelt sich dieser Geist in einen Baum, der zuerst gar zart und klein dasteht, doch bald zu einer unermeßlichen Höhe sich erhebt und in den Wolken verschwindet, während alles, was ihn an der Erde umgibt, in die Kreuz und Quer geworfen wird. Ein anderes Mal behängt er sich mit der Haut eines großen schwarzen Hundes, läuft also auf seinen Hinterpfoten, rasselt dabei mit einer Kette am Halse und springt dem ersten, der ihm begegnet, unversehens auf den Nacken, und wenn er ihn dann zur Erde geworfen hat, verschwindet er ohne Spur. Meistens ist Kludde ein altes, abgemagertes Pferd, und als solches ward er der Schrecken aller Stall- und Pferdeknechte. Diese erzählen auch, daß, wenn sie oft Nachts ihre Rosse auf der Weide lassen, es ihnen häufig geschieht, daß sie anstatt auf ihren wohl-

bekannten Hengst oder ihre Stute sich auf Kludde's Rücken setzen, der alsbald in größter Schnelligkeit mit ihnen davonrennt, bis er an irgend ein Wasser kommt und dort seinen entsetzten Reiter hineinschmeißt. Während der arme Bursche sich nun zu retten sucht, legt Kludde sich mit dem Bauche platt auf die Erde nieder und lacht auf das abscheulichste, bis der Gebadete mißmuthig oder halb wüthend aus dem Wasser sich herausgearbeitet hat.

Nach Gelegenheit nimmt Kludde auch die Gestalt einer Katze, eines Frosches, einer Fledermaus oder irgend eines anderen Thieres an. Seine Ankunft kann man leicht an zwei blauen Flämmchen erkennen, die zitternd und hüpfelnd vor ihm herlaufen. Diese Flämmchen, von den Bauern auch Stalllichter genannt, sind, so viel man erkennen konnte, die Augen des Gespenstes. Entlaufen kann man Kludde schwerlich, und rennte man auch im schnellsten Zickzack vor ihm her; denn er würde, einer Schlange gleich, sich eben so schnell einem nachwinden.

Der Sage zufolge ist Kludde's Ursprung folgender. Ein armer Bauer hatte, um großen Reichthum zu gewinnen, seine Seele dem Teufel für zwanzig Jahre verkauft. Als aber die Zeit um war, wurde der höllische Vertrag zu nichts und der Mann verdammt, dem wandelnden Juden gleich, ewig auf der Erde herum zu irren, ohne irgend Ruhe zu finden und ohne jemals mit den Menschen in gute Beziehungen zu kommen.

Wenn dieser Geist flüchtet, lautet sein Geschrei: Kludde, Kludde! Und davon hat er seinen Namen erhalten.

In der Gegend von Ostende ist Kludde als Waternecker (Wassernix) bekannt, auf dem platten Lande in der Umgebung dieses Städtchens als Beere- oder Weerewolf (Wärwolf).

214.

Osschaert.

Jak van de Velde im Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 15.

Ehedem war es zu Hamme bei Dendermonde nicht geheuer. Ein böser Geist, Osschaert genannt, hauste dort; doch kann man eben nicht sagen, daß er nur Geißel war für die friedlichen Bewohner dieser Gegend, er hatte immer auch etwas sehr Heilsames für die Christen des Mittelalters, denn den Bösen war er ein fürchterliches Schreckbild, und manchen mag er wohl zur Umkehr auf den Weg des Guten gezwungen haben.

Sein gewöhnlicher Aufenthalt war der Ort, wo heutzutage das Kirchlein Van twee bruggen steht, und die nächste Umgebung sein Hauptwirkungskreis. Wenn ein Vermessener es nämlich wagte, gegen Mitternacht dort das Reimlein:

Grypke, grypke grauw,
Wilt gy my grypen,
Grypt my nou.

herzumurmeln oder gar laut zu schreien, dann sprang ihm Osschaert auf den Rücken, klammerte sich mit weit aufgesperrten Klauen an die Schultern des Verwegenen fest, und dieser mußte keuchend und ächzend mit ihm fort, bis sein gutes Glück ihn auf einen Kreuzweg leitete, wo der böse Geist nicht hinüber konnte und seinen Träger todesmatt hinwarf.

Mit dem eben genannten Sprüchlein scheint Osschaert häufig verirt worden zu sein, denn er trieb es je länger, je schlimmer, und am Ende waren nicht nur Trunkene oder Verwegene, die ihn neckten, Gegenstand seiner Quälereien, er verfolgte jeden, den er bei Nacht und Unzeit noch im Felde oder im Walde fand. Darum eilte der Ackersmann noch vor Sonnenuntergang mit hastigen

Schritten aus dem Felde, der verspätete Reisende suchte ängstlich ein Obdach für die sinkende Nacht, und mancher von den Landleuten zitterte selbst am Heerde und sandte feurige Gebete zu Gott, damit der Geist keine Macht über ihn habe.

Am peinlichsten war Osschaerts Reiten für den, dem eine schwere Schuld etwa das Gewissen drückte; auf dem lastete er mit erdrückender Schwere, in dessen Fleisch hackte er seine Klauen tief ein, dessen Nacken brannte sein höllenglühender Hauch furchtbar, und dabei verpestete fortwährend der unerträglichste Gestank jeden Athemzug des Sünders. Selbst wenn der also Gepeinigte niedersank vor Schmerz und Müdigkeit, blieb ihm keine Ruhe, er mußte wieder auf und wieder fort bis an einen Kreuzweg, oder ein Liebfrauenbild in der Nähe eines solchen.

Nun lebte aber vor längerer Zeit schon zu Hamme ein gottesfürchtiger Pfarrer, und der beschloß, tief gerührt von dem Drucke, unter welchem seine Gemeinde durch Osschaert seufzte, den bösen Reiter zu vertreiben, und er verbannte ihn durch Belesen für 99 Jahre an das Gestade der See, wo er bis heute noch herumirrt.

215.

Klackaert mit seinen Ketten zu Cortryk.

Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 4.

Klackaert ist der Geist eines der französischen Unterdrücker, welche in der berühmten Spornschlacht unter den Hieben der flammändischen Goedendags ihren letzten Seufzer aushauchten. Um sich ob dieses schmachvollen Todes zu rächen, hatte der Geist seine Freude daran, Frauen und Kinder und selbst Männer durch das Gerassel schwerer Ketten zu erschrecken, welche er hinter sich

her schleppte. Sehen konnte man ihn nicht, aber man hörte ihn über die Straße ziehen, in die Häuser brechen und Treppen und Zimmer durchlaufen. Fand er bei dieser Gelegenheit irgend ein lecker Schüsselchen, dann setzte er sich stille zu Tische, nahm ganz behaglich ein Mahl ein und ließ unterdessen seinen unfreiwilligen Wirth mit dessen Gesinde in desto tiefern Schlaf versinken.

Der Aufenthalt Klackaerts war die sogenannte Klackaertshöhle, die Stelle, wo der Bach Ronduitje von einer steinernen Brücke überwölbt in den Stadtgraben von Cortryk mündet. Da fand man im Winter, wenn das Wasser in den Gräben gefroren war, einen nagelneuen Spielball liegen, der im Munde des Volkes Klatjen hieß. Die Bursche aus der Stadt kannten das Ding wohl und hüteten sich, ihm zu nahen; kam aber ein Fremder oder ein Bauernjunge auf das Eis, dann sorgten die Schalken, daß der auf das Klatjen aufmerksam wurde. Kaum griff er jedoch darnach, da husch! kam aus der Ferne ein anderer Ball gegen den ersten angeschossen, der allzu Gutgläubige erhielt eine schallende Ohrfeige und die Beine wurden ihm unterm Leibe weggezogen, ohne daß er wußte, von wem.

Also dauerte Klackaerts Rache bis zum vorigen Jahrhundert, wo Flandern einen Theil von Frankreich bildete, sonder Zweifel der bestimmte Zeitpunkt, bis wohin die Cortryker geplagt werden mußten. Seitdem wurde kein Spielbällchen mehr auf St. Jans Veste im Winter gesehen, das Kettengerassel nicht mehr gehört und kein lecker Schüsselchen mehr geleert.

216.

Flerus.

Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 51.

In einem Hofe der Gemeinde Lessinge bei Ostende ging alles gar sehr nach Wunsch und Willen, so daß derselbe bald einer der reichsten in der ganzen Umgebung war. Man schrieb dieß einem Nix, Namens Flerus, zu, der sich dort aufhielt und, je nachdem es sich gab, bald menschliche, bald thierische Gestalt annahm. Wenn ein Pferd krank war, rief man Flerus, der zur Stunde als ein kräftiges und muthiges Roß erschien, sich willig einspannen ließ und dreimal so viel that, als jedes andere Pferd. Nie weigerte er sich eines Dienstes; selbst wenn die Mägde voraussahen, daß ihnen nicht Zeit genug bleiben würde, den Hof zu scheuern, wie es sich gebührte, kam Flerus auf ihren Ruf, holte Wasser herbei und brachte es ihnen zu. Der einzige Lohn, den er dafür begehrte, war ein wenig süße Milch mit Zucker.

Einst aber beschlossen ein paar junge und leichtsinnige Dienstmädchen, die durch Flerus Gutmüthigkeit in etwa übermüthig geworden waren, ihm einen Streich zu spielen. Sie riefen ihm, er kam alsbald. Als er jedoch die aufgetragene Arbeit verrichtet, setzten sie ihm statt seines gewohnten Mahles süße Milch mit Knoblauch vor. Kaum aber hatte der Geist davon gekostet, als er verschwand und dabei rief:

Melk en look!
Flerus verhuist,
En't geluk ook.

Seitdem hörte und sah man nichts mehr von ihm auf dem Hofe, und alles ging den Krebsgang. Doch behielt der Hof von ihm den Namen Flerushof.

217.

Seeritter gefangen.

Occa, Ausg. von Andr. Cornelius. (Leeuw. 1597.) Fol. 36b.

Anno 1305 am 10. März wurde in der Mitte des Meeres ein Seeritter gefangen, der ganz vollständig gewappnet und gar schön von Gliedern war. Man hat ihn zu jedermanns Verwunderung im Lande umhergeführt, doch ist er schon in der dritten Woche zu Dockom gestorben.

218.

Der Neckerspoel in Mecheln.

Grammaye, Machlinia. p. 13.

Es geht eine Sage, daß ehedem der Herr der Nacht, Nachker geheißen, in Mecheln verehrt worden sei, und daß davon der Neckerspoel seinen Namen bekommen habe. Andere wollen wissen, ein unterirdisch wohnender Geist, ein Gott des Wassers habe daselbst Orakel ertheilt.

219.

Meerminne.

Soeterboom, De soetstemmende Zwaane van Waterland. S. 98. Gouthoven und die meisten andern holländischen und friesischen Chroniken.

Gegen das Jahr 1400, ein wenig vor dem Tode Herzogs Albrecht von Bayern, des Grafen von Holland, kam in einem großen Sturme und Unwetter ein wild und ungezähmt Seeweib in der Südersee zum Vorschein, und ist durch eine Oeffnung in den Deichen ins Purmermeer getrieben, schlafend und wachend, von einem Ende

zum andern, und suchte Atzung und Kost auf dem Grunde des Wassers. Sie war ganz nackt am Körper und trug keine Kleider, jedoch war sie mit mannichfachen Sachen behangen, als da sind Moos, Schilf und anderes. Und also schwamm sie viele Zeit um und wieder, und wußte nicht wohin, denn die Oeffnung, durch welche sie gekommen war, hatte man wieder verstopft. Die Frauen und Mägde, welche mit Kähnen von Edam und anderswoher kamen, und über das Purmery ihre Kühe zum Melken führten, sahen das Weib treiben und schwimmen im Wasser und erschraken sehr und wunderten sich darob. Und als sie sie öfter sahen, wurden sie es gewohnt und gingen näher, um sie zu beschauen, und zuletzt faßten sie Muth und versammelten sich, und zogen die Meerminne mit Gewalt aus dem Wasser in ihre Kähne und brachten sie nach Edam auf die Straße. Es konnte aber niemand ihre Sprache verstehen, auch verstand sie unsere Sprache nicht. Da wusch man sie und zog ihr die Seegewächse ab und Kleider an deren Stelle an, und sie begann Speise zu essen, doch wollte sie immer klüglich wieder ins Wasser springen; sie wurde aber zu gut bewahrt. Und da ist viel Volkes zugelaufen, um sie zu sehen, und die Haerlemer wollten sie von den Edammern haben, und die Edammer schenkten sie ihnen. Da lernte sie spinnen und lebte noch lange, bis sie starb; da wurde sie auf dem Kirchhofe begraben, weil sie öfters das heilige Kreuzzeichen gemacht hatte.

220.

Nixer.

Delrio, Disquis. mag. p. 28.

Man hat häufig an Flüssen und Quellen Geister gesehen, welche die deutschen Belgier Neckers nennen.

Bald waren solche Geister in Chören vereint und sangen wunderliebe Weisen, bald ordneten einzelne nach der Weise der Frauen das Haar auf der Fluth. Einige Male haben sie auch mit Menschen geredet und Spiele von aller Art gespielt.

221.

Der arme Nix.

Mündlich.

Bei Gent hat sich oftmals auf dem Wasser der Schelde ein alt Männchen sehen lassen, war ein Necker (Nix), hat immer geseufzt und geklagt. Zwei Kinder, die am Ufer einmal spielten, sahen ihn auf sich zukommen und sind weggelaufen, worob der Necker jämmerlich geweint hat. Er that keinem Menschen etwas zu Leide. Wenn man ihn fragte, was ihm fehlte, dann holte er einen tiefen Seufzer und verschwand.

222.

Das Vaterunser.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen rc. II, 548.

Einem Lehrjungen begegnete einmal zwischen Licht und Dunkel auf der Straße ein schwarz klein Männchen, schien ein Handwerker zu sein. Das fragte ihn, ob er keine Lust hätte, bei ihm in Dienst zu treten, er sollte einen guten Herrn an ihm finden. Der Junge antwortete, er hätte bereits einen Meister und brauchte keinen neuen. „Gut", sprach der andere, „wenn du auch einen Meister hast, kannst doch das verrichten, wozu ich dich gebrauchen will, und in deinem alten Dienste bleiben

Für wenig Mühe gebe ich dir einen guten Lohn." Fragte der Junge, was denn seine Arbeit und sein Lohn sein sollte? Darauf sagte das Männchen: „Jeden Abend, wenn es dämmert, sollst du hier ans Wasser kommen und ein Vaterunser beten; sollst jeden Tag ein Geldstück haben, wie dieß, und es immer hier auf dem Pfosten finden. Darfst aber keinen Abend überschlagen." Der Junge dachte, das wäre ein gut Ding für ihn, also leichtlich und ohne etwas von seiner Arbeit zu versäumen, so viel Geld zu winnen, und noch dazu mit Gebet. Nahm es an und gelobte, fleißig der Sache nachzukommen. „Wie ist dein Name?" fragte das Männchen. Als der Junge den genannt hatte, that der andere, als könnte er ihn schwerlich behalten. Begehrte darum, daß er ihm den Namen schreibe und zugleich das beifüge, wozu er sich verpflichtet habe, in Art und Weise eines Contractes. „Wo soll ich denn aber Feder und Papier holen?" fragte der Junge. Schnell nahm das kleine Männchen eine Feder hinterm Ohre weg und gab ihm die nebst einem Stückchen Papier. „Das ist gut", sprach der Junge wieder, „aber nun habe ich noch keine Dinte?" — „Ist wahr", entgegnete der andere, „doch wollen wir darum die Sache nicht aufgeben. Sieh, da ist ein Messer, ritze damit ein Bißchen die Haut an deinem Arme, so bekommst du sonder Pein bald so viel Blut, daß du wohl die paar Worte schreiben kannst." Der Junge ließ sich bereden und that also. Das Männchen nahm die Schrift und ging von dannen und ermahnte den Jungen noch einmal dringend, nur keinen Abend das Vaterunser zu vergessen. Der Lehrjunge erfüllte sein Versprechen redlicherweise, fand auch jeglichen Abend sein Geld richtig auf der Stelle, die ihm das kleine schwarze Männchen angewiesen hatte. Aber durch all das Geld wurde er zu Spielen und Saufen verlockt. Weder sein

Meister, noch auch seine Mutter wußten, wo er an das Geld kam. Der erste meinte, seine Mutter gäbe es ihm, und die meinte, er bekäme es von dem Meister. Darob wurde der endlich erbittert und verwies es der Frau mit scharfen Worten, daß sie ihrem Sohne Geld gäbe, denn dieser käme dadurch zu Müßiggang und einem ruchlosen Leben. Die Frau aber versicherte ihn vom Gegentheil und sprach, sie wäre eine arme Wittib und hätte nichts zu geben, hätte aber geglaubt, der Junge verdiene sich durch seinen Fleiß so viel. Nun beschlossen sie beide, den Jungen einmal hart vorzunehmen. Der erzählte ihnen ganz willig, wie er sich jeden Abend das Geld verdiene. Das befremdete die Mutter und sie glaubte, es stecke nichts Gutes dahinter; besonders lag ihr die Blutschrift schwer auf der Seele. Ging darum mit ihm zu einem geistlichen Herrn. Der fragte ihn, ob er glaube, daß das schwarze kleine Männchen ein wirklicher Mensch gewesen sei? Sprach der Junge: „Das weiß ich nicht, aber es schien mir also." Da fragte ihn der Geistliche weiter, ob er je gehört habe, daß ein Meister von einem Lehrjungen einen mit Blut geschriebenen Contract verlangt habe? worauf der Junge antwortete: „Nein." Da ermahnte ihn der Geistliche, fürder abzustehen von solchem Gewinnste, und betete mit ihm und schloß ihn auch ins Gebet vor und nach der Predigt ein. Kurz nachher fand man den Contract auf dem Altar der Kirche liegen.

223.

Rammeken.

E. Wachtendorp, Rymkronyk van Hollant. S. 13a.

Auf der Stelle, wo nun Rammekens steht, wohnten ehedem eine große Anzahl von dem Volke der Nixen,

und die sangen daselbst und spielten süße Weisen, also daß es ferneher in die See scholl.

224.

Melusina.

Histoire des choses les plus memorables advenues en Europe depuis 1130 etc.
De Reiffenberg, Nouvelles archives historiques. 1829.

Auf dem Schlosse Enghien erschien ehedem Melusina jedes Mal, wenn ein Mitglied der dasselbe besitzenden Familie sterben sollte. Dieß hat der Herzog von Aerschot der Schwester Heinrichs IV. von Frankreich versichert.

225.

Der weiße Geist.

Chronyke van Vlaenderen. Msc.

Hat ein glaubhafter Mann mir erzählt, wie er von einem Geiste gequälet worden, der ihn Nachts bei der Nasen gezupfet, ihn mit den Füßen aus dem Bett gezogen, ihm das Licht ausgeblasen und alsdann ihn ausgelacht und dabei immer gesprochen: „Heiß mich was thun, heiß mich was thun.“ Worüber dieser Mann am Ende übeln Muthes geworden und gesagt: „Ei, so fahr' in Gottes Namen in den Mist und laß mich in Ruh.“ Und ist der Geist zur selben Stunde in den Mist gefahren und hat darin also gewühlt, daß der Mann ihm hat befehlen müssen, heraus zu kommen und ihm an der Feldarbeit zu helfen, welches der Geist gleichfalls gethan. Einmal hat der Mann ihn Teufel genannt, darob er aber sehr erzürnt und gesagt, er sei kein Teufel, sondern

ein friedlicher Geist, der gern mit Menschen verkehre und ihnen beistünde. Hat ihn also statt schwarzen Geist von der Zeit an weißen Geist geheißen.

226.

Schlacht in der Luft.

Occa, Ausg. von Andr. Cornelius. (Leeuw. 1597.) Fol. 36 a.

Im Jahre 1304 hörte man zwischen Scharl und Warns Nachts gegen zwölf Uhr ein lautes Rufen in der Luft: „Helft, helft, helft!“ Als die Leute vor den Thüren ihrer Häuser sich darnach umschauten, sahen sie zwei Männer in der Luft, welche kämpften, gleichwie wenn sie auf festem Boden gestanden hätten. Hinter den Männern standen zwei große Haufen Volkes, die durch ihre Bewegungen zu erkennen gaben, daß sie den Männern Muth zuriefen, und dieß dauerte über eine Stunde lang. Als dann einer von den Kämpfern unterlag, ließ der Sieger die beiden Volkshaufen sich die Hände geben, und in demselben Augenblicke verschwand alles.

227.

Reiter in der Luft.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 51 c.

Zu den Zeiten des Grafen Jan van Henegouven ist in Holland ein wunderbar Zeichen gesehen worden, welches ein Vorspuk war von großer Trübniß. Es ist nämlich ein Mann auf einem Pferde sitzend in der Luft erschienen und hat alles Volk ermahnt, die Waffen zu ergreifen und nach der See hin zu eilen, um dort die Feinde zu schlagen und zu vertreiben. Und als das

Kriegsvolk an die See kam, haben sie viele hundert Schiffe gesehen, die das Meer, so weit man sehen konnte, bedeckten. Als sie aber darauf zu ziehen wollten, ist der Mann in der Luft mit sammt den Schiffen verschwunden, und hat ein weiser Mann das so ausgelegt, daß die Flammänder Holland, Zeeland, Frießland und Utrecht winnen, aber so schnell wieder verlieren würden, wie die Schiffe sich verloren hatten; welches auch geschehen.

228.

Hausgeister.

Joan. Meletius.
Delrio, Disquis. mag. p. 297.

Diese wohnen an verborgenen Orten des Hauses, oft auch in dem Holzstall oder in Holzhaufen. Sie nähren sich von Speisen aller Art, die man ihnen bringt, und wofür sie dann Getreide aus der Nachbarn Scheunen und Söllern stehlen. Wenn sie in ein Haus kommen wollen, werfen sie zuvor Sägespäne auf dem Flur umher und Koth in die Milchgefäße. Läßt der Hausvater die Späne ruhig, wirft er sie nicht weg und trinkt er von der beschmutzten Milch mit seinem Gesinde, so kommt der Hausgeist zu ihm und bleibt in dem Hause für immer.

229.

Wilibrord verjagt einen Geist.

Alcuinus Flaccus in vita Wilibr. ap. Surium. Tom. VI.
Laur. Beyertinck, Theatrum vitae humanae. Colon. Agripp. 1631. fol. A. f. 399 f.

Zu den Zeiten Wilibrords, des heiligen Bischofes von Maestricht, trug es sich zu, daß in einem Hause

seines Bisthums ein gräulicher Spukgeist sich zeigte, der die Speisen, Kleider oder andern Hausrath plötzlich fortnahm und ins Feuer warf. Auf diese Weise mußte die Familie viel erdulden und kein Geistlicher konnte sie von dem Geiste befreien. Als der Hausvater den heiligen Wilibrord um Hülfe anrief, befahl der, alles Geräthe aus dem Hause zu tragen und mit Weihwasser zu besprengen. Als dieß geschehen war, da begann auf der Stelle, wo das Bett gestanden, Feuer auszubrechen, und das ganze Haus brannte ab.

Nachher baute der Hausherr auf derselben Stelle ein anderes, welches er wohl mit Weihwasser besprengen ließ, und darin hatte er Ruhe vor dem Geiste.

230.

Kobolde.

Delrio, Disquis. mag. p. 281.

Diese wohnen in Berghöhlen und sind besonders denjenigen gefährlich, welche die Metalle aus der Erde graben, oder verborgene unterirdische Schätze suchen; denn sie fallen diese Leute an und tödten sie mit ihrem Hauche.

231.

Königin Habundia.

Delrio p. 295 u. 935.

Wenn diese mit ihrem Gefolge (nymphae albae, dominae bonae, dominae nocturnae) in einem Hause erscheint, das ist ein Zeichen von Glück und Vorspuk.

Man bereitet ihnen vollständige Mahlzeiten zu, Essen aller Art und Wein und setzt es ihnen hin.

232.

Spukende Thiere.

Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 79.

Auf der Haide zwischen Tilburg und Breda spukt ein feuriger Hirtenhund, in der Nähe auf andern ein schwarzer Hund mit einem Schlüssel im Maule und ein Esel mit einer eisernen Klaue.

233.

Das erwürgte Kaninchen zu Cortryk.

Kunst= en Letter=Blad. 1840. S. 84.

Eine alte Frau von siebenzig Jahren hat mir das Folgende erzählt.

Ich war eben zwölf Jahre alt, als ich eines Samstags im Sommer meiner Mutter das Haus hatte schruppen helfen. Nach gethaner Arbeit setzten wir uns beide auf die Thürschwelle, um noch etwas mit einander zu schwätzen. Es schlug just elf Uhr; kein Mensch war mehr auf der Straße zu sehen. Plötzlich erblickten wir an dem einen Ende derselben ein immer mehr zunehmend hell Lichtchen, welches aus seinen beiden Brandpunkten auf uns Frauen hinleuchtete. „Gott, das erwürgte Kaninchen!" schrie meine Mutter im größten Schrecken. Wir sprangen beide ins Haus und schlossen die Ober= wie die Unterthüre; ich griff nach dem Besen und stopfte das Spülloch selbst zu. Das erwürgte Kaninchen zog langsam vorbei, denn das konnten wir an dem Lichte merken, welches durch

das Schlüsselloch drang und so stark und hell war, daß man in dem Winkel in einem Buche lesen konnte.

Obgleich eilig durch den Schrecken, habe ich doch das erwürgte Kaninchen genugsam betrachtet und seine Gestalt wird mir mein Leben nicht mehr aus dem Gedächtnisse kommen. Es hatte die Größe der größten Katze und war schneeweiß von Farbe und seine Augen brannten wie zwei Karfunkel.

Das erwürgte Kaninchen, welches seit einem halben Jahrhundert nun nicht mehr gesehen worden, war von sehr sanfter Art und that keinem Menschen etwas zu Leide, wenn es nicht geneckt wurde. Am Vorabende kam es gewöhnlich in sein Eckchen am Krahnen sitzen.

Ein wilder und rauher Schmiedegeselle wollte es einmal in seinem Schurzfell fangen, aber es fiel ihm an den Hals und warf ihn Hals über Kopf in die Lei, worauf es alsbald verschwand.

234.

Die goldene Ziege auf dem Schlosse Logne.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège.

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wohnte auf dem Schlosse Bierloz, einem Lehen von Logne, ein Ritter, der eine wunderschöne Tochter hatte. Weit und breit in der ganzen Umgebung gab es kein Mädchen, welches mit ihr hätte wetteifern können, und darum mag man sich auch nicht wundern, wenn die Sage meldet, daß die Freier sich zu Hunderten auf Bierloz versammelten. Keiner von allen aber konnte sich der Gunst der Jungfrau rühmen, denn diese hatte längst schon ihr Herz verschenkt, und zwar an einen edeln Knappen des Herzogs Waleran von Luxemburg. Der Vater Martha's

liebte den braven Jüngling innig, und so wurde, als die beiden ihm ihr Einverständniß entdeckten, die Hochzeit auch nicht auf lange mehr hinausgeschoben, sondern gleich auf den kommenden Sonntag festgesetzt.

Da die Trauung nach dem Wunsche des Herzoges in Logne, wo er eben Hof hielt, statt finden sollte, so begab sich Martha mit ihrem Vater am Vorabende dorthin, um am andern Morgen recht frühe schon sich zu der Feier bereiten zu können. Kaum aber hatte Valeran die reizende Braut erblickt, als er schwur, daß sie um jeden Preis sein werden müsse, und, in seiner Liebesraserei alles vergessend, was ihm bis dahin heilig und theuer war, die Herzogin unter einem nichtigen Vorwande zu ihrer Mutter sandte. Am andern Morgen wurde der Bräutigam mit eiligen Aufträgen nach Poilvache bei Dinant abgeschickt, und zwar mit dem Befehle, daß er nicht eher zurückkommen dürfe, bis er gerufen werde. Der Ritter war ebenfalls leicht entfernt, und so fand sich der Herzog allein mit Martha.

Da er bemerkt hatte, daß ihr Herz gar sehr an Putz und schönen Kleidern hing, so überhäufte er sie alsbald mit diesen Dingen, und Martha gefielen die Geschenke gar nicht übel. So wurde es dem Herzoge leicht, das schlichte Mädchen bald für sich zu gewinnen, und ihre Gunst wurde ihm ganz, als er eines Tages zu ihren Füßen ihr seine Liebe offen und in den glühendsten Ausdrücken erklärte.

Das Gerücht von dem vertrauten Umgange des Herzoges mit Martha von Bierloz verbreitete sich bald in der Umgegend und drang selbst nach Poilvache. Dem armen Knappen kam die Nachricht anfangs unglaublich vor, er sandte darum Spähér gen Logne, aber diese konnten ihm nur die Wahrheit der Aussage aller bestätigen. Auch der alte Ritter hörte von der Sache; auch

er konnte kein Zutrauen schenken, und doch mußte er es, als er bei einem Besuche auf Poilvache dasselbe aus des Knappen Munde hörte. Der Gram darüber zehrte an seinem Herzen auf eine schreckliche Weise; und nicht lange, und man führte seine Leiche gen Bierloz, um dieselbe bei seinen Ahnen zu bestatten. Der Knappe folgte ihm bald. Die Herzogin überlebte nicht länger die trübe Kunde.

Alles das aber rührte Martha nicht im mindesten. Die Feste, welche Valeran tagtäglich ihr zu Ehren gab, betäubten die Stimme ihres Gewissens, und wollte diese sich etwa in einer Stunde der Ruhe regen, so war der Anblick der Kleinodien und Prunkkleider, welche sie in Fülle besaß, hinreichend, dieselbe dennoch verstummen zu machen.

Eines Morgens suchte man sie vergebens in ihrer Schlafkammer. Da sie, mit all ihrem kostbaren Schmucke beladen, die Nacht durchtanzt und erst mit Anbruche des Tages den Herzog verlassen hatte, so dachte dieser alsbald an eine Entführung oder einen Raub. Er schickte somit Boten in die ganze Umgebung, sie zu suchen, aber man fand nicht die mindeste Spur von ihr. Schon gab Valeran alle Hoffnung auf, sie je wiederzusehen, als eines Tages ein Diener ihm meldete, daß man Martha's Leiche am Eingange eines unterirdischen Ganges gefunden. Der Herzog begab sich alsbald dahin, aber sie war verschwunden und mit ihr aller Schmuck.

Seitdem sieht man am Vorabende hoher Feste eine mit Gold und Edelsteinen bedeckte Ziege diesen Gang durchrennen. Wer dieselbe am Schwanze fassen könnte, dem müßte sie den Ort anzeigen, wo Martha's Schatz vergraben liegt.

235.

Der unterirdische Gang im Schlosse Beaufort.

Mündlich.

Von dem Schlosse Beaufort an der Maaß laufen viele unterirdische Gänge weit umher in der Umgegend. Einer derselben führt unter der Maaß durch bis zum Schlosse Moha; in der Hälfte desselben ist eine weite, schöne Halle, ringsum mit in Stein gehauenen Bänken versehen. Im Mittelpunkte derselben springt ein hoher Brunnen von klarem Wasser, und den bewacht eine goldene Ziege. Zuweilen kommt dieß Thier auch herauf bis in die Ruinen des alten Schlosses, aber das ist kein gutes Zeichen, denn nach jeder der Erscheinungen ist noch ein Unglück gefolgt.

236.

Der alte Bär.

Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 77.

In Westerwolde bei Groningen liegt ein weiter See, das Lijskemeer genannt. Fischer, die auf demselben beschäftigt waren, hörten oft eine rauhe Stimme aus dem Wasser rufen: „Laat my ouden beer toch leven!“

237.

Der umwandelnde Hund zu Lüttich.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. Liège 1838. I, p. 78.

In der Citadelle Lüttich war einmal ein gar strenger Major, dessen einzig Vergnügen darin bestand, die Sol=

daten zu quälen. Darum machte er jede Nacht die Runde, um die Wachen auf den Posten zu überraschen und sie in die Flucht zu jagen.

An der Nordseite der Citadelle aber stand einmal ein alter Kriegsmann auf der Wache, und auf den hatte es just der Major abgesehen. In dem Dunkel der Nacht schlich er sich auf Hand und Fuß heran, um den Soldaten recht zu erschrecken. Dieser aber war nicht links, legte die Flinte ans Backen und schoß, nachdem er dreimal sein Werda! gerufen, und der Major sank todt zu Boden.

Seit der Zeit sehen die Wachen an dieser Stelle jede Nacht eine Laterne vom Kirchhofe herkommen, und gleich darauf stürzt ein großer schwarzer Hund an ihnen vorbei.

Vor wenigen Jahren hat der Hund noch einen Soldaten, der an ihn wenig glauben wollte und seine Kameraden stets mit dem Gespenste neckte, dergestalt zu Boden geworfen, daß er alle Besinnung verlor und lange nachher noch im Hospital liegen mußte.

238.

Der Platzmajor von Nymwegen.

Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 40.

Kein Infanterist hat eine Woche in Nymwegen in Garnison gelegen, der von dem Vorfalle nicht zu erzählen wüßte, den ich jetzt mittheilen will.

Es lebte nämlich in dieser Stadt ein schlimmer Platzmajor, und keine Nacht verging, wo der nicht eine oder die andere Schildwache auf ihrem Posten überraschte und für etwaige Schlafsucht dann krummgeschlossen bei Brot und Wasser büßen ließ. Besonders war dieß das Loos

der Wachen, welche auf einem der Bollwerke an einem Pulvermagazin standen. Der Platzmajor kletterte dort den Wall hinauf, schlüpfte zwischen dem Grase her und nahm den Schläfern das Gewehr aus dem Schilderhäuschen, oder jug die Wachenden, welche nur in etwa furchtsam waren, in die Flucht; im Gegentheile hatte er immer Zeit genug, bis der kühnere sein dreimaliges Werda! gerufen, sich erkennen geben zu können.

Einmal aber gegen Mitternacht hatte einer die Wache an dem Pulvermagazin, dem weder vor Teufel noch Hölle bangte, ein so echter geldrischer Schnapphahn, wie sein Vaterland nur einen liefern kann. Als das Gras in gewohnter Weise sich zu regen anfing, bemerkte der Bursche wohl, daß etwas da spuken müsse, und schrie sein Werda! — Keine Antwort erfolgte, aber die Bewegung rückte stets näher. „Werda, Werda!" rief er drauf, und ehe der Spuk noch auf den dritten Ruf antworten konnte, knallte paff! die ganze Gewehrladung auf ihn los und — der Platzmajor kollerte Hals über Kopf den Wall hinunter.

Seitdem findet man dort keine Wache mehr schlafen, wenn es gegen Mitternacht angeht; aber jede Nacht, wenn die Uhr zwölfe schlägt, kommt der Platzmajor in Gestalt einer weißen Katze und fliegt den wachthabenden Soldaten zwischen den Beinen durch.

239.

Die Nonne mit der Sau.

Mündlich von Piot.

In dem Parc-des-dames, einer Abtei bei Löwen, lebte eine fromme Oberin, die dabei auch von hoher körperlicher Schönheit war. Diese Oberin trug eine große

Andacht zu der heiligen Mutter Gottes und alle Tage betete sie viele Stunden vor deren Bilde.

In einem Augenblicke der Schwäche jedoch horchte sie zu viel den verführerischen Worten eines Geistlichen, der häufig das Kloster besuchte, und sie ließ sich sogar von diesem aus dem Kloster locken. Nachdem sie lange mit demselben sich herumgetrieben, wurde er ihrer endlich müde und verließ sie, worauf sie bald eines elenden Todes starb.

Seitdem sieht man sie jede Nacht auf einer glühenden Sau, von Flammen umsprüht, aus einer Laube reiten, in der sie zuerst mit jenem Priester sündigte. In größter Schnelligkeit rennt das Thier mit ihr auf das Kloster zu und wieder zurück, und nach mehrmaligem Hin- und Herrennen verschwinden beide in jener Laube.

240.

Pieters-Rode.

Mündlich von Piot.

Dieß ist eine Ruine in der Nähe von Aerschot. Ehedem war es ein prächtiges Schloß, und dieß gehörte einem Herrn aus der Familie Merode. Dieser Herr war ein gewaltiger Jäger, aber dabei zugleich ein gar frommer Mann. Er hörte jeglichen Morgen, wenn er von der Jagd kam, eine Messe in der Kapelle seines Schlosses, und seit vielen Jahren hatte er diese Messe nie versäumt. Eines Morgens aber blieb er lange auf der Jagd, und da die Stunde schon längst vorbei war, zu welcher er wiederzukehren pflegte, so begann der Geistliche die gewohnte Messe; doch kaum hatte er dieselbe angefangen, als der Burgherr von der Jagd zurückkam.

Sogleich trat einer der Knappen zu ihm und meldete ihm, daß die Messe schon im Gange sei und er sich eilen müsse, wenn er noch ein Stück von derselben haben wolle. Darob ergrimmte Herr von Merode auf das allerhöchste, er stürzte zur Kapelle und erschoß den Geistlichen am Altare.

Seitdem muß er jegliche Nacht in einer glühenden Kutsche, die mit schwarzen Pferden bespannt ist und auf deren Bocke ein feuer- und flammensprühender Kutscher sitzt, durch die Allee nach dem Schlosse fahren. Zu gleicher Zeit springen alle Thüren von selbst auf, ein fürchterliches Geheul durchhallt die Säle und Gänge, und dieß dauert so lange, bis es Eins schlägt, worauf Kutsche und Pferde verschwinden und die gewohnte Ruhe rückkehrt.

241.

La Bête de Staneux.

Bovy II, S. 69.
Urtheil vom 1476. Msc.

Staneux ist der Name eines Waldes in der Gegend von Franchimont. An diesem Walde haben die Bewohner von Polleur ein uraltes Recht, weil sie dort ein Ungethüm getödtet haben.

Das Bild dieses Ungethümes findet sich noch hier und da in Holzschnitt und ist eine Art Centaur, nämlich halb Pferd und halb Mensch. Mit der Linken hält es einen Bogen, den die Rechte anspannt, und einen Pfeil an seiner Schnur. Vor einigen Jahren wurde das Original, nach welchem die Holzschnitte gefertigt sind, bei einem jährlichen Volksfeste, der sogenannten Cour du coucou (15. August), in einer benachbarten Schenke ausgestellt. Auch hatte man eine roh gearbeitete hölzerne

Statue dieses Ungeheuers, die, gleich dem Bilde, in der Pfarrkirche verwahrt wurde.

Wo das Gemälde hingekommen ist, weiß man nicht; die Statue wurde — wahrscheinlich auf Antrieb des Pfarrers, der sie aus der Kirche hatte werfen lassen — verbrannt.

242.

Wärwölfin.

Mündlich.

Ein kleiner Junge saß bei Audenaerde auf dem Felde, und seine Mutter schnitt Gras in der Nähe. Da kam auf einmal eine Wölfin auf den Jungen zu gelaufen und wollte ihn fressen; er aber nahm eine Sichel und stellte sich gegen die Wölfin, und als sie auf ihn zu springen wollte, schlug er ihr eine Pfote ab. Die Wölfin lief in den Busch, der Junge aber schrie seiner Mutter zu, daß die käme und die Wolfspfote sähe. Wie die Mutter aber kam, war die Pfote in eine Hand verwandelt, und hat man am andern Tage gehört, daß einem alten Weib, die schon längst in bösem Rufe stand, eine Hand abgeschnitten worden wäre; woraus klärlich zu erschauen, wer die Wölfin gewesen.

243.

Wärwolf.

Mündlich.

So war auch einmal einer von unsern Nachbarn mit seinem Bogen ausgegangen, um in Ronsse dem Vogelschuß beizuwohnen. Als er kaum halbwegs war, sah er plötzlich einen großen Wolf aus dem Busche heraus-

springen und auf ein dreizehnjährig Mädchen zu eilen, welches auf einer Wiese zur Seite der Landstraße die Kühe hütete. Der Nachbar besann sich nicht lange, zog schnell einen Pfeil, zielte und traf den Wolf glücklich in die rechte Seite, so daß der Pfeil stecken blieb und das Thier mit Heulen und Wimmern in den Wald zurückeilte.

Am andern Tage hörte er, daß ein Knecht des Bürgermeisters todtkrank liege, indem derselbe Tags vorher in die rechte Seite geschossen worden sei. Das machte den Nachbar neugierig und er ging zu dem Knechte und ließ sich den Pfeil zeigen, den er alsbald für einen von den seinen erkannte. Er hieß also die übrigen Leute herausgehen, und als er allein bei dem Knechte war, beredete er ihn, zu gestehen, woher die Wunde gekommen wäre, und da hat der Knecht ihm bekannt, daß er der Wärwolf gewesen sei; ist auch am andern Tage gestorben.

244.
Ins Wasser geworfen.

Ronsseus, Epist. medic. 50.
Delrio, Disquis. mag. l. II, questio XVI, p. 180.

In dem Dörflein Oostbrouck nicht weit von Utrecht lebte eine Witwe, welche einen Knecht bei sich hatte, der ihr die Haus= und Feldarbeiten verrichtete. Der Knecht hatte, wie die Leute denn neugierig sind, durch sein Gitterfensterlein häufig bemerkt, daß die Frau, wenn alles schlief, in den Stall an einen bestimmten Ort ging und dort aus der Krippe mit ihren Händen Heu nahm. Das wunderte den Knecht und er dachte in sich, warum seine Meisterin das thäte, und wollte einmal versuchen, was daraus würde, wenn er es ihr nachthäte. Als sie

nun einmal wieder im Stalle gewesen und eben wieder herausgegangen war, kam er auch in den Stall, beschaute sich alles genau und nahm auch von dem Heu. Kaum aber hatte er das in der Hand, als er durch die Luft fortgerissen und weit hin weggeführt wurde bis in das Städtlein, welches Wyck heißet, und in diesem Städtlein in einen großen Keller unter der Erde, wo er eine große Versammlung von Männern und Weibern fand. Als seine Meisterin und die andern ihn sahen, erschraken sie anfangs und fragten ihn dann aus, wie er dahin gekommen wäre, und der Knecht erzählte ihnen alles ganz getreulich. Da fing seine Meisterin an ganz gewaltig zu erzürnen und mit ihren Gesellen zu berathschlagen, was in der Sache zu thun sei; alle meinten aber, es wäre das Beste, den Knecht freundschaftlich zu empfangen und ihn zu bewegen, daß er nichts plaudere. Inzwischen kam aber die Stunde, wo alle sich trennen mußten, und sie wußten noch nicht, ob sie den Knecht todt machen oder ihn wieder gehen lassen sollten, blieben aber beim letzten stehen, und nachdem er ihnen versprochen hatte, nichts zu sagen, nahm ihn seine Meisterin auf die Schulter und beide flogen durch die Luft fort. Als sie aber über einen See kamen, dachte die Frau, es wäre besser, den Knecht ins Wasser zu werfen, dann wäre alles Plaudern am Ende, und also that sie und gab ihm einen tüchtigen Ruck, und der arme Mensch fiel in den See.

Aber unser liebe Herrgott wollte nicht, daß der Knecht also stürbe, und so kam er mit dem Leben davon, lag aber in großen Schmerzen im Schilf und seufzte und jammerte erbärmlich. Das hörten einige Leute, die gerade vorbeigingen, und zogen ihn heraus und fragten ihn, wie er dahin gekommen wäre, und da hat ihnen der Knecht alles erzählt. Da haben ihn die Leute auf einen Wagen

gelegt und nach der Stadt Utrecht zum Bürgermeister Johannes Culemburg gebracht, dem der arme Mensch sein Unglück auch erzählt, also daß sich der Bürgermeister höchlich gewundert. Und als man die Wittib nun ergriffen hatte, gestand sie dasselbe und hat dafür ihre verdiente Strafe empfangen.

245.
Der gestörte Hexentanz.

Mündlich von einer alten Frau.

Die junge Hexe hatte ihr klein Söhnlein mitgenommen zum Tanz gen Lembeke. Als das unschuldige Würmlein nun all die Hexenmeister und Hexen und seine Mutter mit also herumspringen sah, rief es laut aus: „Ach lieber Herr Jesus, was macht meine Mutter für Sprünge!“ Im selben Augenblick verschwand die ganze Sippschaft und das Knäblein hat drei Tage gehen müssen, ehe es wieder nach Haus kam.

246.
Die weißen Katzen zu Löwen.

C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 4.

Ein Brauergeselle zu Löwen, der gewohnt war, Abends spät in der Herberge zu sitzen, kehrte einst gegen Mitternacht zu seiner Wohnung zurück. Als er über den Markt kam, gewahrte er eine große Menge weißer Katzen, welche, die Vorderpfoten in einander geschlungen, auf den Hinterpfoten um einen Tisch herumsprangen und überlaut sangen:

Pfot' an Pfot',
Der Teufel ist todt.

Auf dem Tische stand ein silberner Pokal mit Wein gefüllt, aus dem die Tänzerinnen eine nach der andern tranken. Plötzlich umringten Hunderte dieser Katzen den Brauerknecht, und die erste von ihnen bot ihm den Becher an und wollte ihm Bescheid trinken lassen. Doch der arme Mann war durch den Anblick der wunderbaren Erscheinung so sehr getroffen, daß er lange bewegungslos und ohne ein Wort zu entgegnen da stand. Endlich kam er in etwa wieder zu sich selbst und sprach mit bebender Stimme: „Nein, ich will nicht trinken", und suchte zugleich sich bald einen Weg durch die ihn umringenden Thiere zu bahnen. Nun geschah es, als er so auf die Ecke der Thiensche-Straet kam, daß er zu nießen begann und nach gewohnter Weise zu sich selber sprach: „Gott segne dich!" Und siehe, kaum hatte er das Wort aus dem Munde, als alle Katzen über sein Haupt hinweggflogen und er noch lange hernach das höllische Gemauze in der Luft wiederschallen hörte.

247.

Vaderken van Geest.

Mündlich von Schayes.

Zu Liere halten die Zauberer und Zauberfrauen jeglichen Sonnabend Nachts einen Tanz auf dem großen Platze. Nun geschah es einmal, daß ein alt Männchen, welches van Geest hieß, da vorbei kam und hörte, wie die lustig Umspringenden sangen:

Vaderken van Geest
Is zoo zot als een beest.

Das alte Männchen blieb einen Augenblick verwundert ob der seltsamen Versammlung stehen, trat dann aber zu ihr und sprach sie vertraulich an: „God zegent u

alle, myne lieve Kinderkens.“ Kaum aber hatte er das letzte Wort aus dem Munde, als alle plötzlich verschwanden und Vaderken van Geest ganz allein auf dem dunkeln Platze stand, worob er nicht wenig erstaunt war.

248.
Die gefischten Steine.

Joa. Wieri de praestigiis daemonum. l. VI, cap. IX, col. 695.

Es waren einmal einige Häringfischer aus Rotterdam und Schiedam auf den Fang ausgezogen. Die Rotterdammer holten zuerst ihre Netze herauf und fanden sie voll der schönsten Fische; als aber die Schiedammer auch auszogen, hatten sie nur Steine darin. Sie vermutheten alsbald, daß da anderes im Spiele sein müßte, und faßten ein alt Weib, welches ihnen verdächtig war. Diese bekannte alsbald, sie sei durch eine Ritze in einem Fenster geflogen, habe sich in einer Muschel ins Meer gesenkt und dort die Häringe alle verscheucht, an die Stelle derselben aber Steine gelegt. Die Fensterritze war nicht einmal so groß, daß man einen Finger durchstecken konnte.

249.
Mahrzeichnen.
(Maerteekenen.)

Mündlich von C. van Swygenhoven.

In dem Dorfe Alveringen wurde ein kluger Mann einmal in das Zimmer einer Frau gerufen, die von der Mahr beritten war. Da nahm er eine Hand voll trocknen Sandes, sprach einige Worte, und warf den Sand in die Luft und überall herum, unter die Tische, Stühle,

Schränke, kurz in jedes Eckchen. Als er das kaum gethan, da stand plötzlich eine Person im Zimmer, von der keiner wußte, woher sie gekommen, und die man auch nie gesehen. Sie besann sich aber nicht lange, sondern öffnete schnell die Thüre und entfloh. Der kluge Mann aber sagte: „Da habt ihr die Mahr, und die wird so leicht nicht wiederkommen, denn sie ist nun einmal gezeichnet.“ Die Leute fragten, womit sie denn gezeichnet wäre, und der Mann antwortete: „Ei, nur mit einem Körnlein Sandes, aber ihre Macht hat nun ein Ende.“

250.

Mahr zieht aus.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Bei Vilvorde ist es geschehen, daß einige Schnitter im Korn ein Weibsbild fanden, die sich nicht rührte und wegte, als wenn sie geschlafen hätte; doch war es kein rechter Schlaf, denn die Schnitter sahen nicht, daß sie athmete. Neugierig, was es für ein Bewenden mit der Frau haben möchte, gingen sie hin und riefen einen Hirten, der im Rufe stand, Kunde zu haben von geheimen Dingen. Als dieser zu der Frau kam, sprach er alsbald, die schliefe nicht, sondern das wär' eine Mahr, und die wär' eben ausgezogen, um auf einem andern zu reiten. Deß lachten die Schnitter und sprachen, der Hirte wolle ihnen was weiß machen, doch der sagte: „Wartet nur ein kleines Weilchen, und ihr sollet Wunderdinge schauen.“ Darauf neigte er sich zu dem Weib und flüsterte ihr ein paar Wörtlein ins Ohr, und zugleich sahen die Schnitter ein kleines Thierchen, fingerslang und gar seltsam geformt, welches weither gelaufen kam

und in den Mund der Frau kroch. Als dieß geschehen, gab der Hirt ihr einen tüchtigen Schub, so daß sie wohl dreimal sich umrollte; davon wurde sie wach, schaute sich verwundert um und flüchtete dann in aller Eile zu großer Verwunderung der Schnitter, welche nun sich weidlich an der Sache ergötzten.

251.

Mahr vertrieben.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Zwei junge Männer in der Gegend von Vilvorde liebten ein Mädchen. Der eine von ihnen, der schönste von beiden, hatte aber ein Leid, wogegen er schon Hülfsmittel aller Art angewandt, welches jedoch all diesen Mitteln getrotzt hatte — er litt jede Nacht von der Mahr. Eines Tages klagte er auch seinem Nebenbuhler, wie sehr es ihn quäle, wenn er kaum im Bette liege, und wie kein Mittel in der Welt ihn davon befreien konnte. Darob lachte der andere und sprach: „Ei, es ist nichts leichter, als das; ich will dir einen Rath geben, und wenn du den befolgst, dann kommt die Mahr nicht mehr zu dir. Halte ein scharfes und wohlgespitztes Messer mit der Spitze gegen deine Brust, wenn du dich zu Bette legst, und schlafe nicht ein, dann wird die Mahr zum letzten Male dich besucht haben."

Der arme Bursche, froh, so leichten Spieles das Gespenst los zu werden, vergaß in seiner Seligkeit die Hälfte des Rathes und hielt das Messer mit dem Hefte gegen die Brust, also daß die Spitze aufrecht stand; und das war ein großes Glück für ihn, denn als die Mahr in der Nacht kam, verwundete sie sich an der Messerspitze

und kehrte nicht wieder. Andernfalls hätte sie ihm das Messer in die Brust gedrückt.

252.

Mahr im Schiffe.

Hect. Boethius l. VIII rer. scoticarum.

Im Jahre 1486 geschah es, daß einige Kaufleute von England aus nach Flandern schiffen wollten und sich ein so gräulicher Sturm erhob, daß der Mast mit den Segeln und Rudern zerbrach und alle den gewissesten Tod vor Augen sahen. Den Schiffsmann wunderte ein solch Unwetter im Mittsommer gar sehr und er erkannte bald, daß es nicht mit richtigen Dingen zugehen könne, sondern daß der Teufel im Spiele sein müsse, und rief das auch mit großem Geschrei seinen Gefährten zu. Da hörten sie auf einmal ein Weib aus dem Innern des Schiffes sich erbärmlich beklagen, daß sie von der Mahr geritten werde, und flehentlich bitten, daß der Schiffsmann sie ins Meer werfen sollte, damit durch ihren Tod wenigstens die andern Leute mit Gottes Gnade und Barmherzigkeit gerettet würden.

Der Schiffsmann aber rief einem Priester, der sich bei ihnen befand, zu, daß er zu dem Weibe gehen und sie trösten möchte, welches der auch gethan, und nachdem sie ihm gebeichtet und von Herzen Buße gethan dafür, daß sie während vieler Jahre schon mit der Mahr gelebt, hat er ihr vorgehalten, daß Gottes Güte nicht ihren Tod wolle und daß sie gewißlich Gnade erlangen würde.

Und als der Priester sie auf diese Weise ermahnt und ihr zugeredet, und sie mit vielen Seufzern und Thränen ihr Verbrechen beweint, da ist plötzlich eine große schwarze Wolke aus dem Boden des Schiffes

herausgefahren und hat sich mit erschrecklichem Getöse, Feuer und Flammen und unaussprechlichem Gestank in die See geworfen, welche im selben Augenblicke wieder ganz ruhig wurde, so daß kein Wellchen sich mehr regte.

253.
Mahr.

Mündlich.

In Lüttich gab es sonst viele Leute, welche einem die Mahr zuwünschen konnten. Wollte man davon wieder befreit sein, dann gab man den Leuten Geld, wofür man eine Flasche empfing. In dieselbe mußte man p....., darauf stellte man sie eine Stunde lang in die Sonne und brachte sie wieder zu dem, welchem man das Geld gegeben. Dieser führte einen an ein Wasser, so daß man mit dem Rücken dagegen stand, und dann mußte man die Flasche über den Kopf dahinein werfen.

254.
Mahr ertappt.

Mündlich.

Ein adeliger Herr, der in der Gegend von Sittard auf seinem Schlosse wohnte, wurde in jeglicher Nacht von der Mahr geplagt. Er ließ seinen Arzt holen und endlich auch den Geistlichen, aber keiner von beiden konnte ihm ein Mittel geben gegen sein Uebel. Das hörte ein Hirt, kam zu dem Herrn und sprach, er habe ein sicher Mittel gegen die Mahr. Der Herr fragte, was das wäre, und der Hirt sprach also: „Wenn die Mahr jetzt wiederkommt, dann lasset sie ruhig gewähren; wenn sie

aber fort ist, dann machet euer Wasser, thut's in eine Flasche und verwahret die wohl; ihr sollt Wunder schauen." Solches that der Herr und schloß die Flasche in seinen Schrank und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Am andern Tage gegen Mittag kam ein alt Weib an die Thüre, fragte, ob kein altes zerbrochenes Glas im Hause wäre, sie wollte es kaufen. Die Magd gab ihr alle Glasscherben, aber das Weib sprach, sie hätte gerne auch ganze Flaschen und man sollte den Herrn fragen, ob er deren keine habe. Der Herr merkte alsbald, was zu thun war, und antwortete, er hätte keine. Bat das alte Weib, ob sie nicht selbst mit dem Herrn sprechen könnte. Da kam der Herr und fragte, was sie wollte, und sie flehte ihn, er möge ihr doch die Flasche mit Wasser geben, die er in seinem Schranke verwahre. Als er das nicht wollte, fiel sie ihm zu Füßen und weinte jämmerlich, und versprach ihm, sie wolle ihm nicht mehr Leides thun. Da nahm er die Flasche und zerbrach sie, und zur Stunde lief das Wasser also von dem alten Weibe weg, daß das ganze Zimmer voll wurde, und der Herr jug sie mit vielen Schlägen vor die Thüre. Also wurde er von der Mahr befreit und sie ist nicht weiter zu ihm gekommen.

255.

Die Pferdemahr.

Mündlich von E. van Swygenhoven.

Meiner Tante Großmutter war einmal ein Pferd von der Mahr beritten worden. Das hörte der Nachbar und kam herum, und nahm zwei Ziegelsteine, die er über Kreuz legte, mit einem Stricke festband und über

dem Pferde aufhing. Alsbald hat das Thier aufgehört zu schwitzen und unruhig zu sein, und die Mahr hat ihm auch nie mehr was anhaben können.

256.

Wechselbalg.

Mündlich von einer alten Frau in Soignée.

Es ist oftmals geschehen, daß die Mahr einem Kinde in der Wiege alles Blut aus den Adern gesogen hat. Auch hat mir mein Vater versichert, der es sehr gut sich zu erinnern wußte, daß zu Hause seine Mutter ihm erzählt, er wär' einmal von der Mahr gestohlen worden und hätte die Mahr ihr Kind an seine Stelle gelegt, aber Morgens hätte man ihn wieder in der Wiege gefunden. Ist ein abscheulich Ding um die Mahren, man hat auch nicht viel Mittel gegen sie; ich hab' meinen Kindern alle Abend ein Kreuz über die Wickel gemacht und sie mit Weihwasser gesegnet; ist mir auch also gut gegangen und nie eine Mahr an meine Kinder gekommen.

257.

Wunderkind.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 158a.

In dem Jahr 1378 gegen Sankt Martins Tag im Mittsommer ist in der Stadt von Utrecht ein Kind geboren worden, welches ein Knäblein war, und das hat deutliche Worte gesprochen, als es nur vierzig Tage alt war. Also sagte es einmal: „Macht die Thür auf, mein Vater ist hier", und viel andere Worte.

Zu einer Zeit hat man einen Priester gebeten, daß er heimlich kommen und das Kind beschwören möge, und als der fromme Mann Messe gelesen, hielt er seine Gewänder an und zog darüber einen großen Mantel, daß man's nicht merken sollte, und kam und beschwur das Kind mit vielen Conjuratien. Aber das Kind thät nicht antworten, kehrte aber nach einiger Zeit sein Haupt um und sah den Priester mit grimmigen Geberden an. Als der Priester sah, daß er nichts ausrichten konnte, ging er wieder seinen Gang. Das Kind aber war ein Vorzeichen von einem bösen Abentheuer.

258.

Die wilde Jagd.

Joannes Caesarius l. XII, c. 20.
Delrio, Disquis. mag. p. 930.

Eines geistlichen Herrn Beischläferin war gestorben. In der Nacht darnach ritt ein Soldat mit seinen Gesellen durch den Wald und waren gar verwundert, eines Weibes Stimme um Hülfe rufen zu hören. Bald nachher sahen sie auch das Weib in eiligem Lauf auf sich zukommen; der eine Soldat stieg vom Pferde und machte mit seinem Schwerte einen Kreis um sich her, und nahm das Weib und zog es in den Kreis. Gleich darauf hörten sie ein gräulich Getöse in der Luft, wie von vielen Jägern und Hunden, und darob zitterte das Weib sehr und erzählte dem Soldaten alles. Der Soldat aber gab sein Pferd einem von seinen Kameraden, nahm des Weibes Haarflechten und schlang diese um seinen linken Arm, während er mit der rechten Hand das Schwert ausgestreckt vor sich hielt.

Als die wilde Jagd nun kam, da sprach das Weib leise zu dem Soldaten: „Ohne mich reiten, ohne mich reiten, sieh, da kommt er." Der Soldat hielt die Haarflechten mit aller Kraft fest, das Weib aber rang sich los, ließ ihr Haar in seinen Händen und entfloh; und alsbald packte sie der Jäger und warf sie quer über sein Pferd, so daß das Haupt mit den Armen an einer Seite und die Beine an der anderen Seite herunterhingen.

Als der Soldat Morgens in die Stadt kam, erzählte er sein Abentheuer und zeigte die Haare an seinem Arm. Die Leute wollten ihm aber nicht glauben, und gingen hin und öffneten den Sarg, und da fanden sie das Weib ohne Haare darin liegen.

259.

Des wilden Jägers Geschenk.

Mündlich aus Soignée.

Zwei Bauern kamen spät Abends noch durch den Sonienbusch; einer von ihnen war ganz betrunken, der andere ein frommer, nüchterner Mann. Da hörten sie plötzlich von ferne her Peitschengeknall und Hundegebell und Pferdegetrappel. „Gott behüt uns, der wilde Jäger!" sprach der eine Bauer. Der Trunkenbold aber lachte und sprach: „Möcht doch gerne wissen, was der Drommel denn erjagt", und rief dann lauter Stimme: „Heda, Herr Jäger, gebt mir doch etwas mit von eurem Fang." Darob bekreuzte sich der andere, und sie gingen weiter und kamen nach Hause. Am andern Morgen wollte des Trunkenboldes Frau draußen Wasser holen. Als sie die Thür aber öffnete, fand sie ein Hinterviertel von einem Ochsen, der vor einem Monat im Dorfe krepirt und auf

einen freien Waldplatz zu dem Aas geworfen worden war, und das stank gräulich und war voll von Maden und Würmern.

260.
Der ewige Jäger zu Wynendael.

Mündlich.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 68.

In der Nähe des Schlosses Wynendael, dem ehemaligen Pallaste der Grafen von Flandern, wohnte vor langer Zeit ein alter Bauer; der hatte einen Sohn, welcher der Jagd gar ergeben war, und statt auf dem Felde zu ackern und zu pflügen, stets sich in den Wäldern herumtrieb. Der Vater hatte ihm schon oftmals Verweise darüber gegeben, aber der Bube achtete nicht darauf und that fort, wie er gewohnt war.

Als der Bauer endlich auf dem Sterbebette lag, ließ er den Sohn zu sich rufen, um ihm noch eine letzte christliche Ermahnung zu geben; obgleich der aber des Vaters Stimme und Worte wohl vernahm, kam er nicht, sondern pfiff seinen Hunden und zog aus in den Busch. Darob wurde der Greis von furchtbarer Verzweiflung ergriffen und fluchte seinem Sohne mit den gräulichen Worten: „So jage denn für ewig! ja für ewig!“ und damit drehte er das Haupt um und war todt.

Seit der Zeit irrte der Unglückliche rastlos in den Wäldern umher. Des Nachts hört man oft ihn erbärmlich: Jakko! Jakko! Jakko! schreien und dabei widerhallt die Gegend von Gelärme und Hundegebell.

Andere sagen, der Jäger sei von seinem Vater in einen Raubvogel verwünscht worden, und fliege in dieser Gestalt umher; er verfolge und falle Menschen und Thiere an und rufe dabei immer: Jakko! Jakko! Jakko!

In den letzten Jahren sind die alten Wälder um Wynendael ausgerottet worden; seit der Zeit ist der Jäger höher hinauf gezogen.

261.
Der Feuermann.

Mündlich von Piot.

In den Umgebungen von Tirlemont geht ein Feuermann umher. Derselbe hat gewöhnlich nur die Größe eines siebenjährigen Knaben, aber wenn jemand ihm naht, dann wächst er auf eine erstaunliche Weise, bis sein Haupt sich im Monde verliert.

262.
Irrwische getauft.

Mündlich.

Der Sage nach sind die Irrwische Seelen ungetaufter Kinder. Weil diese Seelchen nicht in den Himmel kommen können, darum halten sie sich am Tage in Wäldern und an dunkeln, öden Orten auf, wo sie über ihr hartes Schicksal trauern. Sehen sie des Abends jemanden, dann laufen sie auf ihn zu und eilen dann wieder vor ihm her, um ihm den Weg zu irgend einem Wasser zu zeigen, damit man sie daraus taufe. Und das soll man auch nie versäumen zu thun, denn die armen Thierchen müssen so lange in der Vorstadt des Paradieses sitzen, bis sich einer über sie erbarmt, und da haben sie keine Freude und nichts, gar nichts.

263.

Die Belagerung von Antwerpen.

Bredenb., Collat. l. 7.
Delrio, Disquis. mag. p. 262.

Als Alexander Farnese Antwerpen belagerte, da wollten die Batavier und die Engländer den Bedrängten Hülfe bringen, und die Belagerten machten darum einen Ausfall von der Landseite zu derselben Zeit, wo jene von der Wasserseite her der Stadt nahten. Aber da sahen die Ausfallenden mit einem Male ein unerhörtes Wunder; bei dem Damme nämlich stand ein schon seit mehren Monaten verstorbener spanischer Hauptmann, Pedro de Paz, gerade wie er leibte und lebte, und der drang so hart auf sie ein und hielt sich so tapfer, daß die Stadt erobert und der Batavier und der Engländer Flotte zurückgeschlagen wurde.

264.

Der Schüler des Agrippa.

Delrio, Disquis. mag. p. 309.

Cornelius Agrippa hatte zu Löwen einen gar neugierigen Schüler. Als er nun einmal verreiste, gab er die Schlüssel seines Studirzimmers einer Frau, die bei ihm wohnte, und schärfte ihr aufs höchste ein, nur ja keinem Menschen sie anzuvertrauen, auch keinen hineinzulassen. Kaum aber war der Meister aus dem Hause, als der Schüler die Frau bat und flehte, daß sie ihm die Schlüssel einmal gäbe, und das also lang that, bis er dieselben bekam. Das erste, was der Schüler erblickte, als er in die Kammer trat, war das Beschwörungsbuch des Meisters, und vor dieses stellte er sich hin und

begann in demselben zu blättern. Eben hatte er einige Worte aus dem Buche gelesen, als es an der Thüre klopfte. Der Jüngling hörte nicht darauf und fuhr fort zu lesen. Als er aber auf ein zweites Klopfen eben so wenig Antwort gab, öffnete sich die Thüre und ein Geist trat ein und fragte den Jüngling: „Warum rufst du mich? Was soll ich dir thun?“ Darauf war der Schüler nicht gefaßt, auch erschreckte ihn die Erscheinung also, daß ihm das Wort versagte und er keine Sylbe hervorzubringen wußte. Dem Geiste mißfiel das, er zürnte darob und erdrosselte den Jüngling.

Inzwischen kehrte der Meister zurück und berief einen Geist zu sich, den er fragte, was es mit dem Tode des Schülers für Bewandtniß habe. Als ihm nun der Geist alles erzählt, befahl Agrippa ihm, in die Leiche zu fahren, vor der Thüre, wo die übrigen Schüler zusammenzukommen pflegten, herumzuwandeln und alsdann den Körper wieder zu verlassen. Welches der Geist auch gethan, und hat jeder gemeint, der Jüngling sei plötzlich gestorben.

265.

Des Agrippa Tod.

Nicol. Remigii daemonolatreiae libri tres. Col. Agr. 1596. p. 138.
P. de Lancre, Tableau de l'inconstance.
Joa. Bodini de magorum daemonomania libri IV. p. 421.
Delrio, Disquis. mag. p, 1044.

Als Henricus Cornelius Agrippa auf dem Todesbette lag und sein letztes Stündlein kam, da hat er seinen schwarzen Hund Paredrius mit einem Male von sich weggetrieben, indem er ihm zurief: „Pack dich weg, du arges Thier, du bist meiner Verdammung Schuld.“

Nach dem Tode des Meisters ist der Hund in das Wasser gesprungen, und hat man ihn seit der Zeit auch nicht mehr gesehen.

266.

Schloß Waerdenberg bei Bommel.

(Doctor Faust.)

D. G. Heldring, Oudh. Wandelingen.
Kunst= en Letter=Blad. 1841. S. 95.

Doctor Faustus war ein gar gelehrter Mann. Er saß auf dem Schlosse Waerdenberg Tag und Nacht hinter den Büchern, um den Stein der Weisen zu finden, kochte auch zuweilen im Burgkeller Tränklein von allerhand Art. Aber es mißglückten ihm alle seine Köcheleien, und darob wurde er unmuthig und gar mißvergnügt. Da trat eines Tages der Teufel zu ihm und redete ihn also an: „Mein lieber Freund Faust, was du auch anfangen magst, das ist vergebens, nicht wahr? Doch nimm mich einmal in Dienst; sieben Jahr will ich dein Knecht sein und dir geben alles, was dein Herz begehrt.“

„Wohlan“, sprach Faust, „das sei, darnach habe ich schon lange getrachtet“; und der Teufel antwortete hinwieder: „Willst du das, dann mußt du zuvor mir eine Handschrift mit deinem Blute geschrieben geben.“ Das that Faust sogleich, und der Pakt war geschlossen.

Von dem Augenblicke war nichts so schön in der Welt, welches Faust nicht begehrt hätte. Alles mußte aus Amsterdam und Paris kommen; mitten im Winter verlangte er schöne Trauben, mitten im Sommer Schnee und Eis. Auf dem Schloßhofe blühte fortwährend eine große Hortensia, der Garten war stets gefüllt mit den kostbarsten Blumen.

Aber dabei blieb er nicht stehen. Der Teufel mußte ihm auch noch eine Kutsche mit vier Pferden schaffen, die nimmer müde wurden. In kürzester Zeit war er in Constantinopel und gleichschnell wieder zurück. Wollte er nach Bommel, dann hieß es nur: „Jost, zur Stunde eine Brücke über die Wael und gleich wieder abbrechen!" und die Brücke lag da und verschwand, wenn er hinüber war. In Bommel waren die Straßen damals schlecht gepflastert, aber Faustus rief nur: „Jost, vor den Pferden voraus, alles ebnen und gleich wieder in vorigen Stand setzen, denn ich mag die Bommeler nicht leiden."

Einmal ist Faust auch auf einer Tonne besten Thielschen Bieres vor den Augen vieler Gäste aus der Thüre geritten.

Jost machte er den ganzen Tag zu schaffen, und hatte der sich nun müde gearbeitet und gedachte der Ruhe zu pflegen, dann ging Faustus und säete Abends einen Scheffel Korn weit und breit in die Dornenhecken und Jost mußte in der Nacht alles wieder zusammenlesen; oder er warf auch eine große Menge Mehl in den Graben des Schlosses, aus welchem Jost es wieder ganz rein und unverdorben hervorzusuchen hatte.

Das hielt Jost vier Jahre lang aus, wurde aber dabei so mager, daß er erbärmlich anzuschauen war. Endlich brach ihm die Geduld und er sprach zu Faust: „Ich will dir die vier Jahre umsonst gedient haben, aber ich bitte dich, entlasse mich, denn ich halte es länger nicht aus." Deß lachte Doctor Faustus und sagte: „Bist du es auch müde, ich bin's noch lange nicht." So mußte Jost ihm auch noch die drei Jahre dienen.

Als diese aber um waren, da faßte er den Doctor Nachts punkt zwölfe mit den Haaren und fuhr mit ihm an einem großen Fenster des Schloßthurmes, welches noch heute zu schauen ist, hinaus und nach der Hölle.

Er hatte ihn also durch die Gitter des Fensters gezogen, daß das helle rothe Blut daran klebte und gegen die Mauer spritzte. Man hat häufig versucht, die Flecken abzuputzen, aber das vermag kein Regen und Schnee und keine Menschenhand, und die werden da bleiben, so lange das Schloß und der Thurm stehen werden.

267.

Das Bild des Erasmus von Rotterdam.

Mündlich von Prudenz van Duyse.

Auf der Brücke zu Rotterdam stehet ein Standbild des berühmten Gelehrten Erasmi, welcher aus der Stadt gebürtig ist und darum gewöhnlich auch Erasmus von Rotterdam geheißen wird. Dieß ist aus Erz gegossen und war ehedem ein Crucifix. In seiner Hand hält der Erasmus ein Buch. Jegliches Mal, wenn der Stadt ein Leid bevorstehet, wendet er ein Blatt in dem Buche. Das hat sich seit vielen Jahren bewährt.

268.

Die Lilie.

Mündlich aus Leyden.

Vor Alters hat es hier einmal einen Zauberer gegeben, der den Leuten die Köpfe abhieb und wieder auffetzte. Als der einmal seine Kunst gezeigt, ist ein fahrender Gesell in die Kammer getreten und hat auch mit zuschauen wollen. Nun stand auf der Tafel vor dem Zauberer ein großes Glas mit destillirtem Wasser, und jedesmal, wenn er einem den Kopf abgeschnitten hatte, wuchs aus dem Glase eine weiße Lilie, welche er

die Lebenslilie nannte. Als der Zauberer einmal wieder einem den Kopf weggehaut, trat der fahrende Gesell schnell mit einem feinen Messerlein zu dem Glase und schnitt den Stengel von der Lilie in Stücken, ohne daß es einer sah; und wie der Zauberer den Kopf wieder aufsetzen wollte, konnte er das nicht mehr, ist also festgenommen und als ein Mörder verbrannt worden.

Wie mir mein Vater oft erzählt, ist dieß um fünfzehnhundert und acht und zwanzig geschehen, und es sollen vor der französischen Revolution noch die Gerichtsakten davon zu schauen gewesen sein.

269.

Das Federherz.

Mündlich von Herrn F. Wouters.

In einer mir bekannten Familie ist mir oft die folgende Geschichte erzählt worden.

Es lag ein junges Mädchen krank und war durch nichts zu heilen. Alle Aerzte hatten ihre Kunst an ihr versucht, aber alles war vergebens. Da ging endlich die Mutter zu einem alten Kapuziner und erzählte dem von der Sache, und der sprach zu ihr also: „Meine liebe Frau, eurer Tochter Krankheit ist nicht von Aerzten zu heilen, das ist unmöglich, denn es ist ihr angethan; schneidet aber den Strohsack auf und das Federbett, auf dem sie liegt, und in einem von beiden werdet ihr ein Herz von Federn finden, welches ihr alsbald ins Feuer werfen müßt.“

Die Frau hat den Rath gleich befolgt und in der That ein Federherz in dem Federbett gefunden, und als sie das verbrannt hat, ist ihre Tochter in derselben Stunde gesund geworden.

270.

Die beiden Zauberer.

Robert. Triezius, De technis et imposturis daemonum. l. 1, c. 5. Delrio, Disquis. mag. p. 114.

Ein Zauberer hatte ein schönes Mädchen geraubt und führte sie auf einem Holzpferde durch die Luft mit sich fort. Ein anderer Zauberer, der gerade in Burgund auf einem Schlosse einem Feste beiwohnte, bemerkte den ersten, als der an dem Schlosse vorbeiflog, und zwang ihn durch seine Beschwörungen, in den Hof niederzusteigen und dort mit seiner Beute vor allen Gästen unbeweglich zu stehen. Der erste aber war nicht faul und ließ alsbald seinem Gegner, der aus einem Fenster auf den Hof schaute, zwei gewaltige Hörner aus der Stirne wachsen, die so lang waren, daß er den Kopf nicht mehr zurückziehen konnte, und also, da das Fenster so hoch gelegen war, daß er ohne Lebensgefahr auch nicht herunterzuklettern vermochte, gezwungen war, steif und fest da stehen zu bleiben. Auf diese Weise war er gezwungen, den Zauber, mit dem er den Gegner in den Hof gebannt hatte, zu lösen, und dieser erhob sich alsbald mit seiner Beute in eine dichte Wolke gehüllt in die Luft und löste von da aus auch den Zauber des Gehörnten, der nun beschämt und unter großem Gelächter aller Anwesenden sein Haupt wieder aus dem Fenster zurückziehen konnte.

271.

Traumschauen.

Mündlich.

Wenn die Mägde in Belgien ihren Geliebten im Traume schauen wollen, so legen sie ihre Strumpfbänder

kreuzweise ans Fußende des Bettes und einen kleinen Spiegel unter das Hauptkissen, dann sehen sie in dem Traume das Bild ihres Zukünftigen aus dem Spiegel blicken.

Auch sprechen sie am ersten Freitag jedes Monats folgendes Reimlein:

Lune, lune, belle lune,
Faites me voir en mon dormant
Le mari que j'aurais en mon vivant.

272.

Die Bräutigamschau.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. II, S. 376.

An dem Hofe der Stadt N. setzten sich drei Jungfrauen am Vorabende eines Festtages an eine gedeckte Tafel, auf welcher drei Teller standen, und an der eben so viel leere Stellen gelassen waren für die zukünftigen Bräutigame. Diese erwarteten sie, nachdem sie die vorgeschriebenen Ceremonien gethan. Aber es erschienen nur zwei Edelleute, und die verfügten sich zu den beiden Jungfrauen an den Tisch. Der dritte blieb hinter und kam nicht. Darob wurde die dritte Jungfrau ungeduldig und wartete lange, und als ihr Bräutigam nicht kommen wollte, legte sie sich ins Fenster, um auszuschauen. Da sah sie gerade ihr gegenüber eine Todtenlade, und darin lag ein Mädchen, war ihr ganz gleich. Solches erschreckte sie so sehr, daß sie krank wurde und bald nachher starb.

273.

Knecht, Küfer, Schulmeister.

D. Frommannus, De fascinat. mag. l. III, pars VI, cap. 7.
S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. II, S. 378.

Drei Mägde setzten sich mutternackt an einen Tisch; jegliche hatte ein Glas vor sich stehen; in dem einen war Wasser, in dem andern Bier, im dritten Wein. Also erwarteten sie ihre Bräutigame. Erschien zuerst ein Hausknecht, nahm das Glas Wasser und ging damit fort. Dann kam ein Küfermeister, nahm das Glas mit Bier und ging fort. Zum dritten trat ein Dorfschulmeister an der Thür hinein, griff nach dem Glase mit Wein und ging fort.

Der Ausgang der Sache hat die Wahrheit bewiesen, denn die Magd, welche das Glas Wasser vor sich stehen hatte, heirathete einen Knecht, mit dem sie wenig Brot essen und viel Wasser trinken mußte. Die andere bekam einen Küfer zum Manne und litt bei demselben kein Gebrech; doch war ihre Ehe ein Hölle für sie, denn sie hatte nichts wie Leid und Qual. Wie es mit der dritten gegangen, weiß ich nicht, denn sie verzog in ein ander Land, hat aber zweifelsohne einen Schulmeister zum Manne bekommen.

274.

Krüppel und alt Weib.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. I, S. 462.

Ein Vater ging einmal mit seinem Sohne von Culemburg nach Utrecht. Als sie ungefähr halbwegs waren, sahen sie plötzlich einen gewaltig hinkenden Menschen auf sich zu kommen, der aber so schnell ging, daß

er in einem Augenblick bei ihnen vorbei war. Als sie sich umsahen, erblickten sie ihn ein gut Stück hinter sich, doch er drehte sich um und lief abermals an ihnen vorbei, und dann kehrte er noch einmal um, immer noch so geschwind, wie früher, trat zu ihnen und fragte sie, wo sie hin wollten. Sie antworteten: „Nach Utrecht." Darauf sprach er, er wolle auch dahin und werde ihnen also Gesellschaft leisten. Er schritt immer einen Theil voraus und erwartete sie alsdann, worob der Vater wie der Sohn sich höchlich verwunderten. Der Vater begann aber bald zu argwohnen, daß dieß kein richtig Ding sein möge, und ward darin noch bestärkt, als der Krüppel zu ihnen sprach: „Da hinten in dem hohen Baum sitzt eine Elster; will sie fangen gehn." Mit Einem Fluge war er weg, kletterte trotz der schnellsten Katze den Baum hinauf und kam mit derselben Fertigkeit wieder hinunter; zeigte ihnen auch die Elster, die er gefangen hatte. Ein wenig weiter strauchelte er und stürzte gegen sie, so daß sie beide zur Erde fielen, richtete sich aber flugs wieder auf und verfolgte seinen Weg mit ihnen. Der Vater mochte dem Sohne seine Gedanken nicht sagen, aus Furcht, ihn zu erschrecken. Der Krüppel lief wieder vor ihnen her, doch als er auf acht bis zehn Schritte von ihnen war, verschwand er plötzlich in der Erde vor ihren Augen. Da brach der Vater aus: „Gott sei gelobt und gedankt, daß er uns von solch einer bösen Gesellschaft erlöst hat!" Der Sohn aber gerieth in großen Schrecken und noch mehr, als mit Einem Male ein alt, alt Mütterchen vor ihnen stand, welches sicherlich mehr denn hundert Jahre zählte. Ging trotzdem so stark wie die beiden, war selbst immer ihre sechs bis acht Schritt voraus und sprach zu ihnen: „Was dünkt euch von solchem Alter, he?" Der Vater gab ihr keine Antwort, sondern begann andächtig den ein und neunzigsten Psalm zu singen, und der Sohn

stimmte ein. Als sie nun zu den Worten kamen: „Und den Engeln gab er Befehl" u. s. w., da verschwand das alte Weib plötzlich, und auf der Stelle, wo sie verschwunden war, lag eine gewaltige Schlange von ungemeiner Dicke. An der gingen sie ruhig vorbei, und seitdem begegnete ihnen nichts mehr. Der Sohn fiel vor Schrecken in eine siebenmonatliche Krankheit, wurde dann aber wieder gesund und blieb es bis zu seinem Tode.

275.

Durchschlüpfen.

Nicol. Remigii daemonolatreia. l. II, cap. 4.
Delrio, Disquis. mag. l. II, quaest. 17.

Dem Nicolaus Remigius hat ein Weib erzählt, daß alte Zauberfrauen die Macht hätten, durch die kleinste Oeffnung schlüpfen zu können, und wär's auch das kleinste Schlüsselloch, die engste Fensterspalte oder Mauerritze. Aber das ist nur eine besondere Gabe, und die muß man sich verdient haben.

276.

Diebshand — Diebsfuß.

Delrio, Disquis. mag. l. III, p. I, quaest. II, p. 359.

In dem westlichen Flandern, nicht weit von Balliolum (Beloeil) wurde ein Dieb aufgefangen, bei dem man den Fuß eines Gehangenen gefunden hat, den er gebrauchte, um die Leute in Schlaf zu bringen.

Einmal sind auch zwei Kerle nach Huy gekommen, haben gethan als wenn sie sehr müde wären, und als sie ihr Abendbrot gegessen, wollten sie nicht in die Schlaf-

kammer, sondern baten den Wirth, an dem Heerd ein Schläfchen halten zu dürfen. Der Magd im Hause gefielen die zwei Gäste aber nicht; die blieb an der Küchenthür stehen und schaute durch eine Ritze, was sie thäten, und sah, daß sie eine Diebshand aus der Tasche nahmen, die Finger davon mit Salben bestrichen und anzündeten, und die brannten alle alsbald, einen einzigen ausgenommen.

Die zwei Gäste hielten den Finger noch einmal ans Feuer, er wollte aber nicht brennen, worob sie sich sehr gewundert und einer gesagt: „Es muß jemand im Haus sein, der noch nicht schläft." Da hingen sie die Hand mit den vier brennenden Fingern an den Kamin und gingen aus dem Haus, um ihre Gesellen herbeizuholen. Die Magd folgte ihnen aber alsbald und machte die Thüre hinter ihnen zu. Darauf lief sie hinauf, wo der Wirth schlief, damit sie den wecke, hat's aber nicht gekonnt, trotz allem Rütteln und Rufen.

Inzwischen kamen die Diebe wieder und wollten durch ein Fenster ins Haus, aber die Magd warf sie von der Leiter herab. Da versuchten sie es anders und wären auch hereingekommen, wenn es der Magd nicht in Sinn gekommen wäre, daß die Finger vielleicht an dem Schlaf ihres Herrn Schuld sein könnten. Sie ist also schnell in die Küche gelaufen und hat die Finger ausgeblasen, und alsbald ist der Wirth mit den Knechten aufgewacht, sind herbeigeeilt und haben die Spitzbuben weggejagt.

277.

Diebsfinger.

Mündlich von einer alten Frau.

In unserm Dorfe (Alveringen) hat vor langer Zeit ein Zauberweib gelebt, die hat einen Diebsfinger gehabt, worüber neun Messen gelesen waren. Den hat sie nämlich, da sie den Küster gut kannte, in ein Tüchlein gebunden auf den Altar legen lassen und hat dem Küster weiß gemacht, es sei ein Heiligthum.

Mit diesem Finger hat sie wunderbar Ding getrieben. Wann sie den angezündet hat (denn man muß wissen, daß solche Finger brennen wie eine Kerze), ist alles in dem Hause eingeschlafen, in dem sie war, und also hat sie viel Geld und Gut gestohlen, bis es nach langer Zeit herauskam und man all das Gestohlene bei ihr fand.

278.

Der schützende Stein.

Mündlich aus Haerlem.

In der Zeit, wo die Spanier hier waren, wurde einmal ein tapferer Meergeuse gefangen in die Stadt gebracht und alsobald verurtheilt, erschossen zu werden. Als man ihm das meldete, da lachte er laut auf und sprach, das sollten sie thun. Wie er nun auf den Richtplatz kam, da wollte er kein Tuch um die Augen haben, stellte sich kühnlich vor die Soldaten und sagte mit heller Stimme: „Nun schießt in Gottes Namen zu, sollt mir kein Leides thun.“ Die Soldaten schossen ihre Büchsen auf sein Herz und auf seinen Kopf ab, aber der Meergeuse stand still und lächelte und hatte nicht Eine Wunde. Da meinte der General, die Soldaten hätten nicht gut

gezielt, und ließ acht von seinen besten Schützen aufmarschiren; doch machten die es nicht besser, und sie konnten den Meergeusen nicht treffen.

Der General erzürnte höchlich darob und sprach, man solle dem Geusen die Kleider ausziehen, denn er müsse einen Zauber bei sich tragen. Als die Soldaten ihn nun auszogen, fanden sie an seinem Halse einen Stein mit wunderlichen Figuren, der an gelbem Bande hing. Den nahmen sie ihm weg, und da sprach der Geuse: „Nun ist es um mich geschehen; gehet schnell und zielet wohl, daß ihr gut treffet.“ Da schossen die Soldaten zum dritten Male, und der Meergeuse sank todt hin.

279.

Zauberdegen.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen, aert, bedryf en guychelspel. Utrecht 1692. 2 Bde. I, S. 491.

Herr Hincke van Wurben hatte einen Zauberdegen, den hatte ihm ein Mönch verehrt. War in der Stunde gekauft, wo Mars regierte. Das Kreuz davon war auf einen Dienstag geschmiedet, auf keinen andern Tag, und an dem Tage ganz fertig gemacht. In dem Hefte war ein Stücklein Holz eingeschlossen, in welches der Donner geschlagen hatte; bei Gebrech davon hätte man auch ein Stück von einem Rade nehmen können, auf dem ein Missethäter hingerichtet worden. Dieß alles läßt man verrichten in der Stunde von Mars. Dieser also zubereitete Degen ließ alle Degen der Gegner in Stücke springen.

Wenn man von keinem Menschen verwundet will werden, so kann man auf den rechten Arm eine Schlangenhaut binden, welche mit einer gegerbten Aalhaut über-

zogen ist. Dann läßt man ein eisernes Zeichen von einem Stücke eines Henkerschwertes schmieden, aber in der Stunde des Mars, und setzt dieses in einen Ring; und so man fechten will, drückt man den Ring gegen die Stirne. Darnach steckt man ihn an den Finger, welcher dem kleinen Finger der rechten Hand zunächst ist. Rund um den Ring gräbt man die Worte ein: „O Castres, Fürst der Waffen, durch den Gott Abraham, Isaac und Jacob.“

280.

Liebespulver.

Paulus Grillandus.
Delrio, Disquis. mag. p. 363 sq.

Man nimmt eine Hostie, die jedoch noch nicht geweiht sein darf, schreibt auf dieselbe einige Worte mit Blut aus dem Ringfinger und läßt alsdann von einem Priester fünf Messen darüber lesen. Dann theilt man die Hostie in zwei gleiche Theile, deren einen man selbst nimmt und den andern der Person gibt, deren Liebe man gewinnen will. Dadurch ist schon viel Unheil geschehen und manch keusches Mägdlein verführet worden.

281.

Liebeszauber.

Delrio, Disquis. mag. p. 364.
Paulus Grillandus.

Einige machen sich Bilder aus Erde, Wachs, Edelsteinen oder Mischungen von gewissen Dingen, taufen dieselben mit dem Namen der Person, der sie Liebe einflößen wollen, und dieses zwar mit denselben Ceremonien,

welche die Priester bei der wirklichen Taufe gebrauchen, nur daß sie dabei den Teufel anrufen und beschwören; auch fügen sie dazu noch gotteslästerische, schändliche Worte. Alsdann schmelzen sie dieselben, und zu gleicher Zeit wird das Herz des bis dahin nicht Liebenden, dessen Name das Bild trägt, mit Liebe entzündet.

282.
Wettermachen.

Delrio, Disquis. mag. p. 140.
Andr. Caesalpinus, Daemon. investig. cap. 11.

Ein Zauberer hatte folgendes Mittel zum Wettermachen. Er rief auf dem Felde den Fürsten seiner Geister an und bat ihn, einen seiner Diener zu senden, der diesen oder jenen Menschen mit dem Blitze zerschmettere. Dann ging er auf einen Kreuzweg, tödtete dort ein schwarzes Huhn und warf dieß in die Luft, und kaum hatte der Geist dasselbe empfangen, als er auch den erbetenen Sturm erhob und Blitze schleuderte, die jedoch selten den getroffen haben, den der Zauberer genannt.

283.
Zauberring.

Joa. Bodini de magorum daemonomania libri IV. Basil. 1581. p. 149.

Im Jahre 1548 wurde im Herzogthume Geldern ein Zauberer aufgegriffen, dessen Name Jacob Jodokus van der Rozen und der von Cortryk gebürtig war. Dieser hatte einen Ring, in welchem ein Geist eingeschlossen saß, und der Geist war ihm willig zu allen Dingen und mochte fünfmal an jedem Tage zu Hülfe gerufen werden.

284.

Zaubersalbe.

Niderii formicarium. l. V.
Delrio, Disquis. mag. l. II, quaest. 24.

Die Zauberweiber tödten mit ihren Ceremonien sowohl getaufte als ungetaufte Kinder (die ersteren besonders, wenn man nicht das Kreuz über sie gemacht oder ein Gebet über sie gesprochen) in der Wiege, wie an der Seite ihrer Eltern, woher die letztern denn oft glauben, sie hätten das Kind erdrückt. Wenn das Kind dann begraben ist, stehlen sie heimlich die Leiche aus dem Sarge, werfen sie in einen Kessel und kochen sie darin so lange, bis das Fleisch ganz gar ist und von den Knochen abfällt. Aus dem festeren Theile dieses Absudes machen sie dann eine Salbe, womit sie ihre Künste treiben, sich verwandeln u. s. w. Das Flüssige gießen sie in Fläschchen, und wer davon etwas trinkt und noch einige Ceremonien von den Zauberfrauen über sich machen läßt, der ist in ihre Künste eingeweiht und Meister darin.

285.

Die schwarze Taube.

Mündlich aus Aloſt.

Es waren zwei junge Leute, die hatten sich gar lieb und wollte der Knabe nicht von dem Mägdlein lassen, wie sehr auch die Eltern dagegen waren. Und als alles nichts half, haben der Jungfrau Eltern einen Hirten kommen lassen; der hat über eine schwarze Taube viele Zeichen gemacht und Worte gesprochen, und haben die argen Alten die beiden Liebesleute zu sich kommen lassen, als hätten sie gar nichts wider ihre Ehe, und die

Taube gebraten und unter sie getheilt, und seit der Zeit konnte der Knabe das Mägdlein nicht mehr leiden und das Mägdlein nicht mehr den Knaben, und wurden die ärgsten Feinde.

286.

Milch gestohlen.

Delrio, Disquis. mag. p. 399.
Beetzii praeceptorium I, expos. alt. cap. 7.

Ein altes Zauberweib wollte aus Neid des Nachbars Kuh ihre Milch nehmen. Ging also mit einem Messerlein vor die Thüre des Hauses, in dem die Kuh war, stellte sich gegen den Mondschein und sprach diese Worte:

Hier snyd ick een spaen
In mollekens ghewaen,
Ende een ander daer toe,
So neem ick het melck van deser koe.

Das hörte der Herr der Kuh, nahm einen dicken Strick in die Hand und lief auf das Zauberweib und schlug sie gottsbärmlich, indem er sprach:

Hier slaen ick eenen slach,
Ende eenen andern als ick mach,
Ende den derden daer toe,
So behoud ick d' melck metter koe.

Das war das beste Mittel, welches er ergreifen konnte.

287.

Milch geschlagen.

Mündlich aus Laeken.

Ist kein besser Mittel, ein Zauberweib zu strafen, wenn sie einem die Milch stiehlt, als das, was ich euch

jetzt sagen will. Hat so ein Weib einer Kuh die Milch ausgemelkt mit ihren Künsten, so muß man die Kuh bald hernach noch einmal melken. Die Milch, welche man also bekommt, setzt man auf ein Feuer und macht sie warm, und wenn sie warm ist, schlägt man mit einem Stock drein, bis das letzte Tröpflein aus dem Gefäße weg ist. Auch kann man die auf der Erde herumfliegende Milch noch schlagen, denn je mehr man zuhaut, desto besser. Jeden Schlag nämlich, den man also der Milch gibt, bekommt die Zauberfrau, welche die Kuh ausgemolken hat, auf den Rücken vom Teufel wieder." Es ist oft hier (in Laeken) geschehen, daß Zauberweiber acht Tage lang auf dem Bett gelegen haben, weil sie also geschlagen worden.

288.

Korn stehlen.

Beetzii praeceptorium I, expos. ult.
Delrio, Disquis. mag. p. 400.

Ging ein Zauberweib um einen Acker, der voll reifer Frucht stand, und sprach den Vers: „Super aspidem“ etc. Als sie dann nach Haus gekommen, lief sie alsobald auf den Söller, nahm daselbst eine Röhre mit den Händen und sprach abermals den genannten Vers, und da fiel all die Frucht durch die Röhre vor ihr nieder auf den Söller, also daß kein Körnlein auf dem Acker überblieb.

289.

Frau fällt vom Baume.

Mündlich aus Audenaerde.

Als ich noch Kind war, hat mir mein Vater oft wunderbare Geschichten von Zauberweibern erzählt, die er zum Theil auch gekannt und oft mit ihnen gesprochen hat.

Einmal ist er auf dem Felde gewesen, um das Korn einzuthun, als sich plötzlich ein schweres Gewitter erhob. Da er sich nicht anders zu schützen wußte, kroch er in einen Haufen Garben, ließ aber ein klein Löchlein, um ausschauen zu können, wann es wieder hell werden würde. Er hatte noch nicht lang in den Garben gesessen, als der Blitz in einen Baum aus dem nahen Walde fuhr und den bis an die Wurzel zersplitterte. Darob erschrocken, betete er das Evangelium Johannis; doch hatte er es kaum begonnen, da fuhren zwei Donnerkeile auf einmal nieder und spalteten noch zwei schöne alte Eichen, und also ging das fort, bis acht Bäume darnieder lagen. Als der letzte Donnerkeil in den Baum schlug, hörte mein Vater ein schallend Gelächter, wie von vielen Frauen hoch aus der Luft her, und einen Augenblick später sah er eine an einem Tannenbaum in der Nähe herunterfallen. Das däuchte ihm gar sonderlich, und er blieb darum still sitzen, um Weiteres abzuwarten. Nicht lang darnach stiegen noch drei Frauen an dem Tannenbaum nieder, hoben die eine, welche ohne Besinnung an der Erde lag, auf und wuschen sie, wonach dieselbe bald zu sich kam und mit den andern fortging, ausgenommen eine, die an den zerschmetterten Bäumen herumstrich. Da das aber eine Nachbarin von meinem Vater war, kroch er aus seinem Garbenhausen heraus und ging auf sie zu und sprach sie an, was sie an den Bäumen thäte, worüber sie sehr erschrak, denn

sie merkte wohl, daß mein Vater alles gesehen hatte. Weil sie aber wußte, daß er ein stiller, verschwiegener Mann war, bat sie ihn, nichts zu sagen, und versprach ihm dabei, daß sie sorgen würde, daß seinen Feldern und Bäumen nie der geringste Schaden geschähe. Mein Vater hat auch nicht eher von der Geschichte etwas erzählt, bis die Nachbarin todt war, wo er uns dann manchen Winterabend von ihr unterhielt.

290.
Frau fällt aus den Wolken.

Delrio, Disquis. mag. p. 708.

Zu den Zeiten Alberts und Isabellens standen einmal zwei wallonische Kriegsleute im Felde, und die sahen auf einmal eine Wolke heranfliegen, in der sie allerhand verwirrte Stimmen hörten. „Schieß einmal drauf!" sprach der eine zu seinem Gesellen. „Das laß ich bleiben", sprach der andere, „thu du's." Und der that es auch wirklich, und als er kaum den Pfeil abgeschossen hatte, fiel eine nackte Frau aus der Wolke, der der Pfeil noch in der Seite stach, und die war ganz betrunken, übrigens dicken und fetten Leibes und von mittlerm Alter, und hat nichts anderes gefragt, als: „Freund oder Feind?" Worüber sich die Kriegsleute sehr verwundert.

291.
Der Schlüssel.

Delrio, Disquis. mag. p. 708.

Im Jahr 1597 ist es geschehen, daß bei Mecheln ein Bürger mit der Flinte über Feld ging und sah eine

Menge Vögel, Raben, Krähen, Sperber und andere ähnliche auf einem Baume sitzen und schreien. Da hat der Bürger die Büchse ans Backen gelegt und drauf geschossen, und gut gesehen, daß er einen von den Vögeln auch getroffen. Als er aber zum Baum kommen ist, hat er nur einen Schlüssel da liegen gefunden, und den mit sich genommen nach Hause und einem von seinen Freunden gezeigt, und den gefragt, ob er den Schlüssel nicht kännte. „Doch", hat der gesagt, „den kenn' ich, der ist von unseres Nachbars Haus." Darauf sind die beiden zusammen zu Nachbars Thüre gegangen und haben den Schlüssel hineingesteckt und geöffnet, und als sie ins Zimmer getreten sind, haben sie die Frau im Bette gefunden und die hat die Seite durchschossen gehabt von einer Flintenkugel.

292.

Zauberweib ertappt.

Delrio, Disquis. mag. l. II, quaest. XVIII, p. 189.

In dem westlichen Flandern hat sich vor fünfzehn Jahren (d. h. am Ende des sechzehnten Jahrhunderts) folgende Geschichte zugetragen.

Ein Bauer saß mit seinem Söhnlein in der Schenke und zechte und schrieb, wie dieß der Gebrauch ist, für jeden Krug Bier ein Strichlein mit Kreide auf seine Mistgabel. Als er fortgehen wollte, ließ er die Wirthin rufen und fragte, wie viel er verzehrt habe. Die Wirthin aber fragte ihn hinwiederum, wie viel er Striche auf seiner Gabel hätte. Als das der Bauer nicht sagen wollte, erzürnte das Weib und sprach, nachdem sie lang mit ihm gestritten, mit heftigem Muthe zu ihm: „Heut sollst du

nicht nach Haus kommen dafür, das versichere ich dir, oder ich komme nicht zurück." Der Bauer lachte deß und warf ihr das Geld, was er rechtlich verzehrt, auf den Tisch und ging weg.

Als er aber ans Wasser kam und in den Kahn stieg, konnte er den Kahn nicht vom Lande bringen und rief darum drei vorüberziehenden Soldaten zu: „Heda, gute Gesellen, wollet mir doch helfen, mein Schifflein vom Lande bringen, will gerne ein Trünkchen Bier zum Besten geben." Die Soldaten kamen herbei und halfen dem Bauern; aber es war alles umsonst und der Kahn war fest und blieb fest. „Warte einmal", sprach da einer von den Soldaten, der keuchte und schwitzte von großer Mühe und Arbeit, „laß uns die Sachen aus dem Schifflein werfen, die da in der Mitte liegen, dann wird's besser gehen." Und also thaten sie; doch kaum hatten sie das letzte Stück heraus, als sie eine ungeheure Kröte am Boden des Kahnes fanden, die zwei Augen hatte wie glühende Kohlen. Einer von den Soldaten zog sogleich sein Schwert, stieß es dem Ungethüm in den Leib und warf dieß dann über Bord ins Wasser, wo die andern ihm noch viele Stiche in den Bauch gaben, denn die Kröte schwamm im Wasser auf dem Rücken.

Nun versuchten sie noch einmal, den Kahn vom Lande zu bringen, und siehe, es ging ohne alle Mühe; worob der Bauer gar zufrieden die Soldaten in den Arm nahm und mit ihnen zum Wirthshaus zurückging. Nachdem sie sich Bier bestellt, fragte der Bauer die Magd, wo die Frau sei. „Ach", sprach da die Magd, „meine Frau liegt im Bett am Sterben." „Hoho", lachte drauf der Bauer, „meinst du, ich wär' nicht nüchtern? habe sie ja vor einem kleinen Viertelstündlein noch gesehen, und war sie ja noch ganz munter und gesund, hat mich noch ausgescholten." — „Ist aber

so", antwortete die Magd, „könnt's selber sehen, wenn ihr wollt."

Da ging der Bauer mit den Soldaten in die Kammer, wo die Frau lag, und hörten sie ganz erbärmlich wimmern von Schmerzen; denn sie hatte viele Stiche im Bauche und im Rücken. Fragte der Bauer die Magd, woher das gekommen sei. Sagte die Magd, sie wisse es nicht, denn ihre Frau sei nicht aus dem Haus gegangen.

Drob ist der Bauer zum Magistrat geeilt und hat dem alles angezeigt, und als man die Frau untersuchte, hat sie die Stiche und Wunden gerade an denselben Orten gehabt, wo die Soldaten die große Kröte hin gestochen, woraus klar hervorgeleuchtet, daß die Kröte nichts anderes war, als jene Wirthsfrau, welche die Gestalt des Thiers angenommen, um den Bauer zu hindern, daß er nicht nach Haus käme.

293.

Entzauberung.

De Lancre, Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons. Paris 1613. p. 348.

Ein Flammänder gab dazu folgendes Mittel. Er ließ den zu Entzaubernden die Nägel an Händen und Füßen schneiden und warf die in einen Topf frischen Wassers. Am Abende setzte er diesen Topf ans Feuer, ehe er schlafen ging, und warf dann noch vier große Nadeln hinein. Als man ihn fragte, warum er das thäte, antwortete er, das sei ein Mittel, die Zauberfrau zu treiben, daß sie käme und den Zauber löse; denn wenn das Wasser anfinge zu sieden, müßte sie sich auf

den Weg machen, und die Nadeln stachelten sie gleich Sporen.

Und also geschah es auch. Das Zauberweib kam bald und warf sich auf das Bett des Flammänders, der sich aber mit seinem Dolche und seinem Schwerte brav vertheidigte. Als auf sein Rufen noch andere zusprangen, flüchtete das Weib in Gestalt einer Katze. Das Wasser in dem Topfe hatte aber gerade aufgehört zu kochen, als die Zauberfrau angekommen war.

294.

Zauberei gehoben.

Mündlich.

Die Zauberfrauen nehmen Blei, schmelzen und gießen es in kalt Wasser, und da bildet es alsbald eine menschliche Figur. Dann fragen sie den Bezauberten, in welchen Theil des Körpers sie dem, der es ihm angethan, das Uebel oder die Krankheit hinbannen sollen. Wenn nun der Kranke das gesagt, machen sie mit einem Messerlein einen Schnitt oder Stich in das bleierne Bild, und zwar an derselben Stelle, wo der andere es hinhaben wollte, und sagen dabei, wo sich der findet, der das Uebel angethan, ohne daß sie aber seinen Namen nennen. Dann bekommt der Zauberer das Uebel dahin.

295.

Schatzgraben.

Mündlich.

Es waren einmal vier Männer, die hatten sich mit einem Geistlichen abgesprochen, den Schatz im Schlosse Beaufort zu heben, und so gingen sie dann an einem

Abend in die Ruinen und nahmen auch einen Knaben mit und einen Kristallspiegel. Als der Knabe in den Spiegel geschaut, sprach er gleich, der Schatz läge auf der rechten Seite neben dem Thore, und da huben die Männer an zu graben. Als sie schon tief gegraben hatten, fanden sie eine große Kiste mit eisernen Bändern, aber sie vermochten nicht, dieselbe zu heben, denn es sprang alsbald ein großer, schwarzer Hund darauf. Die Männer erschraken sehr ob des Hundes, aber der Geistliche sprach, sie sollten sich zufrieden geben, und reichte ihnen ein großes Kreuz mit langer Stange, und damit hoben sie die Kiste heraus, denn der Hund war alsbald verschwunden, nachdem er das Kreuz erblickt.

Während deß hatte der Knabe noch immer in den Spiegel geschaut, aber nichts darin gesehen, wie oft man ihn auch gefragt. Jetzt aber rief er auf einmal: „Guck Hans, guck Jacob, da kommen kleine Männchen, viel hundert tausend, guck, was sie für Augen haben, sind glühend wie Kohlen; kommen all auf die Kiste zu.“

Als die Männer das Kind also reden hörten, wurden sie von Angst erfüllt und ergriffen die Flucht, und der Geistliche lief mit weg und auch der Knabe. Am andern Morgen kehrten sie zurück und wollten die Kiste holen, aber die war und blieb fort und keiner hat mehr etwas von ihr gesehen.

296.

Der verborgene Schatz.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. II, S. 564.
Renat. Castell. descriptio Burgundiae. p. 105.
Fr. Perreaud, Demonologia. cap. 11.

Ein Mann von Brase, hieß Philibert Lerneau, machte dem Herrn von Brandon, der aus einem edeln

Geschlechte in Burgund stammte, weiß, in seinem Schlosse läge ein großer Schatz vergraben; der stäke daselbst seitdem, daß die Engländer sich Meister von Frankreich gemacht hätten. Brandon fragte, woher er das wisse, und Lerneau antwortete, er hätte solches an unfehlbaren Zeichen und Erscheinungen bemerkt; und weil er durch gewisse Worte die Geister zu zwingen vermöge, alle heimlichen Reichthümer zu entdecken, so wolle er den Schatz heben, wenn er ein Theil davon mitbekäme. Deß war Herr von Brandon zufrieden, und der andere begann seine Beschwörungen; aber er bekam keinen Bescheid und all seine Mühe blieb vergebens.

Seit der Zeit ließen sich viel Geister in dem Schlosse sehen und in viel seltsamen und erschrecklichen Gestalten, bald auf dem Söller und bald in dem Keller; und zudem hörte man fortwährend ein großes Gepolter. Dieß nahm mit der Zeit also zu, daß Herr von Brandon das Schloß verlassen mußte. Darob erzürnt, klagte er den Lerneau als Zauberer an, und man fand bei ihm viele Zauberschriften und Zeichen. Ist darnach verbrannt worden.

297.

Der Schatz im Schlosse Beaufort.

Mündlich.

In den Ruinen des alten Schlosses Beaufort liegt ein großer Schatz vergraben, den der böse Feind bewacht. Obschon man oft nach demselben gesucht, konnte man doch nie dazu gelangen, denn nur der kommt in seinen Besitz, der ihn findet, ohne ihn gesucht zu haben.

298.

Die goldene Wiege zu Mespelaer.

Jak van de Velde im Kunst= en Letter=Blad. 1841. S. 92.

Als die Türken vor Zeiten aus dem Lande Flandern gejagt wurden, waren sie gezwungen, die durch Raub gewonnenen Schätze zu vergraben, hofften jedoch, dieselben bald wieder herausholen zu können. Unter diesen Schätzen befand sich auch eine goldene Wiege, und die begruben sie zu Mespelaer in den Schatten, den der Kirchthurm bei der Mittagssonne wirft, denn diese Kirche haben die Türken auch gebaut.

Oft schon hat man an diesem Orte gegraben, aber nichts gefunden, denn alle Nachten kommt einer von den Geistern der Türken, der die Wiege bewacht, und jedesmal, wenn man sie holen will, sie tiefer in den Grund senkt.

299.

Der Schatz des heiligen Macarius.

Mündlich.

In den Ruinen der Abtei des heiligen Baro in Gent liegt der Schatz des heiligen Macarius vergraben, aber keiner kann ihn heben, denn der beginge einen Gottesraub. Bisher hat man es auch noch nicht versucht.

300.

Glücklicher Fund.

Thomas Cantipratensis S. 495.

Ein Rittersmann hatte die Mäher auf seine Weiden geführt, damit sie dort das Gras abmäheten. Als aber

die Vesper in den umliegenden Kirchen läutete, weil am andern Tage das Fest eines Heiligen gefeiert wurde, da sprach einer von den Mähern: „Lasset ab von der Arbeit, denn die Vesper läutet.“ Die andern wollten nicht, und als der eine das sah, da legte er sein Werkzeug hin und ging in die Vesper. Am dritten Tage nachher, als sie wieder zusammen auf die Weide gingen, sah er, daß die andern schon weit vorgemäht hatten und er noch viel nachholen mußte, und darob lachten seine Gesellen ihn aus. Er trug das ganz still und sprach kein Wort dazu. Als er jedoch die Sense faßte, um in seiner Arbeit fortzufahren, da sah er an einer Grasstoppel, die vor ihm stand, eine Goldmünze von wunderbarer und ungewöhnlicher Größe hängen, und er sank alsbald auf seine Kniee und lobete und pries Gott. Auf sein Rufen und Jubeln kamen die andern Mäher herbei und endlich auch der Rittersmann. Dieser sah alsbald, daß auf der Münze eine Schrift stand, und die lautete also: „Die Hand des Herrn hat mich geprägt und dem Armen zum Geschenke gegeben, weil er den dem Heiligen geweihten Tag nicht entheiligte.“

Des Ritters Frau hat diese Münze von dem Manne für hundert Mark gekauft und lange nachher noch vielen gezeigt.

301.

Die wunderbaren Rosen.

Thomas Cantipratensis S. 253.

Der Mann der ehrwürdigen Ada von Belomeir war einmal ausgezogen und kam in vielen Tagen nicht wieder. Da trug es sich zu, daß ein Aussätziger müde und ermattet an dem Schlosse Einlaß begehrte und dazu ein

weiches Bett, in welchem er ausruhen könnte. Ada aber hatte kein sanfteres Bett, als das ihres Gemahles, und dahinein hieß sie den Aussätzigen legen. Kaum war das geschehen, als ihr Eheherr zurückkehrte und in sein Schlafgemach wollte. Ada erschrak darob, und da glaubte ihr Gemahl, sie habe einen andern darin verborgen. Als er aber die Thüre einrannte und hineintrat, da fand er das ganze Bett mit duftenden Rosen besäet.

302.

Das Wappen von Westzaanden und Crommenye.

H. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant ꝛc. I, S. 315.

Es hat sich vor Zeiten zugetragen, daß ein fahrender Gesell von Knollendam, welches in dem Kirchspiele Zaanden gelegen ist, im Regen und Sturm in seinen Mantel gehüllt durch den Busch lief und auf einen gräulich brüllenden Löwen stieß. Als das Unthier auf ihn zu springen wollte, warf er schnell den Mantel ab, drehte diesen um seinen linken Arm und stieß den in den offenen Rachen des Löwen, während er mit der rechten Hand sein Messer faßte und das Thier erstach. Der kühne Mann trug weiter kein Zeichen davon, als einen steifen Arm, und das war just sein linker, den der Löwe in Schmerz und Wuth ganz grimmig zerbissen hatte.

Zur Erinnerung an diesen wunderbaren Kampf nahmen die Westzaaners und Crommenyers den Löwen in ihr Wappen auf.

Digitized by Google

303.

Der Hengst im Schilde von Assendelft.

H. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant 2c. I, S. 83.

Die Assendelftner waren vor Zeiten ein roh und unwissend Volk. So lief einst, als ein Hengst zufällig durch das Wasser bei ihnen angeschwommen kam, das ganze Dorf zusammen, um das ihnen unbekannte Ungeheuer zu tödten, welches sie auch mit vieler Müh und Arbeit vollbrachten. Für diese Heldenthat bekamen sie einen Hengst in die Flagge.

304.

Das unausfüllbare Loch.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 270.

Auf einer Wiese bei dem Dorfe Celles hat man vor einigen Jahren einen Graben gefunden, der ganz mit Asche von Holz gefüllt war. In der Nähe dieses Grabens findet sich ein kreisförmiges Loch, welches man schon oft auszufüllen versuchte, welches aber immer die hineingeworfene Erde verschlang. Es gehen darüber in der Gegend manche Sagen umher, deren wir jedoch bisher noch nicht habhaft werden konnten.

305.

Der See von Zout-Leeuw.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

In der Nähe des Städtchens Leau liegt ein kleiner See. Ehedem war der Raum, den er jetzt einnimmt, Land. Einmal geschah es, daß eine alte Frau dort einen

eisernen Draht fand, den sie aufhob und mit sich trug bis in das Städtchen. Als sie bei ihrer Rückkunft den Weg wieder nahm, fühlte sie den Draht, der ein Stückchen aus ihrer Tasche hervorblickte, mit einem Male festgehalten; sie zog darum an demselben, aber er ging nicht los, obgleich er ein gut Theil nachgegeben hatte. Verwundert darob, sah die Frau sich um und erblickte zu ihrem Erstaunen einen Kirchthurm hinter sich, den sie schon halb aus der Erde gezogen hatte.

Nun muß man aber wissen, daß dieses Weib eine Hexe war; deßhalb erschrak sie sehr, als sie den besagten Kirchthurm schaute, der auf seiner Spitze ein schönes Kreuz trug, und wollte ihn nicht ganz aus der Erde ziehen, sondern ließ den Draht fahren und die Kirche also wieder versinken. Kaum war das Kreuz jedoch unter der Erde, da erhob sich ein gräuliches Ungewitter und es donnerte dabei, daß der Boden bebte, und die Hexe versank mit dem Lande, worauf sie stund, und an der Stelle desselben bildete sich der jetzige See.

Der alte Fischer, welcher mich auf dem See fuhr und von dem ich das Obige wörtlich erzählen hörte, sagte mir noch, daß wenn man sich zur Zeit eines Ungewitters auf dem See befinde, man deutlich die Glocken der Kirche läuten hören könne. Viele sahen auch das Kreuz auf dem Kirchthurme, welches zuweilen ganz nahe an der Oberfläche des Wassers ist.

306.

Das Veen bei Zout-Leeuw.

Nolet-de-Brauwere im Nederd. letterk. Jaarboekje. 1840. S. 81.

Das Veen ist ein breites und tiefes Wasser, aber das war es nicht immer; es erhob sich dort vor Zeiten

eine gar schöne Stadt mit festen Thürmen und Bollwerken und mit einer bedeutenden Zahl von Einwohnern. Diese letztern aber waren nicht nach dem Herzen Gottes, sondern böse Schlemmer und arge Prasser, die in ihrem Uebermuthe Himmel und Erde vergaßen und nichts kannten, als die Stillung ihrer Gelüste. Im Winter, wenn Schnee und Eis die Straßen fußhoch deckten und sie drinnen beim warmen Heerde schwelgten, dann gaben sie dem bittenden Armen mit seinem hungerbleichen, abgezehrten Gesichte nicht einmal ein Stücklein trockenen Brotes, nicht ein Splitterchen Holz, daß er seine kaltstarren Glieder hätte wärmen können; im Gegentheil, sie stießen ihn mit Schimpfen und Flüchen aus der Thüre und spotteten gar noch der Thräne, die über des so schmählich Abgewiesenen furchige Wangen zitterte, in seinem Barte vereiste.

Deß war aber der liebe Gott am Ende müde, er griff nach seinem Wunderstabe und rief den Engel Gabriel zu sich, damit er diesen in die unfromme Stadt sende.

Es war gerade Christnacht; die Kälte hatte den höchsten Grad erreicht; dichter Schnee fiel mit Hagel untermischt, um auf dem Boden alsbald eine Eiskruste zu bilden; die Straßen waren einsam und nur das von allen Fenstern, die im hellsten Glanze leuchteten, herrauschende Gejubel und Gelärme durchhallte die sonst tiefstille Nacht. Ein Bettler wagte noch, trotz des Unwetters, von Thüre zu Thüre zu schleichen und einen Bissen sich zu erbetteln. Nie hatte man eine Jammergestalt gleich ihm gesehen, aber doch vermochte er kein Herz in der ganzen Stadt zu rühren; nur die Thüre eines draußen wohnenden armen Mannes öffnete sich ihm, nur dieser theilte eine trockene Brotkruste mit ihm. Da aber warf der Bettler plötzlich die Lumpenhülle von sich, und er stand da als der Engel Gottes, der er war, und

mit mächtiger Stimme rief er gegen die sündige Stadt hin: „Als Unkraut sollt ihr weggefegt werden von der Erde und des Herrn Fluch soll euch treffen.“

Und siehe, in demselben Augenblicke erscholl ein so furchtbarer Schlag, daß die Erde bebte, und aus den Wolken schoß strömender Regen. Welle an Welle wälzte sich an der Hütte vorbei und auf die Stadt zu, Blitze durchkreuzten den Himmel ohne Ende; der Donner rollte von allen Seiten nach dem Veen hin.

Erst am andern Morgen, als das Unwetter sich gelegt hatte und die Sonne wieder heiter niederblickte, wagte der arme Mann sich vor die Thüre seines Häuschens. Zu seinem Schrecken aber fand er von der Stadt keine Spur mehr, und an ihrer Stelle nur eine breite Wasserfläche.

Seitdem ist es am Christabende dort nicht geheuer; aus der Tiefe des Sees schallen wunderbare Stimmen, und mitunter tönt ein grausenerregendes Geheul daraus hervor; dazu läuten die Glocken der Kirchen ohne Unterlaß, aber in so erschütternd wehmüthigem Tone, daß noch keiner stark und kühn genug war, um zuzuschauen und abzuwarten, was da drunten alsdann vorgeht.

307.

Der Kapellenberg.

C. R. Hermans Geschiedkundig Mengelwerk over de Provincie Noord Braband. 't Hertogenbosch 1840. Jahrgang 1, S. 310.

Der Kapellenberg liegt in der Nähe von Herzogenbusch. Ehemals stand darauf ein Kirchlein, das ist aber nun verschwunden. Auch haben sich in ihm mehre römische Alterthümer gefunden und unter andern ein Altar des Herkules Magusanus.

Die Glocke dieser Kapelle ist vor langer Zeit durch einen großen Windsturm in einen nahebei gelegenen Wiel geworfen worden. Wenn man in der Christnacht um zwölf Uhr horcht, kann man sie läuten hören. Anders läßt sie sich im ganzen Jahre nicht vernehmen.

308.

Tuindag zu Ypern.

Mündlich.

Einer alten Volksüberlieferung gemäß wird auf einen Tuindag die Stadt Ypern versinken, darum hüten sich die Bewohner der Umgegend, an diesem Tage die Stadt zu betreten, und mancher von den Bürgern sucht irgend einen schicklichen Vorwand, um herauszukommen und in einem nahen Dorfe den Abend zu erwarten.

309.

Tempelgang.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. p. 138.

Die Kirche der heiligen Walburga in Gröningen ist ein sehr alt Gebäude, nach der Aussage einiger ein heidnischer Tempel. An der östlichen Seite ihres Chores springt eine klare Quelle süßen Wassers, der Stadt ein wahrer Schatz. Unter der Kirche befindet sich ein langer Gang, der bis zu dem nahen Dorfe Helgen führen soll. Häufig haben Leute es gewagt, mit Fackeln und Leuchten in denselben hinabzusteigen, doch konnten sie stets nur bis zu einem gewissen Punkte vordringen, denn da erhob

sich ein also starker Wind, daß alle Fackeln und Leuchten ausgelöscht wurden und sie nur mit Gefahr ihres Lebens wieder aus dem Gange herauskamen.

310.

Des Mordes Sühne.

Mündlich.

Vor langer, langer Zeit hat in dem Dorfe Herstal bei Lüttich ein Mann einen schweren Mord begangen. Zur Sühne desselben that er das Gelübde, daß zu ewigen Zeiten einer aus seiner Familie in der Nacht vor Allerseelen an jedes Einwohners Fenster klopfen und dabei rufen solle: „Christen, wachet auf und betet für aller Seelen Ruh."

Einer aus der Familie hat das einmal unterlassen und ist zur Strafe dafür jählings eines bösen Todes gestorben. Seitdem beobachtet man den Gebrauch genauer, und er dauert fort bis zum heutigen Tage.

311.

Der Ritter mit der zerbrochenen Rüstung.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 83.

In jeder Familie d'Esnes erschien ehedem stets, wenn eine Ehe gegen den Willen der zu Verbindenden geschlossen werden sollte, ein Ritter mit zerbrochener Rüstung, bedeckt mit Blut und Koth, und der schlug jämmerlich mit den Händen gegen seine Brust.

Dieser hatte einst seinen Sohn, der mit einem Ritterfräulein von Glimes versprochen war, zur Ehe mit einer Burgfrau von Walincourt gezwungen, und darum

hatten sich die beiden Liebenden ermordet. Als das Volk davon hörte, hat es den Ritter auf eine gräßliche Art in Cameryk getödtet, und seitdem wandelt er umher und sucht ähnliche Verbindungen in seiner Familie zu hindern.

312.

Die Frau mit den kalten Küssen.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 17—31.

Auf der Stelle der Abtei von Vaucelles stand ehemals ein prächtiges Schloß, und das gehörte dem Herrn Hugo von Oisy, der ein mächtiger Ritter und Vicegraf von Cameryk war. Dieser hatte einen alten Knappen bei sich, welcher ein abscheulicher Mensch war, und den man nicht ansehen konnte, ohne daß es einem eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Eines Tages ritt Herr Hugo mit ihm aus, und sie trafen auf ihrem Wege zum Walde, wo sie jagen wollten, ein Mädchen, welches, den Rosenkranz in der Hand, nach Cameryk wallfahrtete. Herr Hugo wollte das Barett vom Haupte ziehen, als sie an der Beterin vorbeikamen, aber der alte Knappe lachte ihn aus und sprach, er sollte nicht ein so frömmelnder Narr sein, und ritt dann ganz nahe zu dem Mädchen, um sie auf Herrn Hugo's Schloß zu locken. Anfangs wollte sie nicht, als aber Hugo auch hinzukam und ihr vorstellte, daß es schon spät am Tage sei, und daß sie am folgenden Morgen desto gemächlicher ihren Pilgergang fortsetzen könne, willigte sie ein und begleitete den Ritter und den Knappen auf das Schloß. Dort aber wußte der alte Sünder bald ein unrein Feuer in seines Herrn Brust anzufachen und brachte es dahin, daß Herr Hugo das Mädchen in der Nacht schändete, worauf der Knappe

sie tödtete, damit sie nichts von dieser argen That verrathen möchte.

Ein Jahr hernach heirathete Hugo. Die Hochzeit wurde glänzend auf dem Schlosse Vaucelles gefeiert. Als aber Hugo dem Bette nahen wollte, in welchem seine Braut schon schlief, fühlte er sich plötzlich von eiskalten Armen umschlossen und einen eiskalten Kuß auf seine Lippen gedrückt. Dabei vernahm er die Worte: „Du bist mir angetraut, denn du hast mich meinem Bräutigam Jesus geraubt; ich bin deine Frau.“

Am andern Tage reiste Hugo entsetzt mit seiner Gemahlin von Vaucelles ab und nach Crevecoeur; aber die gemordete Jungfrau folgte ihm auch dahin, und keinen Handdruck, keinen Kuß, keinen Blick selbst vermochte er seiner Frau zu schenken, denn alsbald stand die weiße Gestalt der Jungfrau zwischen ihnen.

Zu dieser Zeit kam der heilige Bernard nach Cameryk und hörte daselbst von der Frau mit den kalten Küssen. Darob beschloß der fromme Abt, den unglücklichen Gatten zu helfen und den Geist zu bannen, und begab sich des andern Morgens nach Crevecoeur. Als er die ganze Geschichte vernommen hatte, rieth er Herrn Hugo und dessen Gemahlin, die Eitelkeiten der Welt zu verlassen und in ein Kloster zu gehen, indem dieß das einzige Heilmittel für ihre Seele sei. Der alte Knappe aber, welcher gerade zugegen war, spottete dieses Rathes und beschimpfte den heiligen Mann auf jede Weise. Sankt Bernard jedoch erkannte bald, wer unter dem Panzer und dem Dienerkleide stecke, und hob die Hand und sprach: „Dir gebiete ich, Satan, daß du hingehest, woher du gekommen, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“ — Zu gleicher Zeit krachte ein Blitz durch das Fenster und der Knappe verschwand unter gräulichem Gestank.

Dadurch erschüttert, übergab Hugo sein Schloß Vaucelles dem heiligen Bernhard, um daraus ein Kloster zu machen, und dieser führte bald, nachdem die nöthigen Bauten vollendet, zwölf Mönche dahin. Während der Bauten aber erweckte er eine Quelle daselbst, an welcher sich die Werkleute stets wunderbar erlabten; auch gab er den Arbeitern einen eisernen Karren, der die größten Lasten trug und sich von selbst fortschob, wohin man ihn haben wollte.

Herr Hugo und seine Frau wollten sich nun in ein ander Kloster zurückziehen, um dort in der Einsamkeit ihr Leben zu beschließen, aber das war Gottes Wille nicht. Dem heiligen Bernard erschien ein Engel im Traume, und der befahl ihm, die beiden Gatten nicht zu trennen, und also lebten sie noch lange zusammen in der Furcht des Herrn.

Die Frau mit den kalten Küssen verschwand von dem Augenblicke an, wo der erste Abt in Vaucelles seinen Einzug hielt. Seitdem quält sie aber alle in der ganzen Umgebung, die mit unreinen Gedanken umgehen, und sie hat manchen Sünder wieder auf den Weg des Guten gebracht.

313.
Vor Gottes Gericht berufen.

Delrio, Disquis. mag. p. 609.
Thomas Cantipratensis Buch II.

Ein Neffe des Provostes von Lüttich war aus frommem Triebe in das Kloster des heiligen Jacob gegangen, um dort Gott in der Einsamkeit sein Leben zu weihen. Als der Provost dieß vernahm, wurde er zornigen Muthes, zog mit gewaffneter Hand zu dem Kloster

hin, holte den Jüngling heraus und ließ ihm die Ordenskleider ausziehen und ihm weltliche dafür geben. Der Abt, betrübt ob dem Verluste eines also frommen Dieners Gottes, wandte sich mit vielen der vornehmsten Bürger der Stadt an den Bischof und bat diesen um Gerechtigkeit gegen den Provost; aber der Bischof fuhr ihn mit harten Worten an und wollte ihn nicht hören. Da warf sich der Abt auf die Kniee und rief mit lauter Stimme: „Ich finde auf Erden kein Recht gegen dich, Provost, darum muß ich es bei Gott suchen, und vor dessen Richterstuhl lade ich dich, binnen vierzig Tagen mit mir zu erscheinen und dein Urtheil zu hören.“ Deß lachte der Bischof und die andern Geistlichen, und der Abt mußte unter Spott und Hohn den Saal verlassen.

Als aber der vierzigste Tag nahte, da läuteten die Glocken des Klosters allesammt und die Ordensbrüder klagten um den Sarg des frommen Abtes. Der Provost fragte, als er das feierliche Geläute hörte, wem dieß gelte. Da man ihm aber den Tod des Abtes meldete, erschrak er gar sehr und sprach: „Sagt mir, was soll ich thun? Heute ist der vierzigste Tag, und ich muß vor den Augen des höchsten Richters erscheinen.“ Mit diesen Worten wollte er aus dem Bade eilen, in welchem er sich eben befand, sank aber unter schrecklichem Geheul in die Arme seiner Diener zurück und hauchte den Geist aus.

314.

Teufel fährt in des Todten Leib.

Thomas Cantipratensis S. 541.

In der Gegend von Nivelle lebte eine fromme Jungfrau. Diese ging einst um Mitternacht in die Kirche, um

zu beten. Das ärgerte den Teufel, und er fuhr in den Leib eines Todten, welcher Tages zuvor in der Kirche niedergesetzt worden war, und fing an, in dem Sarge zu rumoren. Die Jungfrau bekreuzte sich und rief dem Teufel, dessen List sie wohl erkannte, zu: „Gieb dich nur zur Ruhe, du Elender, denn du vermagst doch nichts gegen mich." Da erhob sich der Teufel mit dem Leichname und sprach: „Wohl vermag ich jetzt etwas wider dich, und du sollst mir nun büßen für all die Unbill, die du mir angethan." Als die Jungfrau diese Rede hörte, erhob sie sich furchtlos, ergriff mit beiden Händen einen nahestehenden Kreuzstock und schlug damit den Todten dermaßen aufs Haupt, daß er zusammenstürzte und der Teufel fliehen mußte. Dann aber war sie in Noth, wie sie den Leichnam wieder auf die Bahre bringen sollte, und sie arbeitete lange, ohne daß sie es vermocht hätte.

Als der Priester des Morgens zur Kirche kam, erstaunte er sehr, den Todten mit verwundetem Kopfe an der Erde zu finden, und fragte die Jungfrau, wie das zugegangen wäre. Als diese es ihm nun mit vielen Thränen gestand und ihn bat, die Leiche wieder an ihren Ort zu legen, da wollte der Priester das nicht thun, sondern sprach, solches müsse das Volk zur Verherrlichung des göttlichen Namens erfahren. Darob erröthete die Jungfrau, denn sie wollte nicht, daß sie dabei genannt würde, und als der Priester dabei blieb, flüchtete sie nach Nivelle und blieb dort ihr ganzes Leben lang.

315. 316.

Todte kehren wieder.

I.

Thom. Cantipratensis de bonum univers. l. II, cap. 57, p. 21.

In Werchena (wahrscheinlich Werchten zwischen Mecheln und Aloſt), einer blühenden und berühmten Stadt in Brabant, war ein Jüngling, der ein Mädchen von Herzen lieb hatte; doch wollten des Mädchens Eltern nicht zugeben, daß er ſie zur Ehe nähme. Darüber grämte ſie ſich gar ſehr und fiel in ein ſtarkes Fieber und nach einigen Tagen läutete man zu ihrem Begräbniß.

An demſelben Tage wollte der Jüngling gegen Abend in eine andere Stadt gehen. An einem Gebüſche, an welchem er vorbei kam, hörte er plötzlich jammervolles Stöhnen und Wimmern von einer weiblichen Stimme, und als er näher hinzutrat, fand er zu ſeinem großen Schrecken, wie auch zu gleich großer Freude, das todtgeglaubte Mädchen. Erſtaunt ſprach er zu ihr: „Wie, die Deinigen beweinen dich als eine Geſtorbene und ich finde dich hier?“ — „Ja“, ſprach ſie hinwieder, „es iſt ein Mann vor mir her gegangen und hat mich hierhin geführt.“

Darauf nahm der Jüngling das Mädchen bei der Hand und barg ſie in einem Hauſe außerhalb der Stadt, kündete die Sache ſchnell ſeinen Freunden und eilte dann zu dem Vater des Mädchens, der mit ſeinen Bekannten und Verwandten noch beim Trauermahle ſaß.

„Würdet ihr mir jetzt wohl eure Tochter, die ihr als eine Todte beweint, zur Frau geben, wenn ich ſie euch wieder zuführte?“ fragte der Jüngling; und verwundert entgegnete der Vater: „Wie ſoll es aber ge-

schehen, daß du eine Todte wieder erweckest und ehelichest?" — „Ich verlange nur eure Zustimmung zu unserer Ehe", sprach der Jüngling, „wenn ich euch eure Tochter wieder lebend zuführe." — Darauf gab der Vater freudig seine Einwilligung, und der Jüngling führte ihn zum Sarge, und da fanden sie eine wunderbare Gestalt, die nicht von Menschenhänden gemacht sein konnte, und als man die näher untersuchte, da fand man im Innern eine Materie, faulendem Holze ähnlich, die künstlicherweise mit einem leichten Häutchen von außen bedeckt war (figmentum).

Nachdem der Jüngling also alle Anwesenden überzeugt hatte, daß dieß nicht der Leichnam des Mädchens sein könnte, ging er zu seiner Geliebten und führte dieselbe ihrem Vater wiederum zu. Da wurde die Hochzeit in Jubel und Freuden gehalten, und die beiden Eheleute lebten noch bis vor wenigen Jahren (nämlich zu des Autors Zeit) gesund und wohl.

II.

Ibid.

Also glaubte ein Mann an der flandrischen Gränze seine Schwester todt, fand sie aber, ehe er den Sarg noch zur Erde hatte bestatten lassen, im Schilf am Ufer des Meeres wieder und führte sie zu seinem Nachbar, damit sie dort eine Weile bliebe. Dann ging er nach Hause, stürzte mit gezogenem Schwerte auf die vermeinte Leiche in dem Sarge los und hieb sie in Stücke, so daß alle seine Freunde mit Schauder fragten, warum er also gegen seine todte Schwester wüthe. Darob lächelte der Mann und sprach: „Es ist nicht meiner Schwester Leib, sondern ein arger Teufelstrug, und also könnet ihr

mich nicht grausam nennen"; und er nahm alle mit sich und zeigte ihnen seine Schwester, die noch am heutigen Tage lebt.

317.

Todte finden den Weg wieder.

Kunst- en Letter-Blad.

In der Gegend um Cortryk herrscht folgende Sitte. Wenn man einen Todten zum Kirchhofe trägt, dann betet man auf jedem Kreuzwege ein Vaterunser, und zwar zu dem Zwecke, daß der Todte, wenn er einmal wieder nach Hause kommen wollte, den Weg wieder finden könne.

318.

Der Todten Dank.

Mündlich von Piot.

Ein frommer Böttchermeister zu Löwen hatte die Gewohnheit, jeden Abend auf den Friedhof bei Sankt Quintini Kirche zu gehen und einige Vaterunser und Ave Maria für die Ruhe der daselbst Schlummernden zu beten.

Eines Sonnabends war ihm gerade viel Geld für seine Arbeiten eingelaufen. Das wußten einige Bösewichte, und die wollten ihn darum auf dem Kirchhofe überfallen und ihm sein Geld abnehmen. Kaum aber hatten sie Hand angelegt an den braven Küfner, als sich ein schreckliches Gerassel auf dem Friedhofe erhob. Es waren die Todten, die, der eine mit einem Beine, der andere mit einem Arme, der dritte mit einem Stücke Sarg in den Händen, auf die Räuber eindrangen und

diese also jämmerlich zerhieben, daß sie besinnungslos liegen blieben. Der fromme Meister aber ging ungestört nach Hause und betete von da an desto inniger für die Ruhe derer, welche also treulich ihm sein Leben gerettet.

Diese Geschichte wurde bald ruchbar, und der Magistrat ließ sie auf Holz malen und an der äußern Mauer der Kirche aufhängen. Die Tafeln, worauf das Gemälde zu schauen war, befinden sich noch heutigen Tages an ihrer alten Stelle, doch sind die Farben durch Alter und Regen verblichen, so daß man kaum noch einige Züge von dem Bilde unterscheiden kann.

319.

Der Todtengräber.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 329.

Es war am Allerheiligentag, und der Todtengräber war krank und hatte das Fieber, und sein Gevatter kam ihn besuchen. Da sprach der Todtengräber: „Ist es nicht ein Unglück, daß ich krank bin, ich muß heut noch ein Grab machen gehn, und das in dem Schnee und in der Kälte." — „Hoho, das will ich schon für euch machen", sagte der Gevatter, „das ist ein kleiner Dienst", und der Todtengräber nahm das gern an.

Nachdem der Gevatter sich mit Schaufel und Hacke versehen und sich in der Schenke noch ein Bischen eingeheizt hatte, ging er um zehn Uhr Abends auf den Kirchhof und war um halb zwölf mit seinem Grabe fertig. Eben wollte er wieder nach Hause gehen, da kam eine lange Procession von weißen Mönchen, die alle eine Kerze in der Hand hatten, und die machten die Runde auf dem Kirchhofe, und als sie an dem Gevatter vorbei kamen, ließen sie ihre Kerzen alle vor ihm

niederfallen und der letzte warf ihm gar eine große Kugel mit zwei Dochten hin.

Der Gevatter dachte: „Holla, von den Mönchen hat mir der Todtengräber nichts gesagt; das Wachs soll für meine Mühe sein und will's verkaufen nach einem Monat oder zweien, und löse draus ein artig Sümmlein, davon ich meinem Weib nichts zu geben brauche." Und er raffte das Wachs zusammen und that's in ein Tuch und versteckte es zu Hause unterm Bette.

Am andern Tage war Allerseelenfest. Der Gevatter hatte sich früh zu Bette gelegt, aber er konnte nicht schlafen. Als es eben zwölf Uhr schlug, da klopfte einer dreimal an seine Thüre. Der Gevatter sprang flink aus dem Bette und machte auf, und sieh, es waren die weißen Mönche vom vorigen Abend, nur daß sie keine Lichter hatten. Sie drangen je zwei durch die Thür ins Haus und dann in die Kammer, gingen rund in derselben herum und stellten sich rings um das Bett, auf welches der Gevatter vor Schrecken rücklings gefallen war. Plötzlich sanken ihnen da die weißen Mäntel von den Schultern, und der Gevatter sah unter der Decke, die er sich über die Ohren gezogen hatte, daß es alles Todtengerippe waren, deren jedem aber etwas fehlte, diesem ein Arm, dem ein Bein, dem der Rücken und dem letzten gar der Kopf. Zu gleicher Zeit regte sich's unter dem Bette; das Tuch kam von selbst heraus und that sich auf in der Mitte der Kammer, und da sah denn der Gevatter, daß die vermeinten Wachskerzen all Knochen und die große Kugel mit den zwei Dochten ein grinzender Schädel war. Die Gerippe aber schrieen all zusammen, das eine: „Gieb mir mein Knochenbein", die andern: „Gieb mir meinen Knochenarm; gieb mir meinen Rückenknochengrat; gieb mir meinen Rippenknochen!" und das alles mußte der Gevatter ihnen zurückgeben bis

zum letzten Stück, welches der Kopf war, den er dem letzten wieder aufsetzte. Als das aber seinen Kopf wieder hatte, sah es an der Wand eine Violine hängen, und die nahm es und gab sie dem Gevatter, daß er darauf spielte, und stellte sich selbst hinter ihn mit ausgereckten Armen, wie wenn's hätte den Takt schlagen wollen. Die andern Gerippe aber nahmen sich alle bei den Händen und tanzten, daß es ein gräulich Geklapper gab. Dem armen Gevatter verging fast Hören und Sehen, aber er durfte nicht aufhören zu spielen, sonst gab das Gerippe hinter seinem Rücken ihm Maulschellen, eine nach der andern. Und das hat gedauert bis zum Morgen, da haben die Gerippe all ihre Mäntel wiedergenommen und sind fortgegangen.

Der Gevatter und seine Frau aber haben kein Wort mehr in ihrem Leben gesprochen bis zu ihrer letzten Beichte, wo sie dem Geistlichen alles erzählt, und sind im Spital gestorben.

320.

Die Todtenlade.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. II, S. 396.

Der Herr Doctor Abraham van der Meer, ein aufrichtiger und eifriger Reformirter, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß seine Großmutter, als sie noch im Haag wohnte, in einer Sommernacht einmal nicht schlafen konnte. Darum legte sie sich Morgens gegen vier Uhr ins Fenster, und da sah sie eine Todtenlade die Spuystraße heran kommen, ohne jedoch Jemanden um dieselbe zu gewahren. Fuhr immer weiter fort, richtete sich zuletzt auf vor einem Hause, wo sie in einem offenstehenden Fenster verschwand.

Ehe noch sechs Wochen verlaufen waren, starb all das in dem Hause wohnende Volk an der Pest.

321.

Die Ritter von St. Pieters-Leeuw.

Thomas Cantipratensis de apibus. l. II, §. 6.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 103.

In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wohnten noch zu Sankt Pieters-Leeuw, einem Dorfe in Brabant unfern Brüssel, an die sechzig Ritter, welche alle das Recht hatten, Waffen führen zu dürfen. Diese wohnten im Kirchspiele zerstreut umher und vereinigten sich nur, um mit andern ihrer Gefährten aus der Umgegend in Turnieren zu kämpfen. Bei den Stechspielen aber trugen sie nicht, wie die übrigen Ritter, einen Harnisch, der vom Kopf bis zu den Füßen ging, sondern einen einfachen faltigen Rock von Linnen; nur den Speer, den Schild und den Helm hatten sie mit den Mitstreitern gemein.

Einmal geschah es, daß einer von den Rittern von Sankt Pieters-Leeuw im Turniere einen Lanzenstich ins Herz bekam und auf der Stelle todt hinsank. Die übrigen trugen ihn mit großer Betrübniß vom Kampfplatze und nach Hause, wo sie ihn in einen Sarg legten, um denselben am folgenden Morgen in das Grab zu senken. Als nun aber die Freunde und Verwandten des Getödteten bei der Leiche wachten, wie dieß üblich war, hörten sie um Mitternacht plötzlich ein lautes Getöse in dem Sarge. Zufällig wurde eine Stunde nachher ein Knecht des Hauses in das nächste Dorf gesandt, um dort eine dringende Botschaft zu verrichten. Diesem kam auf dem Wege sein verstorbener Herr auf einem schwarzen Pferde mit einem Male entgegengeritten und rief ihm

zu: „Spring auf und setze dich hinter mich, ich will dich dahin bringen, wohin du gehen sollst.“ Der Knecht, obgleich zum höchsten erschrocken, sprang dennoch auf das Pferd und schlang die Arme um den Leib seines Herrn, damit er nicht herunterfiele. Zufällig berührte er auch die Wunde, welche dem Ritter den Tod gebracht, und zugleich sprach dieser: „Stich deine Hand nur tiefer in die Wunde und ziehe das Speereisen heraus, wodurch ich getödtet worden bin.“ Der arme Knecht bebte und zitterte, doch that er, wie sein Herr ihm befahl. Nachdem er die Lanzenspitze aus dem Herzen genommen hatte, fuhr der Ritter fort: „Nun steige ab, und sage allen, denen du willst, doch zuerst meinem Mörder, daß sie zu dieser Stelle kommen, um Zeugen zu sein des schrecklichen Urtheils, welches über mich ergangen; und damit man dir Glauben schenke, zeige das Speereisen, welches du meiner Wunde entzogen hast.“

Als es Morgen geworden, that der Knecht nach des Ritters Befehl; als sich aber die Waffengefährten zu der Stelle begaben, welche der Todte angewiesen, fanden sie eine große Menge von Raben und Wölfen, welche die Leiche, die jeder im Sarge glaubte, zerrissen und das Fleisch davon verzehrten.

Dieß wurde dem Thomas Cantipratensis von der Nichte seines Vaters mitgetheilt, welches eine Frau von hundert und dreißig Jahren und von Sankt Pieters-Leeuw geboren war.

322.

Die zwei Brüder zu Franchimont.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 65.

Oben um das Schloß Franchimont läuft eine Balustrade ohne Geländе herum. Darauf haben sich zwei

Brüder, die letzten ihres Stammes, getödtet. In jeder Mitternacht wandeln sie dort umher, rasseln mit ihren Rüstungen und verschwinden mit dem ersten Hahnenrufe.

323.

Rache nach dem Tode.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 39.

Es ist eine alte Sage, daß derjenige, welcher auf Allerheiligentag ermordet wird, nicht eher im Grabe ruhen kann, bis er sich an seinem Mörder gerächt.

Also hatte Herr Gerhard von Saint Aubert die Frau eines seiner Knappen verführt. Dieser gewahrte das und stürzte sich von dem Burgthurme hinab in den tiefen Schloßgraben.

Am andern Tage aber erschien er wieder vor seinem Herrn und spornte diesen zum Kampfe gegen den Bischof von Cameryk an. Nachdem ihm dieß geglückt war, führte er die untreue Frau auf denselben Thurm, von dem er sich herunter gestürzt, und schmiß sie gleichfalls in den Abgrund. Herr Gerhard aber ist in jenem Streite geblieben.

324.

Das ermordete Kind.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. II, S. 566.

Ein Dienstmädchen in einer gewissen Stadt war von ihrem Liebsten schwanger geworden. Als sie das Kind zur Welt gebracht hatte, drehete sie ihm den Hals um und warf es in das heimliche Gemach. Seit der Zeit hörte man daselbst ein seltsam Geseufze, einen ganzen

Monat lang. Darnach sah die Hausfrau zu dreien Malen, wenn sie an den Ort kam, eine Gestalt gleich der eines neugeborenen Kindes dem Gemach entsteigen und alsdann verschwinden. Erschrak sehr darob und ging ihre Magd hart darum an. Die hat's aber geleugnet. Da gruben sie nach und fanden das Kind, welches schon fast verzehrt war. Das Mensch ist aber mit dem Tode bestraft worden.

325.

Enthaupteter beichtet.

Oudheden en Gestichten van Groningen en Groningerland. Leyden 1727. S. 234.

Als der ehrwürdige Henricus, der zwölfte Abt des Klosters Adewert, einmal mit zwei anderen Aebten, denen von Klaarkamp und Bloemkamp, zu einem allgemeinen Kapitel reiste, geschah es, daß er an einer Richtstätte vorbei kam, wo gerade ein armer Sünder enthauptet wurde. Als die Hinrichtung geschehen war, ließ Gott es zu, daß einer das Haupt wieder auf den Leichnam setzte, und alsbald erhob sich der Todte und bat den Abt, seine Beichte anzuhören. Nachdem dieß geschehen war und Henricus die Absolution gesprochen hatte, sank der Missethäter wieder todt hin.

326.

Der todten Wöchnerin Sorge.

Mündlich.
Vgl. Johannes Munsterus, De spectris. c. 4.
S. de Vries, De Satan in sijn weesen &c. S. 560.

In Hekelghem war eine Frau in den Wochen gestorben. Da sprach die Nachbarin zu dem Manne, er

müsse der Todten Bett machen lassen sechs Wochen lang, damit sie daselbst ruhen könne, wenn sie ihr Kindlein zu säugen käme. Der Mann wollt's nicht glauben, sprach, es wäre eitel Trug und die Todten blieben todt. In der folgenden Nacht schrie das Kindlein in der Nebenkammer, war aber alsbald wieder still, und der Mann hörte eine Stimme, wie seiner Frauen Stimme, mit dem Kinde reden. Darob erschrak er mächtig und lief an die Kammerthür, um durch eine Ritze zuzuschauen, was da vorging. Da sah er, wie seine todte Frau das Knäblein auf dem Schooße hielt und ihm die Brust gab, und das Kind war gar zufrieden und schaute die Mutter mit klaren Augen an. Als es aber genug gesogen hatte, krähte der Hahn und die Frau nahm es von dem Schooße auf, legte es sänftlich in das Bettchen und ging durch die Thüre von dannen.

Seitdem hat der Mann ihr jeden Abend das Bett machen lassen.

327.

Der armen Seele Freude.

Thomas Cantipratensis S. 512.

Es war ein Mann gestorben und ins Fegfeuer gekommen, aber durch das Gebet eines frommen Priesters wieder zum Leben zurückgerufen worden. Der hat später oft das Folgende erzählt.

Er hatte im Fegfeuer die Seele eines Mannes gefunden, den er im Leben gut gekannt und der nun jämmerlich gepeinigt wurde. Mitten in der Pein aber war der auf einmal jauchzend aufgefahren und hatte gerufen: „Ei lieber Gott und Herr, du hast mein doch nicht ganz vergessen!" Darob war der andere erstaunt

und fragte: „Wie geschieht es denn, daß du in so gräulichen Schmerzen plötzlich jauchzen kannst?" und die Seele antwortete: „Wohl mag ich jauchzen und springen, denn jetzt eben ist auf Erden ein Knabe geboren, der wird einst Priester werden, und wenn der seine erste Messe liest, dann bin ich aus meiner Qual erlöst."

328.

Die arme Seele im Fegfeuer.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 335.

Es war im Fegfeuer ein arm Seelchen, das rief immer: „Paul, ach du armer Paul!" und wenn die Engel vom Himmel kamen, die Seelen zu trösten, so gab es keinen Trost für das Seelchen, sondern es sprach auf jedes Trostwort nur: „Paul, ach du armer Paul!"

Da ward ein Engel einmal neugierig, warum das arme Seelchen immer also spräche, und fragte es um die Ursache. Antwortete das Seelchen, daß es auf Erden einen lieben Mann rückgelassen hätte, der untröstlich sein müßte ob seinem Tode, und bat den Engel, nur auf ein Viertelstündlein seinen armen Gemahl wiedersehen zu dürfen, damit es ihn bitten könnte, wenigstens ein Vaterunser für es zu sprechen.

Aber der Engel sagte: „Will dir das wohl erlauben, aber dann mußt du tausend Jahre länger im Fegfeuer sitzen."

„Thut nichts", sprach das arme Seelchen, „wenn ich ihn nur wiedersehen kann; will's gern ertragen und wären's noch hunderttausend Jahr."

Und der Engel machte die Ketten von dem Seelchen los und es flog auf die Erde; aber ach, da fand es

seinen Mann in Gesellschaft von schlimmen Mädchen, denen er Küsse gab auf Küsse, und das arme Seelchen flog betrübt wieder zurück und wollte wieder ins Fegfeuer. Aber der Engel nahm's und führt's in den Himmel und sagt: „Hast mehr gelitten in dem Augenblick, als im Fegfeuer in tausend Jahren; bist jetzt für immer erlöst, aber dein böser Mann ist für immer verdammt."

329.

Die spukende Frau.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. II, S. 455.

Im Jahre 1669 trug sich eine seltsame Spukerei in einem vornehmen Dorfe in Frießland zu, gelegen halbwegs zwischen den Städten Leeuwarden und Franeker.

In einem adeligen Hause daselbst ließ sich dieser Geist zuerst der Magd merken. Die hieß Aukje Jans. Kam einmal in deu Saal, der immer fest geschlossen blieb und von dem sie mit Sicherheit wußte, daß kein Mensch darin gewesen sein konnte. Trotzdem gewahrte sie, daß jemand etwas da verrichtet haben müsse, denn allen Stuhlkissen war eine Höhlung eingedrückt, wie von eines Menschen Faust. Das verursachte allen im Hause große Verwunderung. Kurz nachher bemerkte man in demselben Saale, daß alle aufrecht stehenden Gläser nebst dem Porzellan von ihrer Stelle genommen und auf die Erde geworfen worden waren, ohne daß jedoch das mindeste daran beschädigt gewesen wäre. Dieß geschah zu verschiedenen Malen und nicht nur bei der Nacht, sondern auch am hellen Tage, und das Gesinde hörte ganz deutlich, wie jemand die Gläser klingend niederwarf. Wenn man schnell die Thür aufmachte, fand man alles auf der Erde liegen, jedoch nichts

war je zerbrochen. Endlich wurde man das gewohnt; doch es blieb nicht dabei, denn der Geist tobte nun im ganzen Hause herum. Oftmals wurde dem einen oder andern, der in die ob jene Kammer ging, die Thüre zugeworfen, so daß er eingeschlossen saß. Das erweckte größern Schrecken. Selbst die Kellerthüre, welche nie zugemacht wurde und auch nicht leicht zu schließen war, wurde mehrmal mit großer Gewalt zugeschmissen, wenn einer kaum in den Keller getreten war. Auch kam noch das hinzu, daß den Leuten, wenn sie schliefen, die Leintücher und Decken vom Leibe gezogen wurden, und das geschah fast jede Nacht, so daß kein Mensch im Hause mit Ruhe schlafen konnte. Auch geschah dieß nicht nur, wenn sie schliefen, sondern auch, wenn sie mit offenen Augen da lagen und die Decken und das Leinen festzuhalten suchten. Die Pferde mußten gleichfalls viel leiden, sie standen häufig in Schweiß gebadet da und waren unruhig und sprangen, als ob sie von jemand geschlagen worden wären; aber niemals sah man jemand bei den Thieren.

Da nahm sich der Hausherr vor, in Gesellschaft eines andern beherzten Mannes zu versuchen, ob auch ihm die Decke abgezogen würde, und sie legten sich in die Kammer schlafen, wo der Geist zumeist tobte. Als sie nun die Thüren und Fenster wohl verschlossen hatten und eben ins Bett steigen wollten, fühlten sie, daß jemand an den Decken und Leintüchern zog. Beide hielten so fest, wie sie konnten, aber es half nichts, und sie fanden endlich alles zusammengedreht und in einander gewickelt in einer Ecke der Bettstelle wieder. Als die beiden einmal auf den Söller gehen wollten, wurde ihnen ein alter lederner Mantelsack, der seit Jahr und Tag an eisernen Kettchen an den Balken gehangen hatte, nach und über den Kopf geworfen.

Nur ein einziges Mal hat ein dicht bei wohnender Hausmann eine in der Gegend des Schlosses umwandelnde Frau gesehen, welche ganz das Aussehen einer daselbst schon seit lange Gestorbenen hatte, und vermuthet man, daß diese den Spuk angerichtet hat.

330.

Diebsketten.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. II, S. 349.

Einige Schmiede verschmiedeten spät am Abend noch mehre Glieder einer Kette, in der ein Dieb gehangen worden war. Da klopfte es plötzlich mehre Mal an die Thüre; endlich sprang sie auf und der Dieb trat in die Schmiede, wie er leibte und lebte. Er drohte den Schmiedegesellen, daß er ihnen den Hals umdrehen werde, wofern sie noch ein Wort sprächen. Nahm den Hammer und schlug damit drei Schläge auf den Ambos. Ging von dannen und verschwand.

331.

Des Bettlers Groschen.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 361.

Die Bettler in Flandern sind allesammt arge Leute und treiben böse Künste, darum soll man nimmer etwas von ihnen annehmen. Denn sonst haben sie Gewalt über einen und thun einem Leides an mit ihren Künsten.

Ein Knäblein hat einmal einen Groschen von einem Bettler gekriegt und wollte sich dafür ein Heiligenbildchen kaufen, aber der Groschen ist ihm gefallen und als es

ihn aufheben wollte, ist ein Wagen gekommen und ihm über das Häuptlein gefahren.

332.

Das Marsdiep.

H. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant, Stavoren, Wronen en Waterland. Amsterdam 1702. I, S. 28.

Zwischen Texel und Helder war ehedem nur so viel Wasser, daß ein hinübergelegter Balken als Brücke diente. Es kam aber einmal ein Krämerlein an die Stelle und fand den Balken nicht. Da nahm der Mann seine Marse und stellte die ins Wasser, um hinüber zu kommen, und die langte gerade zu. Davon nun, daß das Wasser gerade so tief, als die Marse hoch war, bekam die Stelle den Namen Marsdiep, welchen sie noch heute trägt.

Andere sagen, sie hätte von den alten Marsen ihren Namen, und das könnte auch sein; doch ist das Obige noch stets Volkssage, und der kann man doch wahrlich nicht alle Glaubwürdigkeit absprechen.

333.

Edelstein macht unsichtbar.

Mündlich.

Die edle Gräfin Hildegard, Hausfrau des Grafen Dietrich II. von Holland, schenkte dem Kloster Egmont viele herrliche Sachen. Unter diesen war auch ein Altar mit einer goldenen Tafel, die mit den kostbarsten Edelsteinen verziert war, die man nur sehen konnte. Zu oberst an dieser Tafel aber war ein gar schöner Stein, und der erleuchtete den Chor bei der Nacht, wie wenn eine Kerze daselbst gebrannt hätte. Auch hatte dieser

Stein die Kraft, denjenigen unsichtbar zu machen, welcher ihn bei sich trug; darum haben ihn einst Diebe heimlicherweise entwendet und gestohlen.

334.

Steine auf den Berg getragen.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 118.

Die Mönche von Bernard-Fagne wollten einst auf einem benachbarten Berge eine Kirche bauen. Darum sagten sie den Pilgern, daß je schwerern Stein einer auf den Berg trüge, desto schwererer Sündenlast wäre er los. Da haben denn die Leute all Steine getragen, einen größer als den andern, und als sie schon einen schönen Theil droben hatten, da gaben die Mönche das Vornehmen auf, und die Steine blieben unbenutzt liegen und liegen heut noch da.

335.

Jüngling trägt glühend Eisen.

Thomas Cantipratensis S. 384.

Auf der Gränze des Herzogthums Burgund hat sich folgende Geschichte zugetragen.

Ein Jüngling, der von Kindesbeinen an in dem Benedictinerorden war, und deßhalb gar fromm und einfältiglich lebte, ging einst mit dem Abte des Klosters auf Reise, um sich zu erholen und zu zerstreuen. Bei einer Schmiede hielten sie an und ließen ihre Pferde beschlagen. Da lag ein glühend Stück Eisen auf der Erde, und der einfältige Jüngling verwunderte sich höchlich darob, denn er hatte solches nie gesehen, und nahm es

in die Hand und beschaute es von allen Seiten, ohne daß er sich daran verbrannt hätte. Das däuchte dem Abte und allen Umstehenden sehr wunderbar, und er mußte es mehrmals wiederholen und verwundete sich nicht.

Darnach, als der Abt anderswo beschäftigt war, trat der Jüngling ins Haus, wo die Schmiedefrau mit einem kleinen Kinde auf dem Schooße saß. Solch ein Kind hatte er auch noch nicht gesehen, und erstaunte und hatte viele Freude daran und spielte gar freundlich damit. Da fragte ihn die Schmiedefrau, ob er auch so ein Kind haben wollte, und der Jüngling sprach: „Gewißlich gerne." Da nahm ihn das Weib mit in ihre Kammer und unterwies ihn zur Unkeuschheit und raubte ihm also seine Unschuld, ohne daß der Jüngling Arg dabei gehabt hätte.

Als dieß geschehen war, trat er wieder vor das Haus und wollte noch einmal ein glühend Eisen anfassen, aber da verbrannte er sich jämmerlich und schrie auf eine erbärmliche Weise. Der Abt kam alsbald herzu und wußte nicht, was er denken sollte; jedoch erkannte er sogleich, daß der Jüngling nicht mehr im Besitze seiner frühern Unschuld sei. Er führte ihn zurück ins Kloster und fragte ihn genau über alles aus, und der Jüngling gestand einfältiglich alles und büßte seine Sünde mit vielen Thränen.

336.

Kappen an Sonnenstrahlen aufgehangen.

Oudheden en Gestichten van Groningen en Groningerland, mitsgaders van het Land van Drent. Leyden 1724. S. 220.

Zu den Zeiten Wigboldi, des vierten Abtes der Abtei Adewert, blühte die Klosterzucht dort schön empor. Es geht die Sage sogar, daß alle Mönche daselbst in

so frommer Einfalt lebten, daß sie häufig ihre Mützen und Kutten an den Strahlen der Sonne aufhingen, nicht besser wissend, als, es seien lange Stangen. Auch war die Mähre von ihrem heiligen Leben weit verbreitet, und mancher schwur der Welt ab, um in ihrer Gesellschaft dem Herrn zu dienen.

337.

Gerettete Unschuld.

Grammaye Ipretum, in antiquitatibus Flandriae. p. 182.

Der Koch der Gräfin Adela von Flandern (Gemahlin Balduins des Fünften), welcher sehr an der Fallsucht litt, hatte sich einst im Walde zum Schlafe niedergelegt, und fand sich, als er wieder aufwachte, gesund und genesen. Darob neugierig, fragte er die Umwohner, wem der Ort geweiht sei, oder wessen Namen er trüge, und erfuhr, daß dort Maria die Keuschheit dreier Jungfrauen wunderbarerweise bewahrt habe, wie es denn auch die folgende Geschichte lehrt.

Vor Zeiten lebten in Warwick zwei fromme Eheleute, Hezo und Ida, die hatten keinen Reichthum noch andere irdische Güter, doch dagegen drei schöne Töchter, Helwigis, Jutta und Giselindis. Als diese eines Tages, wie sie immer zu thun pflegten, das Vieh in den Wald auf die Weide trieben, begegneten ihnen drei Förster, wie sie, schön von Gestalt, doch nicht eines gleich schönen Herzens. Kaum hatten diese die Jungfrauen gesehen, als sie dieselben bereden wollten, ihnen ihre Gunst zu schenken und zu Willen zu sein; doch die Mädchen verabscheuten ein solch unzüchtig Begehren und wiesen die Jünglinge also ernstlich zurück, daß diese in Wuth geriethen und schwuren, sie zu tödten, wenn sie sich ihnen

nicht ergeben wollten. Wohl hätten die frommen Mädchen eher den Tod gewünscht, als den Verlust ihrer Ehre, doch suchten sie vorher noch ihre Gegner durch Bitten und Thränen zu bewegen, von dem sündlichen Vorhaben abzustehen. Diese aber bestanden darauf, so daß den schwachen Jungfrauen nichts anderes übrig blieb, als den Himmel um Hülfe und Rettung aus ihrer Noth zu flehen, auf welche fest vertrauend, sie die Förster baten, ihnen vor der Stillung der fleischlichen Lust noch eine kleine Weile zum Gebete zu gönnen. Da wandten sich nun die hart Bedrängten in heißem Flehen an Maria, auf deren Gnade und Beistand ihre letzte Hoffnung ruhte, und siehe, sie hatten nicht vergebens gehofft, denn alsbald öffnete sich sänftlich die Erde und die drei Jungfrauen fanden in ihrem Schooße ein stilles Grab.

Die Förster, starrend ob des Wunders, gingen zur Stelle in sich und wandten sich reuig auf den Weg des Heiles. Sie tauschten ihr weltlich Kleid mit dem Ordensgewande und starben eines frommen Todes.

Die Gräfin Adela ließ, als sie die Kunde von diesem Wunder vernahm, nach den Körpern der also wunderbar Geretteten graben, und man fand sie noch in derselben Stellung, in welcher sie in der Erde verschwunden waren, worauf sie in einen köstlichen Sarg gelegt und in einer zur Ehre der hülfreichen Jungfrau geweihten Kirche feierlich beigesetzt wurden.

Am Hackendoverer Thore in Thienen ist eine Kapelle (sacellum leprosorum), in welcher auch drei Jungfrauen begraben sein sollen.

338.

Die drei Schwestern.

Mündlich.

Bei Löwen liegen drei Gräber, in denen die Körper dreier frommen Schwestern begraben sind. Vor den Gräbern quillen drei klare Brünnlein, und dazu wallfahrtet das Christenvolk gar häufig, und besonders, um für die Frauen Heilung vom weißen Flusse zu erlangen.

Um aber zu wissen, ob eine Frau davon genesen oder mit der Zeit daran sterben wird, nimmt man eine Haube von ihr und legt dieselbe auf das Wasser. Sinkt sie unter, so ist keine Gesundheit zu hoffen, schwimmt sie oben, so ist das Uebel heilbar.

Jedoch muß man fleißig dabei beten und ein Opfer bringen, welches bestehet aus einer erbettelten Nadel, einem erbettelten Faden Garn und etwas Korn.

339.

Poralée.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 96.

Ein Ritter von Montjardin hatte einen Jäger, der Peter hieß, und der hatte durch seine brave Aufführung das Vertrauen seiner Herrschaft in hohem Grade gewonnen. Um dem treuen Diener einen Beweis ihrer Liebe zu geben, schenkte sie ihm eines Tages alles Land, welches er von Mitternacht bis zum Aufgange der Sonne umlaufen könnte. Der Jäger nahm das an, und er muß gewiß ein tüchtiger Läufer gewesen sein, denn er hatte am folgenden Morgen noch vor dem Ende des ihm gestellten Zieles viertausend Hufen Landes gewonnen.

Auf dem Sterbebette schenkte er dieß Land der Gemeinde von Aywaille, mit der Bedingung jedoch, nie dahin ein Haus zu bauen, und in der Kirche Gott für die Ruhe seiner Seele zu bitten. Diese Strecke behielt aber von der Weise, auf welche sie gewonnen worden, den Namen Porallée (Pour-aller).

Zum Danke bauten die Bewohner der Gemeinde eine eigene (jetzt zerstörte) Kapelle auf dem Kirchhofe von Dieuport zum Andenken Peters des Jägers. Auf seinem Grabe in derselben las man ehedem:

Sei gist Cugebrandus le juste chasseur et amateur de la vertus.

340.

Die Kapelle auf der Sarthe bei Huy.

Mündlich.

Als Peter, der fromme Einsiedler, von seiner Reise ins heilige Land zurückgekehrt, in ganz Europa das Kreuz gepredigt hatte, kam er auch nach Huy, in dessen Nähe er ehedem in einer Höhle stets gelebt und gebetet hatte. Auf seinen Ruf erhoben sich jetzt auch die ihn hoch ehrenden Huyenser und ließen sich mit dem Kreuze zeichnen, um, an der Spitze die Ritter und Herren der Umgegend, nicht zurückzubleiben bei dem heiligen Werke. Vor ihrer Abreise aber gingen sie allesammt noch einmal zu der Bergkapelle, welche der heiligen Mutter geweiht, gar freundlich von der Sarthe in das Städtchen hineinschaut, und gelobten dort nach heißem Gebete, alle Fahnen und Siegeszeichen, welche sie erbeuten würden, am Altare aufzuhängen, wenn der Ausgang ihres Zuges, von Marien gesegnet, ein glücklicher sein sollte.

Und ihr frommes Vertrauen fand milde Aufnahme bei der Mutter des Herrn: sie allein schlugen ein großes

Heer der Ungläubigen und nahmen denselben viele Fahnen, Roßschweife, Bogen und Pfeile, welches alles sie bei der Rückkehr aus Palästina mit sich trugen und in der Kapelle auf der Sarthe dankend aufhingen.

Diese Sachen sind all noch daselbst zu schauen und umgeben noch heutzutage das Bild der heiligen Mutter.

341.

Muttergottesbild blutet.

De Chronyck van Holland van den Klerk zc. S. 206.
Delrio, Disquis. mag. p. 613.
Oude Divisie-Cronycke van Hollant zc. Delft 1585. Fol. 128.

In Hennegau lebte ein Jüngling und der war ein Jude und begehrte herzlich, Christ zu werden, worauf Graf Wilhelm von Hennegau ihn aus der Taufe hob und bei sich am Hofe behielt. Zu einer Zeit kam dieser Jüngling in das Kloster Cameronk, wo er an der Wand ein schönes Bild unserer lieben Frauen, köstlich und künstlich conterfeyet hängen sah. Dieses stach der vermaledeite, heuchlerische Christ mit seinem Schwerte in die rothen, blühenden Wangen und floh dann schnell von dannen, denn zur Stunde rieselte aus der frischen Wunde rosenfarbenes Blut, von dem sehr viele Kranke geheilt wurden.

Nachdem dieß aber von dem falschen Christen geschehen war, offenbarte sich die reine Magd Maria in der Nacht einem alten Schmiede und ermahnte denselben, hinzugehen und einen Kampf gegen diesen Sünder anzunehmen, damit also die Schande gerächt werde, welche ihrem Bilde widerfahren sei. Und der Schmied that also und überwand in ehrlichem Kampfe den treubrüchigen Juden, obwohl dieser ein starker Jüngling und

er ein alterschwacher Mann war; und als der Jude überwunden war, hat man ihn an den Galgen gehangen zwischen zwei Hunde, welche ihn bissen.

342.

Onze lieve Vrouwe van Sterreborne.

Mündlich.

Vor vielen hundert Jahren gingen einmal zwei Gräfinnen aus Löwen und wollten nach Tirlemont, aber sie verirrten sich auf dem Wege im Walde, der zu jener Zeit diese Gegend noch bedeckte. An einer Stelle, welche jetzt Crommen Herink heißt, wurden sie von argem Durste überfallen, doch wußten sie nicht, ob und wo weit und breit ein Haus zu finden gewesen wäre. Da wandten sie sich im Gebete an die heilige Mutter Maria und flehten diese an, ihnen in ihrer äußersten Noth zu Hülfe zu kommen. Kaum aber hatten sie diese Bitte vollendet, da zeigte sich ihnen im Dunkel der Wolkennacht, welche den Himmel bedeckte, ein Stern, der heller leuchtete, wie irgend ein anderer, den sie je gesehen, und dieser wies sie nach einer Stelle im Walde hin. Sie folgten dem Schimmer und fanden eine klare, helle Quelle, an der sie sich labten und den Morgen erwarteten.

Als sie nach Hause zurückgekommen waren, sandten sie Arbeiter zu dem Brünnlein und ließen zur Seite desselben eine Kapelle zu Ehren der Mutter Jesu bauen. Diese besteht noch heute und trägt den Namen: „Zu unserer lieben Frau von Sternbrunn."

343.

Die Muttergottes von Hall bei Brüssel.

Mündlich.

Bei einem Einfalle in Belgien wütheten die Franzosen auf eine schreckliche Art und verschonten selbst kein Kloster und keine Kirche. Also zogen einst einige Haufen auf die Kapelle der heiligen Mutter in Hall los, und als sie die Thüre nicht erstürmen konnten, feuerten sie all ihre Kugeln durch die Fenster auf das wunderthätige Bild ab. Der Küster betrat sorgenschweren Herzens am Abende die Kirche, fand jedoch das Bild zu seinem Erstaunen ohne eine Spur von Verletzung. Da wollte denn der fromme Mann genauer sich überzeugen, ob das kostbare Gewand Maria's nicht hier und da Schaden genommen, und er erkletterte den Altar. Doch keine Falte des Kleides war verrückt, aber alle Kugeln, welche die Feinde in die Kirche geschossen, lagen in dem Schooße der heiligen Mutter.

Wie viel dieser Kugeln eigentlich sind, das hat man nie bestimmen können, denn wie oft man sie auch zählte, immer fand man eine andere Zahl.

344.

Maria als Pförtnerin.

Mündlich von einer alten Klostergeistlichen.

In unserer Abtei (**Parc des Dames bei Löwen**) hatten wir auf dem Chor für die Diener ein Muttergottesbild, von dem die Schwestern eine sehr merkwürdige Geschichte erzählten. Es gab solcher Geschichten viele bei uns, aber diese ist die schönste von allen.

Vor langer, langer Zeit lebte in unserm Kloster eine Schwester Pförtnerin, welche Beatrix hieß und bei sehr hoher Frömmigkeit besonders der heiligen Mutter Maria mit Innigkeit anhing. Trotzdem aber hatte sie, nachdem sie viele Jahre ihre Reinheit unbefleckt bewahrt, sich endlich von einem Klosterbedienten verführen lassen. Als sie aber einmal die böse Fleischeslust geschmeckt, da glaubte sie, ihr fürder nicht mehr widerstehen zu können. Sie trat darum eines Tages zu dem besagten Bilde und hing diesem ihre Kleider nebst den Schlüsseln des Thores an, indem sie sprach: „Ich finde, o heilige Jungfrau Maria, daß ich dir nicht mehr als eine reine Magd dienen kann, nimm deßhalb meine Kleider und die Schlüssel zurück, welche mir anvertraut worden sind, denn die Lust des Fleisches ist stärker als ich, und sie überwältigt mich." Nach diesen Worten entfloh sie mit dem Diener aus dem Kloster. Ihr Verführer verließ sie aber bald, und da sie nicht wußte, wovon sie fortan leben sollte, ergab sie sich der schändlichsten Unzucht und verdiente damit ihren Lebensunterhalt.

Fünfzehn ganzer Jahre hatte sie also sich herumgetrieben, als sie eines Tages neugierig ward, zu wissen, was man im Kloster wohl über ihr Verschwinden geurtheilt haben möge. Sie ging darum zum Kloster und fragte eine der Geistlichen, welche sie gerade sah, ob man nicht wisse, wo die Schwester Beatrix sei und was aus derselben geworden. Die Schwester aber entgegnete, daß dieselbe nie das Kloster verlassen habe und durch ihr heiliges Leben allen andern noch jetzt vorleuchte.

In tiefem Staunen und Nachdenken entfernte sich die Gefallene. Da erschien ihr die heilige Mutter Maria im Traume und sprach: „Beatrix, vor Zeiten meine liebe Tochter, komm wieder in dein Kloster zurück; keine von den Schwestern weiß, was du bist und was du gethan.

Lege deßhalb dein sündiges Leben ab und thue deine Pflicht, wie früher." Reuevoll ging Beatrix in das Kloster und zuerst zu dem Altare, und siehe, ihre Kleider hingen sammt den Schlüsseln an dem Bilde der Muttergottes, welche während fünfzehn Jahren für sie die Dienste einer Pförtnerin verrichtet hatte. Sie legte das Habit unter heißen Thränen von neuem an und kam ihren Pflichten wieder treulich nach, und keine der Schwestern ahnte auch nur das mindeste von ihrem vergangenen Leben. Nach ihrem Tode erst hat der Beichtvater des Klosters den andern erzählt, daß sie es ihm in der Beichte anvertraut habe. Seitdem war die Muttergottes auf dem Dienerchor dem Convente ein theurer Edelstein, und nachher haben sich noch viele Wunder durch sie ereignet.

345.

Marienbild geht Prozession.

Mündlich.
Schayes, Essai historique sur les moeurs etc. des anciens Belges.

In dem Dorfe Hackendover bei Tirlemont ist ein wunderthätiges Muttergottesbild. Dieses wird jährlich in feierlicher Prozession herumgeführt, gefolgt von den Landleuten zu Pferde, die bei jedem Anhalten des Zuges ihre Büchsen abfeuern. An der Kirche angekommen, machen sie auf den Pferden in großem Zirkel und im schnellsten Trabe dreimal die Runde um dieselbe, und schonen dabei weder Saat noch Ernte. Dieß thut jedoch den Aeckern keinen Schaden, im Gegentheil, je mehr sie mit der darauf stehenden Frucht zertreten sind, desto reichlicher fällt die Ernte aus. Ein Bauer, welcher sich eines Tages widersetzte und das Herumtraben auf seinem

Felde nicht zugeben wollte, fand sogar alle Aehren leer und kein Gran Korn darin.

Einmal aber geschah es, daß sehr schlechtes Wetter an dem Tage war, wo die Prozession umziehen sollte, und darum unterließ man dieselbe. Da ist aber die heilige Mutter von ihrem Altare heruntergestiegen und allein die Prozession gegangen, so daß man sie am andern Morgen bis an die Kniee mit Koth beschmutzt auf ihrer gewöhnlichen Stelle wiederfand.

346.

Die Muylen-Kapelle.

Mündlich von E. van Swygenhoven.

Zur Zeit, als die Türken in Flandern waren, lebte im Dorfe Tevalphene bei Aloſt ein mächtiger Rittersmann. Eines Tages rückten die bösen Heiden in die Gegend, wo dieser Ritter wohnte, und sie waren in so großer Zahl, daß es nicht zu sagen ist. Darum versammelte der Ritter all seine Soldaten und gab jedem, was ihm zum Kampfe nöthig war, und sagte ihnen, sie sollten nicht bange sein vor den Türken, denn das seien nur Heiden und sie seien Christen, die durch Jesu theures Blut von der Gewalt des Satans und all der Anhänger desselben erkauft und erlöset wären. Und als er so sprach, rückten die Türken heran, und deren Heer war so groß, daß es gewiß zehn Stunden weit und breit bedeckte. Doch der Ritter hatte keine Angst, aber er faltete seine Hände zusammen und schlug seine Augen zum Himmel und betete also: „Heilige Muttergottes, hilf uns mit deinem süßen, lieben Söhnlein, dem Kinde Jesu, daß wir diese argen Heiden besiegen mögen.“

Und als er kaum das Gebet gesprochen hatte, da erschien die Mutter Jesu Christi am Himmel und ritt auf einem Maulthiere und gab den Soldaten ein Zeichen, daß sie angreifen sollten, und der Ritter, der das auch sah, rief ihnen zu: „Haut ein, ihr lieben Soldaten und Gesellen, die Muttergottes hilft uns, und wenn wir Victorie haben, wollen wir ihr dafür auch eine Kirche bauen.“ Und da schlugen die Soldaten hart auf die Heiden los, bis dieselben fortliefen. Der Ritter aber hat zum Danke eine Kapelle bauen lassen und die Muylen-Kapelle genannt, weil er Mariam auf einem Maulthier gesehen. Jetzt liegt das Kirchlein in Ruinen und nur eine hohe Mauer steht noch fest, und die kann auch keine Gewalt, und selbst kein Pulver und keine Kanonen, umwerfen.

347.

Robert-Mont.

Mémoires pour servir à l'histoire monastique du pays de Liège par Stéphany, in denen die Legende mit der Ueberschrift: Ci aprez sensiet kimen li abie di Robiemont a kiminci ensi ke ly avons et wardons di nos enceste et ly avons trové en des vieil papi tot kirompou et deschirez. ined. Bovy I, p. 130.

Im Jahre 1082 nach Christi Geburt versammelten sich die Nonnen von Robert-Mont, um zu berathschlagen, wohin sie ihre Kirche bauen wollten. Als sie nicht einig werden konnten, nahm die Aebtissin Ermede Deprez ihr Schlüsselbund und warf dieß in die Luft, indem sie sprach: „Gott möge dich führen! Wohin du fallen wirst, dahin baue ich den Hochaltar unserer Kirche.“

Aber die Schlüssel flogen und flogen immer weiter und nach einem alten Thurme zu, der der Räuberthurm hieß, und an dessen Fuße fanden sie die Nonnen nach

langem Suchen und begannen dort ihre Kirche zu bauen. Als man noch mit dem Graben der Fundamente beschäftigt war, bemerkte der Bauherr, daß man kein Wasser habe. Es gab wohl eine Quelle in der Gegend, aber die lag zu weit entfernt und war darum unbenutzbar.

Die Aebtissin mit den Nonnen begannen darum im Walde nach einer andern zu suchen, wurden jedoch bald durch ein Ungethüm erschreckt und liefen davon. Die Maurer, kühner als die frommen Frauen, gingen zu der Stelle, wo die Nonnen das Ungethüm gesehen hatten, und fanden eine große Wölfin, die an einer reich sprudelnden Quelle trank.

So war kein Wassermangel mehr, und darum konnte der Bau rasch gefördert werden, und nicht lange nachher zog die Aebtissin mit ihren Gefährtinnen in ihr neues Kloster ein.

348.

Der Bauern Kirchbau.

Occa Scharlensis. Leeuwarden 1597. Fol. 33 c.
Vgl. Grimm 349.

Anno zwölfhundert fünf und siebenzig begann ein Theil Hausleute auf Nylandt bei Bolswert eine Kirche zu bauen, wie man denn solches zu thun zu jener Zeit in Frießland sehr eifrig war. Doch trug sich dabei ein wunderbar Ding zu, denn alles, was die Bauern im Tage bauten, das wurde bei der Nacht wiederum abgebrochen, und dieß geschah zu dreien Malen. Da die Leute dieß als eine Schickung Gottes ansahen, so spannten sie am vierten Abende ein Joch Ochsen vor eine Schlitte, auf welche sie etwas Erde und Steine legten, und sprachen dann: „Geht nun in Gottes Namen;

wo ihr morgen gefunden werdet, dahin wollen wir unser Kirchlein bauen."

Als man am folgenden Tage sich aufmachte, die Ochsen zu suchen, fand man sie an einer gar moorigen und seichten Stelle, und sie hatten jeglicher ein brennend Wachslicht auf ihrem Haupte. Die Bauern aber begannen alsbald, die Stelle zu höhen, und bauten dort die Kirche, welche sie nur mit vieler Mühe und Arbeit vollendeten.

349.

Dieupart.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 95.

An dem linken Ufer der Amblève liegen auf einem hohen Berge die Trümmer des Schlosses Montjardin. In dem Schlosse wohnte vor vielen hundert Jahren ein mächtiger Ritter, der aber dabei eines gar unzüchtigen Charakters war und seine Begierden nicht zu bezwingen wußte. Dieser hatte einmal in einem benachbarten Kloster eine schöne Jungfrau geschaut, die Amalberge hieß, und sich von dem Augenblicke auch zugeschworen, in ihren Besitz zu kommen.

Er zog also mit einigen Knechten zu dem Kloster hin, erstürmte das Thor, riß die Jungfrau heraus aus den heiligen Mauern und führte sie auf sein Schloß. Aber alle Bitten um ihre Liebe blieben unerhört, darum wollte er mit Gewalt nehmen, was ihm freiwillig nicht werden konnte. Amalberge sah voraus, daß sie dem Angriffe ihres Räubers erliegen würde, und sandte, da sie anders keine Rettung aus seinen Händen wußte, ein glühend Gebet an Maria, zog dann ein kleines Bild der Muttergottes aus dem Busen und hielt dieß dem

Ritter entgegen. Dieser stutzte einen Augenblick, zog aber gleich darauf sein Schwert und schlug auf das Bild; doch kaum war der Schlag geschehen, als das Schloß mit schrecklichem Getümmel zusammenstürzte und Räuber und Geraubte unter seinen gewaltigen Massen begrub.

Hundert Jahre nachher fanden zwei Hirten, welche in den Trümmern umhersuchten, das Bild Mariens. Jeder wollte es haben; da sie sich nicht einigen konnten, wählten sie den Pfarrer als Schiedsrichter. Der aber sagte ihnen, das Bild sei keines von ihnen, sondern Gottestheil (Dieupart), und die Hirten überließen es ihm. Bald nachher baute der fromme Geistliche an dem Orte, wo sie ihm das Bild gebracht hatten, eine Kapelle aus den Trümmern des Schlosses, und diese behielt den Namen Gottestheil und ist jetzt die Pfarrkirche des gleichnamigen Dorfes, welches sich langsam um sie bildete.

350.

Mattheken.

Vita Sanctae Beggae aut. J. de Ryckel. Lovan. 1631.
Van Duyse, Vaderlandsche Poezy.
Bilderzettel aus Gent.
F. Blieck im Kunst- en Letter-Blad.

In dem Beginenhofe zu Gent lebte vor vieler Zeit ein schönes, frommes Nönnlein, die dem Herrn in der Einfalt ihres Herzens getreulich diente. Obgleich sie keiner ihrer Mitschwestern das mindeste Leid zufügte, mußte sie doch von deren Neid viel leiden, und die argen Jungfrauen ließen keine Gelegenheit vorübergehen, dem armen Mattheken ihren Haß tief fühlen zu lassen.

Am Vorabende des Aschermittwochs waren die Schwestern einmal alle versammelt und erlustigten sich im Saale

der Aebtissin mit frischen Waffeln; nur Mattheken hatte man nicht geladen, nur sie sollte kein Theil an dem leckern Fastnachtsgebäcke haben. Das that ihr sehr wehe, und sie konnte es nicht mehr auf ihrer Zelle aushalten, so untröstlich war sie ob der Hintansetzung. Sie ging darum zur Kirche, stürzte unter hellen Thränen vor dem Bilde des Heilandes nieder und schluchzte und seufzte und sprach: „O mein lieber Herr Jesu, mein Herzfreund und mein Liebster, wirst du es denn ewig leiden, daß man deine Braut also schmähet und mißachtet? Bei dir finden alle Hülfe und Beistand, willst du mir allein denn nicht helfen?"

Wie sie aber so betete, da belebte sich plötzlich Jesu Auge und das starre Bild wurde wie von frischem Leben durchglüht, und öffnete den Mund und sprach: „Meine liebe Braut, ich kann es nicht länger anschauen, daß du verkannt seiest, denn ich habe dich dafür gar zu gern; aber ich wollte deine Treue prüfen, und darum ließ ich dich leiden. Gehe jetzt zu der Aebtissin und sage ihr, daß ich dich sende und daß du auch ein Plätzlein in dem Kreise der Schwestern haben müssest."

Obwohl Mattheken herzlich erschrak ob dieser Anrede, fühlte sie sich doch zugleich von innigem Vertrauen durchdrungen, und sie antwortete also: „Aber, mein Gott und Herr, wie soll ich dieß sagen können, ohne daß man mich der Lüge zeihe?" Darauf entgegnete ihr Jesus: „Dann sprich diese Worte zu ihr: „Frau Aebtissin, ich bin der Lüge nimmer hold gewesen, und so wahr, wie ihr heute weder an Brevier noch an Rosenkranz gedacht, so wahr, wie die Morgensonne euer für morgen bestimmtes Wollenhemd aufgetrennt auf eurem Bette fand, so wahr, wie meine Mutter dasselbe zugenähet und es mit einem rothen Seidenbändchen verziert hat, so wahr ist es, was ich euch sage."

Die Jungfrau dankte dem Herrn für seine Liebe und eilte alsdann zum Saale der Aebtissin, um dieser den göttlichen Willen kund zu thun. Kaum aber hatte sie das letzte Wort gesprochen, als die unfromme Frau in lautes Gelächter ausbrach und die Schwestern ihre alten Spöttereien begannen. Doch da erhob sich Matthekens Stimme, und sie bewahrheitete ihren Ausspruch nach dem Worte Jesu, und erblassend schwiegen alle. Das Gespötte hatte nun ein Ende und wandelte sich in tiefe Demuth, eine jede suchte dem frommen Mattheken sich dienstlich zu beweisen, und die Aebtissin ließ sie gar neben sich sitzen. Doch hatte die Jungfrau nicht Ruhe im Saale und sie eilte alsbald wieder zur Kirche zurück.

Noch saßen die Nonnen alle stumm ob des wunderbaren Vorfalles, als plötzlich alle Glocken der Kirche anfingen von selber zu läuten, und liebliche Gesänge vom Altare her bis in den Saal drangen. Von tiefem Schauer durchschüttert, eilten die Schwestern alle nach der Kirche, und da saß denn Mattheken mit fromm gefaltenen Händen auf ihren bloßen Knieen vor dem Christusbilde, umflossen von himmlischem Scheine, doch kalt, eine Leiche.

Das Kreuz, so wie auch ihr Bildniß sind noch heute im Beginenhofe zu Gent zu schauen.

351.

Der braune Christus in Löwen.

Piot, Histoire de Louvain. Louv. 1839.
Mündlich von A. G. B. Schayes.

In der Petrikirche zu Löwen befindet sich ein wunderthätiges Crucifix von brauner Farbe, an welchem das gleichfalls braune Christusbild nebst den Füßen nur mit einer Hand festgenagelt ist.

Dieses alles war ehedem schneeweiß und erhielt seine nunmehrige Farbe dadurch, daß die Magistrate der Stadt, welche bei ihrem Amtsantritte den Diensteid vor ihm leisten mußten, so viele Meineide unter seiner Anrufung schwuren. Darum hat die Sitte auch aufgehört und sind diese Eidesleistungen später verlegt worden.

Wie jetzt noch, so hingen stets reiche Gaben von Silber und Gold, welches die Gläubigen als Danksagung für empfangene Hülfe verehrten, an dem Bilde. Von diesen Schätzen verlockt, hatten einst Diebe sich in die Kirche geschlichen, um das Kreuzbild dieser Zierden zu berauben. Kaum aber streckte der kühnste unter ihnen die Hand darnach aus, als er sich bei den Haaren festgehalten fühlte. Er strengte sich aufs äußerste an, um loszukommen, seine Gefährten halfen ihm gleichfalls, aber nichts wollte helfen, und der Küster fand am andern Morgen beim Aufschließen der Kirche den Dieb noch an derselben Stelle, und, was das wunderbarste war, von dem Christusbilde, welches eine Hand vom Kreuze gelöst hatte, festgehalten. Das zeigte der Küster schnell dem Pfarrer an, und der Pfarrer rief den Konstabler, und also griffen sie den Dieb.

Seit der Zeit mehrten sich die Opfergaben an dem Bilde noch, und führte man es jahrjährlich in feierlicher Prozession umher.

352.

Das Christusbild zu Tancremont.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 53.

Dieses Bild, welches jetzt auf dem Altare einer hübschen Kapelle von den Gläubigen verehrt wird, stand ehedem einsam am Ende einer Haide, wo man es nur

besuchte, wenn etwa eine große Dürre die Gegend heimsuchte.

Eines Jahres wollte auch kein Regen kommen, wie sehr man auch den Himmel darum bat und flehte. Da holten endlich die Einwohner von Theux das Bild in großem Pompe und trugen es in eine Kirche, und kaum war es dort, als Ströme Wassers niederfielen. Das dauerte sechs Wochen lang und wurde so arg, daß eine Ueberschwemmung in Bälde vorauszusehen war. Da gedachten die Einwohner des Bildes und trugen es in aller Eile wieder nach Tancremont, und zur selben Stunde hörte der Regen auf.

In Tancremont hat es dann lange unbeachtet auf einem Speicher gelegen, bis man endlich sich seiner wieder erinnerte und es in einer neuen Kapelle zur Verehrung ausstellte.

353.

Wunderbare Haare.

Delrio, Disquis. mag. p. 224.

Zu Damme bei Brügge war ehedem ein großes hölzernes Christusbild, welches einen natürlichen Bart und natürliche Haare auf dem Haupte trug. Diese Haare mit dem Barte wurden jedes Jahr weggeschnitten und wuchsen innerhalb Jahresfrist wieder zu großer Länge.

354.

Die Abtei Sankt Andreas bei Brügge.

Mündlich.

Der Graf von Flandern Robert der Jüngere wurde auf dem Zuge nach Jerusalem in der Gegend von An=

tiochien von einer Menge Türken umringt. Als er sah, daß alle menschliche Hülfe vergeblich sei und nicht zur Gegenwehr ausreiche, that er ein Gelübde, wenn er nach Flandern rückkehren würde, dem heiligen Andreas eine Kirche zu bauen, griff dann mit frischem Muthe die Feinde an und zerstreute sie. Dieß Gelübde erfüllte seine Gattin Clementia und stiftete die Kirche eine Viertelstunde von Brügge.

355.

Wie der Graf Gangulf einen Brunnen in Welschland kaufte und ihn in der Grafschaft Burgund fließen ließ.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 37.

Als der Graf Gangulf aus Languedoc, woselbst er gegen die Sarazenen und Vandalen gekämpft hatte, wieder heim fuhr, kam er in Welschland auf ein großes Feld, wo ein schöner Brunnen von klarem Wasser sprang. Kaum hatte er sich an demselben niedergelassen, da lief der Eigenthümer des Landes und Brunnens mit zornmüthigem Sinne herbei und warf dem Ritter vor, daß er mit den Knechten und Pferden ihm großen Schaden thue und das Gras zertrete. Darauf antwortete Gangulf und sprach mit sanften Worten also: „Mein lieber Herr und Freund, ereifert euch nicht, daß ich hier sitze, denn so ihr es begehret, will ich euch diesen Quell abkaufen.“ Als der Mann diese Rede hörte, war er in seinem Herzen vergnügt und willigte ein und verkaufte den Quell um einige Pfennige; er meinte, das Wasser werde doch nicht ermangeln in dem Brunnen zu fließen.

Aber Gott, der ein Kenner aller Herzen ist, strafte den reichen Mann für seine Habsucht und erhob hoch

den einfältigen Sinn des Ritters. Als nämlich Gangulf nach Hause kam und sein böses Weib ihn mit vielen Lästerworten über den närrischen Kauf empfing, da ging er stillen Mundes draußen in den Hof und stieß seinen Stab in die Erde, und durch die Gnade Gottes, der mit den Schlichten wandelt, sprang alsbald ein Brunnen daselbst in solcher Menge von Wasser, wie er ihn in Welschland gekauft hatte. Dort versiegte er aber ganz.

356.

Gommari Schutz.

Van der vryheyt van Doerne. Chronik aus dem 14. Jahrhundert. S. Biblioth. des antiquités de la Belgique. T. I, p. 72.

Nachdem die Hunnen in Cöln die heilige Ursula mit ihren Gefährtinnen gemartert hatten, zogen sie den Rhein hinab und verwüsteten alles, wohin sie kamen. Also gelangten sie eines Tages auch bis Lieu, wo ein Nonnenkloster bei der Kirche des heiligen Gommarus gelegen war; jetzt ist es gen Norden gebaut, wo man die Kapelle sieht. Dort war der Körper des heiligen Gommarus begraben, aber es wußte es kein Mensch in der Welt, ausgenommen die Aebtissin und die Priorin des Klosters. Als die Hunnen kamen, wollten sie die Nonnen schänden und alsdann mit Martern tödten; aber kaum hatten sie Hand an dieselben gelegt, als sie plötzlich mit grausamen Schmerzen gestraft wurden. Diejenigen von den Barbaren, welche das Wunder schauten, erschraken darob also, daß ihnen, als sie von großem Schrecken getrieben, ihre Nothdurft verrichten wollten, all ihre Eingeweide aus dem Leibe weggingen. Also wurden sie gestraft und getödtet durch die Fürbitte des heiligen Gommarus. Gleich darauf aber läuteten alle

Glocken der Stadt auf wunderbare Weise, ohne daß ein Mensch an sie rührte. Zum Andenken daran läutet man noch alle Jahre am Donnerstag vor Andreas, wo das Fest des heiligen Gommarus gefeiert wird, von fünf Uhr Nachmittags bis zehn Uhr Abends.

357.

Sankt Bertulph.

Mündlich.

Sankt Bertulph lag ehedem in einem kostbaren Sarge in der Abtei Sankt Peter zu Gent. Er pflegte jedes Mal darin zu klopfen, wenn es Krieg oder schlechte Zeiten gab, um also die Genter zu warnen und zur Buße für ihre Sünden anzutreiben, in Folge deren solche Schicksale über das Land kamen.

358.

Ritter Riddert.

G. a Ryckel, Hist. Sanctae Gertrudis. p. 425.

Bei Maeseyck liegt ein altes Schloß, welches Berkhof heißet. Da hat vor Zeiten ein Ritter gewohnt, welcher Riddert genannt war, und der besaß solche Reichthümer, wie anders kein Mensch in der Welt. Keiner konnte dieß begreifen, doch weise Leute sprachen, daß er seine Seele dem Teufel verschrieben habe auf sieben Jahre.

Eines Tages lud Ritter Riddert all seine Verwandten und Bekannten zu einem Gastmahle ein, welches also köstlich zubereitet war, und wo der Wein so reich floß, daß die Gäste den Wirth verwundert fragten, was für ein absonderliches Fest denn heut gefeiert würde. Da aber bekannte Riddert, daß an eben dem Tage seine

Verschreibung mit dem Teufel abgelaufen sei und er zu der Linde auf den Sand kommen müsse, wo Satan sein warte. Darob erschraken alle Gäste und suchten ihn von dem Wege abzuhalten; doch der Ritter sprach, er habe dem Teufel sein ritterlich Ehrenwort gegeben und das müsse er halten. Da die Gäste nun erkannten, daß ihn nichts von seinem Entschlusse abzubringen vermöge, baten sie ihn, wenigstens noch einen Becher auf Sankt Geertenminne oder Sankt Jans Geleit vor dem Abreiten mit ihnen zu trinken. Das that der Ritter auch und zog alsdann weg.

Kaum hatte er das Dorf Heppener hinter sich, als er den Lindenbaum in der Ferne sah, und unter demselben Satan mit der Verschreibung in der Hand. Als er aber näher kam, begann der Teufel zu heulen und zu klagen, und als der Ritter ihn fragte, warum er das thue, da sprach der Böse: „Es sitzet eine himmlische Jungfrau auf deinem Rosse hinter dir, und weicht die nicht, dann kann ich dir nichts anhaben." Verwundert schaute Riddert sich um und sah, daß es die heilige Gertrud war.

Getroffen davon ging der Ritter in sich und stürzte der Heiligen unter bittern Reuethränen zu Füßen und gelobte ihr, sich fürder dem Dienste Gottes zu weihen, und als er das gethan, da warf ihm der Teufel die Verschreibung zerrissen vor die Füße. Riddert hat nachdem noch lange gelebt, und als er endlich starb, wurde er auf dem Kirchhofe hinter dem Chor begraben.

Der Lindenbaum hat noch lange Jahrhunderte nachher da gestanden. Auch wissen alte Leute sich noch einer Schilderei zu erinnern, die ehedem in der Kirche hing und auf welcher der Vorfall am Lindenbaume künstlich gemalt war.

359.

Sankt Gertruden-Minne.

Willem van Hildegaerdsbergh (1356) in Clignetts Bydragen.
De Reiffenberg, Nouvelles archives historiques. 1827.

Sankt Gertrudis hatte sich von der Welt zurückgezogen, um in einem Kloster ihr Leben dem Dienste Gottes zu widmen. Ein Ritter aber, der sie schon vorher geliebt, setzte seine Bewerbungen um sie nichts desto weniger fort und wich nicht aus der Nähe des Klosters, wie oft auch Gertrud erklärte, ihrem Entschlusse ewig treu bleiben zu wollen. Als er alle Bemühungen vergebens sah, rief er den Teufel um Beistand an und verschrieb demselben seine Seele nach sieben Jahren, wofür Satan versprach, ihm zu seinem Ziele zu helfen. Aber die sieben Jahre verstrichen, und des Bösen Hülfe hatte nichts gefruchtet; dennoch wollte er des Ritters Seele haben, und dieser mußte sich in sein Schicksal ergeben.

Da erschien Sankt Johann Gertruden im Traume und kündigte ihr an, in welcher Gefahr sich der Ritter befinde, und Gertrud, welche unterdeß Aebtin des Klosters geworden war, sammelte nach ihrem Erwachen alsbald ihre Nonnen um sich und trat mit diesen vor das Klosterthor, wo der Teufel eben mit dem Ritter vorbeifuhr. Sie ging auf den Ritter zu und bot ihm einen Becher Weines und ermahnte ihn, diesen zu leeren auf den Schutz Sancti Johannis, und der Ritter folgte ihr, und als er den letzten Tropfen kaum eingeschlürft, da flog unter gräulichem Geheul des bösen Feindes die Verschreibung zerrissen zu seinen Füßen.

Darum malt man Sankt Gertrud, den Hirtenstab mit einer Hand haltend und mit der andern einen Becher, und daher schreibt sich auch die Sitte, zu trinken auf Sinte Geerteminne.

360.

Sankt Martins Fuß.

Msc. de Depas.
Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 233.

Martin, ein Sohn des Grafen von Namur, der siebente Bischof von Tongern (um 250), kam einst nach langer Reise durch Gallien, wo er den Heiden das Christenthum gepredigt hatte, wieder in seine Diöcese zurück. Als er aber in dem Dorfe Horion, dessen Bewohner noch an ihren Göttern festhielten, um ein Nachtlager bat, trieben die ihn mit Hohn und Spott, weg und der heilige Bischof mußte die Nacht auf einem Felsen zubringen. Der harte Stein aber erweichte unter ihm, gleich einem linden Pfühle, und trägt bis heute noch die Spuren der Füße Sankt Martins. Die Stelle bekam davon den Namen Pas-Saint-Martin.

361.

Bonifacii Mörder.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. p. 295.
Delrio, Disquis. mag. p. 158.

Den Tod des heiligen Bonifaz rächte Gott bis zu Kindeskindern hin an den Familien der Mörder dieses frommen Mannes. Noch heutzutage gibt es viele Leute in Frießland, welche am Hinterhaupte dicke greise Haare haben, die einem Thierschwanze nicht unähnlich sehen. Diese Leute stammen von den Mördern ab.

Digitized by Google

362.

Das Brot des heiligen Bonifaz.

Deca.
Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. p. 293.

Einmal kam Sankt Bonifaz hungrig und müde an ein Haus, wo eine Frau ihm entgegentrat. Diese bat er, ihm ein Stücklein Brotes zu geben; aber die Frau sagte, sie habe keins, und als der heilige Mann inständiger flehte, sprach sie, wenn sie Brot im Hause habe, so möge es zu Stein werden. Und Gott strafte sie ob des freveln Schwures, und all ihr Brot, dessen sie viel hatte, wurde zu Steinen, welche noch heute in den Archiven der Kirche von Dockum verwahrt und den Gläubigen gezeigt werden.

363.

Brot in Stein verwandelt.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant 2c. Delft 1585. Fol. 126.
Vgl. auch die Chronyck van Holland van den Klerk 2c. S. 205.

Im Jahre unseres Herrn 1316 war binnen der Stadt Leyden in Holland eine Frau, welche großen Hunger litt, und diese kam zu ihrer Schwester und begehrte ein wenig Brot von ihr. Aber die Schwester sagte, sie hätte selbst kein ganzes Brot im Hause, worauf die andere sprach: „Meine herzallerliebste Schwester, ich weiß sicherlich, daß ihr Brot in eurem Hause habet.“ Diese aber schloß ihre barmherzigen Hände und antwortete: „Wenn irgend Brot in meinem Hause ist, so mag Gott geben, daß es zu Stein werde.“

Und durch die Verhängniß Gottes ist es geschehen, wie sie gesprochen, und alles Brot in ihrem Hause in harte Steine verwandelt worden, deren einer noch liegt

zu Leyden in Sankt Peters Kirche in einem Kästchen an der Nordseite, wo ihn jedermann noch heutzutage sehen mag.

364.

Korn im Ueberfluß.

Abrah. Kemps, Leven der heeren van Arkel ende Jaar-Beschryving der stad Gorinchem. Gorinchem 1656. S. 62.
Oude Divisie-Cronycke van Hollant 2c. Delft 1585. Fol. 126.

Um das Jahr 1316 lebte in Gorichom am kurzen Deiche ein Mann, der war geheißen Geroncus und hatte übermäßigen Reichthum. Er betrieb das Geschäft eines Kornhändlers und verkaufte Weizen, Roggen, Gerste und andere Früchte. Bei einer Hungersnoth, welche um diese Zeit in Holland war, verschloß er seine Speicher, welche voll lagen von Frucht aller Art, und gab selbst den Armen nichts, welche ihn an der Thüre um ein Stück Brot anschrieen; denn er wollte warten, bis die Theurung aufs Höchste gestiegen wäre, um alsdann seine Waare zu recht tüchtigen Preisen zu verkaufen.

In derselben Stadt lebte auch bei der Fischbrücke an der nördlichen Ecke der Burgstraße eine gottesfürchtige Witwe, Elisabeth Henriks, welche dabei sehr milde gegen die Armen war. Diese gab stets mit fröhlichem Herzen das Korn von ihrem Söller, wenn ein Dürftiger sie darum bat, und dachte wenig daran, was eines Tages aus ihr selbst werden sollte.

Als diese Frau eines Tages mit ihrem Gesinde bei der Mahlzeit saß, kam ein armes Weib mit vielen Kindern weinend und klagend vor ihre Thüre und flehte jämmerlich um ein Stücklein Brot, indem sie seit zwölf Uhr Mittags des vergangenen Tages nichts zu essen gehabt habe. Die Witwe trug großes Mitleiden mit der

Frau und den Kindlein und hieß sie eintreten und ihnen Speise geben, so viel sie mochten. Darauf befahl sie dem Dienstmädchen, auch noch einen Scheffel Korn von dem Speicher zu holen und den Leuten zu geben, damit sie nicht vor Hunger umkämen. Das Mädchen aber murrte und sprach: „Wir haben nicht mehr wie drei Scheffel Korn in unserm Hause, und ist dieses verzehrt, wovon sollen wir dann leben?" Doch die Witwe entgegnete sanften Sinnes: „Gehe in dem Namen des Herrn und thue, wie ich dir geheißen, Gott wird uns schon helfen." Und das Mägdlein ging die Stiege herauf zu dem Söller, aber in ihrem Herzen schimpfte sie noch immer gegen die armen Leute. Als sie an den Speicher kam und die Thüre öffnen wollte, vermochte sie dieß nicht, und als sie neugierig schaute, was wohl die Ursache davon sein möchte, da siehe, lag der ganze Boden so hoch voll Korn, daß es ihr entgegenströmte.

Da lief sie mit großer Freude zu ihrer Herrin und schrie laut: „Kommt alle schnell auf den Speicher, damit ihr sehet, welch ein großes Wunder der Herr gethan." Und die Witwe kam, die auserkorne Freundin Gottes, und die andern mit, und alle dankten dem Himmel für seine Barmherzigkeit. Nun theilte die fromme Frau noch mehr milde Gaben aus und ließ in der ganzen Stadt verkünden, daß alle Armen zu ihrem Hause kommen und sich Korn holen sollten, und jeglicher empfing dessen, so viel er bedurfte. In Gorichom aber war darob große Freude und viel Gebet des Dankes gegen Gott.

In demselben Jahre wuchs gleichfalls das Korn im Ueberflusse, so daß man einen Scheffel um fünf groot Tournois kaufen konnte, während man vorher fünf Schilling Tournois dafür bezahlte. Der reiche Geroncus war nunmehr wohl gezwungen, seine Speicher zu öffnen, aber sein Korn gab einen also gräulichen Geruch von

sich, daß weder Menschen noch Thiere davon genießen mochten und er in einer Nacht seinen ganzen Vorrath in das Wasser schütten mußte.

365.

Wie man in Flandern zu singen weiß.

L. St. Serſanders: Historische Wandelingen door Vlaenderen. Den Vlaming. 1840. Nr. 126.

Ein Pastor von Strypen sang an einem Sonntage in der dortigen Pfarrkirche die Messe. Zu Ende derselben, als er das Benedicamus Domino anhub, that er aber seiner Stimme dermaßen Gewalt an, daß zwei hölzerne Engel oben vom Altare herunterplumpsten und den Hals brachen.

In gleicher Weise hat ein Pfarrer von Elverdinghen durch ein Miserere nobis einen Gott Vater, der oben am Kirchengewölbe hing, herunter gesungen.

Auch liest man in den Jahrbüchern der Abtei Afflighem, daß der letzte Buschmeister einmal ein Gloria in excelsis Deo so kräftig anstimmte, daß vier der größten und schwersten Candelaber mit den Leuchtern vom Altare stürzten.

366.

Feuer gehorcht.

Thomas Cantipratensis, Bonum universale de apibus. Duaci 1627. p. 202.

In dem Kloster Afflighem war ein Mönch, der hatte während sechzehn ganzer Jahre keine Sylbe gesprochen. Nun geschah es aber, daß ein großer Brand in dem Kloster ausbrach, und da betete der Mönch ein kurzes,

stilles Gebet und sprach dann zu der Flamme: „Hier sollst du zur Stunde stehen bleiben.“ Und da ist die Flamme im Augenblick erloschen und hat nicht weiter um sich greifen können.

367.

Die heilige Geistkammer in Brügge.

Sanderi Flandria illustrata I.
Kops Rederykers.

In der Stadt Brügge in Flandern bestand ehedem eine rhetorische Kammer, welche ihren Namen und Wahlspruch von einem wunderbaren Vorfalle hergenommen hatte.

Es waren nämlich einst dreizehn Männer, deren Namen noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf einer Tafel im Speisesaale der Gesellschaft verzeichnet standen, am weißen Donnerstage in dem Hause eines gewissen Jan van Hulst versammelt und unterhielten sich während eines Mahles mit frommen Gesprächen, als mit einem Male eine schneeweiße Taube in das Zimmer flog und ein Zettelchen mit goldenen Rändern auf den Tisch fallen ließ. Auf dem Brieschen aber stand das schlichte Sprüchlein: „Myn werk is hemellyk.“

Diese Worte nahm die rhetorische Kammer als Wahlspruch an, und zum Andenken an die Begebenheit, welcher sie dieselben verdankte, feierte sie jahrjährlich am Donnerstage vor Ostern in jenem Hause ein Fest, wobei ein Gedicht auf das Leiden Jesu vorgelesen und den Mitgliedern des Vereines gesüßter Wein gereicht wurde.

368.

Ein Wunder im Theater.

Lindanus de Teneraemonda. Antv. 1612. p. 100.
Prudenz van Duyse im Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 60.

Die rhetorische Kammer der Rosiers von Dendermonde hatte sich nach Brüssel zu einem poetischen Wettstreite begeben und spielte dort „Elias Flucht und Himmelfahrt". Als man bis zu dem Punkte gekommen war, wo ein Rabe dem heiligen Manne in seinem Hunger ein Brötchen bringt, und ein zu dem Zwecke gemachter Rabe schon auf dem Wege war, flog ein lebender Rabe aus der Umgegend herbei, riß dem leblosen das Brot aus dem Schnabel und flog so nahe an Elias heran, daß dieser das Brötchen nehmen konnte. Bald darauf, als Elias im feurigen Wagen gegen Himmel fahren wollte, schoß plötzlich ein Feuerstern aus dem Himmel nieder und leuchtete so hell, daß man aus einem nahen Keller kaum zum Theater blicken konnte.

369.

Das durchstochene Ohr.

Hemricourt, Miroir des nobles de Hesbaye. ed. Jalheau. Liège 1791. p. 7 a.

Der größte Theil der von der Familie Warfusee haben ein Ohr so wohl durchstochen, daß eine Nadel hindurchdringen könnte, ohne es zu verletzen. Dieß ist ein Zeichen, welches sie tragen von dem Ritter Raes mit dem Barte, welcher auch ein also durchstochenes Ohr hatte. Das haben wir von den Alten als eine Familiensage vernommen.

370.

Die Katze von Beversluys.

P. J. Renier, De Kat van Beversluys. Legende. Kortryk. Gütige Mittheilung des Herrn Prud. van Duyse.

In der Liebfrauenkirche der goldenen Welt (Brügge) sieht man noch heutzutage eine sehr kostbare Monstranz, welche den Namen trägt: die Katze von Beversluys. Diesen Namen, so wie ihren Ursprung, verdankt sie folgender wahrhaftigen Begebenheit.

Einer edeln Dame des Geschlechtes van Beversluys Mann war gestorben, und sie war die einzige Erbin all seiner Reichthümer und Kostbarkeiten. Unter den letztern befand sich besonders eine große Kiste mit Juwelen von unschätzbarem Werthe, welche als Erbstücke aus uralten Zeiten her in der Familie bewahrt worden waren. So oft die arme Witwe die Kiste ansah oder aufschloß, gedachte sie mit vielen Thränen an ihren verstorbenen Eheherrn, aber sie schmückte sich nicht mehr mit dem köstlichen Schmucke, denn das hätte sie nicht vermocht.

Eines Winterabends saß sie einsam am warmen Heerde und hielt ihre Katze auf dem Schooße und spielte und sprach mit derselben, als wäre es ein vernünftiger Mensch gewesen; die Katze war ja auch ihr einziger Trost. Da fielen plötzlich ihre Blicke auf die Juwelenkiste, und sie trat hinzu und nahm einen reichen Diamantenschmuck daraus und zierte damit zum Zeitvertreib die Katze. Als sie damit fertig war, nahm sie das liebe Thier von dem Schooße und hielt es vor den Spiegel, damit es sich darin beschauen könnte. Doch hatte die Katze sich nicht sobald in dem Glase erblickt, als sie von der Witwe Armen sprang und ins Zimmer flüchtete. Da hätte man sie nun gar bald wieder gefangen, aber da schrie sie und

biß und kratzte dermaßen, daß man sie wieder laufen lassen mußte, und sprang endlich zum Fenster hinaus.

Die Witwe hatte darob große Trauer, denn die Katze war ihr so werth, wie der Schatz, und sie bot reichen Lohn dem, der ihr beides wiederbringen werde; aber es verging ein Tag und ein anderer und ein dritter, und weder die Katze noch der Schmuck wurde wiedergefunden, obgleich man in ganz Brügge alle Straßen und Häuser durchsucht hatte. Da gelobte endlich die Witwe, den ganzen Schatz, welchen die Katze trug, unserer lieben Frauen zu schenken, wenn diese ihr das Thier wiedersenden wolle. Und siehe, kaum hatte sie das Gelübde gethan, als die Katze plötzlich sich einfand. Deß war die Witwe gar froh und trug alsbald den Schmuck zur Liebfrauenkirche, und da hat man aus demselben die kostbare Monstranz gemacht, welche zum Andenken an die wunderbare Begebenheit noch heute den Namen führt: die Katze von Beversluys.

371.

Der Ochse des Abtes Wilhelm.

Thomas Cantipratensis S. 246.

Der fromme Abt Wilhelm von Villers war gar gütig gegen die Armen. Nun geschah es, daß die Brüder in Her, welches eine Curie des Klosters Villers war, einen Ochsen von großer Schönheit, Kraft und Fettigkeit besaßen, und nach dessen Fleisch hatte ein armes schwangeres Weib ein unendlich Gelüsten, so daß sie Tag und Nacht weinte und dadurch fast in Lebensgefahr kam. Man gab ihr Fleisch von den schönsten Ochsen, welche in der Gegend waren, aber das half alles nichts, sie hätte gerne von dem Ochsen des Klosters ein Stücklein gehabt.

In der Zeit kam der Abt Wilhelm einmal zum Besuche auf die Curie, und da erzählten ihm die Brüder von dem Weibe, und der Abt sprach alsbald: „Ei, so tödtet den Ochsen, denn es ist besser, der sterbe, als ein Mensch; aber thuet das heimlicherweise." Da thaten die Brüder nach des Abtes Willen und tödteten den Ochsen und zertheilten ihn; den Theil aber, welchen das Weib gewünscht hatte, schickte der Abt ihr alsobald zu, und als sie den genossen, da war sie genesen.

Am andern Morgen wollte der Bruder, welcher den Ochsen geschlachtet, auf dem Felde nachsehen, was die Arbeiter machten, und siehe, da ging der schöne Ochse im Pfluge, wie vorhin. Erstaunt eilte der Bruder zurück und trat in das Zimmer, wo er das Fleisch hingetragen hatte, doch das Fleisch war verschwunden, und mit ihm die Haut und selbst die kleinste Spur von Blut, worüber alle sich sehr verwunderten.

Der fromme Abt Wilhelm gebot ihnen, daß sie keinem etwas von dem Wunder künden sollten. Dieß ist auch lange also gehalten, doch endlich das Ganze offenbar geworden.

372.

Des Hirten Uhr.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 199.

Vor vielen hundert Jahren hat einmal ein König die Stadt Cameryk in Flandern belagert. Er konnte aber nichts gegen sie ausrichten, denn die Muttergottes mit den lieben Englein fingen alle Steine und Pfeile auf, welche er gegen die Stadt absandte, und warfen sie ihm wieder zurück. Darüber erbitterte der König sehr und fluchte ganz grimmig gegen die Muttergottes,

und zwar so sehr, daß diese ihn dafür mit Blindheit strafte.

Da ging er nun in sich und versprach, nachdem er die Belagerung ganz aufgehoben, daß er der Kirche unserer lieben Frauen von der Gnade in Cameryk eine goldene Krone schenken wolle, worin sein Pferd sich gemächlich rund herum drehen könne, wenn er nur sein Gesicht wieder erhielte. Die Muttergottes erhörte ihn auch und gab ihm sein Augenlicht zurück, und er that öffentlich in der Kirche Buße, eine gelbe Kerze in der Hand.

Froh über diese Gnade, versprach der König der Kirche noch ein Geschenk, und das sollte eben so selten sein, wie das erste kostbar war.

Als er dieß Gelübde kaum gethan, da trat aus der Menge ein junger Hirte von Rom hervor und der sprach: „Herr König, das will ich machen; gebt mir tausend Goldthaler und vierzehn Jahr Zeit, so will ich euch eine Uhr fertigen, die eins von den sieben Wundern der Welt werden soll; das schwör ich euch bei meiner Seele.“

Alsogleich wurden dem Hirten tausend Goldthaler ausgezahlt, und er begann sein Werk und arbeitete Tag und Nacht vierzehn ganzer Jahre, bis die Uhr fertig war. Dann trat er vor den Bischof und sprach zu dem: „Herr Bischof, jetzt gehe ich wieder in mein Land und zu meiner armen Mutter, die ich in vierzehn Jahren nicht gesehen. Die tausend Goldstück habe ich in meinem Stock verborgen, und wenn mich der liebe Schutzengel behütet, soll die arme Frau dann noch einmal ein recht gut Leben haben.“

Der Bischof aber war ein böser Mann, und der dachte, wenn der Hirte fortgeht, dann kann der leicht eine Uhr machen, die noch schöner ist, wie die unsere, und dann kommen nicht so viel Pilger mehr nach Cameryk,

wie jetzt kommen werden. Er suchte also den Hirten durch Versprechungen aller Art zurückzuhalten, aber der Hirte wollte von nichts hören und entgegnete immer: „Das alles kann mir meine alte Mutter nicht ersetzen."

Da sagte der Bischof, er wolle ihm die Mutter holen lassen; aber auch das wollte der Hirte nicht, denn er war bang, die alte Frau hätte die Reise nicht ertragen, und wollte durchaus nach Rom.

Nun sann der Bischof einen bösen Anschlag aus und ließ den Hirten durch böse Buben überfallen, als er aus der Stadt wollte; aber der Jüngling wehrte sich tapfer und sie konnten ihm nur seinen Stock nehmen.

„Nun bin ich wieder arm", sprach er da, „aber ich habe noch Augen und Hände und kann mir wohl noch einmal tausend Goldstücke gewinnen."

Als man dem Bischof die Worte hinterbrachte, wurde er wüthend, ließ den Hirten greifen und ihm die Augen ausbrennen und die Finger abschneiden.

Da konnte der arme Mensch nun nichts mehr thun, als betteln, und ist in Armuth in Cameryk gestorben und hat weder Rom noch seine Mutter je wiedergesehen.

373.

Elster spricht aus des Diebes Bauch.

Thomas Cantipratensis S. 117.

Der Bruder Johannes, ein frommer Dominikanerherr in Flandern, hatte in dem Hause seines Wirthes eine Elster, und die liebte er sehr und freute sich öfters mit ihr, weil sie so artig sprechen konnte. Ein Knecht des Wirthes bekam aber Gelüsten nach dem Vogel und tödtete und verzehrte ihn heimlich. Wie nun der Bruder Johannes seine Elster nicht sah, da rief er: „Elsterchen,

wo bist du denn?" und alsbald sprach die Elster aus des Knechtes Bauch heraus: „Hier bin ich; hier bin ich." Darob waren alle Leute sehr verwundert und viele sind zu dem Hause gekommen, um die Elster in des Diebes Bauch plaudern zu hören, welches viele Tage lang gedauert hat.

374.
Des Treulosen Strafe.

Thomas Cantipratensis S. 345.

Es war ein Ehemann des Nachts heimlich von seiner Frauen Seite geschlüpft, um mit einer andern zu buhlen. Als er aber wiederkehrte und beim hellen Mondschein den Kopf durchs Fenster seiner Schlafkammer steckte, da schrie seine Frau entsetzlich, und als darauf die Dienstleute herbeieilten, um zu sehen, ob ein Unglück geschehen sei, da schrieen die gleichermaßen aufs ärgste, gleichwie wenn sie eines Teufels Antlitz geschaut hätten. Da merkte der Mann wohl, daß es mit seinem Gesichte nicht ganz seine Richtigkeit habe, und da es inzwischen Morgen geworden war und der Tag anbrach, wollte er zur Kirche gehen, um dort seine Sünde zu beichten. So trat er nun auf die Straße, wo eben die Ochsen und Kühe zur Weide getrieben wurden; doch kaum erblickte ihn das unvernünftige Vieh, als es nach seiner Art muhend unter einander lief und flüchtete. Dasselbe thaten die Hirten und alle andern Leute, denen er begegnete.

Wie der Mann nun an die Kirche kam, da saß der Priester an der Thüre und betete die Tagzeiten, aber auch dieser floh, sobald er ihn nur von ferne gesehen, in die Kirche und schloß die Thüre hinter sich zu. Da warf sich der Unglückliche vor die Thüre auf die Kniee nieder

und rief jämmerlich: „Ach, heiliger Vater, erbarmt euch doch eines armen Sünders! Ich bin sicherlich nicht, was ich scheine.“

Als er nun so weinte und schrie und seine Sünde bekannte, da siehe, sank die Fratze von seinem Gesichte und er sah wieder aus, wie ehedem, und hat sein Leben lang mit keiner andern Frau mehr gebuhlt.

375.

Die Säule der heiligen Gudula und das Manneken-Pis in Brüssel.

Almanach voor Blygeestigen.

Als vor tausend und noch mehr Jahren Brüssel noch ein kleines Dorf war, wohnte daselbst ein Edelherr, der alles besaß, was er nur wünschen konnte. Doch nagte bei aller Freude, die er hatte, immer ein tiefer Kummer an seinem Herzen; er hatte nämlich keine Kinder mit seiner Gemahlin, und wie oft und heiß die beiden Gatten auch darum zu Gott flehten, all ihr Bitten blieb unerhört.

Da geschah es, daß der heilige Bischof Vindicianus auf einer Reise, welche er durch sein Bisthum machte, bei dem Edelherrn einkehrte, und als er seiner Wirthe Traurigkeit schaute, sich um die Ursache derselben erkundigte. Unter vielen bittern Thränen klagten ihm die beiden ihr Leid und empfahlen sich seinem Gebete. Das gefiel Gott dem Herrn und er erhörte die Bitte des frommen Bischofes, und nach neun Monaten genas die Edelfrau eines wunderschönen Söhnleins.

Inzwischen war Sankt Vindician gestorben, und darum trug der Vater das Kind zu der heiligen Jungfrau Gudula, um es von dieser segnen und auf ihrem

Schlosse taufen zu lassen. Die fromme Dienerin Gottes wohnte nämlich auf der Burg von Hamme und strahlte dort in all den Tugenden, welche ihre Tante, die heilige Gertrudis, ihr seit zartester Kindheit in Nivelle ins Herz gepflanzt hatte. Wie Gudula's Seele, so war auch ihr Körper von bezaubernder Schönheit, und deßhalb faßte der Edelherr, als er sie kaum gesehen, die glühendste Liebe zu ihr, so daß er meinte, nicht mehr ohne sie leben zu können. Eine Zeit lang unterdrückte er zwar diese Gefühle, aber endlich war es ihm nicht mehr möglich; eines Tages, wo er wußte, daß Gudula allein auf ihrem Schlosse war, eilte er zu ihr, um ihr seine Liebe zu bekennen.

Entrüstet wies ihn Sancta Gudula zurück, aber da flehte er noch dringender, und als er sah, daß er mit schmeichelnden Worten nichts auszurichten vermochte, da wollte er sie mit Gewalt zu seinem Willen zwingen. Unter heißem Gebete zu Gott flüchtete Gudula und lehnte sich wider eine Säule, fest entschlossen, alles zur Vertheidigung ihrer Unschuld aufzubieten. Und siehe, der Himmel kam ihr wunderbar zu Hülfe, die Säule nahm sie auf und schloß sich wieder über ihr. Starrend stand der Edelherr und wußte nicht, was zu beginnen, da hörte er die Jungfrau aus der Säule drohend rufen: „Deine Vermessenheit soll sich rächen an deinem Sohne."

Das Knäblein, welches die Edelfrau geboren, wurde älter und älter, jedoch nicht größer, und mit sieben Jahren maß es noch keine zwei Fuß, und als es fünfzehn Jahre zählte, da war es eben drei Fuß lang. Trotzdem konnte konnte man keinen bösern Buben finden, und jeden Tag klagten die Bauersleute neu über ihn. Als er keine Lust mehr hatte, die zu quälen, da ging er eines Morgens in den Wald, wo ein alter, ehrwürdiger Einsiedel wohnte. Wie er nun nicht wußte, auf welche Weise er den from-

men Greis ärgern sollte, da stellte er sich vor die Thüre der Klause und pißte dieselbe naß von oben bis unten. Noch hatte er den Schelmstreich nicht ganz geendet, als die Zelle sich öffnete, der Klausner den Kopf hinausstreckte und ruhig sprach: „Piß nur, Freundchen, piß nur; sollst noch lange hier pissen", und als er das gesagt hatte, machte er die Thüre wieder zu. Der Knabe aber blieb unbeweglich stehen und pißte fort Tag und Nacht.

Der Edelherr inzwischen vermißte sein Söhnlein und schickte nach allen Seiten Boten aus, um es zu suchen. Acht ganzer Tage suchte man überall, aber alles war vergebens. Darum zog der bekümmerte Vater selbst aus und beschloß, zu dem Eremiten zu gehen und diesen um Hülfe durch Gebet und heilige Messe zu flehen. Doch da fand er den Knaben an der Klause regungslos, wie versteinert, und wie er ihn auch rütteln und schütteln mochte, mit wie heißen Thränen er ihn auch benetzte, der Kleine blieb starr. Zu gleicher Zeit knarrte die Thüre der Siedelei und der Greis trat heraus. Mit gerungenen Händen stürzte ihm der Edelherr zu Füßen und beschwur ihn um aller Heiligen des Himmels willen, das Knäblein von diesem Fluche zu lösen; doch der Alte schüttelte verneinend das Haupt und sprach: „Kann dir nicht helfen; hast's an Sancta Gudula verdient; dein Söhnlein pißt und wird pissen ewiglich; will dir jedoch einen guten Rath geben: bau ihm ein Häuschen, darin er vor Sturm und Wetter gesichert ist, und ergieb dich in Gottes Willen."

Als der Edelherr nun hörte, daß keine Hoffnung zur Rettung seines Sohnes wäre, that er nach des Einsiedels Rathe und baute für den Knaben ein kleines Häuschen und gegenüber ein großes Haus für sich selbst, damit er seinen armen Sohn immer vor Augen habe.

Das Knäblein pisset nach des Klausners Weissagung noch heute fort und stehet auf der Ecke der Ofenstraße in Brüssel, wo jedermann es schauen kann.

376.

Manneken-Pis in Brüssel.

Mündlich.

Als die Kreuzritter aus Palästina zurückkehrten, zog ihnen die Geistlichkeit in großen Prozessionen entgegen, um sie aufs feierlichste zu empfangen. Vorne an in dem Zuge ging aber ein junges Prinzchen, welches Gottfriedchen hieß, und sein Hofmeister ging neben ihm. Da geschah es, daß das Kind einmal pissen wollte, und darum führte es der Hofmeister in eine Ecke, damit es dort sein Geschäftchen machen könne. Als es jedoch einmal begonnen, konnte es nicht wieder aufhören zu pissen und pißte fort, bis die ganze Prozession vorüber war, was im Ganzen eine gute Stunde dauerte.

Dieß war augenscheinlich eine Strafe Gottes für die arge Sünde, in Gegenwart einer also heiligen Versammlung gepißt zu haben, und zur Buße errichteten die Eltern des Prinzchens auf derselben Stelle, wo das Wunder sich zugetragen, das jetzt noch bestehende Standbild.

377.

Manneken-Pis.

Mündlich.

Vor langer, langer Zeit hatte einmal ein reicher Bürger von Brüssel sein Söhnlein verloren und fand es

nach langem Suchen pissend auf der Ecke der Ofenstraße, worauf er zum Danke gegen Gott das jetzt noch zu schauende Bild errichtete.

378.

Manneken-Pis.

Mündlich.
Chroniques des rues de Bruxelles. 2 ed. p. 40.

Die Stadt Brüssel war einmal hart belagert, und das war im dreizehnten Jahrhundert, und da hatten die Feinde an einer Ecke Feuer an die Stadt gelegt, damit sie dieselbe ganz verbrännten. Die Lunte sah aber ein kleiner Junge, und der machte sich ein Späßchen daraus, drauf zu pissen und dieselbe also auszulöschen. Als das bekannt wurde, ließ die Stadt zum Denkmal an diese Rettung die Statue des kleinen Männchens errichten, welches heute noch pißt.

379.

Der lange Wapper zu Antwerpen.

Aus dem Munde alter Leute schriftlich mitgetheilt von Herrn Stadtbibliothekar Mertens in Antwerpen.

Mein Vater seliger, wie auch meine alte Tante haben mir in meiner Jugend tausend Male von dem langen Wapper gesprochen und von den mannichfachen Streichen, welche dieß wunderliche Gespenst den Bürgern der guten Stadt Antwerpen spielte.

Bösartig waren diese Streiche nicht immer; sie bestanden meist in Narretheien und Spötteleien, aber da lag immer doch etwas zum Grunde, was so ganz richtig

nicht war und worüber man wohl schlimme Gedanken bekommen mochte. Das ist einmal ausgemachte Sache, er führte manchen mit sich weg, und wohin, das weiß unser lieber Herrgott. Wer er eigentlich war, das kann ich euch nicht sagen, und kein Mensch wußte etwas davon. Es schien, als fürchtete man, ihm etwas Uebles nachzusagen, und wer konnte auch wissen, ob er nicht horchte? So lang er in der Stadt hauste, hörte man auch seinen Namen kaum nennen; nur erst, als man ihn nicht mehr spürte, wagte man, einander seine Gedanken über ihn mitzutheilen. Meine Schulmeisterin, die eine Quisel war, sprach uns oft darüber und sagte uns, es wäre ein Geist aus der andern Welt; aber es gibt andere Leute genug, die glauben, daß es ein oder der andere reiche Mann aus der Stadt war, der mit dem Teufel einen Bund geschlossen hatte. Später hörte ich, daß viele adelige und hohe Bürgershäuser auch in Verbindung mit ihm ständen und von seiner Familie wären, und somit wohl Ursache hatten, die Wahrheit geheim zu halten.

In alten Zeiten lag die Wappersrui, die nun überwölbt ist, noch offen, und die Stelle, welche heutzutage Wappersbrücke heißet, war noch eine wahrhafte und wirkliche Brücke. Da nun war es, wo der lange Wapper sich meist aufhielt, und davon leiten auch die beiden Namen ihren Ursprung her. Gewöhnlich kam er unter der Brücke her zuerst zum Vorschein, schritt mit seinen langen Beinen aus dem Wasser auf den Wall, schrumpfte dort husch ganz klein zusammen und erschien dann in der Gestalt eines Straßenjungen. Dann mischte er sich unter die andern Jungen, und niemand erkannte ihn jemals, denn stets sah er aus wie einer von ihnen, der gerade nicht da war. In den Stunden zwischen Licht und Dunkel geschah dieß zumeist, denn dann kamen

die Jungen aus der Schule oder vom Essen und spielten. Eins von ihren Lieblingsspielen aber war Hütchen schupp; da gab nämlich einer von ihnen, auf den zufällig das Loos fiel, seinen Hut her, und den schuppten die andern mit den Füßen so lange hin und wieder, bis der, dem er gehörte, ihn glücklicherweise einholen und packen konnte. Das ging nun alles gut, bis die Reihe an den langen Wapper kam, daß der auch seinen Hut geben mußte. Aber dann, wehe dem, der dem Hut den ersten Schupp versetzte! Er stieß seinen Holleblock (Holzschuh) in Stücke und die Zehen sich entzwei, denn der vermeinte Hut war ein schwerer eiserner Topf. Und dabei mußte er noch das laute Hahaha! des spottlustigen Geistes hören, den nun alle suchten und keiner fand.

Wenn die Jungen mit dem Reifen spielten, machte er es auf ähnliche Weise. Jeder wetteiferte, um seinen Reifen denen der andern vorzuschnellen, alle liefen, was sie laufen konnten; der lange Wapper aber überschritt sie alle mit seinen langen Beinen, machte sich vor dem Haufen plötzlich wieder klein und rannte dann vor ihnen her, bis der eine oder andere matt auf die Erde sank. Gaben sie dann das Spiel auf, dann sprang er plötzlich in die Rui, verschwand unter dem dunkeln Bogen der Brücke und lachte sein Hahaha! daß es weithin wiederhallte.

Nicht besser ging es auf dem Stadtwalle, wo das kleine Völkchen meist mit Knickern spielte. Er wann ihnen alles bis zum letzten Steine ab; kein einziger, der auch nur einen übergehalten hätte. Darüber waren die Jungen dann bös und fluchten und schwuren, während der lange Wapper unter dem gewöhnlichen Hahaha! bei der Brücke verschwand.

Aber nicht allein da trieb er seine Streiche, sondern auch in der Zuckerrui und Umgegend. Da stand unter

andern ehedem ein Bildniß des heiligen Johannes von Nepomuk. Das just ist dahin gestellt worden, um dem Treiben des langen Wapper ein Ende zu machen. Um derselben Ursache willen sieht man noch heutzutage das Bild des heiligen Joseph an der Wapperrui; seit es da steht, mußte der lange Wapper die Flucht nehmen.

War es Abend geworden und konnte er keine Jungen mehr in ihren Spielen ärgern und quälen, dann gab es keine Straße in der ganzen Stadt, die von ihm durchaus verschont blieb. Keine alte Frau, kein jung Mädchen durfte sich zu später Stunde noch auf der Straße blicken lassen, ohne daß sie seine List erprobt hätte. Um das Fleischhaus herum hat er sonderlich schändliches Zeug getrieben; was das aber alles war, deß kann ich mich nicht mehr erinnern. Nur ein paar Vorfälle sind mir noch frisch im Gedächtniß, und zwar darum, weil sie mit einer mir bekannten Person sich ereigneten. Die kam nämlich eines Abends gegen elf Uhr von ihrem Werk und wollte nach Hause gehen, als sie das Geschrei eines kleines Kindleins vom Fleischhaus her vernahm. Sie ging darauf zu und fand auf einer steinernen Bank daselbst ein arm, klein Würmlein, welches kaum geboren schien; übrigens war es in weiße Windeln sauber eingewickelt. Die Annemie (so hieß sie) nahm das Wichtchen auf und drückte es an ihr Herz, denn sie meinte nicht anders, als daß es ein verlassen Kind wäre, welches von seinen Eltern ausgesetzt worden wäre, um als Findling von einem andern aufgenommen und ernährt zu werden. Weil das Kind aber noch immer schrie und sich gar nicht zufrieden geben wollte, so beschloß die gute Frau, ihm einmal die Brust zu geben, denn sie hatte auch einen Säugling zu Hause. Als das geschehen war, wollte sie weiter, aber mit jedem Schritte, den sie that, wurde das Kindchen größer und größer und schwerer

und schwerer; und als sie nur noch ein paar Schritte vom Hause weg war, da konnte sie die Last nicht mehr halten und war gezwungen, den wunderlichen Säugling los zu lassen: aber er fiel nicht auf die Erde, sondern glitt unter ihrem Arme weg, und zur selben Zeit scholl es Hahahaha! hinter ihr. Sie will sich umdrehen; da redet jemand sie laut an: „Dank euch, dank euch, liebe Frau, für eure leckern Brüstchen! Hab gar genüglich meinen Durst dran gelöscht.“ Darob verwundert, will sie zuschauen, wer das ist, und es war der lange Wapper, der, das Haupt weit über die Häuser herausstreckend, neben ihr stand.

Seitdem war sie gar vorsichtig, und wenn ihr bei spätem Nachhausekommen auch nur das mindeste Verdächtige aufstieß, dann schlug sie schnell ein Kreuz, oder rief die Muttergottes oder einen von den Heiligen oder den lieben Engeln um Hülfe an, und dann ging es natürlicherweise ganz gut. Auf diese Weise blieb sie eine geraume Zeit von aller Störung frei. Einmal aber kam sie auch wieder gegen Mitternacht nach Hause, da sah sie plötzlich ein weißes Schnupftuch oder Serviette — sie wußte nicht recht, was es war — vor sich auf der Erde liegen. Sie nahm das Ding auf, ohne an etwas Schlimmes zu denken, und steckte es unter den Arm, vermeinend, einen guten Fund gethan zu haben. Aber, ach Gott! das Tuch dehnte sich immer mehr aus, schlüpfte husch ihr fort und wuchs so lang und so hoch, bis sie sah, daß es der lange Wapper wieder war, der nun gemächlich über die Häuser wegschritt und sie dabei derb auslachte. Dergleichen könnte ich euch, Gott weiß wie viel, erzählen, denn jegliche Nacht kam so ein Streich von ihm vor, und das nicht an Einem Orte, sondern an vielen zugleich, so daß es offenbar war, daß er sich vervielfachen könne.

Und wenn ich nun erst von all den verschiedenen Gestalten sprechen sollte, unter denen er erschien! Bald war er eine Katze, bald ein Hund; bald ein Geistlicher, bald ein reichgekleideter Herr, der die Kinder mit Leckereien an und mit sich lockte, wohin? das weiß der liebe Gott. Oft stand er in ungeheurer Größe an den hohen Kirchenfenstern und störte späte Beter mit Fluchen und Lästern; ein ander Mal klopfte er an die Fenster des zweiten und gar des dritten Stockes der Häuser und jagte den guten Bürgern den gewaltigsten Schrecken ein. Sah er Spitzenklöpplerinnen oder andere Frauen und Männer noch spät in der Nacht beschäftigt, dann schrie er ihnen meist zu: „Die Nacht ist für mich, der Tag für euch!“ In reichen Häusern erschien er unter der Gestalt eines Bekannten und setzte sich mit zur Tafel; und wenn dann alles in Frieden und Ruhe sich freute, dann verschwand er plötzlich und lachte seine Wirthe aus. Auch mischte er sich oft unter die Kartenspieler, verlor viel Geld und weigerte sich zu bezahlen. Entspann sich dann ein Streit, dann forderte er die Mitspieler auf, mit ihm die Sache vor der Thüre auszumachen, und dabei blieb meistens einer todt.

Was meinen Vater seligen besonders glauben machte, daß es dem langen Wapper um Seelen zu thun war, das war der folgende Vorfall. Ein Mann, dessen Frau in Kindesnöthen lag, ging noch spät aus, um eine Hebamme zu holen. Aber er stieß auf dem Wege auf so viel Hindernisse, daß es nicht zu sagen ist. Inzwischen lag das arme Weib in ihren Schmerzen allein, und sicherlich wäre das Kind ohne Taufe gestorben, hätte der Mann — und das mein leiblicher Ohm — nicht zeitlich genug noch sich durch Gebet geholfen.

Die beste Hülfe aber verlieh einem von dem langen Wapper Geängstigten ein Liebfrauenbild, denn da konnte

er nie vorbei. Man hat auch seit der Zeit begonnen, solche Bilder an allen Straßenecken aufzustellen, und das ist eine Hauptursache, warum er Antwerpen verlassen hat; denn jetzt spukt er am Ufer der See herum.

388.

Das Malagyspferdchen.

Aus einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts mitgetheilt von Jack van de Velde.

Am Montage nach dem kleinen Tuindag (Kirmeß) des Jahres 1521 gingen drei Jungfrauen, Magdalena Ghyselin, Lucia Larmeson und Maxima van den Driessche, welche in der Recolletenstraße zu Ypern neben einander wohnten, gegen Abend zusammen durch die Stadt spazieren. In der Tempelstraße angekommen, bemerkten sie plötzlich ein kleines Pferd, welches herrenlos umherzuirren schien. Dieses Pferdchen war so wunderbar schön, daß die drei Mädchen staunend stehen blieben, um es zu beschauen. Es hatte eine schneeweiße Haut ohne Haare und ganz glatt; auf jedem Hinterschenkel stand, wie darauf gestickt, ein grüner Papagei und um den Bauch hingen viele Blumenranken; seine Beine waren rund, wie gedrehte Säulchen; goldene Franzen bildeten die Mähne und der Schwanz war aus bunten Bändern zusammengesetzt. Dazu lag auf dem Rücken des schönen Thieres ein kostbarer Sattel von rothem Damast.

Während die Jungfrauen nun so da standen und vor Verwunderung schier außer sich waren, kam von ferne ein Reitknecht zugelaufen, welcher der Herr des Pferdchens zu sein schien. Als derselbe die Mädchen bemerkte, wandte er sich freundlich zu ihnen und fragte sie, ob sie wohl schon ein so schönes Pferd gesehen hätten?

und alle drei antworteten einstimmig ein langes Nein. „Das glaube ich gerne", fuhr darauf der Reitknecht fort, „denn dieß Thierchen stammt aus Japonien. Heute erst bin ich mit demselben in die Stadt gekommen, wo man über seine wunderbaren Eigenschaften wohl noch mehr staunen wird, als über seine Gestalt. Es läßt sich von keinem Manne bereiten und wird jeglichen alsbald abwerfen, der solches wagen sollte; Mädchen aber trägt es gar gerne und ihr sehet, daß auch der Sattel nur für Frauen gemacht ist. Wollen diese es besteigen, so beugt es alsbald seine Kniee, um auf dem Rücken sie zu empfangen. Gelüstet es euch, schöne Jungfrauen, einen kleinen Spaziergang mit dem Pferdchen zu machen, so setzet euch nur alle zusammen darauf und sagt, wo ihr wohnt, oder wohin ihr wollt, und es führt euch alsbald dahin, wie erfreut ob der edeln Last."

Magdalena, welche das kühnste der drei Mädchen war, fragte ihre beiden Freundinnen, ob sie deß zufrieden wären, und erbot sich zugleich, vorne zu sitzen und den Zügel zu führen. Und die andern waren deß zufrieden, und der Reitknecht rief, das Thier streichelnd: „Sa, Malagyspferdchen, beuge deine Kniee, damit die Jungfrauen aufsitzen können." Das Pferdchen that das, und der Reitknecht sprach, während die Mädchen in dem Sattel saßen: „Nun sagt nur, schöne Jungfrauen, wohin ihr wollt; ihr sollt alsbald an Ort und Stelle sein." — „Nach Hause", antworteten alle drei zugleich, „wir wohnen neben einander in der Recolletenstraße." — „Sa, Malagyspferdchen, hast gehört?" frug der Reitknecht; „nun sei folgsam und führe die Jungfrauen hübsch sachte fort."

Magdalena nahm den Zaum, der aus seidenen Schnüren geflochten war, in die Rechte, und das Pferdchen schritt fort, und so leise, daß man kaum seine Tritte

hören konnte. Nach und nach wurde sein Lauf immer schneller und endlich schoß es wie ein Pfeil fort, nicht aber auf dem Wege zur Recolletenstraße, sondern zum Thore hinaus und über das Feld weg, immer weiter und weiter. Der Abend nahte schon, es wurde dunkel und das Pferdchen lief noch stets auf Wegen, die den Jungfrauen durchaus unbekannt waren, bis es auf einmal vor einem hellerleuchteten Schlosse, aus dem schallende Musik tönte, stille hielt. Im selben Augenblicke öffnete sich das Thor und sie ritten willenlos hinein, gefolgt von dem Reitknechte, der das Thor hinter ihnen wieder schloß. Im Innern des Schlosses angelangt, sahen sie eine hohe Seitenthüre sich öffnen und viele reichgekleidete Frauen auf sich zukommen; in dem Saale, aus welchem diese traten, stand eine mit Speisen und Getränken wohlbesetzte Tafel, und am Ende derselben ein Sessel, auf dem ein großer Herr saß, wie sie alsbald erkannten, der Herr des Hauses. Die Frauen halfen den drei Mädchen von dem Pferde, welches dazu wieder die Kniee bog, und führten sie in den Saal. Anfangs baten die Jungfrauen höflich um Verzeihung für ihre unzeitige und plötzliche Ankunft auf dem Schlosse und entschuldigten sich mit vielen Worten, daß sie nicht in den Saal zu kommen wagten; aber das half alles nichts, sie mußten hinein. Noch hatten sie ihre erstaunten Blicke nicht sättigen können an den schönen Gewändern der vielen Frauen und Mädchen, als ihr Auge auf den großen Herrn fiel. Dieser trug einen weiten Talar von Damast und auf dem Haupte eine Art von Turban, der mit vielen Diamanten und andern Edelsteinen ganz bedeckt war; er empfing die Jungfrauen auf das zuvorkommendste und wußte ihnen so wohl zu schmeicheln, daß sie ein Plätzchen an dem Tische annahmen und die kostbaren Speisen mit verzehren halfen.

Als das Mahl geendet war, da gedachten sie, sich wieder auf den Rückweg zu begeben, und wollten eben den freundlichen Herrn um einen Führer bitten, der sie wieder zu ihren Eltern brächte, als derselbe sich erhob und sprach: „Meine lieben Gäste, da das Malagyspferdchen uns das Glück verschaffte, diese schönen Jungfrauen in unserer Mitte zu sehen, so wollen wir streben, ihnen den Abend auch recht angenehm zu machen. Lasset uns darum Pfänder spielen."

Kaum hatte der Herr die Worte gesprochen, als die Frauen und Mädchen aufsprangen und sich in einen Kreis stellten, in dem sie jedoch drei Stellen für die Jungfrauen offen ließen. Margaretha Ghyselin sah das wohl; sie wollte aber nicht in den Kreis treten und sprach: „Ich spiele nicht mit, denn meine Eltern würden zu unruhig, wenn ich länger hier bliebe"; und dasselbe sagten auch die beiden andern Mädchen; aber in demselben Augenblicke leuchteten die Augen des großen Herrn in so unheimlicher Gluth und überzogen sich seine Züge mit so düsterm Unmuthe, daß die drei Jungfrauen erschrocken und zitternd sich mit in die Runde setzten. Nun begann das Spiel; der Herr sprach einige Worte, welche die andern alle schnell nachsprechen mußten. Die Jungfrauen konnten aber nie die Worte behalten, und so mußten sie immer Pfänder geben, und das dauerte so lange, bis sie Ohrringe, Goldketten, Ringe, Armbänder und endlich selbst ihre Kleider gegeben hatten und in den Hemdärmeln da standen. Da erhob sich der große Herr abermals und sprach: „Ehe wir, meine lieben Gäste, zur Austheilung der Pfänder gehen, wollen wir zuvor auf die Gesundheit des Malagyspferdchens trinken, welches die Jungfrauen so wunderbar auf unser Schloß geführt hat." Zu gleicher Zeit sprühten die Augen der anwesenden Frauen, wie von kleinen Flämmchen, welche

die drei Mädchen fast blendeten. Der Reitknecht trat in den Saal und goß aller Gläser frisch voll und reichte dieselben auf einem Brette rund. Dann hoben alle die Gläser und setzten sie an den Mund, aber kaum hatte der erste Tropfen die Lippen der Jungfrauen genetzt, als sie wie aus einem schweren Traume erwachten und um sich schauend zu ihrem großen Erstaunen bemerkten, daß sie in thaunassem Grase unter freiem Himmel lagen, und zwar am Boden einer tiefen Grube auf dem Kemmelberg, zwei Stunden Weges von Ypern. Das wußten sie aber nicht, daß sie so nahe an der Stadt waren, und darum waren sie doppelt untröstlich, denn was wollten sie halbnackt und mitten in der Nacht an dem unbekannten Orte beginnen? Sie kletterten langsam aus der Grube und irrten lange auf dem Berge umher, bis sie endlich an ein einsames Bauernhaus kamen, wo sie anklopften. Der Bauer stand auf und fragte: „Wer ist da?" Die Jungfrauen erzählten ihm offen alles. „Aha", sprach da der Bauer, „ihr seid also auf dem Hexentanze da droben gewesen, wenn ich recht höre." — „Ach lieber Mann", baten die Mädchen da, „laßt uns doch ein und gebt uns Kleider." — „Thu es nicht, Mann", schrie das Bauernweib, „es sind Hexen! Pack sie nur, wir wollen sie verbrennen." Und der Bauer sprach: „Du hast recht, Frau", und griff Magdalena beim Rocke, während die beiden andern Mädchen flüchteten. Magdalena rang aus allen Kräften mit dem Manne und entkam nicht anders, als mit Zurücklassung ihres Rockes.

Lucia und Maxima waren hoch erfreut, sie wiederzusehen. Nachdem die armen Mädchen etwas ausgeruht, begannen sie ihre Wanderung von neuem. An einer kleinen Herberge hielten sie an und klopften, und als der Wirth fragte, wer sie seien, sprachen sie, daß Räuber sie überfallen und ausgeplündert hätten, und baten als=

dann um Aufnahme. Der Wirth war ein Mann von gar mitleidigem Herzen, und er öffnete alsbald seine Thüre und gab den Jungfrauen Speise und Trank und Kleider. Als sie ihm aber nun ihre Namen nannten, da wußte er vor Freude nicht, was er that, denn Magdalena's Vater war ein guter Bekannter von ihm, und er hieß dem Knecht zur Stunde die Pferde an den Wagen spannen, um die Mädchen also recht bequem nach Hause zu bringen.

Die Pferde waren schon über eine Stunde lang rüstig fortgeschritten, als der Wirth bemerkte, daß er den Weg verfehlt hatte. „Das ist doch schön", sprach der brave Mann, „ich weiß den Weg von Kemmel nach Ypern so gut als mein Vaterunser, und verfehle ihn heute und kann auch die Pferde nicht zum Stehen bringen."' Das verhielt sich auch wirklich also, der Wagen flog fort, wie fortgeblasen, über Hecken und Sträuche, durch Bäche und Wiesen, durch Dick und Dünn. Der Wirth konnte das nicht begreifen, den drei Jungfrauen war es aber klar, denn sie sahen vor den Pferden eine Gestalt, die sie als die des Malagyspferdchens erkannten.

Endlich stand der Wagen auf einer breiten Heerstraße still; im selben Augenblicke sahen die Mädchen und der Wirth in der Ferne die ersten Strahlen der Morgendämmerung. „Die Hexen von dem Kemmelberge haben meinen Pferden das angethan", sprach der Wirth und wandte sich alsdann schnell zu einem eben vorübergehenden Landmanne, den er fragte: „Sagt mir doch, Freund, was das hier für ein Weg ist und wohin der führt. Ich könnte den Weg von Kemmel nach Ypern blindlings machen, und dennoch weiß ich nicht, wo ich hier bin." — „Das will ich euch gerne glauben", antwortete der Bauer, „ihr seid sicherlich zehn Stunden von Ypern; der Weg hier führt von Steenvoorde nach Kassel."

Nur mit vieler Mühe konnte der brave Wirth die drei Jungfrauen noch an dem Tage nach Ypern bringen. Was die Eltern für Freude hatten, kann man sich leicht vorstellen.

Ein Jahr später heirathete Magdalena Ghyselin, und sie ließ bald nachher die wunderbare Geschichte auf die Wände ihres schönsten Zimmers malen und Jahr und Datum dazusetzen.

Die Grube, in welcher die drei Jungfrauen sich wiedergefunden hatten, bekam zum Andenken an die Begebenheit den Namen „Kinderput".

381.

Die wunderliche Orgel.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Leonh. Geckhoute in Segelsem.

Ein Reisender kam eines Tages in die Gegend des Dorfes Flobeck (Provinz Hennegau), welches unfern Krekelberg liegt. Auf einer übrigens einsamen Ebene fand er ein Schloß, von dem her Musik ertönte und überhaupt ein gar freudig Treiben war. Er zögerte nicht lange und ging darauf zu und durchwanderte alle Säle, welche von einer unbeschreiblichen Pracht waren; aber er sah keinen Menschen darin. So kam er endlich auch auf den Hof und traf auf demselben eine ziemlich zahlreiche Menschenmenge, welche sich weidlich ergötzte.

Bald lockten ihn die Töne einer Orgel, welche so entzückend klangen, daß er in seinem ganzen Leben nichts ähnliches gehört hatte; es war, als hätte eine ganze Regimentsmusik gespielt, und doch blieb der Ton so sanft, daß es einem ganz wohl wurde, wenn man es nur hörte. Einer von der Gesellschaft trat auf den Reisenden zu und lud ihn ein, Platz zu nehmen, und das that er

gern, und er setzte sich neben den, der die Orgel drehte. Das Spiel gefiel ihm aber so sehr, daß er für sein Leben gern auch einmal die Orgel gedreht hätte. Das gestand der Spielmann ihm mit der größten Freude zu, und er lud die Orgel auf seine Kniee und begann zu drehen. Kaum hatte er ein paar Mal gedreht, als die Wundertöne begannen und der Reisende, hingerissen von der Milde derselben, ausrief: „Jesus Christus, was ist das schön!“ Zur Stunde war alles verschwunden, und der Reisende sah eine große Katze, deren Schwanz er gedreht hatte, statt der Orgel auf seinem Schooße, und das Thier miauzte auf eine ohrenzerreißende Weise. Wo das Schloß gestanden hatte, lag ein großer Düngerhaufen.

382.

Die verschwundene Herberge.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer L. Vermeiren in Verrebroek.

Eine halbe Meile von Verrebroek liegt das Dörfchen Vracene. Eines Abends wollte ein Mann von da zurückkehren, verirrte sich jedoch und kam von dem Wege ab, und lief so lange herum, bis er plötzlich vor einer Herberge stand, in welcher eine große Gesellschaft sich bei Spiel und Wein erlustigte. Der Mann trat ein und wurde freundlich empfangen; auch bot man ihm sogleich einen Becher schäumenden Champagners, und den nahm er mit vielem Vergnügen an und neigte sich höflich vor dem, welcher ihn brachte, und sprach: „Gesegne es Gott.“ Plötzlich war alles verschwunden, und der Mann saß allein mit seinem Becher auf einem Haselstrauche.

Der Becher ist noch lange nachher in dem Dorfe Verrebroek bewahrt geblieben, und viele Leute erinnern sich, ihn noch gesehen zu haben.

383.

Violinist betrogen.

Mündlich; mitgetheilt von Jack van de Velde.

Ein alter Violinist hatte bei der Kirmeß zu Opbrakel aufgespielt und kehrte mit gefüllten Taschen und seelenzufrieden nach Hause zurück. Um aber nach Niederbrakel zu kommen, mußte er durch einen Busch. Es war schon Mitternacht und Kartof, das war der Name des alten Künstlers, ging noch immer in dem Busche; da steckte er zufällig die Hand in seine Hosentaschen und fühlte seine Pfeife. „Ach“, sprach er zu sich selbst, „hätte ich doch nur ein bischen Feuer, wie genüglich könnte ich ein Pfeifchen rauchen.“ Kaum hatte er das Wort aus dem Munde, als er in der Mitte des Busches, etwa einige hundert Schritte von sich ab, ein Licht gewahrte. Er ging darauf zu und sah, als er näher kam, daß es ein großes Holzfeuer war, um welches herum viele Männer und Frauen Hand in Hand sprangen und tanzten. „Liebe Herren und Frauen, ich wünsche euch einen vergnügten Abend“, sprach Kartof; „wollet ihr mir nicht gestatten, die Freiheit zu gebrauchen, daß ich mich eines Bischens von dem Feuer da bediene?“ — „Gern, gern“, sprachen die Tänzer, und jeder sprang zu, um dem Spielmann Feuer zu geben, und bald blies er fröhlich dicke Rauchwolken von sich. Da sahen die Tänzer Kartofs Geige, und sie fragten ihn, ob er ihnen nicht eine Quadrille aufspielen wollte. „Ah, warum nicht?“ schmunzelte der Alte, und zugleich gingen alle weg und führten ihn in ein großes Schloß, wo sie ihm einen mächtigen Becher Weins boten. Der Spielmann stimmte seine Geige und begann zu fiedeln, und die Männer und Frauen tanzten lustig und, was das Beste war, jedesmal, wenn sein Arm sinken wollte, sprang einer zu ihm hin und warf

ihm ein Goldstück in die Höhlung des Instrumentes. Das gefiel dem Alten über die Maaßen und er strich immer lustig zu und trank von Zeit zu Zeit einen tüchtigen Schluck, und das dauerte so lange, bis die Augen ihm vor Schlaf zusanken.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als Kartof erwachte und einmal um sich schaute, um zu sehen, ob er denn nicht geträumt habe. Da fand er denn, daß er nicht, wie er meinte, in einem schönen und großen Schlosse lag, wohl aber in der Mitte des Waldes und neben einem großen Haufen Holzasche, in dem einzelne Kohlen noch glimmten. Erstaunt riß er sich auf und griff nach seiner Geige, aber die war nicht gar schwer, auch rasselte kein Gold darin; und als er die Höhlung leerte, da fielen nur gelbe Buchenblätter auf den grünen Rasen nieder.

Da sah er nun wohl, daß ein Spuk ihn betrogen hatte, und dieß wurde ihm um so klarer, als er sich nicht erinnern konnte, je ein solches Schloß, wie das war, worin er gewesen, in dem Walde gefunden zu haben. Er zündete seine Pfeife an den glimmenden Kohlen stille an und ging mit dem festen Entschlusse nach Hause, nie mehr um so späte Stunde noch den Wald zu durchschreiten.

384.

Der Fiedler auf dem Galgenfelde bei Antwerpen.

Mündlich von L. Bleeschouwer.

Bei Antwerpen liegt ein großes Feld, wo ehemals der Galgen gestanden; davon heißt das Feld Galgenfeld. Jenseits desselben wohnte vor langer Zeit in einem kleinen Häuschen ein Fiedler, und das war ein lustiger, mun-

terer Mann, und er mußte auch zu allen Hochzeiten und Kindtaufen in der Stadt aufspielen, denn ein jeder sah ihn gern.

Eines Abends kam er spät aus der Stadt, wo er auf einer Hochzeit eben seine besten Weisen hatte hören lassen, und wollte quer über das Galgenfeld nach Hause gehen. Da stieß er aber unterwegs plötzlich auf eine große Menge Frauen, die tanzten und guter Dinge waren; und ein wenig weiter traf er wieder viele hundert an, die an köstlich besetzten Tafeln saßen und schmausten. Er rieb sich die Augen, denn er wußte nicht, ob er wach war oder träumte, und blieb verwundert eine Weile stehen. Da trat eine von den Frauen zu ihm und sprach: „Ei, Spielmann, so spielt uns doch ein Stückchen", und er ließ sich nicht lange erbitten, nahm Platz, setzte die Fiedel an und strich wacker auf und ab, und die Tafelnden erhoben sich und faßten einander mit den Händen und tanzten. Als der Tanz nun zu Ende war, kam eine von den Frauen auf ihn zu und reichte ihm einen silbernen Becher mit Wein, daß er daraus tränke; und er nahm den dankend an und sprach: „Nun, meine höchst verehrten Herrschaften, auf eure Gesundheit! Gott gesegne es euch!" — Aber kaum hatte er das letzte Wort aus dem Munde, da husch war alles verschwunden und er fand sich allein mit seinem Becher und seiner Fiedel und saß — auf dem Galgen. Nur mit vieler Mühe und Gefahr kam er mit Anbruch des folgenden Tages da herunter. Den Becher behielt er natürlich für sich und hat ihn lange verwahrt und vielen Menschen gezeigt, denen er von der Sache gesprochen.

385.

Ein Ritt auf Kälbern.

Mündlich von M. van der Voort.

In dem Dorfe Capelle, drei Stunden von Antwerpen, lebte ein ehrbarer Bauer, und dessen Frau war eine Hexe und besuchte jeglichen Sabbat. Einmal fragte sie Abends ihren Mann, ob er nicht mitgehen wolle, und da der Bauer von Natur sehr neugierig war, stimmte er gern ein. Die Frau holte zwei Kälber aus dem Stalle, beide setzten sich auf, die Frau befahl ihm noch, kein Wort zu sprechen, und rief alsdann:

Over haeg en over heg!
tot Keulen in den wynkelder,

(Ueber Hag und Hecke bis nach Köln in den Weinkeller) und husch ging es durch die Luft fort und immer weiter bis an ein großes Wasser. Da machten die Kälber einen Sprung, und sie waren an dem andern Ufer. Der Bauer war darüber so verwundert, daß er laut schrie: „God zegen ons alle, wat sprong voor een kalf!“ (Gott segne uns alle, welcher Sprung für ein Kalb!) Aber in demselben Augenblicke war das Kalb verschwunden und der Bauer stand allein auf dem Felde und in einem fremden Lande. Am andern Morgen fragte er einen Vorüberkommenden, wo denn doch das Dörflein Capelle läge. Das wußte der Mann ihm aber nicht zu sagen. Da fragte er weiter, wo denn die weitberühmte Stadt Antwerpen gelegen sei. — „Ah“, sagte der Mann darauf, „da könnt ihr noch manchen Tag wandern, um dahin zu kommen, denn die liegt bei sechzig Stunden von hier.“

386.
Fahrt nach Spanien.

Mündlich von J. Moraels.

Ein Bootsmann zu Dünkirchen hatte ein kleines Schiff, wovon er jedoch wenig Gebrauch machte, und es lag meistens ruhig landfest in dem Hafen. Jeden Morgen aber, wenn er es nach alter Gewohnheit besuchen ging, fand er, daß jemand Unreinlichkeit auf das Verdeck gemacht hatte. Das ärgerte ihn und er hätte gern gewußt, wer eigentlich der Thäter war, denn an diesem möchte er einmal recht sein Müthchen gekühlt haben. Er versteckte sich darum in einer Nacht in die Kajüte, um die Ankunft des Buben abzuwarten, und nahm eine gute Sackpistole mit, welche er vorher mit einer bedeutenden Ladung Schrot versehen hatte.

Bis Mitternacht regte sich nichts. Kaum hatte es aber zwölfe geschlagen, als er ein wunderlich Getöse auf dem Verdecke gewahrte. Er sprang schnell hervor, um seine Pistole auf den Missethäter abzufeuern; aber wie erstaunte er, als er das ganze Schiff voll Leute sah. Seine Angst wuchs noch, als er hörte, wie sie zu einander sprachen: „Haltet's landfest ein! So, nun noch ein wenig; jetzt spannt die Segel!" Alles geschah auf der Stelle; dann sprach eine andere Stimme: „He, Capitain, wohin sollen wir die Nacht segeln?" Eine leisere Stimme antwortete: „Nach Spanien." Kaum waren die Worte gesprochen, als der Bootsmann merkte, daß das Schiff mit reißender Schnelligkeit durch die Wellen der See flog. Es dauerte jedoch nicht lange und eine starke Männerstimme rief: „Ans Land! Ans Land!" Zugleich war die ganze Schiffsgesellschaft verschwunden und der Bootsmann hörte nichts mehr. Er wagte sich nun aus der Kajüte und sah eine durchaus

fremde Küste sich weit vor seinen Augen ausdehnen. Verwundert und doch auch bebend stieg er ans Land und ging ein wenig einwärts, wo er beim hellen Mondschein alsbald ein prächtiges Schloß gewahrte, an dessen Thor eine Schildwache stand. „Wer da?“ rief der Soldat dem Bootsmanne auf gut Spanisch zu, und dieser, der mit den Spaniern tagtäglich Umgang hatte und sich ein bischen in der Sprache helfen konnte, erklärte offen, wer er sei, und fragte, ob es denn wirklich Spanien sei, wo er nun sich befände. Der Soldat antwortete: „Ja, gewiß; sieh doch nur um dich, denn in deinem Lande wachsen die Citronen und Apfelsinen und Feigen doch nicht an den Landstraßen.“

Mit Kopfschütteln entfernte sich der arme Bootsmann, pflückte von den nächsten Bäumen sich die Taschen voll Apfelsinen und andern Südfrüchten und ging langsam wieder dem Schiffe zu, wo er sich in die Kajüte setzte. Kaum hatte er Platz genommen, als er die Stimmen wieder vernahm und gewahrte, daß alle wieder auf dem Verdecke waren. Die Matrosen eilten an ihre Plätze, der Capitain rief: „Segel auf! Nach Dünkirchen!“ und das Schiff flog wieder auf die hohe See.

Nach einer Viertelstunde hörte er ein kräftiges: „Halt! Segel ein! Landfest das Schiff!“ Alles geschah. Dann sprach eine andere Stimme: „Wer muß heute den Schiffsmann bezahlen?“ Eine Frauenstimme entgegnete lachend: „Heute ist es an mir, wenn ihr erlaubt.“ Die andern lachten laut dazu, und die Frau ging hinter ein Kajütenfenster und machte dort Unreinlichkeit, welche der Bootsmann später fand. Nachdem das geschehen war, verschwand alles.

Obgleich der Bootsmann übel gelaunt war über die schlechte Bezahlung, war er doch zufrieden, auf diese Weise einmal in Spanien gewesen zu sein. Er ging

nach seiner Wohnung zurück und erzählte seiner Frau, was ihm widerfahren war; aber die hielt den Spott mit ihm und sprach, er habe geträumt. Da zeigte er ihr die frischen Apfelsinen, welche er vor einer halben Stunde erst gepflückt hatte, und da konnte sie wohl nicht mehr zweifeln. Die Geschichte war bald in der Stadt herum, und man kann sie noch heute daselbst von Jung und Alt hören.

387.

Hase spricht.

Mündlich von Lehrer Heinr. Coppens.

Zu Ottergem bei Aelst zog einmal ein Jäger mit seinem Gewehre auf die Jagd. Eben war er im Felde, als er von ferne einen Hasen erblickte, welcher auf ihn zusprang und beinahe im Schußbereich wieder umkehrte. Dieses gebührte zu mehren Malen, und der Jäger war nicht wenig verwundert darob. Noch mehr erstaunte er aber, und er erschrak dabei, als ein außergewöhnlich großer Hase plötzlich auf ihn zuschoß und ihn mit rauher Stimme fragte: „Sind die andern schon lange weg?"

Der arme Jäger nahm sich keine Zeit zur Antwort, sondern drehte dem Thiere den Rücken und lief, so schnell er konnte, nach Hause.

388.

Die kahle Wiese zu Doel.

Mündlich; mitgetheilt von Frau Courtmans.

Bei dem Dorfe Doel liegt eine Wiese und auf derselben ist ein großer Platz, wo seit Menschengedenken kein

Gras gewachsen ist. Das kommt daher, weil die Hexen ehedem — und zuweilen noch jetzt — dort sich versammelten und ihre teuflischen Tänze hielten. Darum ist der Platz verflucht.

389.

Das verwandelte Pferd.

Mündlich aus Bollebeck.

Auf einem großen Pachthofe zu Bollebeck wohnte ein Knecht, der bekam immer gar köstlich Essen von der Pachterin und wurde trotzdem doch täglich magerer. Die andern Knechte fragten ihn häufig, woher das käme, aber er sprach immer, er wisse es nicht, bis endlich der Schäfer, der sein bester Freund war, auch ihn ausforschte. Diesem gestand er denn, daß die Pachterin jeden Abend an sein Bett käme und ihm einen Zaum überwürfe, wodurch er alsbald in ein Pferd verwandelt würde; dann setze sich die Pachterin auf ihn und ritte mit ihm in die Nacht hinein. „Das ist mir doch unglaublich", sprach der Schäfer darauf; „laß mich doch diesen Abend in deinem Bette liegen, ich möchte das Ding einmal probiren." Der Knecht war deß zufrieden und der Schäfer legte sich in das Bett.

Gegen zehn Uhr kam die Pachterin leise geschlichen und wollte ihm den Zaum überwerfen; er war aber behender, riß dem Weibe schnell den Zaum aus der Hand und warf ihn ihr selbst über den Kopf, und zur selben Sekunde stand sie als Pferd vor ihm. Er ritt die ganze Nacht mit ihr im Felde umher; als der Morgen dämmerte, eilte er jedoch mit ihr zurück, führte sie zum Pachter und sprach: „Meister, da ist ein Roßhändler im Dorfe, der wollte gern die Mähre quitt sein, er

fordert fünfhundert Franken dafür." — „Sie ist verkauft", sprach der Pachter, „komm in die Stube und ich will dir das Geld geben." — „Ja", bemerkte der Schäfer darauf, „aber ohne den Zaum, den will er wieder haben"; und der Pachter lachte und sprach, wenn das alles wäre, dann bliebe der Kauf Kauf, und er zahlte das Geld aus. Der Schäfer steckte es schnell in die Tasche und nahm der Mähre den Zaum ab — und die Pachterin stand leiblich vor ihnen und fiel ihrem Manne mit bittern Thränen zu Füßen, versprechend, sie wolle es nicht mehr thun. Der Schäfer behielt das Geld, nur mußte er geloben, nichts von der Sache zu sagen; das hat er auch gehalten bis auf sein Todesbette.

390.

Die Katzen von Ravels.

Mündlich von E. C. Stroobant.

Auf einer Weide, die der lange Reifen (den langen reep) heißt und bei Ravels, einem kleinen Dorfe, eine Stunde von Turnhout, liegt, sieht man einen weiten Sumpf. Dort halten die Hexen in Gestalt von Katzen jede Nacht ihre Versammlungen.

Einmal hatte ein Bauer gewettet, er wolle um zwölf Uhr Nachts, wenn alle Hexen am Tanzen wären, nach dem Sumpfe gehen und einen Stock hineinstecken. Das that er auch wirklich; als er aber zurückkam, folgte ihm eine von den Katzen, und verließ ihn auch seit der Zeit nicht mehr, und der gute Mann nahm sich das also zu Herzen, daß er nicht lange nachher den Geist aufgab.

391.

Die Katzen von Stockhem.

Mündlich von M. van der Voort.

Es war einmal ein Mann in Stockhem (welches bei zwanzig Stunden von Antwerpen liegt), und der hatte eine Frau, und die kam ins Kindbett. Und als das Kind glücklich zur Welt gekommen war, da zog er seinen Sonntagstaat an und lief zur Schwiegermutter, um dieser die freudige Nachricht zu bringen. „Hei", sprach die Schwiegermutter, „das weiß ich schon, man hat mir's eben schon gesagt." Darob war der Mann höchlich erstaunt, denn es wußte keine Seele in ganz Stockhem etwas davon, und die Mutter der Frau wohnte noch gar eine gute halbe Stunde vom Dorfe ab.

Als der Mann nun wieder auf dem Rückwege war und so still an dem Bache hinging, der neben der Straße lief, da kam plötzlich eine Katze ihm nachgeschossen und sprang ihm zwischen den Beinen durch. Eine zweite folgte, und eine dritte und vierte bis gewiß zu dreißigen, und die umringten alle den Mann und trieben es so arg, daß er den Stock nahm und mitten in den Haufen hineinschlug. Aber er hatte gut schlagen, der Stock fuhr durch, und die Katzen warfen ihn zum Lohn dafür in den Bach, wo sie ihm noch seine silbernen Hosen- und Schuhschnallen abrissen.

Naß und müde kam der arme Mann zu Haus an; dort ließ er alsbald den Pfarrer rufen und erzählte dem die ganze Geschichte. „Ah", sprach der Pastor, „ich merke schon, was da im Spiele ist. Das Einzige, was ich euch sagen und rathen kann, ist: gebt keinem Menschen etwas, der euch an der Thüre anbettelt, wenn ihr wollt, daß Frau und Kind gesund bleiben sollen." Der Mann versprach solches und hielt es auch getreulich.

Am folgenden Morgen kam ein arm alt Weib an die Thüre und bat um einen Bissen Brot; aber der Mann sprach: „Geht eurer Wege, ich gebe nichts." Nachmittags kamen zwei steinalte Frauen, die einander führten; sie wurden auf dieselbe Weise abgewiesen. Greise, Krüppel, Kinder bettelten; keiner erhielt etwas, und das dauerte also mehr denn drei Wochen.

Die Frau war inzwischen wieder ganz genesen und das Kind wurde von Tag zu Tage stärker und blühender. Eines Mittags saß die Frau mit dem Kinde auf dem Schooße im Hause, als wieder ein altes Weib kam und jämmerlich bettelte und anhielt und flehte, man solle ihr doch ein Stückchen Brot geben; sie habe in zwei Tagen nichts über ihre Lippen gebracht. Der Mann war vernünftig und sprach: „Nein, geht nur, ich gebe euch nichts." Der Frau wurde aber das Herz weich und sie lag dem Manne so lange an, bis er der Alten ein Stück Brot gab.

Kaum war die Frau mit dem Kinde wieder in die Stube getreten, als ihr das Kind von unsichtbarer Hand weggerissen und gegen die Decke geschleudert wurde, worauf es dann zu Boden fiel, daß man hätte meinen sollen, es wäre nicht mit dem Leben davon gekommen. Die Frau bekam zu gleicher Zeit einen Ruck, daß sie in die Ecke stürzte. Alles schrie und heulte. Der Mann lief zum Pfarrer und bat ihn um schnelle Hülfe. Der gute Geistliche kam auch alsbald, aber er gab Frau und Kind sogleich verloren. Und so geschah es auch. Beide starben innerhalb acht Tagen.

392.
Verkrüppeln.

Mündlich von M. van der Voort.

Eine alte Frau erzählte mir oft folgende Geschichte, die ihrer Mutter vorgekommen war. Ein kleines Mädchen wurde von seiner Mutter in den Bäckerladen geschickt, um zwei Brötchen und einen spanischen Kuchen zu kaufen. Kaum war das Ding wieder aus dem Laden und auf die Straße getreten, als mit einem Male mehr denn dreißig Katzen hinter ihr herliefen. Das Mädchen erschrak heftig und rannte aus allen Kräften weiter; aber die Katzen waren nicht minder schnell. Endlich strauchelte das Mädchen und fiel über einen Stein, und die Katzen sprangen alsbald von allen Ecken um sie, wie wenn sie ihr hätten aufhelfen wollen. Es war ein groß Glück, daß sie dieß nicht fertig brachten, denn eine ehrbare Bürgersfrau, die Mutter eben von der Alten, deren wir oben erwähnt, eilte hinzu, verscheuchte die Katzen und richtete das Mädchen auf. Wäre das nicht geschehen, das arme Kind wäre zum Krüppel geworden, wie dieß häufig sich zugetragen hat, wenn ein Kind allein und in Gegenwart der Katzen aufstand.

393.
Hexe verbrannt.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Heinr. Coppens.

Auf der Burg zu Erendegen spukte es ehedem sothanig, daß man keinen der Bauern des Dorfes mit allem Golde der Welt dahin hätte bringen können, auch nur eine Nacht auf dem Schlosse zu schlafen. Endlich kam einmal ein Kerl ins Dorf, der nannte sich der kühne

Jan, und der erbot sich, auf die Burg zu gehen und da zu bleiben, so lang man wollte, nur müsse man ihm alles Nöthige geben, um Kuchen backen zu können. Das wurde ihm zugesagt, und Jan zog am Abende nach der Burg.

In einem der schönsten Zimmer machte er alsbald Feuer und begann lustig zu backen. Als er damit eben im Gange war, ging die Thür auf und eine schwarze Katze kam hinein und setzte sich neben das Feuer, als wenn sie sich hätte wärmen wollen. Dann frug sie den kühnen Jan, was er mache. „Ich backe Kuchen, Freundchen", sprach Jan, und als er kaum das Wort aus dem Munde hatte, kamen noch sieben Katzen auf einmal durch die Thüre; eine von denselben schien die Oberin zu sein. Sie fragten Jan gleichfalls, was er da mache, und Jan antwortete wieder: „Ich backe Kuchen." Da faßten sich die Katzen mit den Pfoten und begannen zu tanzen, immer rund herum. Jan aber füllte die Pfanne mit Butter und ließ die schmelzen und recht heiß werden, und alsdann warf er sie den Katzen aufs Fell, und zur Stunde verschwanden sie allesammt.

Am andern Tage hieß es im Dorfe, des Schuhmachers Frau sei am ganzen Leibe schwarz verbrannt, und der Soldat wußte genug und versicherte die Bauern, daß es fortan auf der Burg nicht mehr spuken werde. Und so war es auch, denn die Katzen wagten nun nicht mehr wiederzukommen.

394.

Die Katzen auf dem Thurme.

J. Bodini de magorum daemonomania l. IV. Basil. 1581. libr. III. Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. II, Stück 17, S. 302.

Zu Amsterdam lebte um 1556 eine arge Hexe, die hieß Bametje. Diese hatte unter andern auch mehre arme Waisenkinder bezaubert. Die pflegten oft als Katzen an dem Thurme der alten Kirche heraufzuklettern, mit den Klauen auf den Glocken zu spielen und dabei mit heller Stimme zu singen:

Wir wollen von hinnen nimmer weggehn,
Bis wir Bametje im Feuer sitzen sehn.

Zuweilen wiesen sie auch mit den Klauen von sich, als wollten sie den Umstehenden, welche jedoch nichts sahen, Bametje zeigen.

395.

Die schlummernde Katze.

Mündlich von Adalse van Swygenhoven.

Zu Etterbrügge saßen die Leute in einem Hause Abends um den Heerd herum und erzählten sich. Da kam plötzlich eine Katze und setzte sich auf einen Stuhl neben das Feuer. Es dauerte nicht lange, da nickte die Katze schläfrig mit dem Kopfe, und nickte so lange, bis sie von dem Stuhle herunter und in die Flamme stürzte, aus der sie jedoch schnell wieder heraussprang und flüchtete; und zu gleicher Zeit hörten die Leute die Worte: „Sapperlot, da hätte ich mich garstig verbrennen können.“

Am andern Tage erfuhr man, daß der Nachbarin Haare wie vom Kopfe abgebrannt waren.

396.

Der verschwundene Schuh.

Mündlich von Adalse van Swygenhoven.

Bei Etterbrügge in einem Pfarrdorfe lag der Pastor noch Abends spät im Fenster und schaute in die stille Nacht hinaus. Da sah er plötzlich eine Menge schwarzer Katzen, die vor seinem Hause tanzten und sprangen und ein freudiges Gemauze anstimmten. Das wunderte den Pfarrer und er nahm einen seiner Schuhe, auf dem noch eine silberne Schnalle war, und warf den mitten in das Katzenvolk hinein. Zur Stunde verschwanden alle; als er aber hinunterkam und die Thüre öffnete, um seinen Schuh wiederzuholen, da war der auch verschwunden.

397.

Gespenster zu Amsterdam.

Philipp von Zesen, Beschreibung der Stadt Amsterdam. Amsterdam 1664. S. 173—179.
E. D. Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. Gründliche Nachrichten und Urtheile von solchen Büchern und Handlungen, welche die Macht des Teufels in leiblichen Dingen betreffen. Lemgo 1738—1740. II, Stück 17, S. 293.

In dem Jahre 1555, demselben, wo König Philipp von seinem Vater die Herrschaft über die Niederlande empfangen, ward ein Frauenmensch, Namens Meins Kornelis von Purmerend nach dem zwanzigsten Tage ihrer Gefängniß als eine Zauberin und Hexe auf den sieben und zwanzigsten Hornung in Amsterdam zum Feuer verurtheilt und vom Scharfrichter öffentlich verbrannt.

Im Jahre 1535 hatte diese einmal bei Abwesenheit ihrer Herrschaft Morgens am Feuer gesessen, als sie auf einmal zehn bis zwölf Katzen zu sich kommen sah, welche wohl eine halbe Stunde Pfote an Pfote um sie herum

getanzet und darnach wieder davon gelaufen waren. Des Abends darnach, als sie schlafen gehen wollte, fand sie eine von den Katzen in ihrem Bette, nahm sie bei dem Halse und warf sie durch die Oberthür ins Wasser. Aber stracks darnach lag dieselbige Katze ganz naß wieder in ihrem Bette, worob sie so erschrak, daß sie ihren Herrn und ihre Frau zu Hülfe rief, welche ihr auch zugelassen, an einem andern Orte zu schlafen. Weil ihr nun in fünf oder sechs Tagen nichts weiter begegnete, legte sie sich wieder in die frühere Kammer und vernahm auch in zehn oder elf Wochen nichts weiter. Aber ungefähr fünf Jahre hernach vermiethete sie sich bei einem Bürger, Namens Jacob Ruhl, dessen Frau sehr viel auf sie hielt, weil sie ihr von Verkaufen der Waaren und Empfangen der Gelder allezeit gute Rechnung ablegte. Allda hörte sie einstmals eine Frauenstimme, welche zu ihr sprach: „Spiele und gieb ihr was: du möchtest heute oder morgen dich verheirathen, alsdann kannst du etwas haben, wovon zu leben.“ Weil aber ihr Herr, dem sie solches erzählet, ihrem vielen Wachen die Schuld davon gab, schlug sie solches in den Wind.

Eine Zeit darnach ist sie wiederum, als sie des Abends vor dem Bette auf ihren Knieen gelegen und gebetet, einer Frauen Stimme gewahr worden, welche zu ihr gesagt: „Noch willst du nicht zulassen, deinem Herrn und deiner Frau etwas zu geben; darum auch dein Maul Fliegen soll fangen.“ Als sie sich auf dieses Gelaute umgewendet, wurde sie hinter sich vier Frauen in besonderer Tracht ansichtig, davon hatte die eine ein Schurztuch voll Steine, und jede warf ihr zwei oder drei derselben auf den Leib mit den Worten: „Deine Gosche soll Fliegen fangen.“ Darauf schmissen sie das Licht aus, ließen die Steine liegen und verschwanden. Des andern Tages war ihr ganzer Leib nicht anders,

als eine einzige Beule und so blau, wie eine Lunge. Die Nachbarn, welche davon hörten, setzten sie in einen Stuhl bei dem Heerd und kochten ihren Harn mit neuen Nadeln in einem neuen Topfe, damit diejenigen, welche ihr solches angethan, gezwungen würden, vor den Tag zu kommen. Darauf erschienen acht Frauen, auf unterschiedliche Weise gekleidet; die nahmen sie aus dem Stuhle heraus und warfen sie auf den Boden.

Später kam sie bei einem sichern Adrian Klasen zu wohnen und verlor daselbst fünfzehn oder sechzehn Kronen aus ihrem Kistlein. Sie sprach die Frau darüber an, die wußte aber nichts davon. Des Abends wollte sie zu ihrer Kammer gehen, wurde aber die Treppe hinabgeworfen, jedoch ohne einige Verletzung. Am andern Tage, als sie die Fässer scheuerte, trat ein junger Geselle, mit einer spanischen Kappe mit Sammt gefüttert auf dem Haupte und einem Degen mit silbernem Gefäß an der Seite, bei hellem Mittage zu ihr und fragte: „Wollt ihr keinen Freier haben? Hier steh' ich als ein junger Kerl." Zeigte ihr auch stracks das Säcklein mit den Kronen und sprach: „Da ist euer Geld in dem Säcklein; es ist vermehret und nicht vermindert." Sie sprach, sie wolle das vermehrte Geld nicht, sondern nur ihr eigenes; auch keinen Freier; worauf er mit dem Säcklein weggegangen und gesagt: „Ich will wiederkommen und anhalten: ihr müßt einen reichen Freier haben." Ist auch nach acht Tagen wiedergekommen, als sie des Morgens früh vor der Thüre gestanden, und hat sie also angeredet: „Neulich habt ihr euch geweigert, das Geld anzunehmen, darum will ich euch itzund was abschmieren." Hierauf hat er ihr Tuch vom Halse, den Rock in Stücke und einige Kräuter, welche ein Wundermeister ihr hineingenähet, herausgerissen, auch noch beigefüget: „Nehmt noch das Geld." Als sie aber um Hülfe gerufen und

ihr Herr hinzugekommen, ist er von Stund an weggelaufen.

Nach der Zeit hat sie sich verehlicht, auch keine Anfälle mehr von dem Gesellen gehabt, wohl aber von den Weibern, die sie immerdar knippen. Einstmals ist ihr Mann trunken nach Haus kommen und hat auf sie geflucht und gesagt: „Das Wild muß dir noch abgejagt werden." Damit risse er auch einen Degen von der Wand, mit dem er ihr den Kopf zu spalten vermeinet. Stracks hierauf kamen zehn oder zwölf Frauen, die zu ihr sagten: „Brecht das Messer, so kann es euch keinen Schaden thun", welches sie auch mit ihrer Hülfe verrichtet. Die Weiber warfen sie aber alsdann über die Thür auf die Gasse, richteten sie auch später noch zu verschiedenen Malen mit Schlägen und Stößen übel zu; vier Wochen darnach lief ihr Mann in den Krieg. Als der sie nun verlassen, sind gemeldete Weiber in einer Nacht gekommen und haben sie, da sie noch schwanger gewesen, oben auf das Haus gebracht und mit den Händen an das Dachfenster festgebunden, also daß sie mit der einen Hälfte des Leibes aus dem Fenster, mit der anderen Hälfte aber innerhalb gehangen.

Später hat sie noch viele Remedia gebraucht, hat aber alles nichts helfen wollen und sie nur ganz matt gemacht. Da ist auf einen Mittag eine ältliche Frau mit einem Oberysselschen Mantel an ihr Bette gekommen, hat sie gegrüßet und gesagt: „Meins, ich bitte euch um Gotteswillen, daß ihr mir das, was ich euch zu Leide gethan, vergeben wollet." Und als sie geantwortet, daß sie es ihr gerne vergeben wollte, ist die Frau weggegangen mit Vorgeben, daß sie über anderthalb Stunden wiederkehren werde. Eben um diese Zeit aber ist ihrer Hausfrauen Tochter zu ihrer Mutter gelaufen kommen mit Bericht, daß sie nach Meinsen Kammer eine große

rothe Katze hätte laufen sehen, wovon Meins aber nichts gewußt. Als die Frau wiedergekommen, ist Meins mit ihr zuerst in die neue Kirche gegangen, da sie beide auf den Knieen gebetet, und alsdann auf den Damm. Daselbst hat sich die Frau auf der Treppe vor dem Rathhaus niedergesetzet und gesagt: „Wenn allhier ein Pfahl stünde, daran ich mit eisernen Ketten festgeschlossen wäre, und ein grimmiges Thier risse mir das Fleisch stückweise aus dem Leibe, so litte ich nicht nach meinem Verdienste." Von hier haben sie sich ferner nach dem Heiligthum zu begeben, und nachdem sie dreimal darum gekrochen, sind sie auf die Lambertsbrücke gegangen, wo die Frau etwas aus dem Aufschürzel gezogen, und, indem sie solches ins Wasser geschmissen, gesagt: „Da liegt all meine Bosheit und Schelmerei. Herr, ist es dein Wille und dieser Meins selig, so gieb ihr wieder, was ich ihr genommen." Hierauf ist die Frau von ihr geschieden und Meins nach Hause gegangen.

398.

Spinnräder tanzen.

Mündlich.

Eines Winterabendes saßen in Elsen drei Mägde an ihren Spinnrädern und spannen, und ein alter frommer Mann saß bei ihnen und erzählte Geschichten aus alter Zeit. Wie sie nun so still zusammen waren, da begannen plötzlich die drei Spinnräder zu tanzen und zu springen, so daß die Mägde nicht mehr spinnen konnten und der alte Mann nicht mehr erzählen mochte. Der Letzte sprach alsobald: „Seid getrost, Kinder, da ist Zauberwerk im Spiele"; und er legte seine Hand auf die Spinnräder und sprach: „In Gottes Namen

lege ich meine Hand auf euch, daß ihr nicht mehr tanzet." Die Räder aber tanzten ungestört weiter. Da legte der alte Mann seine beiden Hände darauf und sprach abermals: „In Gottes Namen lege ich meine zwei Hände auf euch, daß ihr nicht tanzet." Die Räder aber tanzten nichts desto weniger und der Mann sagte: „In Gottes Namen kann ich nichts mehr thun, und darum lasse ich davon ab."

Am andern Abende kamen die Mägde mit dem alten Manne wieder zusammen, und sie saßen kaum da, als die Spinnräder aufs neue anfingen zu tanzen. Da stand der Mann von seinem Stuhle auf, zündete einen Span am Heerde an und leuchtete damit herum auf der Erde. Und als er auch an die Spinnräder kam, da siehe, lagen darunter drei große Kröten, die nun schnell fortspringen wollten. Zwei entkamen auch, die dritte fing der Mann aber und warf sie ins Feuer, und alsbald standen die Spinnräder still.

399.

Zauberin steckt Sankt Jans Thurm in Brand.

Msc. von d'Obercourt: Oorsprong van Nederlandt. S. 227.

Montag den zweiten September des Jahres 1595 war ein groß Unwetter, und es begann zu blitzen und zu donnern, und man sah rund um Sankt Jans Thurm in Gent ein Licht gehen, einer Fackel gleich, und alsdann geschah ein großer Schlag und der Thurm brannte, wie lichtes Stroh, so daß man an kein Löschen denken konnte. Die Leute erklärten nach der Hand, der Teufel habe ihnen das Stroh aus den Scheunen geholt und damit den Thurm angezündet. Auch gestand eines Wagenmachers Weib, welche im folgenden Jahre zu Haerlebeke

als Hexe gegriffen wurde, daß sie rund um den Thurm getragen worden sei, nachdem sie Feuer hineingelegt habe, und sie sei von der Hitze halb verbrannt gewesen.

400.

Kinder bezaubert.

Mündlich von Frau Courtmans.

Zu Beveren in Hennegau geschah es häufig, daß die Kinder, während sie gewickelt wurden, immer nießten, als wenn es kein Ende hätte nehmen wollen. Man konnte darauf rechnen, daß alsdann eine Hexe vor der Thüre stand und aufpaßte. Wenn die Mutter dem Kinde kein „Gott segne dich" zurief, dann war es bezaubert.

401.

Mäuse machen.

Mündlich von M. van der Voort.

Ein ehrbarer Bauer aus Stockhem ging eines Sonntages mit seinem Töchterchen spazieren. Es war gerade im August und das Korn stand sehr schön auf dem Felde. Als sie nun an einen großen Acker kamen, nahm das Töchterchen ein Kügelchen Erde und warf das hin und ein anderes nach, und alsbald sah der Vater, wie das ganze Feld von Mäusen wimmelte. „Sieh mal, Vater, was ich kann!" rief da das Kind erfreut, aber der Mann rang die Hände über dem Kopfe und sprach: „Um Gotteswillen, liebes Kind, wer hat dich das gelernt?" — „Ei, die Lehrerin", lachte das Töchterchen, „die sagt uns viel von solchen Stückchen."

Der Mann bekreuzte sich und ging mit dem Kinde in das Dorf zurück, wo er alles dem Bürgermeister anzeigte. Da wurde die Lehrerin gepackt und aufgehängt.

402.

Mädchen macht Thiere.

Mündlich von Frau Courtmans.

Zu Lede wohnte ein Mädchen, das war wunderbar, um zu sehen, was die nicht alles verstand. Da gab es keine Sprache in der Welt, oder sie wußte sie; sie tanzte wie die beste Tänzerin, sang wie ein Engel, und, was das meiste war, sie konnte Thiere aller Art machen, und zwar lebendige. Die Leute kamen oft zu ihrer Mutter und sprachen: „Frau, euer Mädchen ist eine Hexe", aber die Mutter lachte und sprach, das könne nicht sein.

Als es einmal Kirmeß war, da legte sie sich Mittags schlafen, während die andern zum Tanze gingen. Das wunderte die übrigen Mädchen, aber sie kamen davon zurück, als sie die Schläferin in der Herberge in vollem Springen fanden. Und sie tanzte nicht nur in Einer Schenke, sondern in allen zugleich, wo nur Musik war.

Die Sache kam endlich dem Pfarrer zu Ohren, und er ließ das Mädchen rufen und sprach: „Ich habe gehört, Kind, du könntest Mäuse machen; ist das wahr?" — „Ja gewiß", antwortete sie, „gebt mir nur ein paar Blätter." Man brachte einen Korb voll Blätter herein und sie drehte eins nach dem andern zusammen und legte sie auf die Erde, und husch liefen sie als Mäuse von dannen, und das dauerte so lange, bis der Pfarrer rief: „Ums Himmelswillen, Kind, hör' auf, du machst mir das ganze Haus voll. Ich sehe aber, daß du mit dem argen Satan zu thun hast, darum mußt du beschworen

werden." Und damit entließ er sie und befahl ihr, am künftigen Sonntage Nachmittags mit ihrer Mutter in die Kirche zu kommen, was sie auch that.

Da legte man sie platt auf die Erde auf den Chor hin, und es waren viele Geistliche und viel Volk zugegen, und der Pfarrer begann seine Beschwörung, und als diese geendet war, frug er: „Warum hast du denn am Aepfelkirmeßsonntag geschlafen?" Das Mädchen antwortete: „Ich habe nicht geschlafen, ich saß mit meinem Gesellen in dem Fenster des Mäusethurms (eine Herberge), und er hetzte die Bursche an einander, bis sie sich schlugen und ein paar davon todt blieben." Da fragte der Pfarrer weiter: „Kannst du mir nicht sagen, welche die hoffärtigste in der Gemeinde ist?" — „Warum nicht?" entgegnete sie, „die sitzt rechter Hand in der sechsten Bank, die dritte von der Mauer an gezählt, und hat ein blaues Kleid an mit einem weißen Streifchen und rothen Blümchen darin."

Nun erkannte der Pfarrer, daß sie wahr spreche, denn die Bezeichnete war das hoffärtigste Mädchen im Dorfe. Er setzte darum die Beschwörung fort und zwang den Teufel, daß er aus dem Mädchen ausfahren mußte. Ehe der arge Satan das aber that, warf er sie zu vielen Malen auf bis ans Gewölbe und wieder nieder auf den Boden, aber das that ihr keinen Schaden und sie wurde von ihm befreit.

Die Frau, welche mir das erzählte, versicherte mir, daß ihres Mannes Großtante in der Kirche der Beschwörung beigewohnt habe.

403.

Das rothe Tuch.

Mündlich.

Vor alten Zeiten sah man oft Bäuerinnen zu Turnhout auf den Markt kommen, die Butter in solcher Menge hatten, daß es jedermann wunderte, wiewohl sie keine oder höchstens nur Eine Kuh besaßen. Die gemeine Sage ging, daß sie diese Butter von den Kaboutermannekens bekämen, und zwar mit Hülfe eines rothen Tuches.

Eine dieser Bäuerinnen, die auch im Rufe stand, ein rothes Tuch zu haben, brachte öfters Butter in ein gewisses Haus, und die Butter war immer so süß, wie eine Nuß, und so gelb, wie Gold. Gewöhnlich gab man der Bäuerin eine Tasse Kaffee, wenn sie kam, und unterweilen auch ein Butterbrot dazu, denn es war eine gar muntere und zutrauliche Frau. Dem Manne aus dem Hause gefiel das Ding inzwischen nicht ganz, und er ging zu einem Geistlichen und sprach dem von der Sache, und der Geistliche gab ihm ein kleines Döschen und befahl ihm, das unter den Stuhl zu hängen, auf den sich die Bäuerin setzen würde.

Am folgenden Markttage brachte die Frau, wie gewohnt, ihre Butter, und als sie das Geld empfangen, nöthigte man sie, eine Tasse Kaffee zu nehmen. Als sie nun da saß, kam der Mann und hing still das Döschen an den Stuhl und setzte sich alsdann ihr gegenüber, um zu sehen, was sie machen würde. Sie verhielt sich ganz still, blieb aber ungewöhnlich lange sitzen und plauderte fort und fort, bis es Mittag schlug. Da sprach der Mann: „Frau, wir wollen jetzt essen, das wollet ihr auch wahrscheinlich jetzt thun, und darum wird es Zeit sein, daß ihr nach Hause geht.“ Die Bäuerin sprach: „Ja, ihr habt Recht“, und wollte aufstehen, aber sie

konnte nicht, denn der Stuhl blieb an ihr hängen. Als der Mann das sah, schrie er wüthend: „Steht auf und packt euch aus meinem Hause!" Die Frau erschrak und sagte zitternd: „Ach, ich wollte das ja gerne thun, aber ihr müsset das Ding wegnehmen, was ihr mir unter den Stuhl gethan habt, denn er klebt an mir fest." Da nahm der Mann das Döschen weg und schlug die Frau und warf sie zur Thüre hinaus. Sie ist auch nicht mehr in das Haus gekommen.

404.

Die gepeinigte Hexe.

Phil. von Zesen, Beschreibung der Stadt Amsterdam. Amsterdam 1664. S. 182.

Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. II, Stück 17, S. 304.

Die Kinder zweier frommen Eheleute in der Sinter-Klas-Gasse zu Amsterdam waren bezaubert worden. Ein Nachbar gab den Eltern den Rath, sie sollten Eichenspäne mit Wasser, welches von einer Kreuzbrücke herab geschöpfet worden, sieden, dann würde die Teufelskünstlerin sich schon offenbaren und die Kinder gesund machen. Die Eltern glaubten anfangs nicht daran, thaten es jedoch später aus Mitleid gegen ihre Kinder, und zwar bei verschlossenen Thüren und ohne jemandes Wissen. Bei dem ersten Aufsieden des Wassers kam eine von ihren Nachbarinnen auf den Hinterplatz gelaufen und begann zu schreien: „Ihr Teufelsbanner! Ihr Teufelsbanner!" trieb auch dieses Geschrei mit Hin- und Widerlaufen im Hause so lange fort, als der Topf über dem Feuer stand, woraus klärlich hervorging, wem die armen Würmlein ihr Uebel zu danken hatten.

405.

Herumirren.

Mündlich von M. van der Voort.

In der Nähe von Antwerpen saßen zwei Soldaten in der Schenke und neckten das Wirthsmädchen, welches recht hübsch war. Die wurde deß aber endlich müde und böse darüber, und als die Soldaten beim Herausgehen ihr ungeziemende Anträge machten, da stieß sie dieselben von sich weg, schloß ihnen die Thüre vor der Nase zu und rief ihnen nach: „Das sollt ihr nicht umsonst gethan haben." Die Soldaten gingen weiter und lachten darüber; aber sie waren schon drei Stunden weit gegangen und konnten doch nicht nach Antwerpen kommen, wiewohl sie die Marienkirche immer dicht vor sich sahen. Da sprach der Eine: „Nun laß uns einmal ganz gerad aus gehen", und also thaten sie und gingen gerad aus bis zum Morgen, immer auf den Thurm zu, aber sie kamen nicht an die Stadt. Da kam ein Bauer vorbei, und den fragten sie um den Weg nach der Stadt. „Ihr seid ja keine hundert Schritte davon entfernt", lachte der Mann, „da liegt sie ja vor euch, geht nur hier dem Wege nach." Die Soldaten dankten dem Manne und gingen dem Wege nach, und sie kamen glücklich ans Thor. Haben aber seitdem kein Mädchen mehr geneckt, denn sie gedachten immer an die Nacht und das Herumlaufen; das hatte das Wirthsmädchen ihnen angethan.

406.

Maibutter erzaubert.

Jac. Sprengeri mallens maleficarum. ed. Francofurt. 1600. pars II, quaest. I, cap. XIV, p. 355.

Es waren einmal an einem schönen Maitag mehre Leute zusammen und ergingen sich auf dem Felde, und

hatten große Lust, einmal frische Maibutter zu prüfen. Als sie nun zufällig an einen Fluß kamen, da sprach einer von ihnen: „Wartet ein wenig, und ich will euch frische Maibutter besorgen.“ Und zur Stunde zog er seine Kleider aus und ging ins Wasser und setzte sich daselbst nieder, den Rücken gegen den Strom gewendet. Die Uebrigen schauten erstaunt zu; er aber sprach einige Worte, rührte mit den Händen im Wasser hinter seinem Rücken, und es dauerte nicht lange, da brachte er einen Klumpen Butter in der Form, wie sie die Bauern im Mai zu machen pflegen, zum Vorschein, und nach weniger Zeit noch andere, und als seine Gesellen die prüften, da fanden sie, daß dieselbe ganz kostbar war.

407.

Das erloschene Feuer zu Audenaerde.

Mündlich.
J. Ketel im Feuilleton der Gazette von Audenaerde.

An dem Giebel des prächtigen Hauses, in welchem die edeln Geschlechter Latour und Tassis, Vandenbroucke und Vandermeere ehedem blüheten, stand noch vor wenigen Jahren eine alte Zaubersage in Stein gehauen; nun hat man die Geschichte heruntergerissen, aber im Munde alter Leute lebt sie noch. Wann sie sich zugetragen hat, darüber kann keiner etwas sicheres melden; man sagt nur: zur Zeit, als noch die Zauberer und Zauberweiber die Macht besaßen, gute Christen zu quälen.

In der Zeit nämlich lebte in Audenaerde ein braver Jüngling, und der liebte schon seit lange ein Mädchen aus seiner Nachbarschaft, und zwar so sehr, daß er Tag und Nacht um sie seufzte und ihr auf jedem Schritte folgte. Trotz all dem konnte er keine Gegenliebe erlangen,

und je mehr er darum bat, desto weniger wurde sie ihm und desto mehr lachte das Mädchen seiner. Endlich schien sie doch erweicht und sprach zu ihm, sie wolle ihn in der folgenden Nacht in ihr Haus lassen; aber das ginge nicht anders, als mit Hülfe eines Korbes, in welchem sie ihn heraufziehen wolle an ihr Fenster; er müsse also sorgen, daß er um Mitternacht mit dem Korbe vor ihrer Thüre stehe. Der gute Jüngling eilte seelenvergnügt nach Hause und fand sich punkt zwölf Uhr Nachts mit seinem Korbe ein; ein dickes Tau sank nieder, er schlang es schnell um den Korb, setzte sich hinein und wurde hinaufgezogen. Kaum zur Hälfte des Giebels gekommen, hielt der Korb still und drehte sich rund und wieder rund und abermals rund, so daß dem Armen, der drinnen saß, ganz schwindlich wurde. Er rief leise den Namen der Geliebten, hustete und gab Zeichen aller Art, aber alle Fenster blieben geschlossen und er in der schwindelnden Höhe.

So hing er noch da, als Morgens die Arbeiter zu ihren Werkstätten gingen. Bald war er bemerkt, eine unzählige Menge Volkes sammelte sich vor dem Hause und lachte ihn aus, bis der Korb sich spät am Tage erst senkte und der unglücklich Liebende verhöhnt und verspottet von dannen laufen konnte. Glühender Haß hatte die vorhin so glühende Liebe zu dem Mädchen in seinem Herzen ersetzt; in der Stadt meinte er's nicht mehr aushalten zu können, und so entfloh er ihr und rannte wie von Peitschenhieben getrieben nach dem Edelaerwalde hin. Dort angelangt, sah er plötzlich einen alten greisen Herrn vor sich, der ihn fragte, warum er also eile und was ihm fehle. Der Jüngling erzählte ihm alles, und der Alte schien tief gerührt und sprach: „Tröste dich darob, wir wollen sehen, dich zu rächen ob solchen Schimpfes; zehn Generationen und mehr noch sollen daran gedenken.“

Der Greis war aber einer der mächtigsten Zauberer, welche es in und um Audenaerde gab, und er hatte viele tausend Teufel in seinen Diensten. Mit dieser Hülfe löschte er alsbald alles Feuer in der Stadt aus; kein Heerd, kein Lämpchen brannte mehr und allgemeiner Schrecken verbreitete sich. Als die Noth auf das Höchste gestiegen war, versammelten sich die Ersten der Stadt auf dem Markte, um dort zu berathen, was zu machen sei; aber keiner kannte ein Mittel, um dem Uebel abzuhelfen.

Da trat mit einem Male der Greis in Gestalt eines ehrbaren Bürgers in die Mitte der Versammelten und sprach: „Mir ist eben ein Mittel kund geworden, um wieder Feuer zu bekommen, aber das Mittel ist in etwa beschwerlich und die Herren des Rathes werden all ihre Macht aufbieten müssen, um es ausführbar zu machen." Als die Bürger das hörten, riefen sie alle erfreut, er solle nur das Mittel nennen, sie würden schon dazu zu kommen wissen. Da fuhr der Greis fort: „Dann müsset ihr das Mädchen herbringen, welches den Jüngling in dem Korbe verspottet hat, denn sie ist die Ursache des ganzen Mißgeschickes und sie allein kann demselben abhelfen." Zur Stunde sandte der Rath zu dem Hause der Jungfrau, und sie mußte trotz allem Gegenstreben auf dem Markte erscheinen. Nun gebot der Greis, einen Tisch zu bringen und eine solche Anzahl Kerzen, daß jeder Bürger eine bekomme. Als auch das geschehen war, hieß er das Mädchen sich ausziehen, und kaum hatte sie das, wiewohl ungern, gethan, als ihrem Rücken eine Flamme entschoß, an der die Bürger einer nach dem andern ihre Kerzen anzündeten. Es dauerte viele Stunden lang, ehe die Einwohner alle Feuer hatten, aber das ging nicht anders, denn eine Kerze zündete nicht an der andern, sondern alle nur an dem Rücken des Mädchens, welches nicht ohne großes Gelächter zuging.

Diese letzte Scene war auf dem letzten Basrelief, welches sich auf der Seite nach der Katzenstraße hin befand, abgebildet.

408.

Zippenessestraetje zu Audegem.

Mündlich von J. van de Velde.

Das Zippenessestraetje zu Audegem bei Dendermonde trägt seinen Namen von den Zippenessen oder Zigeunern, welche ehedem in demselben wohnten. Früher lief dieß Sträßchen über mehre Hügel hin, und diese waren alle durchgraben und gehöhlt, und in den Höhlen hauste das wilde Volk Jahr aus Jahr ein.

Das wunderlichste, was sich noch die alten Leute von den Zippenessen erzählen, ist, daß sie ihre Feuer zum Kochen immer an Scheunen oder großen Kornhaufen machten, ohne daß je doch ein Brand daraus entstanden wäre. Auf diesen Feuern brieten sie die Katzen, welche sie aus der ganzen Gegend sich zusammenstahlen.

409.

Die verlorene Kette.

Mündlich von M. van der Voort.

Ein Bürgermädchen in Antwerpen hatte von seiner Mutter eine goldene Kette geschenkt bekommen. Es war just Sonntag, als sie dieselbe erhielt, und sie trug den neuen Schmuck den ganzen Tag und Abends legte sie ihn sorglich in Baumwolle gewickelt in ihre Kommode. Am andern Morgen hätte sie gerne noch ein bischen ihre Augen daran geweidet; als sie jedoch die Kommode

Digitized by Google

öffnete, war die Kette verschwunden. Da ging das Mädchen zu der Wahrsagerin, um zu erfahren, wer die Kette habe, und die Wahrsagerin sprach: „Die Kette ist schon in der dritten Hand, aber ihr bekommt sie wieder, wenn ihr euch klug anlegt." Und mit den Worten holte sie ein Kreuz und eine Kerze und einen Leuchter und ein Briefchen Nadeln. Das Kreuz stellte sie vor sich, aber so, daß der Heiland ihr den Rücken kehrte; die Kerze setzte sie auf den Leuchter, und diesen vor den Rücken des Kreuzes, und dann steckte sie alle Nadeln in die Kerze. „Es ist ein gräulich Stück, das hier", sprach sie dann zu dem Mädchen, „denn jede dieser Nadeln verwundet den Dieb." — „Das thut nichts", sprach das Mädchen, „wenn ich nur meine Kette wieder habe." — „Die bekommt ihr", versicherte die Wahrsagerin, „geht nur ruhig nach Hause."

Am Abende des Tages saß das Mädchen mit seiner Mutter am Heerde und sie sprachen eben über die Kette, als der älteste Sohn des Hauses plötzlich athemlos und bleich in die Stube stürzte. Auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete er nur: „Der Hund, der Hund mit den glühenden Augen, er ist oben, o der Hund!" — „Was soll denn das sein", sprach die Frau und öffnete die Thüre, und im selben Augenblicke schoß ein gewaltiger Hund die Treppe hinunter, an ihr vorbei und zur Thüre hinaus. „Gott behüt' uns, der Teufel!" schrie die Frau; aber das Mädchen jauchzte: „Hei, er hat mir die Kette wiedergebracht! Kommt und laßt uns schnell suchen!" Alle bekreuzten sich und gingen hinauf und suchten, und sie fanden nichts; alle Koffer, alle Schränke, die Betten selbst wurden durchgewühlt, die Kette war und blieb weg. „Halt", sprach endlich die Mutter, „auf dem Boden stehen die Aepfelsäcke, die wir gestern aus dem Garten heraufgetragen haben. Da

könnte sie drin sein." — „Ihr seid sicher närrisch" lachte das Mädchen, aber die Mutter antwortete: „Man kann nicht wissen. Durch das Suchen ist nichts verloren." Und die Frau hatte Recht, am Boden eines der Aepfelsäcke lag die Kette in einem Papierchen zusammengedreht.

410.

Herz-As durchstochen.

Mündlich von M. van der Voort.

Ein Offizier in Antwerpen hatte ein ehrbares Bürgermädchen betrogen und sie war von ihm schwanger; und als er das merkte, da kam er nicht mehr und ließ sie sitzen. Das Mädchen erzürnte darob und ging zu einer Kartenschlägerin, und die gab ihr ein Herz-As mit folgender Weisung. In der folgenden Nacht solle sie ein Glas mit weißem Weine gefüllt nehmen, und wenn die Glocke zwölf schlüge, die Karte darauf legen und das Herz just in der Mitte mit einer Nadel durchstechen; dann würde sie gerächt sein. Das Mädchen that also; als sie aber die Karte durchstach, da fielen drei Tropfen Blutes in den Wein, worob sie also erschrak, daß sie alles stehen ließ und davon lief.

Am selben Abende saß der Offizier mit seinen Kameraden in der Schenke. Um zwölf Uhr, gerade als die Glocke schlug, wollte er eben ein Glas aufheben und den andern zubringen, aber in demselben Augenblicke erbleichte er und sank todt hin. Die andern wußten nicht, was das zu bedeuten hatte; sie zogen ihn darum aus, um ihn zu Bette zu tragen, und da fanden sie, daß er eine tiefe Wunde gerade im Herzen hatte.

411.

Korn im Butterbrot.

Mündlich von L. Bleeschouwer.

Findet eine Magd ein ganzes Korn im Butterbrote, dann kann sie ihren Zukünftigen schauen. Sie muß dieses Korn nämlich in eine Ritze der Thüre stecken und dann gut zusehen. Die dritte Person, welche vorbeikommt, ist ihr Zukünftiger.

Andere wollen behaupten, daß der Zukünftige dasselbe Gewerbe treiben soll, welches die dritte Person treibt, die am Hause vorbeikommt.

412.

Den Geliebten schauen.

Mündlich von L. Bleeschouwer.

Will eine Magd sicher sein, daß ihr Freier sie noch liebt, dann muß sie ihr Strumpfband in drei Falten legen, über jede gewisse Worte sprechen, es alsdann unter ihr Kissen stecken und, ohne sich eine Sylbe verlauten zu lassen, zu Bette gehen. Sieht sie um Mitternacht den Geliebten gesunden und frischen Leibes, dann stehet es wohl mit ihr und sie heirathet bald. Erscheint statt seiner aber eine Leiche, dann mag sie nur alle Hoffnung aufgeben, denn es ist mit ihrer Liebe am Ende und sie wird ihren Freier nie bekommen. In jedem Falle hat der Freier in der Nacht viel zu leiden.

Schon manche Magd hat dieß probirt und ist vor Schrecken gestorben.

413.

Von der Frau, die nichts vom heiligen Andreas wissen wollte.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. VIII, cpp. 56 u. 61.

Es ist ein sehr verbreiteter Gebrauch (besonders unter den Frauen in Belgien [wenn auch jetzt nicht mehr]), daß sie sich auf folgende Weise einen Apostel wählen. Auf zwölf Kerzen schreiben sie die Namen der zwölf Apostel; dann werden die Kerzen geweiht und zugleich auf den Altar gestellt. Die Frauen treten hinzu und wählen blindlings eine Kerze, und der Apostel, dessen Name daran hängt, wird von ihnen besonders verehrt.

Es geschah aber einmal, daß eine Frau sich also den heiligen Andreas herauszog. Dieser gefiel ihr nicht, sie setzte die Kerze wieder hin und zog noch einmal, und sie bekam wieder den heiligen Andreas. Als sie das noch einige Male wiederholte, kam sie endlich dennoch dazu, einen andern Apostel zu bekommen, und diesen verehrte sie auch ihr ganzes Leben lang.

Als sie aber auf dem Todesbette lag, da siehe, stand mit einem Male der heilige Andreas vor ihr und sprach: „Siehe, ich bin der heilige Andreas, von dem du nichts wissen wolltest, den du so sehr verachtet hast."

Man kann daraus abnehmen, daß es den Heiligen zuweilen gefällt, gerade von diesem oder jenem verehrt zu werden.

Eine andere Frau hatte auf gleiche Weise den heiligen Judas gezogen und die Kerze wieder hingesetzt, weil sie einen von den berühmten Aposteln haben wollte, wie Sankt Johannes den Evangelisten oder Sankt Jacobus. Da erschien ihr aber Judas im Traume und

strafte sie darüber mit harten Worten, und die Frau wurde gichtisch und blieb es ein ganzes Jahr lang.

414.

Die entzweigeschlagene Kuh.

Mündlich.

Es geschah einmal, daß ein Hirte Abends seine Kühe nach Hause trieb. Als die Thiere ganz ruhig auf dem Wege fortgingen, kam ihnen plötzlich eine weiße Kuh entgegengerannt; wovon die andern Kühe so sehr erschraken, daß sie auseinanderstoben und hin und wieder liefen. Der Hirte sprang aber von der Seite auf die weiße Kuh zu und meinte sie mit seinem Stocke quer auf den Rücken zu schlagen; aber der Stock fuhr durch den Rücken und den Bauch, und der Vordertheil der Kuh lief gerade aus fort, während der Hintertheil von hintenweg rannte. Als der Mann aber mit den Kühen nach Hause kam, da waren sie alle in Schweiß gebadet, und das hatte die weiße Kuh ihnen angethan.

415.

Das weiße Kanin.

Mündlich.

Vor langer Zeit sah man auf der Ossemerstraße jenseits Meulenbeek, an der Stelle, wo die zwei Häuser gegen einander über liegen, jegliche Nacht ein weißes Kanin die Straße quer laufen, von einem Hause zum andern, und das geschah jede Nacht punkt zwölf Uhr, und um ein Uhr kam es wieder. Das haben viele hundert Leute tausendmal gesehen.

416.

Der Hase zu Etterbrügge.

Mündlich von Adalse van Swygenhoven.

Auf der großen Brücke zu Etterbrügge steht ein großes Kreuz. Jeden Abend, wenn das Angelus Dei geläutet hat, kommt ein Hase auf die Brücke und der läuft bis einige Schritte vor dem Kreuze; da springt er ins Wasser, schwimmt an dem Kreuze vorbei und springt jenseits desselben wieder auf die Brücke, an deren Ende er verschwindet.

417.

Amme entführt.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

Eine alte Frau aus dem Kempnerlande erzählte Folgendes von ihrer Mutter.

In ihrer Jugend ernährte diese sich mit Spinnen und verkaufte ihre fertige Arbeit in der Stadt, wo sie viele Kunden hatte. Eines Wintermorgens ging sie vor Tagesanbruch von Hause weg; halbwegs ungefähr, an der Eierecke, traf sie einen Reiter, der dieselbe Straße ritt. Es lag hoher Schnee und sie fror sehr und ihr Garnbündel däuchte ihr immer schwerer. Der Reiter bemerkte das und bot ihr seine Branntweinflasche zum Trinken an und lud sie endlich gar ein, hinter ihm aufzusitzen; sie war deß zufrieden, und beide ritten ruhig weiter. Nach einigen Minuten hörte sie ein durchdringendes Pfeifen und fragte erschrocken den Reiter, was das sei; er antwortete aber kurz, das thue der Wind und es sei nichts; sie ritten nur ein bischen schnell, und

da sei das leicht zu erklären. Das Letzte war in der That wahr, denn das schwarze Pferd schien ihr zu fliegen. An einem Kreuzwege angekommen, drang ihr ein so fürchterlicher Schrei in die Ohren, daß sie die Augen fest zudrückte, um nur nichts zu sehen; sie war vor Schrecken ganz außer sich. Als sie aber wieder zur Besinnung kam, war es hell Tag und sie fand sich auf der Mitte einer grünen Wiese und vor einem prachtvollen Hause, aber nicht auf dem Pferde, sondern unter einer hohen Linde. Es dauerte nicht lange, und eine schöne Frau trat aus dem Hause und gab ihr ein mageres und bleiches Kind, damit sie dasselbe säuge. Das that sie mit vieler Freude und blieb wohl acht Tage dort, und das Kind wuchs mit jeder Stunde mehr und mehr, und am achten Tage war es dick und frisch.

Am Abende desselben hatte sie es in seine Wiege schlafen gelegt und war unter dem Schaukeln selbst langsam eingeschlummert. Beim Erwachen fand sie aber nichts mehr von dem schönen Hause, sondern sie lag in ihrer Hütte und neben ihrem Manne im Bette und hatte ihre Taschen voll kleiner Silbermünzen. Ihr Mann fragte sie, wo sie gewesen sei, und sie erzählte ihm alles und zeigte ihm auch die Münze, worüber er sehr zufrieden war. Er hat es später dem Pfarrer und auch andern Leuten noch erzählt, und so ist die Geschichte langsam rundgekommen.

418.

Der Greis im Walde.

Mündlich.

In der Gegend von Tourhout, welches nach der Meinung der gutgläubigen Belgier dem nordischen Gotte

Thor (!?) seinen Namen verdankt, liegt ein Wald von ziemlich bedeutender Größe. Die umwohnenden Landleute hüten sich wohl, hineinzugehen, denn in demselben wohnt ein Geist, welcher sich mitunter in Gestalt eines ehrwürdigen Greises gezeigt hat. Die ältesten Leute haben ihn in ihrer Jugend so alt gesehen, wie in ihrem höchsten Alter, und seine Züge weder, noch sein Gang oder etwas anderes an ihm waren je auch nur im mindesten verändert.

419.

Sankt Annen-Baum.

Mündlich.
André van Hasselt in der Emancipation. 1836. Nr. 263.

Gegen dem Schlosse Sanson über, auf dem rechten Ufer der Maaß und auf der Spitze des Hügels, an dessen Fuße das Dorf Nameche liegt, steht ein alter Baum, der heißt Sankt Annen-Baum. In der Nacht von Sankt Jan, der des Charfreitags und in den heiligen Nächten kommen die Hexen dort zusammen und singen und tanzen um ihn herum.

420.

Der weiße Mann.

Mündlich.

An dem ersten Weiher rechts von der Heerstraße in ten Nouille bei Brüssel stehet ein einzelner Baum. An dem hat man oft einen weißen Mann gesehen, der unbeweglich da stand. Gewöhnlich kreuzten sich die Leute, und dann hat er ihnen auch nichts gethan, sondern sie ruhig gehen lassen.

421.
Der Geist im Eichbaume.

Mündlich.

Ein Mann kam Abends spät noch über Feld und wollte von Koeklenberg nach Molenbeek gehen. Unterwegs mußte er an einem uralten Eichbaume vorbei, dessen Stamm schon halb hohl war, denn er zählte gewiß viele hundert Jahre. Als er an den Eichbaum kam, sah er eine Flamme um denselben herumspielen und wollte eben näher gehen, um zu sehen, was das wäre, als eine hohle und grausige Stimme aus dem Baume rief: „Geht an! (geht weg) geht an! Für euch ist der Tag, die Nacht ist für mich!" und bei jedem dieser Worte fuhr eine große Feuerflamme aus dem Baume heraus. Darob erschrak der Mann dermaßen, daß er, so schnell wie er konnte, weglief und halb ohnmächtig zu Hause ankam.

422.
Hooidonck.

Mündlich.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 11.

Die vormalige Abtei Sankt Bernhard an der Schelde besaß viele Güter und Ländereien in der alten Markgrafschaft Antwerpen. Zu diesen gehörte ein Busch, den man Hooidonck nennt und der zwischen Zoersel und Westmalle liegt; dieser wurde der Abtei im Jahre 1233 von Herzog Heinrich II. von Brabant geschenkt. In demselben war ein Häuslein gebaut, welches der Provisor, oder Aufseher der Klostergüter, bewohnte. Während mehr denn fünf Jahrhunderten blieb die Abtei in ungestörtem Besitze von Hooidonck; bei der französischen Revolution aber wurde der Busch in Beschlag genommen und verkauft.

Seit der Zeit fliegt öfters in der Nacht ein großer schwarzer Vogel durch den Busch, und der ruft mit einer gräßlichen Stimme: „Hu! hu! hu! wu! wu! wu!" Dieser Vogel ist der Geist des Provisors, der noch von Zeit zu Zeit kommt, um nach den ehemaligen Gütern der Abtei zu sehen.

423.

Das Milchmädchen in Brüssel.

Mündlich.

Im brüsseler Park sind zwei tiefe Gruben, die sind dicht mit Bäumen und Gesträuch bewachsen. In der einen, die, wenn man durch das Thor gegen dem Pallaste des Königs über hereinkommt, zur rechten Hand liegt, sieht man ein steinernes Bild, welches ein Mädchen vorstellt, dem das Fleisch von den Knochen weggefressen ist. Mit dieser Figur hat es folgende Bewandtniß.

Vor vielen hundert Jahren lebte in Brüssel ein Milchmädchen, welches aber gar nicht redlich war und die Leute immer mit schlechter Milch betrog, denn sie goß stets mehr als die Hälfte Wasser darunter und gab dazu noch ein so schlechtes Maaß, daß es nicht zu sagen ist. Als das Mädchen nun starb, da hatte sie keine Ruhe im Grabe; sie mußte jede Nacht in der Stadt umwandeln und rufen:

Half water, half melk!
Se scherp gemeten,
De ziel vergeten!

(Halb Wasser, halb Milch, zu scharf gemessen, die Seele vergessen!) Das machte natürlicherweise ein großes Aufsehen, und wohin man kam, da sprachen alle Leute von dem Milchmädchen. Die Geistlichkeit hörte auch davon

und befahl, den Körper auszugraben, und als man das that, da fand man, daß er am Halse und in der Gegend der Brust ganz von Thieren zerfressen war. Zum Angedenken an den wunderbaren Vorfall wurde nun das Bild gemacht, und das hat lange in der Stadt gestanden, bis man es endlich wegriß und in die Grube im Park schmiß, wo es nun, leider Gottes, ganz verwürflich liegt.

424.

Der umwandelnde Nachtwächter zu Gent.

Mündlich von Frau Courtmans.

An der Predigerherrenkirche in Gent geht ein Nachtwächter jede Nacht um, und der ruft punkt zwölf Uhr also:

Bewahret Feuer und Kerzenlicht!
Die Glock' ist — —

„Zwölfe" aber fügt er nicht zu. Er war nämlich in seinem Leben an derselben Stelle eben mit Rufen beschäftigt, als ihn, ehe er noch das Wort Zwölfe aussprechen konnte, einige Maurer todtschlugen.

Nun muß er so lange wandeln, bis es einem kühnen Menschenkinde gelingt, das „Zwölfe" schnell hinter dem „ist" zu rufen.

425.

Der umwandelnde Abt.

Mündlich.

Oberhalb Schaarbeck, der schönsten unter den Vorstädten von Brüssel, liegt ein Kloster, und darin ist es nicht geheuer. Mit dem Schlage zwölf öffnen und schließen

sich alle Fenster daselbst mit einem gräulichen Gepolter. Wenn das eine Zeit lang gedauert hat, dann gehen alle Thüren auf, eine nach der andern, und am Thore erscheint der umwandelnde Abt mit der Bischofsmütze auf dem Haupte und einem aufgeschlagenen Buche in den Händen. In dem Buche liest er: „Wou, wou, wou", und bei jeder Sylbe fahren Feuer und Flammen aus seinem Munde. Neben ihm geht ein junger Mönch, der hält in einer Hand den Stab des Abtes und in der andern eine Laterne, mit der er dem Abte auf das Buch leuchtet. Also gehen die beiden durch alle Säle und alle Kammern und rund um das Gebäude, bis es eins schlägt. Dann glühen sie plötzlich auf und verschwinden.

426.

Das weiße Kanin in Luxemburg.

Mündlich von Adalse van Swygenhoven.

In der Stadt Luxemburg lebten zwei Eheleute, und die hatten nur ein einzig Kind, und das war ein Töchterlein. Diese liebte einen jungen, schönen Offizier, aber die Eltern wollten ihre Einwilligung zu der Ehe nicht geben. Sie führten vielmehr eines Tages das Mädchen mit Schmeicheln und süßen Worten in das Kloster, welches bei der Citadelle liegt, und ließen es dort und trugen der Aebtissin auf, gute Sorge für sie zu haben.

Dennoch fand das Mädchen bald Mittel, ihren Geliebten von ihrem Aufenthalte in Kenntniß zu setzen, und die beiden verabredeten sich, daß sie sich in der folgenden Nacht um zwölfe am Fenster herablassen solle. Der Offizier redete sich mit dem Soldaten ab, der alsdann die Wache just unter dem Fenster hatte, und alles versprach ein glücklich Ende.

Als der Abend kam, da überzogen dichte Wolken den Himmel und bald stürzte der grimmigste Regen nieder; es war ein so schlimmes Wetter, daß der Commandant Befehl gab, die Wachen statt der gewohnten zwei Stunden nur eine Stunde stehen zu lassen. Davon wußte der Offizier aber nichts, und er glaubte, der Soldat, mit dem er sich abgeredet hatte, stehe auf der Wache.

Um zwölf Uhr ließ sich das Mädchen in ihren weißen Nonnenkleidern am Fenster nieder. Der Soldat, der unten stand und das Geräusch hörte, schrie „Werda!" Ein leises Pst war die Antwort. Ein abermaliges und ein drittes „Werda!" folgte; dieselbe Antwort. Da schoß der Soldat und die Jungfrau stürzte todt zur Erde.

Seit dieser Zeit läuft jede Nacht ein weißes Kanin um zwölf Uhr über die Wälle der Festung und jedem Soldaten, der auf Wache steht, zwischen den Beinen durch.

427.

Der brennende Wagen.

Mündlich; mitgetheilt von J. F. van Kerckhoven.

In dem Dorfe Luitagen unweit Antwerpen lebte vor langen Jahren ein Bauer, der, wie man zu sagen pflegte, weder Gott noch Gebot kannte; keiner im ganzen Orte konnte sich erinnern, ihn je in der Kirche gesehen zu haben. Sein größtes Vergnügen war, nicht nur durch Worte, sondern auch durch Werke Spott mit der Religion zu treiben. Er arbeitete dreihundert fünf und sechzig Tage im Jahr, den Sonntag kannte er gar nicht. Ja einmal trieb er die Gottlosigkeit so weit, am heiligen Christtage mit einem zweiräderigen Wagen nach dem Walde zu fahren und mehre Bäume, welche er am Tage vorher abgehauen, nach Hause zu schaffen.

Bald nachher starb der Bauer eines plötzlichen Todes. Seitdem sieht man ihn jahrjährlich in der Christnacht über das Feld fahren. Er und der Wagen und die Pferde glühen und sprühen in höllischen Flammen, und das währt so lange, bis der Tag anbricht.

428.

Gränzpfahl verrückt.

Mündlich; mitgetheilt von J. F. van Kerckhoven.

Nahe bei dem Dorfe Vierzel wohnte zu Zeiten ein Bauer, der von solcher Gier nach Erweiterung seines Landes erfüllt war, daß er die Gränzpfähle, welche seine Aecker von denen seines Nachbars schieden, verrückte und demselben auf diese Weise ein großes Stück Land stahl. Der Nachbar war ein herzensguter Mann, der keinem Menschen in der Welt etwas Böses zutraute, und darum auch nie ahnte, wie arg er von dem Bauer betrogen wurde. So genoß der Bauer die Früchte seines Diebstahles in Ruhe sein ganzes Leben hindurch. Aber nun kam er zu sterben, und das geschah so schnell, daß er nicht einmal daran denken konnte, seine Sünden zu beichten. Als er aber todt war, da sahen ihn die Bauern der Umgegend alle Nacht zwischen zwölf und ein Uhr durch das Feld laufen. Er trug einen schweren Pfahl auf dem Rücken und schrie unaufhörlich: „Wohin soll ich ihn setzen? Wo soll ich ihn lassen?“

Schon war er viele Jahre lang also umhergerannt, als es sich einmal zutrug, daß ein trunkener Bauer an dem Felde vorbeikam und nicht weiter fortkommen konnte, sondern sich hinlegte und in Schlaf fiel. Mit dem Schlage von zwölf erschien der Geist mit dem Gränzpfahle und schrie, wie gewohnt: „Wohin soll ich ihn setzen? Wo

soll ich ihn lassen?" Der Trunkenbold erwachte von dem Geschrei und erhob den Kopf und sah den Geist an und sprach: „Ei, Lumpenhund, setz' ihn wieder hin, wo du ihn genommen hast, du Dummbart du!" — „Gott sei gedankt! Nun bin ich erlöst!" rief da der Geist freudig, und ging und setzte den Pfahl wieder auf die alte Stelle. Seitdem kam er auch nicht mehr wieder. Der Trunkenbold war aber vor Schrecken über die Antwort des Geistes nüchtern geworden und hat sich seitdem nicht wieder betrunken.

429.

Die wiederkehrende Geliebte.

Mündlich von E. van Swygenhoven.

Zu Brüssel lebte vor vielen Jahren eine reiche Jungfrau, welche dabei aber ein loses Leben führte und mit zwei jungen Laffen sich immer aufhielt, dieselben in ihrem Hause allein empfing und sich ihnen zu Willen gab. Es geschah aber, daß sie krank wurde, und da blieben die zwei Freier weg, und darob grämte sie sich und starb und wurde begraben.

Es dauerte nicht lange, da sah man sie wieder in ihrem Hause wandeln und handthieren, und sie legte sich ans Fenster und schaute auf die Straße, ganz wie in ihrem Leben. Das hörten die Freier und kamen und wollten ihre Gunst wiederhaben. Da sprach sie: „Das kann ich euch nur unter einer Bedingung zugeben. Kommet diesen Abend wieder und ich will euch sagen, was ihr zu thun habt." Die Freier thaten also, und als es kaum dunkel war, da trat der erste in ihr Zimmer. Sie fragte ihn: „Hast du mich denn auch gewiß und wahrhaft lieb?" — „Wie kannst du das noch fragen",

entgegnete der Freier. Darauf fuhr sie fort: „Davon möchte ich eine Probe haben. Gehe heute Abend auf den Kirchhof; da findest du ein offenes Grab und du mußt dich mit einem weißen Tuche umhüllen und hineinlegen bis Mitternacht.“ — „Das soll geschehen“, sprach der Freier und ging hin und that also.

Als er fort war, kam der andere und sie fragte ihn, wie den ersten, ob er sie lieb habe, und als er das beschworen, sprach sie fürder: „Dann gehe hin auf den Kirchhof und hülle dich in ein weißes Tuch; reiße eines von den Kreuzen, welche da stehen, aus und nimm dieß in die Hand und kniee dich zu Füßen des offenen Grabes, welches du da finden wirst, bis Mitternacht.“ — „Das soll geschehen“, sprach der Freier und ging hin und that es.

Wie der unten im Grabe hörte, daß jemand oben nahe, da schlug er die Augen auf und lauschte; und als der andere kam mit dem weißen Tuche um den Leib und dem Kreuze in der Hand und sich zu seinen Füßen kniete, da schrie er laut auf, und der andere erschrak so darob, daß er vor Angst in das Grab stürzte.

Am andern Morgen fand man das Grab umgewühlt und halb zugeworfen. Der Todtengräber sah das und zeigte es dem Pfarrer und der Obrigkeit an. Als man es nun aufgrub und zuschaute, da fand man die beiden Freier todt und die reiche Jungfrau auf ihnen, beide mit krampfhaft in einander geschlungenen Händen umfassend und an sich pressend. Man ließ alle drei liegen, wie sie lagen, und warf das Grab wieder zu. Aber die Geschichte wurde bald kund und man erzählt sie sich noch heute.

430.

Die Geister zu Looz.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XII, cap. 17.

Ein spanischer Priester kam einmal auf einer Reise durch die Niederlande Nachts in die Gegend des Schlosses Looz. Da sah er auf einer nahen Wiese eine große Menge von Geistern, welche mit schrecklicher Stimme riefen: „Herr Walter von Milene! Herr Walter von Milene!“ Dieser Walter war nämlich ein Ritter, der kurz zuvor gestorben war. Da merkte der Priester wohl, was zu thun war, blieb stehen und zog einen Kreis um sich. Plötzlich verschwand die Erscheinung, doch zeigte sie sich bald wieder und der Priester zog einen neuen Kreis. So ging es fort bis der Tag anbrach, da kehrten die Geister nicht mehr wieder.

431.

Der Spuk zu St. Gislen.

Sacre histoire de notre temps. Msc. der Bibl. von Bergen. Darin: Histoire admirable d'un esprit qui a paru souvent de nuict au monastere de St. Ghislain au mois de février 1656. Mitgetheilt von H. Delmotte in den Archives histor. et littér. du nord de la France et du midi de la Belgique. Tome IV, p. 10 sqq.

Am achten Februar des Jahres 1656 sprang ein Pulvermagazin in die Luft, welches die französische Armee im Kloster St. Gislen hatte, und das Kloster wurde dadurch in einen so jämmerlichen Zustand versetzt, daß es unmöglich ist, ihn zu beschreiben. Dieß Unglück legte der Gouverneur der Stadt, Graf Schomberg, den Mönchen zu Last und ließ diejenigen von ihnen, welche in der Abtei geblieben waren, um dieselbe zu schützen vor den Soldaten, gleich Gefangenen daselbst festhalten.

Digitized by Google

Da geschah es, daß sich ein Geist in dem Kloster zeigte und die Wachen und andere Soldaten auf die mannichfachste Weise quälte.

Gegen Mitternacht ergriff er einmal eine Wache und ging so übel mit derselben um, daß sie zu sterben vermeinte und mit lauter Stimme um Hülfe schrie. Der Corporal stürzte alsbald herbei und sprach zu dem Soldaten, er solle nicht schreien und was das für Streiche wären; aber der Soldat erwiederte: „Was soll ich denn anfangen, ich kann nicht anders, der Geist erwürgt mich." Da fragte der Offizier, was ihm denn fehle und was der Geist wolle, und der Soldat antwortete: „Als ihr kamet, ist er verschwunden." Da hob man den Soldaten auf und er war mehr todt denn lebendig, und man trug ihn weg in sein Quartier und gebot dem, der nun den Posten bekam, nicht mehr also zu schreien. Das versprach der auch gerne, aber er konnte es nicht halten. Anfangs, als der Geist ihn packte, suchte er es zwar zu bergen und ächzte und brummte nur zwischen den Zähnen, aber darob ergrimmte der Geist und handthierte noch schlimmer mit ihm, als mit dem andern, so daß der Soldat noch mehr schrie, als sein Vorgänger geschrieen hatte, welches allen einen großen Schreck einjagte.

Einen aus der Besatzung schmiß der Geist in den Graben, an dessen Rand der Soldat stand; oft sah man ihn in der Küche des Gouverneurs, und jedes Mal unter einer andern häßlichen Gestalt; mitunter auch hatte er menschliches Aussehen, aber dann erschien er mit wüthenden Mienen und drohenden Geberden.

Als der Intendant Talon einst St. Gislen besuchte und nach beendigter Messe die Stelle beschaute, wo das Unglück sich zugetragen hatte, da sprach einer von den Offizieren zu ihm: „Sehet, Herr, diese Nacht war der

Geist wieder bei uns und hat vier von uns grimmig behandelt.“ Da lachte der Intendant, aber der Offizier sprach: „Herr, es ist kein Spaß, sondern reine Wahrheit.“

Man sagte sich auch in der Stadt in die Ohren, der Geist sei in einer Nacht selbst in das Schlafzimmer des Gouverneurs gekommen und habe diesen bei den Haaren genommen, ihn aus dem Bette gerissen und auf die Erde geworfen; aber der Gouverneur wollte es nicht gesagt haben.

Einmal hatte der Gouverneur Befehl gegeben, wie er das gewohnt war zu thun, sein Pferd um Mitternacht bereit zu halten, um in der Stadt die Runde zu halten und nachzuschauen, wie alles gehe, ob die Wachen ihre Pflicht thäten und anders nichts zu fürchten sei. Als aber derjenige, welcher für das Pferd sorgen sollte, in den Stall kam, um das Thier zu satteln und zu zäumen, da sprangen plötzlich alle Pferde von vorn und hinten und wurden wie wüthend, und stampften mit den Hufen dergestalt auf das Pflaster, daß die Funken durch den ganzen Stall stoben. Darob erschraken die Pferdeknechte, welche unter den Krippen auf Stroh lagen, dergestalt, daß sie in größter Eile aus dem Stalle flüchteten, denn sie meinten nicht anders, als sie seien alle verloren.

Da man nun bei jeder Gelegenheit von dem Spuke sprach und von den schlimmen Streichen, welche der Geist bald diesem, bald jenem spielte, so sprach der Schreiber des Gouverneurs eines Tages zu diesem: „Herr, ich bin überzeugt, daß das nichts anderes ist, als ein Knecht oder Diener von den Mönchen, der diese Sachen treibt, um unsere Wachen zu erschrecken; ich erbiete mich, in der folgenden Nacht einmal zuzusehen, daß ich dem Dinge auf den Grund komme.“ Das wurde ihm zugestanden, und er ging ohne die mindeste Furcht ins Kloster; aber es gelang ihm nicht, wie er meinte. Denn

als er mit andern Soldaten in einem großen Zimmer beim Feuer saß, da schlug die Thüre plötzlich auf, und es erschien eine große Geistergestalt und schritt auf und ab in der Kammer, ohne ein Wort zu sprechen. Als das der Schreiber sah, faßte ihn große Furcht und er glaubte, seine letzte Stunde wäre gekommen, denn er hatte keine Hoffnung, den Händen des Gespenstes zu entrinnen; auch machte dieß so erschreckliche Zeichen und Mienen, daß der kühnste Mann dabei in Schrecken gerathen wäre. Endlich beschloß der Schreiber, schnell durch die Thüre zu wischen, wenn der Geist ihm den Rücken drehen würde, um nach der andern Seite zu gehen; aber er kam nur bis zur Thüre, denn der Geist war viel schneller als er, und faßte ihn daselbst und trat ihn so heftig mit dem Fuße, daß er bis zur andern Ecke flog und nicht einmal Zeit hatte, seinen Hut zu nehmen; er floh im Gegentheile so eilig er nur konnte, um seinen Kameraden die Sache zu erzählen; spottete auch nicht ferner.

Ein anderer Soldat, gleich ungläubig wie der Schreiber, ging mit einem Knechte an denselben Ort und legte sich, um die Ankunft des Geistes gemächlicher abwarten zu können, auf ein Bündel Stroh nieder. Um Mitternacht kam der Geist und schritt gewohnterweise in der Kammer auf und nieder, worüber der Knecht in große Angst gerieth, und in größere noch der Soldat. Dann trat der Geist zum Heerde und nahm die Feuerzange, machte noch einen Weg durch die Kammer, nahte alsdann dem Soldaten und öffnete die Zange, als wenn er ihm die Nase hätte kneipen wollen. Das that er aber nicht, sondern ging wieder auf und nieder, und als er das abermals gethan, wandte er sich noch einmal mit der Zange nach dem Soldaten, wie wenn er ihm die Nase hätte wollen ausreißen. Solches wiederholte er

mehre Male, und den Soldaten überfiel dadurch so große Noth, daß er mehr todt als lebendig war und sobald der Geist ihm den Rücken drehte, aufs eiligste die Flucht ergriff. Dieß gelang ihm jedoch nicht besser, wie dem Schreiber; das Gespenst ereilte ihn an der Thüre und schlug ihn dermaßen aufs Backen, daß er, so lang er war, auf die Erde fiel und lange nachher noch die Zeichen des Schlages auf seinem Gesichte zu schauen waren.

Die Zimmerleute, welche an der Wiederherstellung des Gebäudes arbeiteten, sahen den Geist beinahe jede Nacht die Runde durch das Kloster halten; er verschwand stets an der Stelle, wo der Bär des heiligen Gislen gehalten wird, und sie bemerkten, daß er durch die dichtesten Palissaden und Eisenstäbe schlüpfte, ohne sie auch nur zu bewegen, und als wenn es schwache Netze oder Spinngewebe gewesen wären. Niemals hat der Geist aber die Zimmerleute oder die Diener des Klosters beunruhigt; er hatte es nur allein und einzig auf die Soldaten abgesehen.

432.

Der umwandelnde Schloßherr.

Mündlich.
Snellaert im Kunst- en Letter-Blad.

Man erzählte mir oft in meiner Kindheit, daß auf einem Pachthofe unfern Cortryk der Geist des Großherrn von dem damaligen Pachter spuke. Im Sommer mußte der Geist von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang einen Kornhaufen abwerfen und wieder aufrichten. Am Abende war er ganz matt und müde und warf sich in Schweiß gebadet auf einen Stuhl in der Ecke des Schornsteines nieder, wo er auch sitzen blieb und sprachlos und mit

verwilderten Blicken vor sich hinstarrte, bis alles sich zur Ruhe begeben hatte; dann hatte er auch Ruhe bis die Sonne wieder aufging.

Das hat lange gedauert; endlich aber haben ihn die Recolleten nach der rothen See verwünscht, wo er noch spukt. Er mußte diese Strafe ausstehen, weil er in seinem Leben das Korn stets mit einem Scheffel gemessen hatte, der einen doppelten Boden trug.

433.

Der kühne Soldat zu Antwerpen.

H. Conscience, De Geest, eene oude Spookvertelling. Mitgetheilt in „De Noordstar; Tydschrift voor Letteren, Kunsten en Wetenschappen." 3. Jahrgang. 1842. 2. Lieferung. S. 67.

Es war einmal vor langer, langer Zeit ein Haus auf dem Kleinmarkte, das hatte vier Stockwerke und war so schön wie ein Königshaus, und da wollte keiner drin wohnen, denn es spukte allda. Mit dem Schlage von zwölf kam immer ein Geist, der Trepp' auf, Trepp' ab lief, und wenn es eins schlug, dann stellte er sich hinter die Thüre, die nach der Straße zuging, und begann so jämmerlich zu heulen, daß ein jeder Mitleid mit ihm hatte. Es war aber kein Mensch, der Muth genug hatte, in das Haus zu gehen, und so blieb es leer, obgleich der Geist jede Nacht rief: „Erlöst meine Seele! Erlöst meine Seele!"

Als das nun lange Zeit gedauert hatte, da kam einmal ein alter Soldat, und der kam aus dem Kriege, und als der von dem Hause hörte, sprach er, er wollte eine Nacht in dem Hause schlafen, wenn sie ihm hundert Gulden im voraus gäben. Der Hauswirth verwunderte sich darob, aber da sagte der Soldat, er wäre vor keinem

Teufel und keinem Spuke bange, denn was Gott bewahre, das wäre wohl bewahrt. Darauf sprach der Wirth: „Gebt mir die Hand darauf, daß ihr das thun wollt, und sagt mir, was ich euch geben muß.“ — „Hört“, sagte der Soldat, „gebt mir für den Anfang ein Maaß Holz in Stücke geschnitten, ein Dutzend Flaschen Wein, eine Flasche Branntwein und einen Topf voll Kuchenteig nebst einer guten Pfanne, darin ich mir meine Kuchen backen kann.“ — „Das sollt ihr haben“, antwortete der Wirth, und als der Soldat alles hatte, da ging er mit anbrechender Nacht damit in das Haus.

Als er nun Feuer geschlagen hatte, trug er alles in eine Kammer auf dem ersten Stock, in der noch ein Tisch und zwei Stühle standen, und da machte er ein großes Feuer am Heerde und setzte seinen Teig daneben, damit derselbe ein bischen aufginge. Er rückte inzwischen einen Stuhl an den Tisch und biß den Flaschen, einer nach der andern, den Kopf ab, wodurch er auf die Dauer nicht ganz nüchtern mehr blieb; doch wußte er sehr gut, was er sagte und that. Bei dem Durste blieb es inzwischen nicht, der Hunger stellte sich gleichfalls ein, und er nahm somit die Pfanne, setzte die übers Feuer und that einen tüchtigen Löffel Teig hinein. Der Kuchen versprach ganz gut zu werden, er roch köstlich, war schon an einer Seite ganz braun, und der Soldat wollte ihn eben umdrehen, um ihn auch auf der andern Seite zu backen, da fiel plötzlich etwas aus dem Schornsteine und in die Pfanne und der Kuchen in die Asche.

Der Soldat wurde arg böse, aber er fand sich endlich in sein Schicksal und füllte die Pfanne aufs neue. Während der Kuchen nun wieder briet, besah er das Ding, was aus dem Kamin gefallen war, und — es war ein Armknochen von einem Menschen. Der brave Krieger begann laut zu lachen, als er das sah, und rief: „Aha,

ihr wollt mich bange machen, aber das geht nicht mit euren Pferdsknochen." Und er faßte die Pfanne, um den Kuchen zu nehmen, denn er wollte ihn lieber halb gar essen, als noch einmal den Aerger haben; doch in demselben Augenblicke prasselte es im Kamine und eine ganze Menge von Knochen fielen nieder in die Pfanne und der Kuchen in die Asche.

„Nein, tausend Sackerlot", sprach da der Soldat, „das ist doch nicht schön; sie sollten mich doch ruhig essen lassen, denn ich habe Hunger. Mir einen ganzen Rückgrat von einem Füllen in meinen Kuchen zu schmeißen!" Er irrte sich aber sehr, denn es war der Rückgrat eines Menschen. Höchlich erzürnt faßte er alsdann die sämmtlichen Knochen und schmiß sie dermaßen gegen die Mauer, daß sie in Stücke gingen. Mißmuthig setzte er sich wieder zur Pfanne und versuchte noch mehre Male seinen Kuchen zu backen, aber immer fiel ein oder der andere Knochen hinein, und den Beschluß davon machte ein Todtenkopf, den der Soldat so weit warf, wie er nur fliegen konnte.

„Nun wird der Spaß wohl am Ende sein", sprach er dann und fing von neuem an zu backen, und dießmal ging es auch gut, und er hatte schon eine gute Schüssel Kuchen auf dem Tische und saß schon und aß fleißig, als mit einem Male die Uhr schlug. Er zählte, es war zwölf. Zur selben Zeit blickte er auf, und in der Ecke ihm gegenüber hatten sich die Knochen vereint und standen nun als ein häßlich Gerippe da, welches ein weißes Leintuch um den Rücken trug. Der Soldat rieb sich die Augen, denn er meinte, er hätte geträumt; aber als er nun sah, daß es ein wirklich Gerippe war, da sprach er lustig: „Ha, Herr Tod! wie geht es? Ihr seid grimmig mager. Aber kommt und eßt und trinkt mit mir, wenn euch nicht Kuchen und Wein durch den Leib

fallen." Das Gerippe antwortete nichts darauf, sondern winkte ihm nur mit dem Finger. „So sprecht doch einmal", lachte der Soldat, „wenn ihr von Gott seid; seid ihr aber vom Teufel, dann packt euch fort." Das Gerippe winkte stets mit dem Finger und sprach nichts, und der Soldat war deß müde und aß ruhig fort und gab keine Acht mehr auf das, was es that. Inzwischen schlug es halb eins, und das Gerippe schritt aus der Ecke heraus und nahte dem Tische. „Ah", rief da der Krieger, „sprecht was ihr wollt, aber bleibt mir vom Leibe, sonst werden wir böse Freunde." Das Gerippe streckte seine Hand aus und rührte an des Soldaten Hand, und brannte ein ganzes Loch hinein. „Was Teufel", rief der da, „was ist das?" und nahm eine leere Flasche und schlug nach dem Gerippe; aber er schlug in leere Luft. Nun wurde er erst recht böse und wollte den Geist packen, aber er tastete wieder in leere Luft, und das Gerippe winkte stets fort und wies nach der Thüre.

Deß war der Soldat müde, nahm das Licht vom Tische und sagte: „Ei nun, ich geh' mit; geht nur vor."

Das Gerippe ging vor bis zur Treppe und wies dem Soldaten, er solle hinunter gehen; doch der war so klug, es nicht zu thun, und sprach: „Geht nur vor, immer vor, ihr sollt mir den Hals nicht brechen." So kamen sie unten in einen Gang, und da lag ein schwerer Stein auf der Erde mit einem eisernen Ringe daran. Das Gerippe zeigte ihm, er müsse den Stein aufheben; aber der Soldat lachte und sprach: „Wollt ihr den Stein weghaben, dann hebt ihn selber weg." Das that der Geist, und da sah der Kriegsmann, daß ein großes Loch darunter war, und darin standen drei Töpfe von Eisen.

„Seht ihr das Geld?" frug das Gerippe.

„Aha, Landsmann, ihr sprecht Vlaemsch“, rief der Soldat erfreut, „das ist brav. Ja, ich sehe so etwas, das wie ein Zehnguldenstück aussieht.“

Nun holte der Geist die drei Töpfe hervor und sprach weiter: „Das ist Geld, welches ich verbarg, ehe ich starb.“ — „So“, frug der Soldat, „ihr seid also todt? Hm, hm.“ Der Geist fuhr aber fort, ohne darauf zu hören: „Ich mußte so lange in der Hölle brennen, bis das Geld gefunden war. Ihr habt mich aus der Hölle erlöst.“ — „Schöner Junge seid ihr“, sprach der Soldat, „zum Danke dafür verbrennt ihr mir die Hand.“ — „Jetzt brenne ich nicht mehr“, lächelte der Geist, „fühlt nur meine Hand, sie ist ganz kalt.“ Der Soldat zog jedoch schnell seine Hände zu sich und rief: „Schön Dank, keine Umstände; ich kenn' euch Vogel.“ — „Nun denn in Gottes Namen“, sprach da das Gerippe, „ich ersuche euch nun, von den drei Töpfen einen an die Armen zu geben, den andern schenkt ihr an die Kirche, damit man dort Messen für meine Seele lese, und“ — „Das ist mir eine schlechte Rechnung“, schrie der Soldat, „ich bin nicht euer Knecht. Was wolltet ihr noch sagen?“

„Der dritte Topf ist für euch“, flüsterte der Geist.

Und vor Freude sprang der Soldat hoch in die Luft und purzelte und fiel in das Loch und sein Licht mit, und er saß im Dunkeln. „He, Geistchen“, rief er, „helft mir doch hier heraus!“ aber der Geist war verschwunden und er mußte sich selber heraushelfen. Und als er wieder auf dem Boden stand, da suchte er seine Kerze und die Treppe, und ging herauf und legte sich schlafen.

Am andern Tage that er, wie der Geist ihm befohlen hatte, und gab einen Topf den Armen und den andern der Kirche und er fand in dem dritten so viel,

daß er ein steinreicher Mann wurde und alle Tage in einer Kutsche fuhr, und alle Tage in die Schenke ging.

434.

Die Blutkutsche in Antwerpen.

Mündlich von H. Stallaert.

Dieß ist ein wunderschöner Wagen mit vier Pferden, und in demselben sitzt eine reich gekleidete Dame, die viel Leckereien und Spielsachen bei sich führt, um die Kinder, welche noch spät auf der Straße spielen, zu sich zu locken; auch verspricht sie denselben, daß sie auf ihrem Schlosse ihnen ihre kleinen Töchterchen zu Gespielinnen geben wolle. Glückt ihr die List nicht, dann zieht sie die Kinder mit Gewalt in den Wagen und verstopft ihnen den Mund, daß sie nicht schreien können. So führt sie die armen Würmchen weit weg in ein großes Schloß. Da schneidet man ihnen an beiden Füßen die große Zehe ab und läßt sie todt bluten. Das Blut aber dient einem Könige, der an einer schlimmen Krankheit leidet, zum Bade. Es ist wohl zu merken, daß die Kinder, deren Blut ihn heilen kann, unter sieben Jahren alt sein müssen.

435.

Zehen abgeschnitten.

Mündlich.

Im August, als das Korn hoch stand, spielten einige Kinder in der Nähe von Brüssel auf dem Felde. Da kam ein reich gekleideter Herr gegangen und sprach zu einem von ihnen: „Sieh, hier gebe ich dir einen ganzen Sack voll goldenen Geldes, wenn du mit mir ins Korn

gehen willst.“ Das Knäbchen wollte anfangs nicht, als es aber in dem Sacke die schönen Goldstücke schaute, da bequemte es sich und ging mit dem Herrn in das Korn. Da zog der Herr einen Ball aus der Tasche und steckte den in des Knäbchens Mund, so daß es nicht schreien konnte, und nahm alsdann ein Messer, um ihm die großen Zehen abzuschneiden. Da das Kind aber rang und sich wehrte, hatte er viele Noth, ihm die Schuhe und Strümpfchen auszuziehen.

Inzwischen waren die andern Kinder nach Hause gelaufen und hatten dem Vater des Knäbchens erzählt, wie dasselbe mit Gold beschenkt worden und mit einem schönen Herrn ins Korn gegangen sei. Der Vater merkte alsbald Unrath, ging schnell mit den Kindern zurück und kam gerade in dem Korn an, als der Herr dem Knäbchen die große Zehe am rechten Fuße abschneiden wollte. Von einem kräftigen Faustschlage getroffen, sank der Herr alsbald nieder, und der Vater nahm schnell das Kind und das Geld und wurde ein reicher Mann, denn in dem Sacke waren wohl hunderttausend Franken.

436.

Bockreiter.

Mündlich von M. van der Voort.

Es war ein wunderlich Ding mit den Bockreitern, die ehedem stark im Lande hausten. Man sah nichts von ihnen, als nur einen hellen Schein, der schnell vorüberflog. Man konnte Thüren, Fenster, Kellerlöcher, kurz alles vor ihnen schließen, und dennoch drangen sie ins Haus und holten die besten Sachen weg.

Ein Goldschmied in Antwerpen hatte sogar die Schlüssellöcher und Dachritzen verstopft, und dennoch

kamen sie jede Nacht in sein Haus und suchten sich das Schönste und Kostbarste unter den Goldarbeiten aus, so daß der Mann auf keinen grünen Zweig kam und endlich betteln gehen mußte.

437.

Der geplagte Jäger.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Nachtergaele in Sankt Lievens-Essche.

Ein Jäger von Sankt Lievens-Essche schritt eines Tages in den Wald, um daselbst zu jagen; aber in dem Walde da ging es nicht mit rechten Dingen zu, und bis heute noch ist derselbe höchst verdächtig und man vermeidet so viel wie möglich, dahinein zu gehen oder lange dort zu verweilen. Der Jäger mußte es erfahren, was es war, denn kaum an dem Busche angelangt, fiel ein Thier in Gestalt eines großen Hundes auf ihn zu und sprang ihm auf die Schultern. Er war jedoch so glücklich, es abzuwehren. Sein eigener Hund nahm im selben Augenblicke die Flucht. Da faßte er in höchster Angst seine Büchse, legte an und drückte los; aber sie versagte und das Thier blieb vor ihm stehen. Er beschaute schnell die Büchse, streute frisches Pulver auf die Pfanne und legte nochmals an; aber wiederum kein Schuß, und das Thier stand noch immer da.

Nun faßte den Jäger ein furchtbarer Schrecken und er lief, was er konnte, nach Hause, wo er in einem dermaßen elendigen Zustand anlangte, daß es ihm unmöglich war, ein Wort hervorzubringen.

438.

Der brennende Hirte.

Mündlich von E. E. Stroobant.

In der Gegend von Turnhout lebte ein reicher Herr, der hatte viele Schaafe und einen Hirten, welcher dieselben hütete. Zu einer Zeit verlor der Herr auf der Weide eine Börse mit Geld. Wie er nun wieder nach Hause kam und das Geld nicht mehr in der Tasche fand, da dachte er gleich, er könnte es nicht anders verloren haben, als auf der Weide, denn er war nirgend anderswo gewesen. Darum ging er alsbald zurück und fragte den Hirten, ob er keine Börse gefunden hätte. Der Hirte sprach: „Nein, ich habe nichts gefunden", und als der Herr noch mehr in ihn drang, da verschwur er sich und sagte: „Wenn ich die Börse gefunden habe, dann will ich ewig brennen in lichter Flamme." Er hatte sie aber doch gefunden, und darum strafte ihn Gott, und er loderte in lichter Flamme auf und brannte; und also mußte er umwandeln und wandelt noch bis zum heutigen Tage.

439.

Der Feuermann.

Mündlich von A. van Hasselt.

An den Ufern der Maaß geht jegliche Nacht ein Feuermann umher, der brennt lichterloh. Wenn man ihm pfeift, dann kommt er. Manche, die das versucht, konnten nicht schnell genug die Hausthüre hinter sich schließen; er aber schlug mit der flachen Hand auf die Thüre, und am andern Tage fand man die Stelle schwarz verbrannt.

440.
Der glühende Landmesser.

Mündlich.
Westendorp, Mythologie. S. 188.

Ein Landmesser bei Farsum hatte in seinem Leben nicht gar redlich gehandelt. Er ließ sich, wenn er ein Stück Land abmessen sollte, von dem einen oder dem andern bestechen, und maß dem alsdann mehr zu, wie Recht war. Dafür wurde er verdammt, nach seinem Tode als glühender Mann mit einer glühenden Meßkette umherzugehen, und so mißt er noch heute in jeglicher Nacht.

441.
Die brennende Garbe zu Kieldrecht.

Mündlich; mitgetheilt von J. B. Courtmans.

Bei Kieldrecht verunglückte einmal ein Schiffer; da er noch mit Sünden beladen war, so muß er umwandeln. Er erscheint des Abends in Gestalt einer brennenden Garbe, steigt so aus dem Wasser auf bis hoch in die Luft und fährt dort mitunter in der Richtung des Dorfes Verrebroek weg.

Ein anderer Schiffer, der vom Wasser kam und eben nach Haus wollte, begegnete dem Umfahrer einmal und wurde von ihm bis an die Thüre seiner Hütte verfolgt, wo der arme Mann kraftlos und ohnmächtig niedersank.

442.

Der Wagen auf dem Korn.

Mündlich.

Ein Mann war des Nachts ausgegangen, um Wachteln zu fangen, und hatte sich ins Korn gesetzt. Und als es zwölf Uhr von der Kirche Saint Josseten-Noode schlug, da wurde es ihm bang ums Herz, denn er dachte an den Kornwagen; und er saß nicht lange, da kam der Kornwagen auch wirklich und fuhr oben über die Aehren von dem Korne hin, und das war ein Gerassel, als wenn er über eine gepflasterte Straße gefahren wäre. Es waren sechs Pferde daran gespannt und ein Kutscher saß auf dem Bocke und ein Bedienter stand hinten drauf, und ein Postillon knallte von einem der vordern Pferde mit der Peitsche, und so laut, daß man es noch lange hörte, als der Wagen schon weit fort war.

443.

Der Höllenwagen zu Overmeere.

Mündlich von J. B. Courtmans.

Ein alter Diener erzählte das Folgende.

Zu Overmeere fährt jegliche Nacht punkt zwölf Uhr ein Wagen durch die Straßen, und den heißt man den Höllenwagen. Es geht darin ganz lustig zu, und Musik und Spiel tönt aus demselben. Um ein Uhr erst verschwindet er. Dann erscheint ein großer Hund, und der rennt umher, und wenn er jemand auf der Straße findet, dem hängt er sich auf den Rücken, und so läßt er sich tragen so lange, bis der Tag anbricht und der Hahn kräht. Wer vor ihm fliehen und sich retten will, der muß sorgen, daß er an den Kirchhof kommt und dort

über die Mauer und das Beinhaus, auf welchem ein Crucifix steht, springen. Dann wird der Hund außerhalb der Mauer wachsen und wachsen, bis er mit dem Rücken über die Mauer reicht, und also den Kirchhof umzingeln, aber hinein kann er nicht.

Es ist mir selbst passirt, daß ich eines Sonntags, wo ich zur Beichte gehen wollte und mich recht früh auf den Weg zur Kirche machte, um gleich der Erste am Beichtstuhle zu sein, dem Hunde begegnete, und er ist mir nachgelaufen bis an den Kirchhof, und ich habe deutlich seinen Rücken über die Mauer ragen sehen.

444.

Donner verrathen.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 173.

Was der Donner ist, das weiß kein Mensch, das weiß nur der liebe Gott mit seinen Engeln und der Teufel mit seinen Teufeln; es ist ein schreckliches Geheimniß, und wer es erforschen würde, dem kostete es das Leben.

Ein grundgelehrter Mann hatte es inzwischen dennoch entdeckt, und dazu hatte Gott ihm seine Hülfe gesandt, aber unter der Bedingung, daß er keinem Menschen etwas davon sagen solle. Der Gelehrte dachte, es sei ihm nicht verboten, es zu schreiben, wenn er nur nichts davon sage, und er setzte sich hin und nahm Papier und Feder, um es für die nach ihm lebenden Gelehrten aufzunotiren. Kaum hatte er aber die Hand angesetzt und den ersten Buchstaben angefangen, als der rothe Donner durch das Fenster fuhr und ihm die rechte Hand jämmerlich abbrannte.

445.

Der unsichtbare Professor in Löwen.

Mündlich von M. van der Voort.

In Löwen lebte zu Zeiten ein Professor, der an der dasigen berühmten Universität, der **Alma mater**, seine Vorlesungen gab. Niemals sah man aber von ihm etwas anderes, als sein Barett und sein Buch, welche beide entweder über dem Katheder oder durch den Saal zu schweben schienen.

Eines Tages geschah es, daß einer von den Studenten etwas bei dem Professor zu erfragen hatte. Er ging also zu ihm ins Haus, und die Magd führte ihn auf die Studirkammer ihres Meisters. Da sah er nun ein paar Pantoffeln unter dem Tische trippeln und auf dem Tische eine Feder in aller Eile über daliegendes Papier laufen und schreiben. Er dachte gleich, das ist unser Professor, und sprach: „Guten Morgen, lieber Herr und Meister, ich hätte eine Frage an euch zu thun und wollte euch bitten, mir dieselbige auszulegen." Der Professor antwortete aber nicht, sondern schwieg und die Feder lief immer weiter. Da ging der Student neben den Sessel stehen und wollte sich auf eine Armlehne stützen, um zu sehen, was der Professor schriebe. Da sank dieser aber auf einmal mit dem Kopfe gegen die Rücklehne und war sichtbar und todt.

446.

Der Müller von Niel.

Mündlich.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 43.

Im verflossenen Jahrhundert wohnte in dem Dorfe Niel ein Müller, der sehr ungebührlich lebte; er hatte

besonders eine schlechte Gewohnheit, und die war, bei dem kleinsten Anlasse zu fluchen und zu schwören und die Muttergottes zu lästern. In dem Dorfe ging auch das Gerücht, er habe seine Seele dem Teufel verkauft, und darauf hielten sich die Leute um so mehr, als sie oft die Mühle sich drehen sahen, wenn kein Lüftchen wehte.

Eines Abends rief der Müller seinem Sohne zu: „Geh zur Mühle und mahle den Sack voll Korn, der angekommen ist." — „Wie, Vater", antwortete der Sohn, „es geht ja kein Wind, da ist das Mahlen doch wohl unmöglich." — „Geh! sage ich dir", fuhr der Müller heftiger fort, „oder, wenn es dir denn so unmöglich scheint, dann will ich dir doch zeigen, daß es möglich ist." Mit den Worten lief er aus der Thüre und unter fortwährendem Fluchen die hölzerne Treppe der Mühle hinan; eben aber war er einige Stufen herauf, als das Kapellenglöckchen das Angelus läutete; zu gleicher Zeit stürzte er, wie vom Blitze getroffen, die Treppe hinab und blieb für todt am Fuße derselben liegen; so brachte man ihn auch nach Hause zurück.

Am folgenden Morgen kam ein fahrender Schüler in das Dorf, und die Leute erzählten demselben von dem Tode des Müllers. Da verlangte der Fremde, die Leiche zu schauen, und man führte ihn in des Müllers Haus. Als er aber zu der Leiche kam, rief er plötzlich: „Der ist ja nicht todt, bewahre, den will ich schon wieder zum Leben bringen; lasset mich nur eine Stunde mit ihm allein, denn ich muß dazu Kräuter gebrauchen, die für euch zu stark sind; dann sollt ihr ihn wieder sehen." Die Leute entfernten sich, und die Thüre wurde geschlossen. Im selben Augenblicke geschah ein furchtbarer Schlag in der Kammer; man öffnete in aller Hast die Thüre wieder und — fand nichts mehr. Meister und Leiche waren

weg; eines von den Leintüchern hing über einem Kreuzbilde, welches zu Häupten des Bettes stand; das andere lag mit geknüpften Enden ausgebreitet an der Erde.

447.

Schiffskapitän vom Teufel geholt.

Mündlich von F. Moraels.

Vor langer Zeit lebte einmal ein Schiffskapitän, dem alles wohl und gut von Statten ging, er mochte anfangen, was er wollte; man nannte ihn darum auch allerwärts nur den glücklichen Kapitän. Dabei führte der Mann aber ein so wüstes Leben, daß man wohl erkannte und leicht einsah, es könne mit seinem Glücke nicht ganz richtig sein, und die Matrosen flüsterten sich in die Ohren, er habe seine Seele dem Teufel verkauft. Es war auch nicht anders möglich, denn wenn der gräßlichste Sturm auf der See wüthete, dann ging das Schiff so ungestört und ruhig über die Wellen, als wenn das Wasser ganz still gewesen wäre.

Eines Tages gab er den Befehl, alles Schiffsvolk solle hinunter in die Kajüten gehen und der Bootsjunge allein auf dem Verdecke bleiben. Zu diesem sprach er dann: „Sieh, Junge, was ich dir jetzt sage, das thue pünktlich. Ich erwarte einen Herrn, der kommt auf einige Minuten, mich zu sprechen. Wenn er anlangt, dann führe ihn in die Kajüte und gehe alsbald, Wein zu holen.“ Der Junge gelobte, dem nachzukommen, und der Kapitän stieg nieder in seine Kammer. Kaum war er unten, als eine schwarze Kutsche, mit vier schwarzen Rossen bespannt, über das Wasser angefahren kam und am Schiffe still hielt. Ein Mann, so schwarz, wie ein Neger, sprang heraus, und der Junge eilte her-

bei und führte ihn zitternd und bebend in die Kammer des Kapitäns, der den Jungen zur Stunde aussandte, um Wein zu holen.

Als der Junge wiederkam, war die Kutsche verschwunden; er ging zu dem Schiffsvolke und das erzählte ihm, daß in der Kammer des Kapitäns ein gräuliches Getöse gewesen wäre. Da kündete der Junge alles, und sie gingen zusammen zur Kammer und fanden die Gliedmaßen des Unglücklichen darin zerstreut, und großer Gestank drang ihnen in die Nase. Da entliefen sie dem Schiffe und gingen in die Stadt und barfuß zur Kirche, wo sie alles beichteten.

448.

Der Teufel von Aelst.

Mündlich; mitgetheilt von Jack van de Velde.

Ein junger Soldat wollte einmal nach Aelst gehen; von woher er kam, das weiß man nicht. Auf dem Wege traf er eine Frau, die von schlechten Kerlen überfallen worden war, und er schoß zu und schlug sich so lange mit den Bösewichtern herum, bis er sie in die Flucht getrieben hatte. Dann geleitete er die Frau nach der Stadt und kehrte dort bei einem Wirthe ein, der Ghyselin Merce hieß und gegenüber dem Beggynhof wohnte. Da erst merkte er, daß ihm das Blut durch die Kleider lief, denn in dem Ringen mit den Kerlen hatte er eine schwere Wunde bekommen. Der Wirth holte einen Heilmeister, und dieser verband des Soldaten Wunde; der letztere, einsehend, daß er so bald nicht von Aelst wegkommen könne, gab dem Wirthe seine Börse mit vielem Gelde in Verwahr, denn er fürchtete, daß

es ihm gestohlen werden könnte, und glaubte es so am sichersten untergebracht.

Der Wirth aber war ein gieriger und gewissenloser Mensch, und das Geld lockte ihn zu sehr, als daß er sich hätte entschließen können, es später zurückzugeben. Nach vierzehn Tagen hatte der Soldat wieder seine vorigen Kräfte erlangt, und er wollte weiter und bat den Wirth um die Börse. Dieser läugnete aber, dieselbe empfangen zu haben, worüber der Soldat so erzürnte, daß er auf den Tisch schlug und unter grimmigen Drohungen seine Forderung wiederholte. Da stieß ihn der Wirth vor die Thüre und schloß dieselbe; der Soldat wurde wüthend und stampfte mit dem Fuße dagegen, und zog sein Schwert unter Fluchen und Schimpfen, während der treulose Wirth von innen schrie: „Diebe, Räuber!" und so gräulichen Spektakel machte, daß die ganze Nachbarschaft zusammenlief. Just in diesem Augenblicke kam der Baillív von Aelst an dem Hause vorbei, und als der den Soldaten mit bloßem Schwerte sah, befahl er den ihn umgebenden Gerichtsdienern, denselben zu greifen und nach dem Gefängnisse abzuführen.

Einige Tage später mußte der arme Soldat vor dem Gerichte erscheinen; der Wirth trat zugleich vor und beschuldigte ihn der allerärgsten Dinge. Da der Soldat keine Zeugen hatte, welche seine Aussage wegen der Börse hätten bestätigen können, so stand es schlecht um ihn, und der Wirth mußte sonder Zweifel Recht bekommen, und um so mehr, als auch noch der Umstand gegen den Soldaten war, daß man ihn mit bloßem Schwerte gegriffen hatte.

In sein Gefängniß zurückgekehrt, setzte er sich eben halb verzweifelt in eine Ecke, denn er sah den gewissesten Tod vor sich, als plötzlich eine wunderliche Gestalt vor ihm stand und ihn anredete: „Johann, du wirst morgen

zum Tode verurtheilt; aber ich will dich retten, wenn du dein Handzeichen mit deinem Blute auf dies Pergamentblatt schreiben willst." Der Soldat erschrak sehr, als er sich so angeredet hörte, aber er war zu fromm, als daß er sich auf diese Weise vom Tode hätte retten sollen; darum sagte er: „Nein, ich verkaufe meine Seele um keinen Preis; lieber will ich unschuldig sterben." Der andere setzte ihm noch heftiger zu, um ihn zur Unterschrift zu bewegen; als er aber sah, daß nichts helfen wollte, da nahm er auf einmal einen andern Ton an und sprach: „Ich wollte nur deine Tugend auf die Probe stellen, Johann; aber du bist ein braver Mensch, und mein Beistand ist dir sicher. Wenn du morgen vor dem Gerichte erscheinst, dann wird man dich nicht anhören; aber darum fürchte nichts. Gieb nur Acht auf einen Mann mit einer blauen Mütze, der sich unter dem Volke befinden wird, und ist man auf dem Punkte, dir dein Urtheil zu lesen, dann rufe den als deinen Vertheidiger auf; der wird dir schon helfen." Mit diesen Worten verschwand der Fremde.

Am andern Morgen ging es ganz so, wie der es dem Soldaten vorausgesagt hatte; der Wirth bekam Recht, und der Baillif schickte sich an, das Urtheil abzulesen, als der Soldat den Mann mit der blauen Mütze, der sich wirklich unter den Zuhörern befand, aufrief, ihn zu vertheidigen. Dieser trat sogleich vor den Baillif und erbat sich die Erlaubniß, ein Wort zu Gunsten des zu Verurtheilenden sprechen zu dürfen, und als er diese erhalten hatte, hielt er eine Rede, worin er so deutlich bewies, daß der Soldat dem Wirthe das Geld gegeben hatte, daß in keinem der Umstehenden mehr ein Zweifel an der Gerechtigkeit der Sache des erstern blieb; und zum Schlusse nannte er sogar den Ort, wo der Wirth das Geld verborgen hatte. Als der letztere das

hörte, verschwur er sich hoch und theuer, das sei nicht wahr, und rief: „Ich will verdammt sein mit Leib und Seele, wenn eine Sylbe davon so ist.“

Kaum aber hatte er die Worte aus dem Munde, als der andere seine blaue Mütze abwarf, und ein Jeder an den beiden Hörnchen, welche man nun auf seinem Kopfe erblickte, den Teufel von Aelst erkannte. In einem Sprunge war er bei dem Wirthe, faßte ihn mit seinen Krallen und flog mit ihm durch die Fenster. Der Soldat aber bekam seine Freiheit und mit ihr sein Geld zurück. Später hat er die Frau, welche er gerettet, zur Ehe genommen und ist mit ihr nach Gent gezogen, wo er erst im hohen Alter starb.

449.

Teufel am Hünenbett gerufen.

Mündlich.

In der Landschaft Drenthe waren einmal zwei junge Leute, ein Knabe und ein Mädchen, die liebten einander sehr, aber die Aeltern wollten nicht zugeben, daß sie einander heiratheten. Da ging der Knabe zu einer Zauberfrau und fragte sie um Rath. Diese sprach folgendermaßen zu ihm: „Gehe diesen Abend, wenn es dunkelt, an das Hünenbett und warte daselbst bis um Mitternacht. Dann sprich das, was ich dir jetzt vorsagen werde (was das aber war, weiß ich nicht), und du wirst den Teufel sehen, von dem du Hülfe bekommst, so du dich wohl anlegest.“ Der Knabe that also, kam aber nimmer wieder von da zurück. Seine armen Aeltern haben ihn lange gesucht, bis sie ihn endlich ganz schwarz und wie verbrannt am Hünenbett fanden.

450.
Schlimmer Sprung.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XII, c. 60.

In Hall bei Brüssel hüllte einmal eine Frau ihre Füße in Pelz und sprang rückwärts mit den Worten: „Hier spring ich aus Gottes Gewalt in des Teufels Gewalt.“ Alsbald faßte der Teufel sie und führte sie durch die Luft fort aus der Stadt und über waldige Hügel, und bis heute zu hat man nichts mehr von ihr gesehen.

451.
Wie der Teufel ein Mädchen zu Antwerpen erwürgte und sie alsdann in eine schwarze Katze verwandelte.

Discours miraculeux, inouy et épouventable advenu à Envers... d'une jeune fille flamande .... Trad. de langue flam. (Paris o. J.) Lenglet du Fresnoy, Recueil de dissertations sur les apparitions.... Avignon et Paris 1751. tome I, part II, p. 26 svv.

Im Jahre tausend fünfhundert zwei und achtzig am sieben und zwanzigsten Mai trug sich folgende unerhörte Geschichte in der Stadt Antwerpen zu.

Daselbst lebte ein junges und ausnehmend schönes Mädchen, welches außerdem auch aus einer reichen Familie war. Das alles zusammengenommen, machte sie also übermüthig und stolz und dabei auch also wollüstig, daß sie nichts anders erstrebte, als durch prächtige Kleider einer Menge von Freiern zu gefallen, welche alle Tage um sie waren.

Einmal war sie zu der Hochzeit eines der Freunde ihres Vaters eingeladen. Da wollte sie nun so stattlich erscheinen, daß keine andere ihr gleichen sollte und daß sie alle andern Frauen weit überstrahlte. Sie schminkte sich mit dem allerschönsten Carmin, den man in der Stadt

haben konnte, und suchte besonders ihre Locken und ihren Kopfputz recht kostbar zu machen. Dazu ließ sie sich Leinwand kommen, so fein, wie sie nur zu machen war, und wovon eine Elle neun Thaler kostete, und daraus wurden die Kragen geschnitten. Alsdann rief man eine Stickerin aus der Stadt, und sie bat diese, ihr zwei Kragen zu sticken, einen für den Hochzeitstag und den andern für den folgenden Tag, und dafür sollte die Stickerin vier und zwanzig Stüber bekommen.

Die Stickerin bemühte sich aufs beste und brachte bald die zwei Kragen, welche ein Meisterstück waren; aber sie gefielen der stolzen Jungfrau nicht, und diese sandte nach einer andern und versprach ihr einen Thaler, wenn sie ihr die zwei Kragen noch besser sticken würde, als die ersten es waren. Auch diese arbeitete mit größtem Fleiße an den Kragen und einer Haube; aber auch sie konnte es der Jungfrau noch nicht recht machen, obgleich man nie eine also schöne Stickerei gesehen hatte. Als sie dieselbe brachte, schrie die Jungfrau wüthend und indem sie die Kragen mit der Haube auf die Erde warf: „Eher wollte ich, daß mich der Teufel lebendig hole, als daß ich solche Stickerei auf der Hochzeit trüge."

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als der Teufel in Gestalt ihres liebsten Freiers in die Kammer trat; er trug am Halse einen schönen Kragen, der die beiden andern weit übertraf, und grüßte die Jungfrau aufs freundlichste. Diese hatte ihn nicht so bald gesehen, als sie sänftlicher wurde und mit schmeichelnden Worten zu ihm sprach: „Ach, mein liebster Freund, wer hat dir denn deine schönen Kragen gestickt? So möchte ich auch einen haben." Der Böse entgegnete: „Ich habe sie mir selbst gestickt, aber wenn sie euch gefallen, dann nehmet sie; es ist mir ein großes Vergnügen." Und mit den Worten nahm er die Spitzenkragen vom Halse und that

sie der schönen Jungfrau um, so daß diese außer sich wurde vor Freude. Dann aber faßte er sie mitten um den Leib, als wenn er sie hätte küssen wollen, und brach ihr unter einem gräulichen Schrei den Nacken, so daß sie todt zu Boden stürzte.

Der Schrei war so laut gewesen, daß ihr Vater und ihre Mutter denselben gehört hatten, und alle andern Leute im Hause hatten ihn gleichfalls vernommen. Jeder dachte alsbald, es müsse ihr ein Unglück überkommen sein, und stürzte in die Kammer, und da fanden sie das Mädchen mit schwarzem Halse und Nacken, blauen Lippen und ganz mißgestaltetem Munde, so daß allen, die es sahen, die Haare zu Berge standen. Vater und Mutter schrieen jämmerlich; es hätte einen Stein erbarmen mögen, denn sie hatten die Jungfrau überaus lieb. Dann aber beriethen sie sich unter einander und ließen die Leiche in einen Sarg legen und sagten zu den Nachbarsleuten, ihre Tochter habe plötzlich einen Schlag bekommen. Das thaten sie aber, damit sie nicht in Schande und bösen Ruf kämen.

Gott aber, der nichts gestattet, ohne große und gewichtige Gründe dafür zu haben, wollte nicht, daß die Sache verborgen bliebe; sie sollte vor aller Welt Augen offenbar werden und andern stolzen und übermüthigen Menschen zu einem warnenden Exempel und Beispiele dienen.

Als nämlich alles für das Begräbniß der Jungfrau angeordnet und ein großer und feierlicher Trauerdienst in der Kirche bestellt war, da wollte man den Sarg in die Kirche tragen; aber als vier starke und handfeste Männer ihn aufheben wollten, vermochten sie es nicht, so schwer war er. Der Vater, der nichts sparen wollte, um die Ehre seiner Tochter zu retten, ließ noch zwei Männer kommen; aber auch zu Sechsen konnten sie den Sarg

nicht aufheben, und er blieb wie an den Boden genagelt. Als solches kund wurde, verlangte das Volk der Stadt allgemein, daß man den Sarg öffne, um zu sehen, was die Ursache eines also unnatürlichen Gewichtes war. Sogleich wurde der Tischler gerufen und der schraubte die Schrauben los. Aber kaum war der Deckel ein wenig gelüftet, als eine schwarze Katze aus dem Sarge sprang und verschwand, ohne daß man wußte, wo sie hingekommen war. Und als man den Deckel nun ganz aufhob, da war die Leiche verschwunden und der Sarg ganz leer.

452.

Mariken von Nymwegen.

Mariken van Nymwegen. Altflämisches Volksbuch. (In zwei Exemplaren in Gent.).
Mariken van Nymwegen; Auszug aus dem Vorigen von Prudenz van Duyse. Mitgetheilt im Kunst- en Letter-Blad. 1841.

In der Zeit, als Herzog Arent von Geldern von seinem Sohne Herzog Adolf und dessen Mithelfern gefangen genommen wurde (1465), wohnte drei Meilen von Nymwegen ein frommer Priester, der hieß Herr Gysbrecht, und hatte bei sich eine schöne junge Magd, die war Mariken genannt und seiner Schwester Tochter, und ihre Mutter war todt. Diese Magd besorgte des geistlichen Herrn Haushaltung und war überaus brav und fleißig.

Nun trug es sich aber einmal zu, daß Herr Gysbrecht vielerlei nöthig hatte, was man nur in Nymwegen bekommen konnte, als Kerzen, Oel, Essig und Schwefelstöckchen. Darum gab er Mariken acht Stüber und sandte sie damit in die Stadt, rieth ihr aber dabei an, wenn sie mit ihren Einkäufen nicht frühe genug fertig

wäre, um noch bei Tage wieder zurückkommen zu können, dann sollte sie lieber bei seiner Schwester, ihrer Muhme, übernachten; denn sie sei eine schöne, lustige Magd und ihr könne gar zu leicht ein Unfall begegnen. Solches versprach Mariken zu thun, und sie ging fort und nach Nymwegen. Kaum jedoch hatte Herr Gysbrecht sie aus den Augen verloren, als es ihn reute, daß er sie hatte gehen lassen, und er sprach zu sich selbst: „Ich wollte, ich hätte sie zu Haus gehalten; es ist zu gefährlich, junge Mädchen und Frauen allein über Land zu senden, denn die Büberei der Welt ist gar mannichfach.“ Doch konnte das ja zu nichts helfen, denn er mußte doch Licht haben, wenn es dunkel wurde, und er wollte auch essen; und zudem war es auch schon zu spät, denn Mariken war schon weit, weit fort.

Die Muhme, zu der er seine Nichte hingewiesen hatte, beschäftigte sich stark mit der Politik und war eine begeisterte Anhängerin vom Herzog Adolf. Eben hatte sie sich mit mehrern andern Frauen über ihn unterhalten, und war im Laufe des Gespräches so lebhaft geworden, daß sie eher eine wüthende Teufelin, als ein ehrlich Christenweib zu sein schien, als Mariken in die Kammer trat. Es war der guten Magd zu spät geworden, um noch nach Hause gehen zu können; darum hatte sie dem Rathe ihres Bruders gefolgt, und nun grüßte sie die Muhme mit frommen und höflichen Worten also: „Liebe Frau Muhme! Christus möge euch all euer Leid süßen und, die ihr liebet, vor allem Uebel behüten.“ Aber die Muhme drehte den Kopf herum und fuhr sie unchristlich an: „Haha, willkomm Teufel, wie steht's in der Hölle?“ Mariken erschrak ob der unziemlichen Worte, legte still die eingekauften Sachen in einen Winkel und bat die Muhme bescheidentlich um ein Nachtlager; doch die hatte dafür keine Ohren, denn sie war zu sehr in die Politik

vertieft. Da wagte das arme Mädchen, sie noch einmal und inständiger zu bitten; aber das half eben so wenig, sie raste fort: „Was? du jagst mir den Teufel in den Kopf; aber ich bind' ihn, ich wickele und schnür' ihn auf ein Kissen, gleich einem Kinde; ich weiß kaum, ob ich auf meinem Kopf oder auf meinen Füßen stehe" und dergleichen mehr. Noch mehr geängstet und mißmuthig, packte Mariken ihre Einkäufe wieder zusammen, denn sie wollte ihr Bette lieber unter dem blauen Himmel haben, als bei der Muhme, und sie sprach: „Nun frag' ich auch nach keiner lebendigen Seele mehr was, und käme selbst der wahrhaftige Teufel zu mir." Damit verließ sie das Haus der Muhme und die Stadt Nymwegen, und schritt weiter und immer weiter fort, um nach Hause zu kommen.

Aber wie sie nun so allein auf dem Felde war und voll Hunger und Müdigkeit bald nicht weiter zu kommen wußte, da meinte sie, sie müßte verzweifeln, und rief endlich unter jämmerlichen Thränen: „Ach, nun helfet mir klagen, mir armen Mädchen, Gott oder Teufel, es ist mir alles eins", und sie hielt ihre Hände vors Gesicht und rieb sich ihre nassen Augen mit dem Schürzchen. Indem sie das aber that, da stand plötzlich ein feiner Herr vor ihr und der fragte sie mit freundlicher Stimme: „Saget mir doch, schöne Jungfrau, warum ihr also betrübet seid." Mariken erschrak gewaltig, als sie mit einem Male jemand reden hörte, von dem sie eben noch keine Spur gesehen hatte; aber der Fremde fuhr fort: „Ihr müsset nicht erschrecken, schön Kind, denn ich habe euch von ganzem Herzen lieb, und seid ihr deß zufrieden, so mache ich euch zu einer Frau der Frauen." Das beruhigte Mariken in etwa und sie sprach: „Aber dann saget mir auch, lieber Freund, wer ihr eigentlich seid." Darauf antwortete der Fremde: „Ein Meister aller

Künste bin ich, und wollet ihr mir eure Liebe schenken, so lehr' ich euch zur Stunde die sieben freien Künste, als da sind: die Musica und Rhetorica und Logica und Grammatica, Geometria, Arithmetica und Alcumisterie." Mariken staunte, als sie all diese gelehrten Sachen nennen hörte, und sie war auch ganz zufrieden, daß sie das alles lernen sollte, aber sie wollte doch zuvor des Fremden Namen wissen. „Den kann ich euch sagen", sprach der Herr, „ich heiße Monen mit einem Auge; aber das war noch nicht alles, was ihr von mir zu bekommen habet; an Gold nämlich und an Juwelen und Geld würdet ihr nimmer Gebrechen haben, wenn ihr mir eure Liebe schenktet." — „Ist das wahr?" fragte Mariken erstaunt, „dann habe ich wahrlich nichts dagegen; aber da wäre noch eins, was ich auch gerne lernen möchte, und das ist die Kunst der Negromantie. Mein Ohm hat ein schön Buch davon und damit konnte er Wunder thun, und hätte den Teufel durch ein Nadelöhr damit gejagt. Die Kunst müßte ich auch noch wissen."

Das war aber ein harter Schlag für den Fremden, denn diese Kunst hätte er sie um keinen Preis lernen wollen; darum sprach er: „Stehet davon ab, mein schönes Lieb, denn die Kunst der Negromantie ist eine gar gefährliche, und mancher hat durch sie sein Leben eingebüßt. Bedenket doch, wenn ihr in der Beschwörung der Geister nur um ein Wort, ja nur um eine Sylbe fehltet, dann wäre es um euch geschehen, und ich könnte euch alsdann nicht mehr mein Herzlieb nennen. Ich will euch aber dafür entschädigen und euch die große Kunst lehren, alle Sprachen zu verstehen, welche nur immer in der Welt sind; das soll euch, mein süß Bild, gewiß besser gefallen." Mariken willigte in den Vorschlag ein und war deß ganz zufrieden, und bat den fremden Herrn, den Unterricht nur alsbald zu beginnen. Doch der sprach:

„Ich habe bevor euch noch um etwas anderes zu bitten, liebe Jungfrau, und das ist, daß ihr euren Namen von heut an ändert, denn den kann ich nun einmal nicht leiden. Mariken! ah!" Das wollte das Mädchen nicht, und als Monen sah, daß er einstweilen nichts ausrichten konnte, begnügte er sich mit dem Versprechen, welches sie ihm gab, nimmer das heilige Kreuzzeichen zu machen. Dann sprach er noch über vieles andere; endlich kam er langsam wieder auf das Namenwechseln zurück und schlug Mariken vor, wenigstens statt ihres plumpen Namens den im Lande üblichern und schöner klingenden Emmeken anzunehmen, und das that Mariken auch, und gleich darauf begaben sich beide nach Herzogenbusch und Antwerpen, und ehe sie dort noch ankamen, hatte Mariken schon alles inne, was Monen ihr versprochen, ohne daß sie selbst wußte, wie das zuging.

Herr Gysbrecht wußte in der Zwischenzeit nicht, was er von seiner Nichte denken sollte. Es waren schon zwei, drei, vier Tage vergangen und sie kam immer noch nicht, und es wurde dem braven Priester immer unheimlicher im Hause. Endlich konnte er's nicht mehr aushalten, nahm seinen Stock und begab sich in eigener Person nach Nymwegen und zu seiner Schwester; denn er meinte sicherlich, Mariken dort zu finden. Das unfromme Weib aber spottete noch seiner Angst, und als Herr Gysbrecht immer flehentlicher bat, daß sie ihm doch sage, wo Mariken wäre, sprach sie: „Ei, wo weiß ich's? Vor einer Woche war sie hier, und ich habe sie zum Teufel geschickt, mit dem sie wohl umherfahren wird."

Nun war der gute Mann gar untröstlich; doch suchte er sich langsam zu fassen, richtete ein inniges Gebet an unsere liebe Frau von Aachen und an Sankt Servatius von Maestricht, und ging wankenden Schrittes wieder der vereinsamten Wohnung zu.

Das gräuliche Fluchen der Muhme blieb aber nicht ungestraft von Gott; denn wenige Tage nachher ließ der Castellan, dem die Bewahrung Arents anvertraut war, den alten Herzog frei, und dieser wurde mit Jubel und Freude in Herzogenbusch empfangen. Darüber erzürnte das arge Weib so sehr, daß sie nicht wußte, wo sie stand, und sich in ihrer Wuth selber das Leben nahm.

Von all dem wußte Mariken nichts; die saß vielmehr ganz ruhig und vergnügt mit Monen zu Antwerpen in der Schenke zum Baume auf dem großen Markte. Diese Schenke war ein verrufenes Haus und da fand sich Gesindel aller Art zusammen, schlechte Weiber, Räuber, Spitzbuben und betrügerische Handelsleute, und Gott weiß, was noch mehr für Volk, und die tobten und lärmten untereinander, daß es ein Gräuel war. Einige dieser leichten Gesellen naheten bald Mariken und Herrn Monen, denn sie hätten das schöne Mädchen gern auf ihrer Seite gehabt, um ihre Lust mit ihr zu treiben. Mariken aber wandte sich gerade an ihren Geleiter und fragte ihn: „Saget mir doch, mein Lieb, ob es nicht Geometrie ist, wenn ich die Tropfen Weines zähle, die dort in der Kanne sind?" Monen antwortete: „Richtig, Kind, ihr habt's wohl behalten; gestern lehrte ich euch die Kunst." Da staunten die Gesellen ob der Gelehrsamkeit des Mädchens, und ihre Verwunderung wuchs noch mehr, als Herr Monen ihnen kündete, daß Mariken alle sieben Künste kenne, und u. a. auch Rhetorica, welches die älteste derselben wäre. Sie hätten gern eine Probe davon gehört, und das schmeichelte dem Mädchen; es erhob sich und sagte ihnen einen Referem her, der war so künstlich, daß sich die Verse am Ende und in der Mitte und überall reimten, und daß sich bald eine Menge von Leuten um sie sammelten und mit offenem Munde ihr zuhorchten. Herr Monen hatte sich inzwischen von ihr weg und unter die

Zuhörer geschlichen. Da stieß er bald diesen, bald jenen, und es dauerte nicht lange und alle Anwesenden prügelten einander auf eine jämmerliche Weise. Das gefiel Monen, der, wie man wohl sieht, nur der leibhafte Satan war, über die Maßen, und er beschloß, noch länger in dem Baume zu bleiben, „denn", murmelte er in den Bart, „wenn der droben mir kein Stöckchen steckt, dann habe ich in einem Jahre mehr denn tausend Seelen in meinen Klauen."

Emmeken gefiel der Spektakel nicht und sie meinte oft in sich selbst, der Monen müßte doch keiner von den besten sein. Dieser Gedanke lebte noch mehr in ihr auf, wenn ihr das Versprechen in den Sinn kam, daß sie das heilige Kreuzzeichen nicht machen solle; aber wie sie so da stand und darüber nachgrübelte, da sprangen ein paar lustige Gesellen zu ihr heran, und alle guten Eingebungen ihres Gewissens waren hin, und sie ergötzte sich mit den leichten Brüdern.

Also trieb Emmeken oder Mariken, wie man will, es sechs Jahre fort, und Herr Monen hatte tagtäglich mehr Freude an ihr. Da erwachte die Sehnsucht in ihrem Herzen, Oheim Gysbrecht und andere ihrer Freunde und Bekannten einmal wieder zu sehen, denn sie hätte denen auch gerne einmal gezeigt, wie gelehrt sie geworden war. Deß war Herr Monen aber nicht gar zufrieden und er bat sie, davon abzustehen; doch Mariken sprach: „Ich will es nun einmal", und er mußte gehorchen, und sie begaben sich auf den Weg nach Nymwegen, wo sie gerade am Kirmeßtage ankamen. An dem Tage führte man jahrjährlich ein Wagenspiel in der Stadt auf, und Emmeken hätte das gern einmal gesehen; denn sie wußte von ihrem Oheim noch her, wie der oft erzählt hatte, daß das so schön sei. Monen war aber unwillig darob und fuhr Mariken hart an, wie sie, eine also gelehrte

Magd, sich mit so geringen Sachen befassen könnte; denn er fürchtete, sie möge bei dem frommen Spiele, welches dem Volke insgemein mehr nützte, als Predigten und Lehren, andere Gedanken bekommen und ihm untreu werden. Wie vorher, so bestand Emmeken auch jetzt wieder auf ihrem Willen, und er mußte sie zu dem Spielplatze begleiten.

Als sie dort ankamen, trat gerade Mascheroen auf und sprach: „Ich bin Breherio Mascheroen, der Advocat von Lucifer, und will Gott zur Rede stellen, warum er den stets sündigenden Menschen gnädiger ist, als uns Teufeln, die wir nur einmal gesündigt haben und für das eine Mal nun ewig und sonder Hoffnung brennen müssen in dem Abgrund der Hölle." Als er dieses gesagt, wendete er sich an Gott den Herrn und forderte den zur Rechenschaft auf. Darauf sprach Gott: „Ich habe gesagt und versprochen, wer bei Zeiten Buße thuet, der findet Gnade in der Ewigkeit." Mascheroen entgegnete: „Das war aber nicht zu unserer Zeit im alten Bunde, und darum behaupte ich, daß wir ungerecht leiden müssen." Nun erhob sich Christus und antwortete: „Warum bin ich denn anders gestorben, als um das zu ändern und alle Menschen zur Gnade zu bringen? Ihr führt eine ungerechte Klage, Mascheroen, und mein Vater hat ganz Recht." — „Wenn das denn ist", sprach der Advocat hinwieder, „dann müßte Gott jetzt noch viel strenger gegen die Menschen sein, wie ehedem im alten Bunde, und das ist er gerade nicht, Herr Christus!" Da erwiederte Gott Vater: „Ja, das ist wahr, und bessern sich die Menschen nicht, ich lasse mein strenges Schwert der Gerechtigkeit schneiden."

Unserer lieben Frau, die auch gegenwärtig war, ging das sehr zu Herzen, und sie bat ihren Sohn, dann wenigstens den Menschen vorher Warnungszeichen zu

senden, als Kometen, Doppelsonnen, Erdbeben rc. Jesus aber wollte sich nicht erbitten lassen und in seinem Zorne beharren, indem die Menschen nur um so schlimmer würden, je öfter man sie warnte.

„Kommt, liebe Jungfrau Emmeken", rief Monen ungeduldig, „was soll euch das Gewäsche solcher Narren frommen? Kommt, wir wollen über vernünftigere Dinge sprechen." Aber Emmeken wollte keinen Fuß breit von der Stelle, und um so weniger, als nun Mascheroen fragte, ob Gott ihm nicht erlauben wolle, die Menschen zu peinigen, und Maria mit so schönen und rührenden Worten um Verzeihung für sie flehte. Da durchschnitt bittere Reue das Herz Marikens, und wie oft Monen ihr auch vorschlug, im schönsten Wirthshause der Stadt eine Kanne Wein mit ihm zu trinken, sie blieb und wollte nicht weg. Nun wurde Monen böse und er schrie zornig: „Soll mir denn all meine Arbeit also wenig genützt haben? Bei Lucifers Lunge und Milz, kommt fort von hier oder ich führe euch mit Schuhen und Strümpfen zur Hölle!" Und mit den Worten schoß er, wie ein Pfeil, mit Emmeken in die Luft.

Sicherlich wäre das arme Mariken verloren gewesen, hätte der arge Satan sie nach dem Niederfallen noch einmal fassen können. Das verhütete aber Marikens Oheim, Herr Gysbrecht, der, auch nach Nymwegen gekommen, um das Wagenspiel zu schauen, sich glücklicherweise in der Nähe befand. Dieser erkannte sie alsbald, sprang schnell zu ihr hin und scheuchte durch sein kräftiges Gebet den wüthenden Monen von ihr weg. Als Emmeken erwachte und ihren Oheim erblickte, war sie gar erfreut, bekannte ihm auch sogleich ihren Wandel während der sieben Jahre und bat ihn um Verzeihung; denn sie sei doch arg genug daran, sprach sie, weil sie nun ewig verdammt werde. Das gab ihr Herr Gysbrecht aber

35 *

nicht zu, sondern er ermahnte sie mit erbaulichen Worten zur Reue und Besserung, wonach ihr die ewige Seligkeit ganz gewiß sei.

Monen stand inzwischen immer zur Seite; denn er hätte zu gerne sein Emmeken noch mit sich geführt. Als er aber einmal wagte, auf sie loszuschießen, da nahm Herr Gysbrecht sie in den Arm und rief ihm drohend zu: „Nimm dich in Acht, du schlimmer Geist; denn versuchest du noch etwas, dann lese ich dir etwas aus meinem Breviere, welches dich schon fortjagen soll.“ Da sah nun Monen, daß alles verloren war, und er brüllte und heulte jämmerlich: „Ach, ich armer Geist! Wie wird es mir ergehen! Wie werden sie mich mit glühenden Zangen quälen und peinigen, wenn ich diese verliere! Wie wird es mir ergehen!“ und dabei blies er aus Nase, Mund und Ohren rothglühende Flammen, so daß es gräulich anzuschauen war. Das kümmerte aber Herrn Gysbrecht nicht, der nahm vielmehr Mariken ruhig bei der Hand und führte sie zu dem Dekane, welches ein sehr gelehrter und heiliger Priester war.

Als der Dekan von Marikens Sünden gehört, sprach er, daß er ihr dieselben nicht vergeben könne, weil sie zu groß und unendlich wären. Das betrübte Herrn Gysbrecht; er ging mit Mariken nach der Kirche und nahm dort das heilige Sacrament mit sich, denn er wollte nun zu dem Bischofe von Cöln reisen und auf dem Wege fürchtete er Monens Angriffe. Es erwies sich auch bald, daß der kluge Priester darin wohl gethan hatte; denn Monen blieb stets in der Nähe und riß mitunter halbe Eichbäume aus, die er dann auf sie warf, was aber natürlich unnütz war, denn Gott schützte die frommen Reisenden.

Wie Herr Gysbrecht aber dem Bischofe von Cöln die Sache vortrug und alles erzählte, da sprach dieser:

„Mein lieber Sohn! Das ist eine Sünde, die zu vergeben nicht in meiner Gewalt steht; das kann nur der Pabst von Rom." Und Herr Gysbrecht verzweifelte nicht, sondern ging mit Mariken getrost weiter über Berg und Thal, bis sie nach Rom kamen. Der Pabst hatte kaum davon gehört, als er Mariken zu sich kommen ließ und ihre Beichte anhörte. Als er jedoch vernahm, daß sie des Teufels Buhlin gewesen, und daß um ihretwillen und durch sie mehr denn zweihundert wären todt geblieben, da rief der heilige Vater erschrocken aus: „O Gott und Vater, wie ist solches möglich! Groß, sehr groß ist die Barmherzigkeit und Gnade des Herrn, aber so tief darf ich kaum in ihren Schatz greifen"; und alsdann versank er in tiefes Sinnen und ließ Herrn Gysbrecht vor sich kommen, und sprach zu diesem: „Mein guter und getreuer Sohn! Obgleich ich der heilige Vater bin, weiß ich nicht, ob ich also gräuliche Sünde vergeben kann. Lasset aber drei Ringe von Eisen machen, und schließet die um eurer Nichte Hals und Arme. Wenn diese verschlissen sind oder von selber abfallen, dann ist ihre Sünde vergeben."

Also that Herr Gysbrecht und reiste wieder mit Mariken von Rom ab und nach Nymwegen, wo sie in das Kloster der bekehrten Schwestern ging. Dort nahm er dann einen rührenden Abschied von ihr und empfahl ihr nochmals an, in ihrer Buße zu verharren, indem der Himmel ihr ihre Sünden ohne Zweifel alsdann verzeihen würde.

Da lebte nun Mariken noch viele, viele Jahre und in der höchsten Strenge und Zurückgezogenheit, und die Ringe blieben immer noch um ihre Arme und ihren Hals. Als sie aber nun schon sehr alt war und fühlte, daß sie sterben müßte, da sah sie plötzlich einen Engel neben ihrem Bette, und der rührte die Ringe an und sie fielen ab von ihr, worauf sie gottselig im Herrn entschlief.

Ihr Grab sah man lange nachher noch in der Klosterkirche, und auf dem Leichensteine war die ganze Geschichte beschrieben, und die drei Ringe hingen als Gedenk- und Wahrzeichen daneben an der Mauer.

453.
Teufel will ein Mädchen holen.

Mündlich von E. van den Plassche.

Vor langer, langer Zeit lebte in Antwerpen ein Dominikanerherr, der hatte eine schöne Nichte und die hatte sich dem Teufel ergeben, und fuhr mit ihm in Dörfern und Städten herum und lebte mit ihm, wie Frau und Mann. Auf eine Zeit kamen beide nach Antwerpen zurück und zwar zur Kirmeßzeit, wo die Beinhauergilde auf dem großen Markte eine Vorstellung vom Leiden Christi gab. Als das Mädchen diesem zuschaute, fing sie bitterlich an zu weinen, denn sie gedachte ihrer Sünden; aber dem Teufel gefiel das nicht, und er packte sie und flog fort mit ihr, um sie nach der Hölle zu führen.

Zur selben Zeit ging ihr Ohm, der Dominikaner, im Klostergarten spazieren. Als er über sich das Geräusch hörte, welches der Teufel im Fliegen machte, blickte er auf und erkannte seine Nichte, und beschwor den Teufel auf der Stelle, so daß dieser das Mädchen fallen lassen mußte. Nun führte der Ohm sie zur Beichte und bekehrte sie wieder zu Gott, und sie starb bald darauf eines seligen Todes.

454.

Der Teufel von Nederbrakel.

Mündlich; mitgetheilt von Jaek van de Velde.

Der Knecht eines reichen Pachters hatte all sein Geld durchgebracht und kam Abends spät trunken nach dem Pachthofe zurück. Den Prügelstock seines Herrn fürchtend, kehrte er am Thore wieder um und ging auf einen Kreuzweg, um daselbst dem Teufel seine Seele zu verkaufen. Er rief und beschwur den Bösen so lange, bis ein Teufel kam und zu ihm sprach, der Herr und Meister der Hölle könne nicht eher seinem Wunsche genügen, als bis er, der Knecht, ihm eine schwarze Henne geopfert habe, welches punkt zwölf Uhr Nachts geschehen müsse. Deß war der Knecht zufrieden, ging in den Hof und holte daselbst eine schwarze Henne, mit der er bald auf den Kreuzweg zurückkehrte. Kaum tönte der erste Schlag von zwölfe vom Kirchthume, als eine Menge von Teufeln erschien, deren Oberster vortrat und die schwarze Henne in Empfang nahm. Dann wurde der Pakt abgeschlossen auf fünf Jahre, und der Knecht schrieb sein Handzeichen mit Blut in ein Büchelchen, welches einer von den Teufeln ihm hinreichte.

Nach Hause zurückgekehrt, hörte er von seinem Herrn auch nicht das leiseste Wort von Vorwürfen oder Aehnlichem. Seine Hosentaschen waren dazu stets gefüllt; jegliches Mal, wenn er die Hand hineinsteckte, zog er acht und ein Dortjen (75 Centimes, 6 Silbergroschen) heraus und er führte ein lustig Leben.

Als er einmal die Schafe hüten sollte, waren diese, während er schlief, auf des Nachbars Acker gelaufen und hatten in der Frucht daselbst großen Schaden gethan. Der Eigner des Bodens, der just in der Nähe war, sah das nicht so bald, als er wüthend zuschoß, um sich an

dem Hirten zu rächen; aber der Teufel stand diesem bei, und ehe noch der Bauer ihn fassen konnte, waren Hirt und Schafe in Misthaufen verwandelt, und der Bauer mußte unverrichteter Sache abziehen.

So lebte der Knecht immer fort; aber die fünf Jahre, nach deren Verlauf seine Seele dem Bösen gehörte, waren bald um, und er konnte nur mit Schrecken an den fürchterlichen Augenblick gedenken. In seiner Angst lief er zu dem Pfarrer und bekannte diesem alles. Der Pfarrer, froh, dem Teufel eine Seele entreißen zu können, ließ den Knecht einen Akt herzlicher Reue erwecken und befahl ihm alsdann, am folgenden Tage, wo der Pakt abgelaufen war, in die Pastorei zu kommen. Das that der Knecht, und beide begannen zu beten. Bald ließ sich ein gräuliches Geräusch um das Haus herum hören; Ketten rasselten, Geheul ertönte, und in dem Schornstein rumorte es, als solle derselbe zusammenfallen. Der Knecht wurde plötzlich in die Höhe gerissen; er schrie jämmerlich, denn er dachte, nun für ewig verloren zu sein. Aber der Pfarrer ließ den Muth nicht sinken, sondern fiel auf die Kniee und betete das Evangelium Sankt Johannis. Während desselben wurde der Knecht niedergeschmissen, bald aber wieder in die Höhe gehoben und nochmals hingeworfen, und das dauerte so lange, bis er blutig und entstellt halb todt da lag; da fiel das Büchelchen mit der Unterschrift durch den Schornstein, und der Teufel war weg.

455.

Die zerbrochene Scheibe in der Predigerherrenkirche zu Antwerpen.

Mündlich von M. van der Voort.

Eine Quesel in Antwerpen hatte sich dem Teufel auf sieben Jahre erschrieben. Am letzten Tage vor Ablauf dieser Frist kam aber eine große Angst über sie und sie wußte nicht, was zu machen, und lief endlich zu einem Predigerherrn, dem sie die ganze Sache erzählte. Der fromme Geistliche erschrak höchlich darob und sprach: „Da muß alsbald Rath geschafft werden; wir können keinen Augenblick verlieren; kommet alsogleich mit mir zur Kirche und beichtet, dann wollen wir weiter sehen." Die Quesel ging mit dem Predigerherrn in die Kirche und beichtete ihn unter vielen bittern Thränen all ihre Sünden, und als das geschehen und sie davon losgesprochen war, da sprach der Geistliche weiter: „Nun müssen wir sehen, daß wir die Handschrift vom Teufel herausbekommen, und das ist gerade keine leichte Sache. Wann ist euer Termin abgelaufen? — „Morgen Mittag um zwölf Uhr", antwortete die Quesel, und der Predigerherr sagte: „Bleibt nun in der Kirche und betet die ganze Nacht. Morgen früh komme ich wieder."

Am andern Morgen betete das ganze Kloster für den glücklichen Ausgang der gefährlichen Sache; dann las der eine Predigerherr die Messe, und als die zu Ende war, trat er zu der Quesel und band ihr seine Stola um den Hals, und beschwor den Satan, ihr die Handschrift zurückzugeben. Da hörte man ein schreckliches Geheul um die Kirche herum und ein Getose, daß die Fenster bebten. Aber der Geistliche ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern setzte seine Beschwörung vertrauungsvoll fort. Punkt zwölf Uhr fuhr es wie ein

Blitz durch ein großes Kirchenfenster, so daß eine Scheibe brach. Die Klosterherren liefen hinzu und sie fanden die Handschrift an der Erde liegen. Die zerbrochene Scheibe haben sie aber nie wieder machen lassen können; denn jedesmal, wenn eine neue Scheibe in dem Loche war, fuhr der Teufel mit der Hand hindurch und zerbrach dieselbe.

456.

Der betrogene Teufel.

Mündlich von einem alten Pachter.

Mein Vater hat mir oft das Folgende erzählt.

Zu Löwen lebte vor Zeiten ein reicher Kaufmann, der all sein Geld und Gut dadurch erworben hatte, daß er dem Teufel mit Leib und Seele verschrieben war. Bei dem Reichthum besaß der Mann eine große Klugheit, und er wußte sich zu helfen, wenn andere weder Hülfe noch Rath kannten. So ging es unter andern, als der Teufel am Ende der sieben Jahre zu ihm kam, um ihn zu holen.

Er nahm den Teufel nämlich freundlich bei der Hand und rief, da es just Abend war: „Frau, bring schnell ein Licht für den fremden Herrn." — „Das ist nicht nöthig", sprach der Teufel, „ich komme nur, um euch zu holen." — „Ja, ja, das weiß ich schon", sprach der Herr, „lasset mir nur noch so lange Zeit, bis das Stümpfchen Licht ausgebrannt ist; ich habe eben nur noch meinen Namen unter einige Briefe zu setzen und meinen Rock anzuziehen." — „Ja", sprach der Teufel, „aber nicht länger, als bis das Kerzchen abgebrannt ist." — „Gut", entgegnete der Herr, und ging in die Nebenkammer und hieß die Magd eine große Tonne mit Wasser neben eine tiefe, tiefe Grube setzen, die eben im

Garten gegraben war; die Knechte trugen gleichfalls jeder eine Tonne zu, und als das geschehen war, mußten sie ihre Schaufeln fassen und sich um die Grube stellen. Dann ging der Herr schnell zum Teufel, und sah da, daß das Lichtchen nur noch zwei Finger breit groß war, und der Teufel lachte und sprach: „Ja, haltet euch nur bereit; es ist bald am Ende.“ — „Das weiß ich und bin's zufrieden, aber ich halte mich an eurem Worte und bleibe bis das Kerzchen abgebrannt ist.“ — „Ja natürlicherweise“, antwortete der Teufel, „ich halte mein Wort.“ — „Es ist dunkel in der Nebenkammer“, fuhr alsdann der Herr fort, „ich muß doch das dicke Buch mit den schweren Krampen finden; erlaubt mir doch, daß ich das Licht für einen Augenblick nehme.“ — „Gern“, erwiederte der Teufel, „aber ich gehe mit.“ Das that er auch, und des Herrn Angst stieg immer mehr. In der Nebenkammer sprach der Herr plötzlich: „Ach, nun weiß ich, der Schlüssel steckt auf der Gartenthür“, und mit den Worten sprang er hinaus mit dem Kerzchen, und lief in den Garten und warf es, ehe der Teufel noch ihm nachgekommen war, schnell in die Grube, und die Knechte und Mägde gossen das Wasser darauf, und warfen das Loch alsdann mit Erde zu. Da kam der Teufel auch in den Garten und fragte: „Nun, habt ihr den Schlüssel, und wie steht es mit dem Kerzchen? Wo ist das?“ — „Das Kerzchen?“ fragte der Kaufmann. „Ja, das Kerzchen“, sprach der Teufel. „Ha, ha“, lachte der Herr, „das ist noch nicht ausgebrannt und wird in den ersten fünfzig Jahren auch nicht ausbrennen; es liegt drunten hundert Klafter tief in der Erde.“

Als der Teufel das hörte, da schrie er jämmerlich und fuhr unter gräulichem Gestanke weg.

457.

Sankt Bernhard und der Teufel.

Mündlich.

Als Sankt Bernhard in der Abtei Affligbem wohnte, da verirte ihn der Teufel häufig, so daß der Heilige nicht mehr wußte, womit ihn vertreiben. Eines Abends fing der Böse wieder solchen Spuk an, als Bernhard einen trefflichen Einfall bekam; er nahm das Kerzchen aus dem Leuchter, welcher vor ihm stand, und beschwur den Teufel, daß er dasselbe halten mußte. Anfangs ging das gut, aber bald lief das heiße Wachs dem Teufel auf die Finger, und verbrannte ihn arg; aber er durfte das Kerzchen nicht loslassen. Endlich, als es ungefähr ausgebrannt war, kam die Flamme an des Teufels Daumen und brannte ein tiefes Loch hinein, so daß der Satan vor Schmerzen sprang, und schrie und heulte. Sankt Bernhard blieb ganz ruhig dabei. Als aber das letzte Fünkchen eben erloschen war, da hätte einer den Teufel weglaufen sehen sollen! Er hütete sich auch, wiederzukehren. Davon kommt das Sprichwort, welches man noch jeden Tag in Belgien hören kann: „Es soll geschehen oder der Teufel muß die Kerze halten.“

458.

Das erste Bund.

Mündlich.

Ein Mädchen, die bei Brüssel auf einem Pachthofe wohnte, wollte an einem Kirmeßmontage gerne zum Reigen gegangen sein; aber der Pachter, der ein gar wunderlicher Kauz war, wollte das nicht zugeben, und wies ihr ein großes Feld mit Düngerhaufen, und befahl ihr, bis zum

Mittage den Dünger aus einander zu breiten. Das war aber eine fast unmögliche Sache; denn des Düngers war sehr viel, und das arme Mädchen setzte sich halb verzweifelt auf die Erde und weinte. Da stand plötzlich ein kleines, altes, häßliches Männchen neben ihr und fragte, was ihr fehle, und sie erzählte alles. „Da ist Rath für", antwortete das Männchen und machte „husch", und zwei Düngerhaufen flogen aus einander und legten sich ganz gehörig auf das Feld hin. Dann fuhr das Männchen fort: „Sieh, so mach' ich es auch mit dem andern Dünger, wenn du mir versprichst, mir das erste Bund zu schenken, welches du morgen machen wirst." Deß war das Mädchen zufrieden, und in zehn Minuten war all der Dünger auf seiner Stelle, und das Mädchen ging zum Tanz.

Als der Pachter sie daselbst sah, verwunderte er sich und wollte schelten; aber das Mädchen sprach, er könne sich nur zufrieden geben, denn alle Arbeit sei gethan. Da ging er auf den Acker und fand, daß das Mädchen wahr gesprochen. Doch schien ihm die Sache nicht richtig, und er holte Mieken vom Tanze und führte sie zum Pfarrer, damit sie dort bekenne, wie das zugegangen. Der Pfarrer zog die Stirne kraus und sprach: „Aha, da ist der Teufel noch einmal klug. Höre, Mieken, binde morgen früh deinen Unterrock nicht, sondern gehe am besten im Hemde in die Scheune, und binde dort ein Bund Stroh und wirf das vors Thor; thust du das nicht, dann bist du verloren."

Mieken erschrak höchlich darob und that buchstäblich, wie ihr geheißen war. Kaum hatte sie aber das Bund Stroh vors Thor geworfen, als der Teufel es packte und in tausend Stückchen zerriß.

459.

Der Freischütz.

Mündlich aus Audenaerde, Brügge, Dort und Amsterdam.

Es war ein Jäger, der konnte lange Zeit kein Wild treffen. Da wandelte er eines Tages verzweifelt im Walde umher, denn sein Herr wollte ihn aus dem Dienste jagen. Plötzlich stand ein fein gekleideter Mann bei ihm und fragte ihn, warum er also betrübt sei. Der Jäger erzählte es, und der Fremde lachte laut auf. „Warum lacht ihr und spottet mein?" frug der Jäger; „das thut ihr nicht mehr, sonst habt ihr eine Kugel im Leibe." Da lachte der Mann noch mehr und sprach: „Eine Kugel von euch? Da müßtet ihr ein wackerer Waidmann sein, wenn ihr mich auf drei Schritte treffen wolltet; und ihr seid ja doch nur ein Stümper." — „Das sagt ihr nicht zweimal", schrie da der Jäger zornig, legte seine Büchse an und schoß, und der Fremde lachte noch immer fort und sprach, ihm die Kugel bietend: „Da habt ihr eure Kugel zurück;- die taugt nichts." Nun kam dem Jäger doch in etwa die Angst an; aber der Fremde half ihm bald daraus, indem er sprach: „Lasset mich einmal schießen. Seht ihr da hinten weit auf dem Kirchthurme den Spatzen sitzen? Den schieß ich euch herunter." — „Thut's, wenn ihr's könnt", lachte der Jäger, und in selbem Augenblicke knallte der Schuß, und der Spatz sank. „So sollt ihr auch schießen können", fuhr der Fremde nun fort, „und alles treffen, was ihr nur wollt, selbst ohne es zu sehen, und wenn ihr es sehet, dann kann es so weit sein, wie es will, ihr trefft's, wenn ihr mir nur euer Handzeichen geben und mit mir einen Accord auf sieben Jahre eingehen wollt. Ich verlange nur eure Seele." — „Gut", sprach der Jäger, „ich bin's zufrieden; aber unter der Bedingung, daß ihr

mir immer sagt, was ich schieße." — „Zugestanden", entgegnete der Fremde kurz; der Jäger zeichnete auf ein Papier seinen Namen mit Blut, und der Fremde verschwand.

Sieben Jahre schoß der Jäger, daß es ein Wunder war, und er hatte einen Gehalt von seinem Herrn, wie kein Jäger in der ganzen Welt. Als aber der vorletzte Tag da war, da wurde er gar traurig; denn er fürchtete, daß der Teufel ihn am andern Morgen holen werde. Als seine Frau diese Betrübniß bemerkte, fragte sie ihn um die Ursache. Nach langem Zögern gestand er, wie er mit dem Teufel einen Vertrag eingegangen hatte unter der Bedingung, daß der Satan ihm immer sage, was er schösse, wenn das Wild etwas weit entfernt sei. „Da kann ich euch schon helfen, lieber Mann", lachte die Frau, „geht nur getrost auf die Jagd; aber schießt nicht, ohne zu fragen, was es ist, was ihr schießt." Der Jäger that also, und als er weg war, zog die Frau sich nackt aus, bestrich sich ihren ganzen Leib mit Syrup und wälzte sich alsdann in einem geöffneten Federbette umher, so daß sie eher einem Vogel, als einem Menschen ähnlich sah. Dann ging sie aufs Feld und sprang dort umher. Nicht lange und der Jäger kam von ferne mit dem Teufel, und der letztere sah das wunderbare Federgeschöpf und rief dem Jäger zu: „Da, schießt!" — „Was ist das denn?" frug der Jäger. Der Teufel sah und sah, aber er konnte nicht erkennen, was es war, und sprach endlich beschämt: „Ich weiß wahrhaftig nicht." — „Hahaha!" lachte da der Jäger, „dann ist unser Accord gebrochen", und der Teufel verschwand mit einem gräulichem Gestank. Da lachte die Frau noch mehr und umarmte freudig ihren also geretteten Mann.

460.

Die Teufelsklaue zu Hamme bei Dendermonde.

Mündlich.

Jaek van de Velde im Kunst- en Letter-Blad. 1842. Nr. 7. S. 28.

Auf dem ehemaligen Kirchhofe zu Hamme war es vordem nicht geheuer; denn böse Geister kamen jegliche Nacht daselbst tanzen und springen, um also die Ruhe der im Herrn Entschlafenen zu stören.

Ein würdiger Pfarrer von Hamme hat aber diesem Unwesen ein Ende gemacht und die Geister für ewig gebannt. Ein Hauptteufel, Lucifer, wie einige wollen, strengte jedoch seine letzten Kräfte an, um dort zu bleiben, und umfaßte in wüthender Verzweiflung zuletzt eine Säule, die auf dem Kirchhofe stand. Was er aber auch machen wollte, die Kraft der Beschwörung war zu groß und er verließ mit großem Schreien und Heulen seinen letzten Zufluchtsort, und flog in Gestalt eines Feuerballs durch die Luft und fort.

In dem Pfeiler fand man nach des Bösen Abzuge eine seiner Klauen natürlich eingedrückt selbst bis auf die Nagelspitzen zu. Da diese Sache so merkwürdig war, ließ man die Säule, selbst nach Abräumen des ganzen Kirchhofes, als ein Gedenkzeichen und zugleich als einen Zeugen der Kraft des Gebetes über den Teufel und seinen Anhang stehen.

461.

Der Carolus zu Antwerpen.

Mündlich von L. Bleeschouwer.

Der Carolus ist der Name einer großen Glocke in der schönen Marienkirche von Antwerpen. Diese Glocke war in den Thurm gehängt worden, ohne daß man sie

vorher getauft hätte. Das war nun dem Teufel Wasser auf die Mühle; eines Tages fuhr er die Treppe zum Thurm hinan und wollte die Glocke herausreißen, welches ihm jedoch nicht gelang. Die Spuren seiner Klauen sieht man noch auf der Treppe; man muß sich aber hüten, ihnen mit dem Finger nahe zu kommen, denn sonst verbrännte man sich jämmerlich, indem sie noch stets von höllischer Hitze glühen.

462.

Die Glocke von Vosselaer.

Mündlich von E. E. Stroobant.

Eine Stunde von Turnhout liegt das Dorf Vosselaer. Dort hatte man vor Zeiten einmal eine neue Glocke in den Thurm gehangen, jedoch vergessen, wie es scheint, dieselbe vorher zu taufen. Als auf derselben Mitternacht kaum geschlagen hatte, kam der Teufel, riß sie mit einem gewaltigen Ruck aus dem Thurm und flog mit ihr weg. Als er sie eine Strecke getragen, ließ er sie fallen, und zwar hinter einem Sandhügel, der Kaninchenberg (Konynenberg) genannt, etwa ein Viertelstündchen vom Dorfe. Noch heute sieht man dort das Loch, durch welches die Glocke in die Hölle stürzte.

463.

Der Höllenpütz zu Dendermonde.

Mündlich von Jack van de Velde.

Es geschah einmal, daß man für die große Kirche von Dendermonde eine neue Glocke kaufte. Kurz nach dem Aufhängen derselben sollte sie zu einer feierlichen Beerdigung geläutet werden, und es traten somit mehre

Männer zu dem Seile und zogen, und die Glocke flog von einer Seite zur andern, aber man hörte auch nicht den leisesten Ton vom Thurme. Man kann sich denken, wie groß das Erstaunen der ganzen Stadt war; alsbald kletterten mehre Männer in den Thurm, um zu sehen, woran es der Glocke fehle; aber es war alles in Ordnung, der Klöpfel flog ganz wohl und schlug kräftig wider die Glocke, und trotzdem gab sie keinen Ton.

Da erinnerte einer von den Kirchherren daran, daß sie noch nicht getauft sei und daß der Teufel also wohl im Spiele sein müsse. Der Pfarrer eilte, alsogleich die Taufhandlung vorzunehmen; noch war dieselbe nicht zu Ende, als ein sonderliches Geräusch aus dem Thurme drang. Die Glocke hatte sich von selbst in Bewegung gesetzt und brummte so gewaltig, daß die ganze Kirche davon bebte. Was aber das wunderbarste bei der Sache blieb, das war, daß man den Teufel in Gestalt eines großen, schwarzen Klumpens aus einem der Schalllöcher des Thurmes herausfliegen sah; einige Minuten schwebte er über der Stadt, dann aber plumpste der Klumpen plötzlich nieder und fuhr in die Erde.

An der Stelle, wo das geschah, bildete sich zur selben Stunde eine Grube, in die faules, stinkendes Wasser drang. Zum Andenken an ihre Entstehung nannte man sie den „Höllenpütz" (Helleput).

464.

Teufel entführt die Glocken.

Mündlich.
A. C. W. Staring, Winterloof. Poezy. 's Gravenhage 1832. S. 45 und 177.

In frühern Zeiten geschah es einmal, daß ein fremder Pfarrer nach Lochem (Holland) kam, als man just die

Glocken der Kirche läutete. Der Pfarrer hatte ein gar feines Gehör und er merkte alsbald, daß die Glocken nicht getauft waren, und that sie für ihr unbefugtes Getöne in den Bann. Zur selben Stunde führte der Teufel die Glocken weg und taufte sie auf seine Weise; er warf nämlich jede in einen besondern Sumpf; die zwei Sümpfe heißen von diesem Vorfalle noch heutzutage „Duivelskolken". Jährlich in der Christnacht, punkt zwölf Uhr, läuten die Glocken noch in den Sümpfen, und man hört ihre Töne unter dem Wasser hervordringen.

465.

Der Sankt Jacobsthurm in Antwerpen.

Mündlich von M. van der Voort.

Der Sankt Jacobsthurm in Antwerpen hat keine Spitze, und zwar hat es damit also sein Bewenden. Als derselbe so weit fertig war, wie man ihn heute noch sieht, kam der Teufel und legte die Hand darauf, und da konnten die Maurer und andern Arbeiter nicht weiter bauen, und der Thurm mußte bleiben, wie er war.

466.

Der Teufelsthurm zu Gent.

Oudheden en Gestichten van het Bisdom van Deventer ... Uit het Latyn vertaalt en met Aantekeningen opgehelderd door H. V. R. Leiden 1725. 8. 2 Thle. 1, S. 215 u. 237.

Gerhard von Gent, der Mohr, der Sohn Sigers, Kastellans dieser Stadt, hatte in derselben ein großes Haus von Stein, welches stand am Ufer der Schelde. Das Haus hatte einen hohen Thurm, der war vor Zeiten vom Teufel gebaut worden.

467.

Der Teufelsgang zu Antwerpen.

Mündlich.

Ueber dem Teufelsgange zu Antwerpen sah man eine Schilderei, die den Teufel darstellte, und die leitete ihren Ursprung davon her.

In dem Gange wohnte ein Mann, der ein gräulicher Flucher war. Einmal hatte er auch wieder geflucht und geschworen, und unter andern geschrieen: „Daß der Teufel hier in die Kammer fahre!" Und da kam der Teufel zur Stunde in die Kammer und zwar in Gestalt eines schwarzen Hundes, und in der Kammer wurde er zu einem schwarzen Kerl, und nahm sich einen Stuhl und setzte sich an den Ofen.

Da kam dem Flucher die Angst an und er schickte zu dem Pfarrer, und der kam und gebot dem Teufel, sich wegzupacken. Der Teufel aber sprach: „Warum soll ich von hier weggehen? Man hat mich gerufen und ich bin gekommen." Nun fing der Pfarrer an, ihn zu beschwören, und sprach nochmals, er solle gehen, woher er gekommen wäre. „Das kann ich nicht", sagte der Teufel, „ich muß einen andern Weg nehmen." — „Nun, so fahre denn durchs Fenster in Gottes Namen!" rief da der Pfarrer, und im selben Augenblick geschah ein gräulicher Knall, und der Teufel fuhr durch das Fenster, daß alle Scheiben brachen, und in der Kammer war ein solcher Gestank, daß kein Mensch es darin aushalten konnte.

468.

Die Kartenspieler zu Wetteren.

Mündlich.

Zu Wetteren saßen an einem Sonntage während der Hochmesse drei Männer in der Schenke und wollten Karten spielen; es fehlte ihnen aber ein Vierter, um die Partie voll zu machen, und sie fluchten gottlästerlich darüber. Da trat plötzlich noch ein Mann in die Schenke und forderte sich ein Glas Branntwein. „Wollt ihr ein Spielchen mit uns machen?“ fragten ihn die drei Bauern. „Warum nicht?“ entgegnete der Fremde und setzte sich an den Tisch. Während nun der eine die Karten mischte, wollte der zweite der Männer die Tafel abwischen, um anschreiben zu können, stieß jedoch mit dem Arme die Kreide herab, die auf der Erde in kleine Stückchen brach. Er bückte sich dennoch, um das größte Stückchen wenigstens aufzunehmen; — wer aber malt seinen Schrecken, als er sah, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte. Mit einem lauten Schrei des Entsetzens stürzte er, sich kreuzend, hinterrücks und schrie: „Der Teufel! der Teufel!“ Die andern Zwei wollten ihm zu Hülfe kommen; aber ein gräulicher Schlag, einem Kanonenschuß gleich, warf sie zu Boden, unerträglicher Gestank folgte und der Fremde war verschwunden.

Seit dem Tage ist in dem Hause kein Glück mehr. Alle Leute, die darein ziehen, verderben und sterben.

469.

Der Teufel wirft den Schuhlapper zu Boden.

Msc. von d'Obercourt S. 195.

Ein ehrsamer Schuhmacher in Gent, genannt Peter von Landeghem, wohnte an der neuen Brücke in einem

kleinen Häuschen. Eines Tages saß er ganz still da und lappte einen Schuh, als plötzlich sich ein Unwetter erhob, und er mit seinem Häuschen ergriffen und zur Erde geworfen wurde, ohne daß ihm jedoch Leides widerfahren wäre. Ich sah ihn aus meinem Fenster, und der böse Feind flog gleich nachher durch das Haus van Hoorne, wo er alle gläsernen Fenster zerbrach; und that auch in andern Nachbarshäusern vielen Schaden.

470.

Teufel verbrennt zwei Kirchthürme.

Mündlich von Rob. van Maldeghem.

Vor langer, langer Zeit lebte einmal in Nivelles ein Mensch und der war vom Teufel besessen. Der Pfarrer wurde gerufen, um den bösen Geist auszutreiben, und er erschien auch alsbald mit Kreuz, Weihwasser und allem Nöthigen. Wie der brave Geistliche aber auch beschwören mochte, der Besessene verhielt sich ganz ruhig, und Jedermann gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß der Teufel schon ausgefahren sei.

Indem man noch über den sonderbaren Vorfall sprach, fuhr plötzlich ein greller Blitz hernieder und in den Kirchthurm, und nicht lange nachher tönte die Brandglocke in jämmerlichen Tönen. Zu gleicher Zeit begann der Mensch zu rasen und zu wüthen, als wenn tausend Teufel ihn gepeinigt hätten. Da ging dem Pfarrer ein Licht auf, und er beschwur den Bösen von neuem und fragte ihn, wo er eben gewesen sei. Lange krümmte der Mensch sich peinlich, denn der Teufel wollte nicht antworten; doch mußte er's endlich und er schrie: „Ja, dann will ich es euch sagen; ich war aus, und habe euren Kirchthurm und den der Muttergottes von Hall angezündet."

Und so war es auch; denn am andern Tage vernahm man, daß zur selben Stunde und im selben Augenblicke der Blitz in die Liebfrauenkirche zu Hall eingeschlagen und auch diese angezündet hatte.

471.

Unsichtbarmachen.

Mündlich aus Bierbeck.

Ehedem gab es viele Menschen hier, die sich unsichtbar machen konnten und das durch ein kleines Knöchelchen, welches sie bei sich trugen und zu handhaben wußten. Das Knöchelchen erlangten sie aber auf folgende Weise. Sie gingen Nachts zwischen zwölf und ein Uhr auf einen Kreuzweg, der zu einer Seite eine Hecke oder auch nur einen Strauch hatte. Darauf legten sie eine schwarze Katze, die in einem Sack eingenäht war, als Opfer für den Teufel. Am andern Morgen war der Sack leer, und nur ein klein Beinchen fand sich noch auf dem Boden desselben, und das diente ihnen zu ihrer Kunst.

472.

Teufel bewacht den Weingarten.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. V, cap. 43.

Ein Herr hatte einen Weinberg und trug zweien seiner Knechte auf, denselben zu bewachen. Einer von den beiden wollte sich aber einmal Nachts entfernen und rief scherzweise: „He, Teufel, bewach mir den Weingarten, und ich will dich dafür belohnen.“ Kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als der Teufel dastand und sprach: „Da bin ich, was willst du mir geben, wenn ich Wache halte?“ — „Einen Korb Trauben“,

sprach der andere, „aber mit der Bedingung, daß, wenn einer in den Weinberg kommt von der heutigen Abend- bis zur kommenden Morgendämmerung, du ihm den Hals brechest.“ Deß war der Teufel zufrieden, und der Knecht entfernte sich.

Als er aber nach Hause kam, da frug ihn sein Herr, warum er nicht im Weinberge sei, und er sagte, er habe seinen Gesellen dort gelassen. Darob erzürnte der Herr und sprach: „Gehe alsbald zurück, denn der kann ihn allein nicht bewachen.“ Der Knecht ging und traf den andern Knecht und ging mit ihm in ein Häuschen außerhalb des Weingartens. Gegen Mitternacht hörten sie ein Geräusch, als wenn jemand zwischen den Stöcken umherginge. Der eine blieb ruhig, denn er wußte, daß der Weinberg sicher war; der andere aber sprach: „Höre, da ist einer im Berge.“ — „Bleibe ruhig sitzen“, antwortete der eine, „ich will schon zusehen“; und er ging und fand keine Spur eines Menschen.

Am Morgen eröffnete er seinem Gesellen alles, und sie schütteten den Korb voll Trauben, welchen er dem Teufel versprochen hatte, neben einem Weinstocke hin. Als sie nach einer Weile zurückkehrten, waren die Trauben bis auf das letzte Körnchen verschwunden.

473.

Der dienstbare Geist.

Caesarii heisterbacensis (1220) dialogi miraculorum dist. V, v. Biblioth. patrum cisterciens., tom. II, fol. 149, ed. Bonofont. 1662.

Zu einem Soldaten kam einmal der Teufel in menschlicher Gestalt und bot seine Dienste an. Da der Böse das Aussehen eines schönen Jünglinges hatte und dabei auch wohl zu reden wußte, so gefiel er dem

Soldaten gar sehr, und er wurde angenommen. Nie stieg der Soldat zu Pferde, nie saß derselbe ab, oder der Jüngling kniete und hielt ihm den Bügel; er war bescheiden, vorsichtig in allen Dingen, verschwiegen und immer fröhlich; kurz, er besaß alle Tugenden, welche man sich nur wünschen mochte.

Eines Tages waren beide zusammen ausgeritten und an einen großen Fluß gekommen, als der Soldat, hinter sich schauend, mehre seiner Todfeinde erblickte, welche auf ihn zu sprengten. Er sprach: „Wir müssen sterben, denn meine ärgsten Feinde verfolgen uns; den Fluß können wir nicht überschreiten, und es ist auch anders kein Zufluchtsort für uns.“ Da antwortete der Diener: „Fürchte nichts, Herr, ich kenne die Seichten des Flusses; folge mir nur, und wir werden hinüber gelangen.“ Darauf stutzte der Soldat und sprach: „Kein Mensch hat hier noch über den Fluß gesetzt“; doch drängte die Gefahr immer mehr, und endlich entschloß er sich, seinem Diener zu folgen, und beide kamen glücklich hinüber. Die Feinde aber standen bestürzt und wagten nicht, ihnen nachzugehen, und sprachen: „Der Teufel muß ihn hinüber geführt haben; es ist anders nicht möglich.“

Einige Zeit nachher wurde des Soldaten Frau todtkrank, und alle Aerzte verzweifelten an ihrem Leben. Da sprach der Diener: „Wenn unsere Herrin mit Löwenmilch eingerieben würde, dann wäre sie bald genesen.“ Der Soldat entgegnete: „Ja, wo kann man diese aber bekommen?“ — „Ich werde sie schon holen“, antwortete der Diener, und noch war keine Stunde verlaufen, als er mit einem großen Gefäße voll zurückkehrte. Man rieb alsbald die Frau damit ein, und sie genaß zur selben Stunde. Da fragte der Soldat den Diener, wo er also schnell die Löwenmilch hergeholt habe. „Von den Bergen Arabiens“, antwortete dieser. „Als ich von

dir ging, da eilte ich nach Arabien in die Höhle einer Löwin, jug die Jungen hinweg und melkte die Alte; dann kam ich zurück." Der Soldat staunte und fragte weiter: „Wer bist du denn?" — „Darnach forsche nicht", sprach der Diener, „ich bin dein Knecht." Der Soldat drang jedoch noch mehr in ihn, und da gestand er: „Ich bin ein böser Geist und aus dem Himmel verstoßen." Das wunderte den Herrn und er sprach: „Wenn du ein Teufel bist, wie kannst du den Menschen dann so treulich dienen?" — „Es ist mir ein großer Trost", erwiederte der Knecht, „den Menschen zu dienen." Der Soldat aber sprach, er könne nun nicht mehr mit ihm leben, da er das wisse; der Diener antwortete: „Wie du willst; wenn du mich aber bei dir behieltest, es würde dir nimmer Leides geschehen." — „Ich wage es nicht", fuhr der Soldat fort, „steht dir aber etwas von meinem Gute an, so nimm es; denn niemals hat ein Mensch dem andern so getreu gedient. Durch dich entrann ich dem Tode, und meines Weibes Leben verdanke ich dir." Der Knecht entgegnete, er wolle nichts, als fünf Schillinge, und als sein Herr ihm die gegeben hatte, gab er sie zurück und sprach: „Lasse davon ein Glöckchen gießen und hange es über die Thüre der armen Kirche dort, damit man mit demselben die Gläubigen zum Gebete rufe." Darauf verschwand er, und der Soldat that, wie er gewünscht hatte.

474.

Rothmützchens Rache.

Mündlich.

Ein armer Bauer, dessen Frau plötzlich krank geworden war, stand in der Nacht auf, um zu buttern.

Er hatte am Vorabende schon alles bereit gestellt und die Milch in großen Töpfen neben das Feuer gesetzt, damit ihm die Arbeit um so schneller von der Hand ginge. Als er aber in die Kammer trat, sah er zu seinem großen Erstaunen das Feuer noch still brennen und vor demselben ein kleines Männchen sitzen, welches halb schlummerte. Durch des Bauern Holzschuhe geweckt, erwachte der Kleine, richtete sich auf und sah den Mann starr an, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Der Bauer sprach eben so wenig, blickte jedoch einmal verstohlen von der Seite auf den Kleinen, und erkannte, daß derselbe von Kopf bis zu Fuß in Roth gekleidet war und ein grünes Gesicht und grüne Hände hatte; dann schaute er wieder vor sich hin, nahm in der Ecke ein Bund Reisig und warf dieß neben den Heerd, worauf er ruhig schlafen ging. Am andern Morgen war die Butter fix und fertig, so daß er sie nur auf den Markt zu tragen brauchte; außerdem aber war es mehr, als er je aus seiner Milch gewonnen hatte. Seine Frau gesundete bald nachher; das Rothmützchen butterte ihm fortwährend, und der Mann wurde langsam so reich, daß er viele Kühe halten, sich ein schönes Haus bauen und noch einen ganzen Strumpf voll schöner Thälerchen zurücklegen konnte. Und das war auch kein Wunder, denn das Rothmützchen that ihm langsam auch alle andere Arbeit; es pflügte seine Aecker, besorgte sein Vieh und richtete mehr aus, als drei starke Knechte.

Aber der Vorsput verwöhnte den Bauer; er ging nun alle Abende in die Herberge, verspielte viel Geld und kam regelmäßig trunken nach Hause. Das gefiel dem Rothmützchen nicht, und es machte ihm Vorwürfe, worauf er anfangs auch hörte. Bald vergaß er sie aber wieder und verging sich gar so weit, daß er in einer Nacht, wo er auch spät und trunken nach Hause kam,

das Rothmützchen derb ausschimpfte und das Reisigbündel, welches seine Frau sorgfältig zugerichtet hatte, in den Brunnen warf.

Im selben Augenblicke verschwand Rothmützchen. Am andern Morgen war die Frau des Bauern krank, sein Strumpf, statt mit Thalern, mit Kohlen gefüllt, seine Kühe todt, sein Haus und seine Ställe verfallen, und seine Felder verwüstet. Da kam der Bauer wohl zur Besinnung; aber es war zu spät, und wie er auch das Rothmützchen bitten und flehen mochte, das Unglück wieder zu entfernen, alles half nichts; im Gegentheile, in der folgenden Nacht lachte das Rothmützchen um sein Haus herum und spottete seiner.

Der Mann ist auch bald nachher in Armuth und Elend gestorben.

475.

Holz vermehrt.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

Die Rothmützchen oder Klabbers, auch Kaboutermännchen genannt, vermehren oft das Holz. In Nächten, wo der Mond nicht scheint, steigen sie durch den Kamin in das Haus, machen sich Feuer auf dem Heerde und setzen sich ruhig vor denselben hin; das Feuer sieht aber niemand, als die Rothmützchen, doch wärmt es mehr, als anderes Feuer. Oft findet die Hausfrau Morgens von einem ganzen Bündel Reisig nur noch einige kleine Reischen um den Feuerbock liegen; aber die zündet sie flink an, denn sie weiß, daß dieselben eben so lange brennen, als ein ganz großes Bündel und doppelt so viel Wärme geben. Würde die Hausfrau dem Rothmützchen fluchen oder, während das Holz brennt, ein

Kreuz über sich machen, dann wären die Reischen in einem Augenblicke verflackert.

476.

Das hülfreiche Kaboutermanneken.

Mündlich von E. E. Stroobant und andern.

Bei Turnhout geschah es, daß ein Bursche ein Mädchen sehr lieb hatte. Das hatte schon lange gedauert, ohne daß die Eltern eines der beiden etwas davon geahnt hätten. Endlich war der Bursche deß müde, und trat eines Tages vor den Vater des Mädchens und bat ihn um seine Einwilligung zu ihrer Ehe. Der Alte war aber ein überaus stolzer und übermüthiger Mann, und der Bräutigam war ihm zu arm; darum sprach er: „Ich weiß nicht, wie ihr daran denken könnt, meiner Tochter Hand haben zu wollen. So ihr mir nicht tausend blanke Gülden aufzählen könnt, darf euch das nicht in Sinn kommen.“

Das war dem guten Jungen ein Schlag aufs Herz, und er schlich betrübt nach Hause und wußte nicht, was er anfangen sollte. Zu Hause aber hatte er nicht lange Ruhe; denn das Zählen seiner kleinen Baarschaft machte ihm keine Freude mehr; es waren ja noch lange keine tausend Gülden, die er doch haben mußte. Darum ging er aufs Feld und gedachte dort, sich sein Leben zu nehmen; denn er hatte an nichts mehr Lust. Wie er nun so ging und ging, ohne selbst zu wissen, wohin, da stand auf einmal ein Kaboutermanneken neben ihm, und das fragte ihn, warum er also betrübt sei. Der Bursche erzählte es mit weinenden Augen; als er am Ende war, lachte das Kaboutermanneken und sprach: „Ei, nur tausend Gülden; das ist ja nicht der Mühe

werth, um sich deßhalb ein grau Haar wachsen zu lassen." — „Ja", sagte der Bursche, „wenn man sie aber nicht hat?" — „Nun, nun", antwortete das Kaboutermanneken, „dann kann man sie immer noch bekommen. Du bist stets ein braver Junge gewesen, und darum ließ sich der Sache wohl helfen. Geh nur nach Hause und zähle dein Geld, und komm wieder und sage mir, was daran fehlt." — „Was daran fehlt", schluchzte der Bursche, „das weiß ich nur zu gut, achthundert Gülden." — „Hast nicht wohl gezählt", sprach das Kaboutermanneken und lachte, „geh und zähle noch einmal."

Da lief der Bursche voll Freude weg und zählte zu Hause sein Geld, und siehe, es waren tausend Goldgülden. Stracks kehrte er um, denn er hielt es für seine erste Pflicht, dem Kaboutermanneken zu danken: aber er fand es nicht mehr, und wie oft er auch rief: „Kaboutermanneken! Kaboutermanneken!" es kam nicht mehr wieder. Dann rannte er wieder zurück, packte das Geld zusammen, zog seinen Sonntagsstaat an und ging zu dem Vater seines Mädchens, dem er tausend Gülden vorzählte. Acht Tage drauf war die Hochzeit, und die beiden Leutchen lebten noch lange nachher in Frieden und Freude.

477.

Der Kaboutermannekensberg.

Mündlich von E. E. Stroobant.

Zwischen Turnhout und Casterle liegt ein Berg, den man bis heute noch den Kaboutermannekensberg nennt. Die Kaboutermannekens, welche ehedem in demselben wohnten, waren sehr zahlreich, aber dabei von gar böser Natur, und sie hatten ihre größte Freude daran,

den Bewohnern der Gegend allen nur irgend möglichen Schaden zu thun. Sowie der Abend anbrach, konnte kein Mensch vor ihnen mehr sicher sein. Sie gingen dann rund und nahmen überall mit, was ihnen eben anstand, Hühner, Enten, Gänse, Ochsen, Kühe und Kälber, Geld, kurz und gut alles, selbst bis auf das Hausgeräthe. Solches hat lange, lange Zeit gedauert. Jetzt aber hört man nichts mehr davon.

478.

Kaboutermanneken gekleidet.

Mündlich.
Vergl. Nr. 206, S. 308.

Ein Müller im Kempnerlande fand jeglichen Morgen seine Arbeit in der Mühle verrichtet, wenn es noch so viel war; aber nur, wenn er etwas von seinem Butterbrote liegen ließ, welches dann verzehrt und verschwunden war. Das wunderte den Mann, und eines Abends steckte er sich hinter einige Mehlsäcke, und sah ein nacktes Kaboutermännchen kommen, und das Butterbrot essen und in der Mühle arbeiten. Es that dem Müller leid, daß das Männchen nackt war; darum ging er zu einem Schneider und ließ ihm ein Höschen und ein Jäckchen machen, und legte das am andern Abende zu dem Butterbrote. Das Kaboutermännchen kam und sprang vor Freuden, als es den schönen Anzug sah; schnell aß es das Butterbrot, zog die Kleider an, stolzirte in der Mühle auf und ab, und war weg, ohne daß der Müller sah, wo es hingekommen wäre. Es kam auch nicht wieder.

Da dachte der Müller: „Wart, ich will dich schon kriegen!" und ging an einen Steg am Bache sitzen, wo die Kaboutermännchen jeglichen Abend herüber kamen. Es dauerte auch nicht lange und sie erschienen. Als das

erste auf den Steg trat, fragte es den Müller: „Wer bist du, Mann?" aber der Müller antwortete nicht; denn er wartete nur auf das angekleidete Kaboutermännchen, und die er sah, waren nackt. Das zweite fragte auch: „Wer bist du, Mann?" aber er schwieg still, und so ging das fort, bis das letzte kam, und das trug die Kleider, welche der Müller in die Mühle gelegt hatte. „Haha", rief der Müller, „habe ich dich?" und wollte das Männchen packen; aber da schrie plötzlich eine Stimme, wie die seiner Frau, aus dem Bache um Hülfe, und der Müller sah um und plumpste ins Wasser. Die Kaboutermännchen waren aber weg.

479.

Die dienstigen Kaboutermännchen.

Mündlich von K. F. Stallaert.

Ein alter Mann aus dem Oertchen Landorp, welches unfern Aerschot an dem Flüßchen Demer liegt, hat oft das Folgende erzählt.

Ein gewisser Herr Percy wohnte jenseits der Demer und ließ sich jeden Abend herüberfahren, um diesseits in die Herberge zu kommen. Dort hielt er sich meist lange auf, und wenn er dann zurückfahren wollte, dann war der Schiffer schon zu Bett. Das kümmerte aber Herrn Percy wenig, denn er stand sich gut mit den Kaboutermännchen. Sobald der Schiffer nämlich schlafen ging, eilten diese ans Ufer, und wenn Herr Percy aus der Herberge kam, dann riefen sie laut: „Herr Percy! Herr Percy! Kommt schnell her; wir bringen euch nach drüben. Kommt her, Herr Percy!" Dann schritt Herr Percy dem Ufer zu, und die Männchen trugen ihn hinüber, wo er ihnen einen großen Krug Bier für ihre Mühe gab.

Digitized by Google

Gewöhnlich bestellte er sie dann noch für den andern Tag, um frühmorgens den Kaffee zu machen, die Kühe zu melken, das Haus zu säubern u. s. w., und das thaten die Kaboutermännchen aufs pünktlichste; auch tranken sie keinen Tropfen von dem Kaffee oder der Milch, sondern ließen es unangerührt, bis Herr Percy ihnen etwas gab. Das thaten sie und waren so treu, weil der Hausherr ihnen so gut war. Dagegen mußten die Nachbarn tausenderlei von ihnen leiden. Den Kühen tranken sie die Milch ab, verdarben die Butter und trieben tausenderlei böse Streiche. Deßhalb waren die Nachbarn Herrn Percy gram; aber sie konnten ihm nichts anhaben, denn die Kaboutermännchen schützten ihn und wachten über ihn, daß ihm nichts Leides geschah.

480.

Nischepook.

Mündlich.
Westendorp, Mythologie. S. 183.

Zu Ditmarsen gibt es einen wunderlichen, aber dabei gar gütigen Geist, welchen man Nischepook nennt. Bei unangenehmen Zufällen und in schwerer Arbeit bringt er dem Hausherrn, wo er sich aufhält, Speise und Trank zu, und es ist oftmals geschehen, daß er einen, den er lieb hatte, steinreich gemacht hat.

481.

Zwergschmieden.

Mündlich.
(Borgnet,) Legendes namuroises. p. 170.

In den wallonischen Landen findet man keinen Flecken und kein Dorf, welches nicht eine Zwerghöhle

oder ein Zwergloch besäße. Oft findet man dort in den Wäldern Reste ehemaliger Schmieden, und die nennt das Volk Zwergschmieden; gleichfalls stößt man häufig auf ganze Barren von Eisen oder Blei, die auch von den Kobolden herkommen. In der Nähe ist jedenfalls eisenhaltiger Boden und reiches Erz; davon kann man sicher sein.

Wem diese Zwerge (nutons) gut sind, dem bringen sie großen Nutzen, nur muß man ihnen in der Nacht Speise hinsetzen.

482.

Plaudergeist.

Mündlich.

In einem Dorfe der Landschaft Waes lebte ein steinalter Mann; der hatte die sonderbare Gewohnheit, im Sommer nirgend anders schlafen zu wollen, *als* in seinem Garten. Wenn man ihn fragte, was ihn dazu bewege, dann sprach er: „Ei, ich unterhalte mich daselbst und erfahre die geheimsten Dinge.“ Und so war es auch; der Greis wußte alles, und nichts war ihm verborgen. Eines Tages sprach er zu einem Geizhalse, der ungefähr in gleichem Alter mit ihm war: „Gestern, Freund, habt ihr tausend Kronenthaler abgezählt und seid ohne Abendessen zu Bette gegangen.“ Das befand sich buchstäblich wahr.

483.
Der Geist zu Utersen.

Happelii relationes curiosae. Tom. IV, p. 316.
S. de Vries, De Satan in sijn weesen rc. I, S. 419.

Im Jahre 1685 ließ sich zu Utersen in einem Hause auf dem Lande zu jedermanns höchster Verwunderung ein Geist hören, der mit den Leuten sprach, ohne daß man ihn sehen konnte. Er berichtete von Dingen, welche zu wissen keinem Menschen in der Welt möglich war. Er betete auch und sang andächtige Liedchen und machte viel Wesens, so daß jeder genug von ihm zu sagen wußte.

484.
Der Alf.

Mündlich von Ph. Blommaert.

Es geschieht oft, daß Bauern, welche spät aus der Schenke kommen, ihre Wohnung nicht finden können und die ganze Nacht vergebens darnach suchen. Es ist der Alf, der das thut und der sie auf diese Weise verleitet.

485.
Der Geist auf dem Schlosse Egmont.

Segraisiana p. 213, 19 u. 20.
Langlet-Dufresnoy, Recueil de dissertat. anciennes et nouvelles sur les apparitions, les visions et les songes. T. I, part. II, p. 178.

Herr Patris war mit Herrn Gaston nach Flandern gezogen und wohnte dort einige Zeit auf dem Schlosse Egmont. Eines Tages wollte er sich zur Stunde des Mittagmahles nach dem Speisesaale begeben; an der

Thüre eines seiner Freunde hielt er inzwischen an, um diesen mit sich zu nehmen. Er klopfte und klopfte wiederholt, aber man öffnete nicht. Da der Schlüssel auf der Thüre war, so glaubte Patris mit Sicherheit, sein Freund sei in dem Zimmer, und öffnete selbst und fand zu seinem großen Erstaunen den Mann ganz außer sich am Tische sitzen. Patris trat auf ihn zu und fragte ihn, was ihm fehle, und sein Freund antwortete: „Sie würden sicherlich nicht weniger erstaunt sein als ich, wäre Ihnen das passirt, was mir eben passirt. Ich sitze ruhig hier und lese, als plötzlich das Buch von selbst wegschwebt, die Blätter darin sich wenden und es dort hinten liegen bleibt." — „Das ist ein Scherz, mein Freund", sprach Patris, „ihr habt das selbst gethan, sonder es zu wissen"; aber der andere bestand darauf und fügte noch hinzu, daß erst vor wenigen Augenblicken die Thüre sich geöffnet und wieder geschlossen habe. Patris trat zur Thüre und schloß sie auf und sah den langen Gang, auf welchen sie führte, hinab, ob er nichts von dem Geiste erblicken könne. Da bemerkte er plötzlich mit Schrecken, daß ein alter großer Sessel, der so schwer war, daß zwei Mann ihn kaum tragen konnten, langsam auf ihn zu schwebte. „Ich danke euch, Herr Teufel", sprach Patris, „ich habe genug Angst, laßt den Sessel nur um Gotteswillen da." Und kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als der Sessel wieder an seine alte Stelle rückte.

486.

Die treue Schlange.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XI, cap. 70.

Heinrich von Forst (bei Brüssel), ein wahrheitliebender Ritter, erzählte das Folgende.

Einer von unsern Soldaten hatte eine Wunde bekommen, welche den Aerzten nur schlecht zu heilen gelungen war; es strömte fortwährend Eiter aus derselben und der Soldat hatte viel Schmerzen dadurch. Eines Tages hatte er sich mit entblößter Seite auf einen Baumstumpf gelegt und der Eiter lief gewohnterweise von ihm weg. So schlief der Soldat ein; während dessen kam eine Schlange und saugte an der Wunde. Er erwachte darüber und jug das Thier weg, und das ist nicht zu verwundern, denn er fürchtete sein Gift; jedoch fühlte er bald, daß es mit der Wunde besser war, und als er die Sache weiter erzählte, rieth man ihm, sich wieder hinzulegen und die Schlange ruhig saugen zu lassen. Er that das, und die Schlange faßte dadurch eine solche Zuneigung zu ihm, daß sie nur in seinem Bette schlafen wollte; auch wurde er ganz geheilt.

Der Soldat aber, dem das nicht gefiel, verließ den Ort und ging anderswohin wohnen, sah auch in einem halben Jahre die Schlange nicht mehr. Kaum aber war er zurückgekehrt, als sie ihm wieder folgte, und, da sie nicht in seine Schlafkammer kommen konnte, sich vor die Thüre legte.

Da riethen ihm seine Freunde, er solle das Thier tödten, aber er sprach: „Wie sollte ich meinem Retter ein Leides anthun können?“ Endlich ließ er sich jedoch bewegen, und als sie noch einmal zu ihm kam, schlug er sie todt und wurde also von ihr befreit.

487.

Kludde.

Mündlich.

Es gingen einmal zwei Bursche mit einem Mädchen über Land; der eine der Burschen war der Geliebte des

Mädchens und der andere einer seiner Kameraden. Wie sie nun so fortschritten, da sprach der Liebhaber plötzlich: „Halt 'mal inne, Gesell, da seh ich was!" — „Was siehst du denn?" fragt der andere. „Kludde", antwortet der eine, „sieh, jetzt ist es ein Hund — nun wächst er hoch empor — jetzt ist er wieder klein, — ein Schaaf — nein, eine Katze ...." und so sprach der Mensch immer fort, ohne daß sein Begleiter oder das Mädchen etwas gesehen hätte. Endlich sagte der eine: „Wenn du jetzt wieder Kludde siehest, dann sag' es mir, ich will 'mal auf ihn zugehen." — „Dann geh' doch", schrie der Liebhaber, „er läuft ja vor mir her." Und der andere ging, aber er konnte nichts von Kludde entdecken.

So dauerte das, bis sie vors Haus des Burschen kamen, der den Geist noch immer vor sich her laufen sah. Vor dem Hause lag eine Platte los auf der Erde, und unter diese Platte legte des Burschen Vater meistens den Hausschlüssel, damit man nicht nöthig hatte, aus dem Bette aufzustehen, wenn es dem Jungen gefiel, einmal spät in der Schenke zu bleiben. „Seht ihr ihn nun noch nicht?" schrie der Liebhaber da auf, „er sitzt ja auf der Platte, damit ich mir den Schlüssel nicht nehmen könne." Und mit den Worten faßte er sein Mädchen am Arme und sprach: „Komm, Mieken, wir wollen dich nach Hause bringen, denn du bist bange." Als sie nun Mieken nach Hause geführt hatten, kamen sie zurück und der eine sah Kludde noch immer auf der Platte. Da nahm der andere sich ein Herz und ging zu der Platte hin, und Kludde sprang weg, und er konnte den Schlüssel nehmen, womit er seinem Gesellen die Thüre aufschloß. Der sprang schnell hinein, damit Kludde nicht folgen könne, und der andere ging ruhig seines Weges, hat auch von dem Geiste nichts gespürt.

488.

Lodder.

Mündlich aus Koeklenberg bei Brüssel.

In einer warmen Sommernacht gingen drei Schnitter auf das Feld, um die Arbeit, welche im Tage wegen zu großer Hitze unterbleiben hatte müssen, nachzuholen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und so konnten sie wenig sehen; darum beschlossen sie, einstweilen nur ihre Kleider abzulegen und sich ein bischen zu setzen, bis es heller würde. Kaum aber lagen die Kleider da, als sie von ferne ein Gerassel wie von Ketten hörten, und das kam immer näher und näher und endlich bis an den Ort, wo die Kleider lagen. Da stand einer der Schnitter auf und wollte nach den Kleidern schauen, aber die lagen ruhig da und er sah nichts; das Gerassel dauerte jedoch fort.

Inzwischen wurde es immer dunkler und in der Ferne fing es an zu donnern, und die Schnitter beschlossen nach Hause zu gehen, denn sie erkannten, daß sie doch nicht würden arbeiten können. Eben hatten sie ihre Kleider wieder angezogen, als das Gerassel plötzlich und schnell sich näherte und einem von den Männern etwas zwischen die Beine fuhr, welches ihn mit fortriß. Da schrie er so laut er konnte: „Lodder! Lodder! Schlagt zu! Schlagt zu! Ich sitze drauf!" aber die andern lachten ihn aus, denn sie sahen ihn wohl fortreiten, konnten aber den Lodder nicht erkennen, denn der hatte sich unsichtbar gemacht. Je mehr sie jedoch lachten, desto ärgerlicher wurde der Eine und desto gräulicher schrie er, denn er fühlte wohl, auf weß Rücken er saß, und kurz und gut, er mußte so lange fort und fort, bis er an einen großen Weiher kam; da warf sich Lodder plötzlich hinein und ließ den Geängsteten halbtodt auf dem Grase liegen.

Wie die andern nun kamen, da sahen sie wohl, daß es Ernst gewesen war, haben auch seit der Zeit nicht mehr gespottet, wenn ihnen Nachts etwas begegnete.

489.

Lodder.

Mündlich aus Hall.

Ein wilder Geselle kam eines Abends spät nach Hause; als er eben den Schlüssel in die Thüre stecken wollte, hörte er etwas an der Erde, und das ging immer ticktack, ticktack, ticktack. Er bückte sich nieder und fand eine silberne Uhr, die er freudig in die Tasche steckte. Auf seiner Kammer angekommen, nahm er sie wieder heraus, um beim hellen Mondschein zu sehen, wo der Zeiger stände. In dem Augenblicke schlug es auf der Kirche zwölf und die Uhr wurde kalt und eisig in seiner Hand, und als er genauer zuschaute, war es eine dicke Kröte. Erschrocken schleuderte er sie zur Erde, da stand plötzlich ein großer Hund neben ihm mit Augen, wie Laternen, und als der ihn eine Weile so angeguckt hatte, daß der Bursche vor Angst auf sein Bette fiel, sprang das Fenster auf und der Hund heraus und von draußen scholl es lange nach: Hahaha! Da erkannte der Bursche, daß es Lodder gewesen war.

Samstags Abends gehen die Bauernbursche gewöhnlich an das Fenster ihrer Mädchen und sprechen sich mit denen ab, wo sie sich am Sonntag treffen wollen. Ein Bursche aus Tissel wollte das auch einmal thun; er mußte aber, um zu dem Hofe zu kommen, wo sein Mädchen wohnte, über einen Bach. Als er aber an die Stelle kam, wo die Brücke war, fand er diese nicht, wohl aber Lodder im Grase sitzend. „Was willst du?“ fragte Lodder. „Ich will zu meinem Mädchen gehen“,

antwortete der Junge, „aber ich sehe die Brücke nicht." — „Da kann ich dir helfen", sprach Lodder und legte sich quer über das Wasser in seiner ganzen Länge, so daß seine Pfoten an das jenseitige Ufer reichten, und der Bursche faßte sich ein Herz und ging über Lodders Rücken und Hals und Arme, und als er am andern Ufer war, dankte er ihm höflich. Am Fenster seines Mädchens angekommen, nahm er eine Egge und stieg hinauf, und als er lange mit Mieken gesprochen und sie noch einmal herzlich geküßt hatte, machte er sich auf den Rückweg. In einem Stücke Korn, wo er vorbei mußte, hörte er einen kleinen Jungen erbärmlich schreien. Er ging auf die Stimme zu und fand einen Knaben von ungefähr acht Jahren; den nahm er auf den Rücken und ging weiter bis zum Bache, wo Lodder noch saß. „Was hast du da?" fragte Lodder. „Einen armen Jungen", antwortete der Bursche, „und den will ich mitnehmen nach Hause bis morgen, dann wird er wohl seine Eltern wiederfinden." — „Gut", sprach Lodder und streckte seine Pfoten aus und legte sich wieder über den Bach. Als der Bursche aber über Lodders Beine schritt, da wurde der Knabe schwer auf seinem Rücken und Lodder rief: „Du bist mir zu schwer, ich laß dich fallen." — „Wart' noch ein bischen, lieber Lodder", sprach der Bursche, „ich bin gleich drüben." Aber der Knabe wurde schwerer und schwerer, und als sie auf Lodders Rücken waren, da blies er heiß in des Burschen Nacken und schlug lange Nägel in dessen Schultern, und zugleich verschwand Lodder und der Bursche fiel ins Wasser, wo er schnell ein Kreuz schlug und sich also von dem Knaben befreite. Dann arbeitete er sich aus dem Bache heraus und lief, was er konnte, nach Hause, während es hinter ihm Hahaha! scholl.

490.

Der lange Wapper.

Schriftlich mitgetheilt von Stadtbibliothekar Mertens in Antwerpen. Aus mündlichen Quellen. Vgl. Nr. 379, S. 452.

In unsern frühern Erzählungen vom langen Wapper haben wir schon berichtet, daß man nicht wagen durfte, übel von ihm zu sprechen, oder auch nur die leisesten Vermuthungen über ihn zu äußern, denn man konnte ja nicht wissen, ob man nicht mit ihm selber sprach. Auch ging es denen meistens nicht gut, die sich etwas über ihn hatten verlauten lassen, denn wenn sie alsdann Abends ausgingen, dann konnten sie sicher sein, irgendwo unter seinen Beinen hin passiren zu müssen, und dieser Gang kostete ihnen gewöhnlich das Leben.

Oft ließ er, wenn er mit den Jungen spielte, dieselben recht viel gewinnen und besonders, wenn es um Knicker ging; wenn die armen Jungen aber nach Haus kamen und freudig ihren Gewinn zeigen wollten, dann waren die Knicker zu stinkendem Pferdekoth geworden.

Einmal spielte er an der Kirche der Predigerherren mit den Jungen Diebchen, und das Loos fiel auf ihn, daß er den Henker machen mußte. Er fügte sich dem auch gern; als es aber auf das Hängen ankam, da erhing er den, welcher den Dieb spielte, wirklich, so daß der arme Junge starb, und dann sprang er mit einem Satze weg und ließ die andern bei dem todten Leichname und lachte sie noch dazu aus.

Ein paar Tage nach diesem argen Streiche nahm ein Küfer an Sankt Pietersvliet einen Gesellen in Dienst, und der war im Anfange gar behend und kam seiner Arbeit fleißig nach. Einige Zeit nachher befahl der Meister ihm, eine Handvoll Hobelspäne in ein Faß zu legen und

dieselben anzuzünden, wie die Küfer zu thun pflegen. Ehe der Meister es sich aber versah, hatte der Geselle das Feuer in einer Ecke des Hauses angezündet und die Reifen alle in Stücke geschlagen. Als der Küfer das sah, wurde er wüthend und meinte den Gesellen derb abzuprügeln; der aber flüchtete, gefolgt von dem zornigen Meister, und sprang endlich unter dem gewöhnlichen Hohngelächter ins Wasser. Da erkannte der Küfer nun wohl, mit wem er zu thun gehabt hatte, und eilte alsbald nach Hause, wo er alles in Flammen sah und erst nach langer Arbeit mit seinen Nachbarn des Feuers Meister wurde.

Kurz nachher verdingte er sich bei einem Brauer. Als er bei dem Manne schon einen ganzen Tag fleißig und arbeitsam gewesen, sollte er am Abend eine volle Tonne Bier wegrollen; er richtete das aber so ein, daß einer der andern Gesellen darunter kam, und diesem wälzte er nun die Tonne über den Leib, so daß der arme Mensch todt davon blieb. Ein ganzer Haufen Leute verfolgt ihn, er sprang aber bald in die Brouwersvliet und verschwand; einige andere, die ihn nicht erkannt hatten, sprangen ihm nach, um ihn zu fassen, aber sie ertranken jämmerlich.

So kam er ein ander Mal bei hellem Tage und bot Muscheln feil. Vier Frauen, welche mit ihrer Arbeit vor einem Hause auf der Straße saßen, riefen ihn an, um von ihm zu kaufen. Er brach eine Muschel auf und bot sie den Frauen; als diese sie aber öffneten, war sie voll Koth. Der lange Wapper entschuldigte sich höflich und brach eine andere auf, und die war denn auch wirklich sehr gut. Wie aber eine der Frauen sie in den Mund stach, fühlte sie plötzlich etwas Kriechendes im Munde, sie spie aus, und es war eine dicke, schwarze Spinne. Nun fielen die Frauen über ihn her, um ihn

zu prügeln. Er wehrte sich, schlug zwei von ihnen todt und war verschwunden.

Gleicherweise machte er es mit drei Jungen. Die saßen zusammen in der Ritterstraße und wollten Karten spielen, aber es fehlte ihnen ein Vierter. Der lange Wapper kommt, bietet sich an, mit zu spielen, und das Spiel beginnt. Nach einer Weile aber entspann sich Zank unter ihnen und vom Zanken kam es bald zum Schlagen, wobei der lange Wapper ihnen, einem nach dem andern, den Hals herumdrehte und alsdann weg war, ohne daß ein Mensch wußte, wo er geblieben. Oft, wenn er sich unter Kartenspieler mischte, was häufig geschah, ließ er sich auch von seinen Gefährten verfolgen und lockte sie ins Wasser, wo er sie ermordete. So kam er einmal in die Herberge zum Horn und machte dort einen solchen Spektakel, daß die Nachtwächter ihn packen wollten. Er entlief ihnen aber und sprang endlich ins Wasser. Die, welche ihn zu fangen gedachten und ihm nachsprangen, mußten es mit dem Leben büßen.

Auch als kleines Kind erschien er mitunter. So fanden einige Leute einmal in der Bettenstraße ein eben gebornes Kind, welches mitten auf dem Wege auf einem Kothhaufen lag. Sie beeilten sich, das arme Wichtchen ins Haus zu nehmen, erwärmten es und fütterten es mit Kinderbrei und sorgten so auf jede Weise für dasselbe zehn Tage lang. Da wurde das Kind plötzlich groß, lief aus dem Hause und lachte die guten Leute noch dabei aus. Dasselbe geschah einer Wäscherin, die beim Rückgange aus der Kirche auch ein Kind unterwegs fand und mit sich nahm und fütterte; als das Kind wohl warm und satt schien, sprach es laut lachend: „Danke schön, Mütterchen; ich war sehr hungrig und kalt"; und mit den Worten verschwand es durch den Kamin. Auch drei Jungen widerfuhr etwas Aehnliches. Diese waren

ausgegangen, um Weiden zu schneiden, und fanden auf der Kasteelplein ein Kind am Wege liegen. Sie überlegten, was sie damit anfangen sollten, und kamen endlich darin überein, daß einer es mitnehmen und seiner Mutter geben solle. Der nahm das Kind auf die Arme und die andern folgten ihm hauswärts. Er war aber noch nicht weit weg, da begann er schon über Müdigkeit zu klagen und bat den zweiten, das Kind zu nehmen. Dem wog das Kind aber so schwer auf den Armen, daß er damit zur Erde fiel, und die Jungen beschlossen, es zu zweien zu tragen. Das dauerte wieder eine Weile, da wurde es den zweien zu schwer und der dritte mußte auch mit helfen, und that das auch, nach gewohnter Weise dabei fluchend. So kamen sie abermals ein paar Schritte weiter; da konnten sie auch zu dreien nicht mehr mit dem Kinde fort, legten es in das Gras und setzten sich daneben. Da begann das Kind plötzlich zu wachsen und wurde immer größer, und sie erkannten, daß es der lange Wapper gewesen war.

Größern Schrecken noch jagte er einem armen Manne ein. Der war so blutarm, daß er nicht einmal ein Hälmchen Stroh hatte, worauf seine Kinder hätten schlafen mögen. Eines Abends, als er von der Arbeit nach Hause kam, fand er auf der Straße einen großen Strohbusch liegen, den er froh aufnahm und mit sich nach Hause trug; „denn", sprach er, „nun können meine armen Kinder doch einmal weich sich betten." Kaum aber hatte er das Stroh in seinem Kämmerchen auf die Erde geworfen, als es sich regte und aufrichtete. Die Frau lief schnell nach dem Weihkesselchen und bespritzte es mit Weihwasser, und zur selben Secunde flog es am Kamine heraus.

Noch zehnmal schlimmer ging es einer reichen Frau in Antwerpen. Diese führte ein gar ungebundenes Leben

und hatte vier Liebhaber, welche alle sie des Abends besuchen kamen, aber jeder zu einer andern Stunde, so daß keiner von den andern wußte. Der lange Wapper nahm eines Abends die Gestalt der Frau an. Um zehn Uhr kam der erste der Freier und der lange Wapper fragte ihn: „Was willst du?“ — „Ich will euch zur Ehe“, sprach der Gesell. „Du sollst mich haben“, antwortete Wapper, „wenn du jetzt zur Stelle auf unserer lieben Frauen Kirchhof gehest und dich dort während zwei Stunden auf den Balken des großen Kreuzes setzest.“ — „Gut“, sprach der Freier, „das soll geschehen“, und er ging und that also.

Um halb elf kam der zweite. „Was willst du?“ frug der lange Wapper. „Ich will euch heirathen“, entgegnete der Freier. „Du sollst mich haben“, sprach Wapper, „wenn du zuvor auf unserer lieben Frauen Kirchhof gehen, dort eine Todtenlade nehmen, die zum Fuße des großen Kreuzes tragen und dich bis nach Mitternacht darein legen willst.“ — „Gut“, antwortete der Freier, „das will ich schon thun“, und er ging und that es.

Gegen elf Uhr kam der dritte, und dem trug der Wapper auf, zu der Todtenlade am Fuße des Kreuzes auf unserer lieben Frauen Kirchhof zu gehen, dreimal auf die Lade zu klopfen und alsdann dort zu warten bis Mitternacht.

Um halb zwölf endlich kam auch der vierte und Wapper frug auch diesen, was er wolle. „Ei, euch heirathen“, sprach der Freier. „Das sollst du“, antwortete dann der Wapper, „wenn du die eiserne Kette in der Küche nehmen und die hinter dir schleppend, dreimal um das Kreuz auf unserer lieben Frauen Kirchhof laufen willst.“ — „Gut“, sprach der Gesell, „das will ich thun.“

Der erste hatte sich auf das Kreuz gesetzt, war aber todt vor Schrecken zur Erde gefallen, als der zweite sich zu seinen Füßen in die Todtenlade legte. Der zweite war vor Schrecken gestorben, als der dritte mit der Faust dreimal auf die Lade schlug. Der dritte stürzte todt hin, als der vierte mit den Ketten rumorte, und der vierte wußte nicht, was er denken sollte, als er drei seiner Kameraden starr und kalt an dem Kreuze fand. Schnell lief er von dem Kirchhofe weg und zu der Frau, um der alles zu erzählen und sie bei ihrem Worte zu halten. Jedoch die wußte von nichts; als man ihr aber am andern Tage den jämmerlichen Tod von dreien ihrer Liebhaber meldete, brachte sie sich selber ums Leben.

491.

Die lange Frau.

Mündlich; mitgetheilt von Frau Courtmans.

Ein Schlächter wollte des Abends von einem Pachthofe nach Hause gehen und sein Weg führte ihn an einem großen Kornfelde vorbei, welches neben einem Bache lag. Als er bald an dem Felde war, gewahrte er schon von ferne die lange Frau, die überall die Vorläufer (so nennt man nämlich die über anderen vorragenden Aehren) abpflückte und in ein Bündel zusammenfaßte; die lange Frau, das sah er ganz deutlich, war noch einmal so hoch, als das Korn. Als er bis zu ihr gekommen war, sprach er: „Guten Abend!" aber sie antwortete ihm nicht. „Guten Abend!" wiederholte er, als er neben sie kam, und da sprach sie gleichfalls: „Guten Abend!", schlug ihn aber dabei mit dem Aehrenstrauße ins Gesicht, und darüber erschrak er also, daß er zu laufen begann. Da lief die lange Frau hinter ihm und

schlug fortwährend zu, und das dauerte so lang, bis er an seinem Hause halb ohnmächtig niederfiel.

Viele haben die lange Frau auch quer auf der Heerstraße liegend gesehen, und sie war so groß, daß sie die ganze Breite des Weges einnahm.

492.

Trunkenbold bestraft.

Mündlich.

Eine Frau im Waeslande hatte einen Mann, der alle Tage, die Gott erschuf, sterntrunken war. Das klagte sie eines Abends ihren Nachbarinnen unter vielen Thränen. Osschaert hatte die Klagen gehört und paßte dem Trunkenbolde auf, als derselbe aus der Herberge kam, und warf ihn in einen Graben. Die Kälte des Wassers, wie der fürchterliche Schrecken über Osschaerts Erscheinen machten den Trunkenen bald ganz nüchtern, und er rang und arbeitete so lange, bis er aus dem Graben heraus war. Da brüllte ihm Osschaert entgegen: „So oft du dich von nun an noch betrinken wirst, so oft gebe ich dir ein Bad; nun hüte dich und nimm dich in Acht.“ Darauf verschwand er mit schallendem Gelächter.

Seit der Zeit hat der Mann sich nicht mehr betrunken.

493.

Osschaert.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Gerulph Coppens.

Ein anderer kam einmal spät aus einem Dorfe bei Doel zurück; als er auf eine halbe Meile noch von Hause

war, sah er neben einer sehr hohen Eiche auf der Ecke eines Kreuzweges einen Mann stehen, dessen Kopf weit über den Gipfel des Baumes herausragte. Nicht wenig erschreckt wandte sich der Mann und machte einen Umweg von mehr denn einer halben Meile, um dem Gespenste, welches niemand anders als Osschaert war, auszuweichen. An einer Wiese angekommen, sah er plötzlich einen Hund, so groß wie ein Esel, welcher das Pferd des Bürgermeisters verfolgte, und das lief immer rund um die Wiese herum. Da wurde dem Manne noch mehr Angst und er begann Sankt Jans Evangelium zu beten. Dicken Schweiß auf der Stirne wandelte er weiter, als plötzlich ein weiß Kaninchen ihn verfolgte und sich so lange hinter ihm hielt, bis er von neuem Sankt Jans Evangelium begann; dann verschwand es. Einige Schritte weiter fand er ein Thier auf einem Acker liegen, der eben mit Korn besäet worden war, und das Thier glotzte ihn grimmig an; aber er hielt sich an dem bewährten Mittel und betete zum dritten Male Sankt Jans Evangelium, und auch das Thier verschwand. So ging es fort, bis er es mehr denn zehn Mal wiederholt hatte, das Evangelium; da kam er mit Gottes Hülfe an seine Thüre und sank ohnmächtig daselbst nieder. In diesem Zustande fanden ihn die Nachbarn, und sie trugen ihn ins Bett.

Am andern Tage suchte man auf der Stelle nach, wo das Thier gelegen hatte; aber man fand keine Spur mehr davon, und man erkannte deutlich, daß es Osschaert gewesen sei, der all diesen Spuk getrieben hatte.

494.

Bestrafter Fluch.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 178.

Ein alter Gärtner ging an einem Wintermorgen früh zur Stadt. Auf dem Wege sah er plötzlich Osschaert auf sich zukommen und sprang vor Schrecken seitwärts von der Heerstraße auf eine Wiese, wo er inständig zu beten begann. Osschaert schaute ihm eine Weile vom Heerwege aus nach und verschwand. Als der Gärtner aber wieder von der Wiese wegwollte, da wußte er keinen Ausgang mehr zu finden; überall war dieselbe von breiten Wassergräben umgeben, und er begriff selbst nicht, wie er darauf gekommen war. Da er große Eile hatte, so wurde er je länger, je mehr ungeduldig und machte sich endlich in einem kräftigen Fluche Luft. Im selben Augenblicke saß Osschaert auf seinem Rücken und zeigte ihm die breiteste Stelle der Gräben mit dem Befehle, dort durchzuwaten. Der Mann zögerte anfangs, aber er mußte dem Geiste wohl gehorchen und schritt muthig auf den Graben los und — machte keinen Fuß naß, denn es war die Heerstraße. Auf dieser trug er Osschaert noch eine gute Viertelstunde weit; da sprang der Geist von seinem Rücken weg und in die Kiepe einer eben vorüberwandelnden Bäuerin, welche sich höchlich verwunderte, plötzlich eine so schwere Last aufgeladen zu haben. Sie nahm die Kiepe vom Rücken, um zuzuschauen, was denn drin sei; da sprang Osschaert weg und lachte das arme Weib derb aus.

495.

Osschaert.

Mündlich; mitgetheilt von Frau Courtmans.

Ein alter Mann aus der Gegend von Doel erzählte viele Streiche von Osschaert; darunter war auch der folgende.

Sein Großvater war als noch junges Bürschchen eines Abends auf die Freite gegangen. Als er zurückkam, mußte er über einen Feldweg. Plötzlich steht da ein ungeheures Pferd vor ihm, so groß, wie er noch keins gesehen hatte. Da dachte der Großvater: „Halt, das ist Osschaert; du mußt ausweichen"; und das that er auch und meinte, den Weg über den Kirchhof zu nehmen. Eben war er wieder auf der Heerstraße, als ihm ein gewaltiger Hund, so groß wie ein Pferd, entgegenschritt. Er drehte den Rücken, bekreuzte sich und schlug einen andern Pfad nach dem Friedhofe ein; aber kaum hatte er den erreicht, als ein Kaninchen vor ihm hin und her sprang. „Osschaert hat es diesen Abend auf mich abgesehen", sprach er zu sich selbst und wollte eben um den Kirchhof gehen, da sieht er in der Ecke der Thüre einen riesigen Esel mit tellergroßen glühenden Augen sitzen.

Das ängstete ihn aber dermaßen, obgleich er sonst nicht der allerbangste war, daß er über die Mauer sprang und, was er konnte, nach Hause rannte, wo er in Schweiß gebadet ankam.

Die Geschichte hat er auch sein Leben lang nicht vergessen können.

496.

Osschaert als Esel.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Heinrich Coppens in Kieldrecht.

Ein Mann aus der Gemeinde Alt-Doel wollte einmal Abends friedlich nach Hause zurückkehren; als plötzlich ein Esel ihm nachrannte und mit den Vorderfüßen auf seine Schultern sprang. So mußte der Mann das Thier bis nach Hause schleppen. Als er an der Thüre ankam, da begann der Esel zu lachen und lief fort, und der Mann sah ein, daß es Osschaert gewesen war.

497.

Osschaert und der Fischer.

Mündlich von Gerulph Coppens.

Es war einmal ein Fischer, der hieß Blommaert und wohnte zu Kieldrecht auf dem Kauter und hatte keine Frau, sondern nur ein Bootchen, ein Netz und ein klein Hüttchen. Wenn der Mann des Abends seine Fische nach Hause trug, dann schmiß er sie für die Nacht in eine Küfe mit Wasser, welche neben dem Heerde am Fenster stand.

Er bemerkte stets Morgens beim Aufstehen, daß ihm Fische fehlten; auch hatte jemand die Asche auf dem Heerde auseinandergekratzt, sonder Zweifel, um die Fische in den noch glimmenden Kohlen zu braten. Der Fischer suchte nach, aber er fand nicht, daß eine Oeffnung an der Hütte gewesen wäre, und erkannte klärlich, daß es niemand anders als Osschaert gewesen sei, der ihm den Streich gespielt habe. Er vergaß die Sache bald, mußte jedoch am andern Morgen zu seinem großen Verdrusse

sehen, daß wieder Fische fehlten und in der Asche gebraten worden waren. Da gedachte er, wie er das Osschaerten ablernen wolle, und bedeckte den ganzen Heerd mit Pferdekoth und legte ein wenig Asche darüber.

Osschaert kam, wie gewöhnlich, um die Fische zu holen und zu braten, und sprach beim Eintreten, wie immer: „Blommeken, vischkens braeyen", aber als er an den Heerd kam, da verdarb er sich die schönen Forellen in dem Pferdekothe und zog mit drohenden Fäusten ab; während der Fischer, der wach geblieben war, ihn derb auslachte. Ja, das war gut, aber Osschaert wußte sich zu rächen. Am andern Morgen nämlich ging der Fischer mit seinem Netze ins Bootchen und warf aus. Bald nachher versuchte er einmal aufzuziehen, aber das Netz war grimmig schwer. Als er es endlich jedoch mit Mühe und Noth über dem Wasser hatte, da sah er, daß er keine Fische darin hatte, wohl aber einen großen Haufen Pferdekoth. Osschaert aber brach in helles Gelächter aus, und der Fischer zog verdrießlich nach Hause.

498.

Osschaert ertappt.

Mündlich.

Bei einem Bauern in Doel ließ sich Osschaert häufig und unter allerlei Gestalten sehen; am öftersten jedoch erschien er als Pferd. Er ging alsdann den ganzen Tag ruhig im Pfluge und arbeitete mehr, als drei andere Pferde; aber wenn der Bauer am andern Morgen auf den Acker kam, dann waren alle Furchen umgeworfen und er mußte aufs neue pflügen. Deß wurde der Mann endlich müde und ging zum Sattler und ließ sich einen Kreuzzaum machen. Des andern Tages warf er diesen

dem Pferde um und trieb es mit vielen Prügeln auf den Acker. Anstatt dort alle Furchen parallel zu ziehen, pflügte er nun immer über Kreuz. Das Pferd stampfte und wüthete, aber es vermochte dem klugen Bauern nichts anzuhaben, der lachte es vielmehr aus und schlug zu jedes Mal, wenn es nur Miene machte zu springen.

So fuhr er den ganzen Tag mit ihm um und Osschaert keuchte und schwitzte vor Ermattung und Müdigkeit, aber er mußte gehorchen, weil er den Kreuzzaum an hatte. Kaum war er jedoch am Abende im Stalle und von dem Zaume befreit, als er verschwand und das rechte Pferd an der Stallthüre herein kam. Seitdem ist er nicht mehr zurückgekehrt.

499.

Der schwarze Hund.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 178.

Eine fromme Frau kam eines Abends in einer Stadt der Landschaft Waes an und eilte, während man ihr Gepäcke ablud, ihrem Hause zu, welches auf dem großen Markte lag. Es war schon elf Uhr und der Mond schien nur wenig, jedoch immer so viel, daß sie einen ungeheuer großen und rabenschwarzen Hund, der ihr langsam und ruhig folgte, deutlich erkennen konnte. Sie dachte jedoch an nichts Arges und glaubte, es wäre der Hund eines oder des andern Fleischers, der spät erst von der Reise zurückgekehrt sei; doch beschleunigte sie ihre Schritte; der Hund that alsbald desgleichen. An ihrem Hause angekommen, klingelte sie mehre Male, aber alles schlief schon und sie stand in der Zeit vor der Thüre und der Hund vor ihr, sie mit starren Augen anschauend.

Vorher schon hatte sie die Vorsicht gehabt, Sankt Jans Evangelium zu beteu; nun betete sie es mit noch mehr Andacht, denn es wurde ihr immer begreiflicher, daß der Hund kein natürlicher sein konnte.

Endlich öffnete einer der Diener ihr das Thor, aber kaum hatte der den Hund gesehen, als er schrie: „Um Gotteswillen, Frau, das ist er!" Und so war es auch; der Hund war der Spuk, der jede Nacht die Stadt durchstrich und sich den Leuten auf den Rücken hing, um sich von ihnen tragen zu lassen. Das Beten von Sankt Jans Evangelium hatte die Frau gerettet.

500.

Der schwarze Hund zu Molenbeeke.

Mündlich.

In Molenbeeke bei Brüssel geht jegliche Nacht von zwölf bis ein Uhr ein schwarzer Hund umher, der hat einen Schwanz, der mehr denn zwei Ellen lang ist. Wenn er einen Menschen trifft, hält er sich ihm stets zur Seite, bis derselbe aus Molenbeeke heraus ist.

501.

Wärwolf ertappt.

Leonard Vair, Trois livres des charmes, sorcelages ou enchantemens. Paris 1583. 8. p. 387.

An der Jacobinerkirche einer Stadt in Burgund siehet man ein Pergament angeschlagen; darauf liest man folgende wahrhaftige Geschichte.

Ein Jäger aus der Stadt jagte im nahen Walde. Da kam plötzlich ein Wolf auf ihn zugesprungen und wollte ihn packen und tödten. Der Jäger wehrte sich

aber mannhaft und gab dem Wolfe mehre Stiche in den Bauch, worauf derselbe sich heulend zurückzog und fortlief. Den Spuren des Blutes schritt der Jäger nach und kam aus dem Walde heraus und sah, daß sie vor einer kleinen Hütte aufhörten. Da trat er hinein und fand eine Frau beschäftigt, eine schwere Seitenwunde ihres Mannes zu verbinden; und die Wunde war gerade da, wo der Jäger den Wolf gestochen hatte, so daß der Waidmann erkannte, der Mensch sei ein Wärwolf.

Er ging somit alsbald zu dem Bürgermeister und zeigte dem die Sache an, und der Mann wurde eingezogen und bekannte unter der Folter, daß er sich vermittelst einer Salbe, mit der er sich bestrichen, oftmals zum Wolfe gemacht hätte. Hat auch seine verdiente Strafe bekommen.

502.

Der verschwundene Wärwolf.

Mündlich von Frau Courtmans.

Auf einem Hofe wollte man Flachs hecheln und ließ den Hechler rufen. Der kam und man wurde einig mit ihm; jedoch erklärte er, er könne nicht allein mit der Arbeit fertig werden, sondern müsse noch einen Knecht zu sich nehmen. Am andern Morgen langten beide an und der Hechler ging zu dem Pachter und sprach: „Mein Knecht ist ein guter Arbeiter, aber er ist ein Wärwolf; darum bitte ich euch, das Thor in der Nacht nicht zu schließen, sondern es nur anzulehnen, damit er aus und ein kann." Der Pachter sprach, das könne geschehen, und erzählte alles den andern Knechten und Mägden, und die lachten darüber und sagten, sie möchten doch gerne einmal einen Wärwolf sehen. Abends schlossen sie das

Thor und es ging auch alles gut; sie blieben mit dem Hechelknechte auf bis nach ein Uhr und dann legten sich alle schlafen. Am zweiten Abende ging es auch gut und sie merkten nichts; am dritten aber war der Hechelknecht gar unruhig und sprach, man müsse das Thor öffnen. Die andern lachten und öffneten nicht, und die Unruhe des Menschen wurde immer ärger. Um elf Uhr endlich sprach er zu einer Magd: „Wenn ihr mir nicht öffnet, dann banne ich euch den Teufel in den Leib." Da lachte die Magd ihn aus und die andern mit, und das Thor war und blieb geschlossen. Der Hechelknecht lief aber aus der Kammer und auf den Boden, wo er schlief, und als die andern eine Weile nachher auch hinaufgingen, um zu sehen, was er mache, da sahen sie, daß er sich an den Leintüchern herunter gelassen hatte. Er kam auch nicht wieder.

In der folgenden Nacht aber rasselte es schrecklich um den Hof herum, und besonders am Fenster des Mädchens, welches den Hechelknecht so verspottet hatte, und das dauerte von zwölf bis eins. Vor dem Fenster lief die Dachrinne nieder, und so war es dort stets feucht. In dem Boden daselbst fand man vier Pfoten, wie von einem großen Hunde eingedrückt. Am zweiten Abende nachher klopfte es an ein Fenster im ersten Stocke. Der Pachter, welcher in der Kammer schlief, lief erschrocken hin und hob die Gardine auf, um zu sehen, was das war, und da erblickte er einen Wolf so groß, als das größte Pferd, und der stand mit den Vorderfüßen auf dem Fenster.

Das war das letzte Mal, daß man etwas von dem Wärwolfe hörte. Im folgenden Jahre aber starben auf dem Hofe siebenzehn Kühe hinter einander und Unglück kam über Unglück.

503.
Wärwolf erlöst.

Mündlich; mitgetheilt von Heinrich Coppens.

Ehedem gab es um Doel viele Jünglinge, welche ein gewisses Fell hatten, womit sie zu sichern Stunden sich bekleiden mußten; dann wurden sie Wärwölfe. Außer der Zeit hatte man nichts von ihnen zu fürchten; als Wärwölfe aber mußte man sich vor ihnen in Acht nehmen. Viele waren darunter, welche wohl gewünscht hätten, des Felles entschlagen zu sein, aber das hielt schwer. Zu Doel lebte ein solcher Mensch, der war kreuzbrav. Abends und Nachts fand man ihn häufig nicht zu Hause, und dann konnte man darauf rechnen, daß man am andern Tage von einem Unglück hörte. Der Mensch diente bei einem Pachter, der ein gar kluger Mann war. Eines Morgens hatte dieser gesehen, daß der Knecht das Fell in einen Holzhaufen steckte, und er ging alsbald hin und nahm es daselbst weg und sandte zugleich den Knecht nach Sankt Nikolas, welches gegen fünf Meilen von Doel entfernt ist.

Schon war der Knecht lange fort und der Pachter berechnete, daß er nur noch eine halbe Meile bis Sankt Nikolas haben müsse. Da nahm er das Fell und steckte dieß in den Ofen, der eben in lichtester Gluth brannte. Kaum aber fing das Fell an zu brennen, als der Knecht plötzlich in die Kammer stürzte, sich vor den Ofen hinstellte und auf eine schreckliche Weise heulte und schrie. Das dauerte so lange, bis das Fell zu Pulver verbrannt war, so daß man auch nicht das mindeste mehr davon sah; dann stieß der Knecht wie einen tiefen Seufzer aus und rief freudig: „Gott sei gelobt und gedankt, nun bin ich erlöst." Auch erzählte er, wie er plötzlich von Sankt Nikolas, dessen Thurm er schon gesehen habe,

in die Kammer versetzt worden sei und wie gräuliche Schmerzen er ausgestanden habe in der Zeit, während welcher das Fell gebrannt.

504.
Mädchen bezaubert.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

In der Gegend des Dorfes Sankt Amand lebte ein Feldhüter mit seiner Tochter. Der Mann war arm und hatte kaum genug, um sein Leben zu fristen; darum suchte das Mädchen, sich einiges Geld zu verdienen mit Ausrichtung von Aufträgen der begüterten Einwohner in der Umgegend. Eines Abends kam sie von einem langen Wege zurück und wollte nach Hause gehen. Sie mußte aber durch einen kleinen Wald; in demselben traf sie einen schwarzgekleideten Mann von stillem und ruhigem Aeußern, der sie nach der Heerstraße fragte. Sie hob den Arm, um ihm dieselbe zu zeigen; aber in demselben Augenblicke fühlte sie sich gefaßt und in die Erde hineingezogen. Ueber eine Stunde lang fuhr sie mit dem Manne in die Tiefe; da hielt er plötzlich an und setzte sie in eine Kammer, wo sie drei Tage lang blieb; während dieser Zeit sah sie keinen andern Menschen, als ihn, und er brachte ihr auch Essen und Trinken. Am Ende des dritten Tages führte er sie wieder zurück auf die Erde und verschwand vor ihren Augen. Sie ging nach Hause und als sie dort ankam, fühlte sie sich so schwach, daß sie sich zu Bette legen mußte. Was das wunderbarste bei ihrer Krankheit war, sie konnte keine Nahrung vertragen und nur und allein das eisenhaltige Wasser eines nahen Brunnens trinken. Oft wollte man sie überlisten und bot ihr anderes Wasser, aber sie erkannte es

bald. Jeden Tag wurde sie magerer und ihre Knochen erweichten dergestalt, daß sie ihre Arme gleich einer Binde um ihren Hals schlingen konnte. Unterstützte man sie mit der Hand in der Mitte des Rückens, dann sank ihr Körper gleich einem leinenen Tuche von beiden Seiten nieder, so daß ihr Scheitel ihre Fersen berührte.

In diesem Zustande lebte sie vier bis fünf Jahre, nach deren Verlauf ein weiser Mann aus der Gegend sie heilte.

505.

Der neckende Geist.

Mündlich.
Feuilleton der Emancipation. 1837. Nr. 178.

Zwei Männer mußten in einer finstern Nacht einen Weg machen, der längs eines Baches führte. Sie hörten plötzlich eine Stimme, welche laut um Hülfe rief, und liefen, von Mitleid bewegt, dem Orte zu, woher dieselbe zu kommen schien; dem Rufen nach glaubten sie einen Menschen zu hören, der eben in der größten Gefahr war, zu ertrinken. Zu ihrem großen Erstaunen aber ging die Stimme immer höher aufwärts und gegen die Quelle des Baches zu. Sie folgten ihr die ganze Nacht; als sie aber an der Quelle ankamen, da hörten sie die Stimme an der andern Seite des Berges, den sie theilweise eben erstiegen hatten. Ermüdet und matt ließen sie von weiterm Folgen ab und warfen sich ins Gras, um in etwa auszuruhen; doch da scholl ihnen aus der Quelle ein helles Gelächter entgegen, worüber sie so erzürnten, daß sie den Ort verließen.

506.

Die Seelen der Ertrunkenen.

Baron von Sternberg im Feuilleton der Emancipation. 1837. Nr. 328. 24. November.

In Ostende lebte ein Fischer, und der hatte viel Unglück, obgleich er ein sehr ehrlicher und braver Mann war; in einem Jahre hatte er seine Frau verloren und sein Kind, und stand nun ganz allein in der Welt. An dem Vorabende des Festes des heiligen Andreas, welcher sein Patron war, ging er aus seiner einsamen Hütte und wandte sich nach den Dünen und schaute gedankenvoll in das ruhig daliegende Meer hinaus. Da sah er plötzlich ein helles Flämmchen aus dem Wasser steigen und hin und her laufen und einen alten Trümmerhaufen, der sich neben ihm erhob, umkreisen, worauf es mit Blitzesschnelle wieder eine Strecke ins Meer hineinschoß, dort heller aufschimmerte und dann zurückkehrte. Der Fischer wußte wohl, daß das ein Zeichen eines vergrabenen Schatzes war, aber er wagte nicht, sich näher von der Sache zu überzeugen und setzte ruhig seinen Weg nach Hause fort. In demselben Augenblicke aber hörte er sich bei seinem Namen rufen. Er wandte sich um und sah hinter den Trümmern einen Mann mit bleichem Gesichte und in fremden Kleidern sitzen, den er mit fester Stimme fragte, was er wolle und warum er ihn rufe. „Andreas", antwortete der Mann, „ich bedaure dein Mißgeschick von ganzem Herzen, und willst du thun, was ich dir sage, dann mache ich dich reich und glücklich." — „Ich verlange nichts von dir", erwiederte der Fischer und machte das Zeichen des Kreuzes, „obwohl ich gerne reich wäre; du brauchst mir nichts zu geben." — „Du traust mir nicht", fuhr da der Mann fort, „aber mache nur immer ein Kreuz über dich, ich

bin kein böser Geist und du kannst alles Zutrauen zu mir haben. Nimm den Ring hier und gehe nach drei Tagen um Mitternacht einen Büchsenschuß weit ins Meer; da findest du am Boden drei Töpfe, welche umgestülpt sind. Hebe den mittelsten auf und gehe schnell wieder zurück, sonder dich zu kümmern um das, was du anders etwa sehen und hören solltest. Willst du das thun, dann kannst du sicher sein, daß ich dich reichlich belohnen werde."

Mit diesen Worten verschwand der Mann und vor des Fischers Füßen lag der Ring; aber er hob ihn nicht auf, verließ auch in der dritten Nacht seine Kammer nicht und vergaß bald den ganzen Vorfall. Das folgende Jahr jedoch war noch unglücklicher für den Fischer; er hatte Verluste an allen Ecken und Enden und wurde durch Gram endlich so krank, daß er in neun Monaten nicht aus dem Hospitale kam, und als er dieß endlich verließ, da war er bettelarm. Ohne zu wissen wie, fand er sich an dem kommenden Vorabende von Sankt Andreas wieder an den Trümmern auf den Dünen. Dieses Mal war das Meer aber nicht still, sondern es wallte in ungestümen Wogen, als hätte es die Trümmerreste verschlingen wollen. Der Fischer stand noch nicht lange da, als die bekannte Stimme sich wieder hören ließ und der bleiche Mann ihn abermals bat, den Topf zu heben; als er verschwunden war, lag der Ring wieder vor dem Fischer im Sande. Beherzter als im vergangenen Jahre, nahm der Fischer ihn auf und steckte ihn an den Finger, fest entschlossen, dießmal den Wünschen des Geistes zu folgen.

Am dritten Abende begab er sich nach den Dünen; er schritt immer weiter ins Meer und das Wasser trat immer mehr zurück. So gelangte er auf eine grüne Wiese, wo mehre Jünglinge mit strahlenden Sicheln Gras mähten, während andere es in Bündel schnürten;

dabei sangen sie fröhliche Lieder zum Lobe einer schönen Frau. Der Fischer ließ sich jedoch nicht durch sie aufhalten, obgleich er in vielen von ihnen längst ertrunkene Bekannte wiederzusehen glaubte. Da trat plötzlich aus einem Häuschen, welches auf der Wiese stand, eine schöne Frau, und die rief mit einer einnehmend sanften Stimme: „Ah, so kommst du doch endlich! Wie lange habe ich dich nicht schon erwartet!" Bei dem Anblicke hätte der Fischer fast des Gebotes des bleichen Mannes vergessen, er ermannte sich jedoch schnell, schlüpfte unter den ausgebreiteten Armen der Frau durch und eilte geradezu auf drei Töpfe los, welche er einige Schritte weiter erblickte und deren mittelsten er rasch aufhob. In demselben Augenblicke stürzten die Jünglinge auf ihn zu und die Frau stieß einen schrecklichen Schrei aus; er aber wurde mit Blitzesschnelle nach oben gerissen und fand sich, nachdem er die schon verlorene Besinnung wiedererlangt hatte, abgemattet und kraftlos am Gestade wieder und zu seiner Seite einen ledernen Sack voll Gold und köstlicher Steine. Seit der Zeit hatte er auch Vorspul in allem, was er unternahm, und nichts schlug ihm fehl. Er nahm sich bald eine neue Frau und zog zur Stadt, wo er seine alten Tage in Frieden verlebte.

507.

Zevenbergen.

(Holland.)

Mündlich.

Ehe man nach Dort kommt, sieht man an der Landstraße ein großes Wasser liegen, in dessen Mitte sich ein Kirchthurm einsam erhebt.

Da stand einst die reiche und vielbewohnte Stadt Zevenbergen, deren Einwohner mit dem Golde und Silber umgingen, als wenn es Kupfer gewesen wäre. Alle Klinken an den Thüren, alle Riegel an den Fenstern waren eitel Gold; alle Nägel in den Häusern, alles Geschirre in den Küchen war pures Silber; kurz es war ein Reichthum, der nicht zu beschreiben ist, und dabei ein Uebermuth unter dem Volke, den man noch weniger zu beschreiben vermöchte.

Zu einer Zeit aber geschah es, daß in jeder Nacht eine Meerminne geflogen kam; die setzte sich auf den Thurm der Kirche nieder, welche zu Sint Lobbetjen hieß, und sang dort:

Zevenbergen sol vergaen,
En Lobbetjens toren blyven staen.

(Zevenbergen soll vergehn und Sint Lobbetjens Thurm bleiben stehn.)

Diesen Sang hörte jedermann, aber keiner achtete darauf oder hätte darum sich von seinem Uebermuthe abgewendet. Darum wurde Gott deß endlich müde, und in einer Nacht erhob sich ein gräuliches Unwetter mit Sturm und Regen, und es rollte ein nie gehörter Donner über Zevenbergen hin, und die Stadt versank im Nu, außer der Kirche, die stehen blieb und noch heute steht, wie es die Meerminne gesungen hatte. An der Stelle der Stadt dehnte sich ein weites Wasser aus.

Fischer, die dasselbe befuhren, wollen häufig die goldblinkenden Dächer von Zevenbergen gesehen haben; keiner aber wagte sich je in die geheimnißvolle Tiefe hinein.

508.

Der Seemeerminnen Sang.

Mündlich von F. van der Voort.

Ehedem zogen die Antwerpner auch auf den Wallfischfang. Wenn eines dieser Thiere ihren Schiffen sich näherte, dann kam zuvor eine Seemeerminne mit halbem Leibe über das Wasser und sang:

Scheppers, werpt de tonnekens uit,
De walvisch zal gaen komen.

(Schiffer, werft die Tönnchen aus, der Wallfisch wird kommen.)

Solches thaten sie, zogen dem Fische wacker entgegen, und sie kehrten nie zurück, ohne ihn erlegt zu haben.

509.

Die Meerminne zu Muden.

Westendorp, Over het gebruik der noordsche Mythologie. S. 109.

Zu Muden erschien vor Zeiten eine Meerminne, welche die folgende Prophezeiung aussprach:

Muden sal Muden bliven,
Muden sol nooit bekliven.

(Muden wird Muden bleiben und nie zu größerer Blüthe kommen.) Die Prophezeiung findet man in vielen Chroniken aufgezeichnet.

510.

Seemänner.

Chroniken von Frießland.
Westendorp, Over het gebruik der noordsche Mythologie. S. 109.

Im Jahre hundert und dreißig erschienen Seemänner an den Küsten von Frießland und schwammen an den

Buchten um, aus und ein. Zwei derselben kamen selbst ans Land und gingen einige Zeit in Frießland umher, ohne jedoch einem Menschen Leides zu thun. Zu Westerbyrum sprangen sie wieder in die See.

511.

Die gesperrte Thüre.

Mündlich von M. van der Voort.

Bei Blankenberg am Gestade strandete einmal ein Schiff bei einem großen Unwetter, und es lief auf einen Felsen und blieb da fest sitzen. Es war noch nicht lange an der Stelle, als ein Mann aus dem Wasser stieg und den Schiffleuten zuschrie: „Was habt ihr hier zu thun? Macht euch weg." Da sprach der Bootsmann: „Ihr habt gut schwätzen, Freund, wer ihr auch seid; wir können nicht. Wollt ihr aber durchaus das Schiff weghaben, je nun, dann bringt es selbst weg." — „Das kann geschehen", sprach der Mann, sprang in das Schiff, nahm einen Haken und drückte so stark gegen den Felsen, daß das Schiff krackrack losfuhr und wieder flott wurde. „Wie hat euch das Schiff denn lästig sein können, Freund?" frug nun der Bootsmann. „Ei", sprach der Mann, „da guckt doch nur vor euch ins Wasser; ihr lagt gerade vor meiner Thüre, und meine Frau, die eben zur Messe gehen wollte, da heute gerade ein großer Festtag ist, konnte nicht heraus noch herein." Und damit sprang der Necker plumps ins Wasser und war verschwunden; die Schiffer fuhren erstaunt ihres Weges weiter.

512.

Die drei Nixen von Jupille.

Mündlich.
André van Hasselt im Feuilleton der Emancipation. 1835.

Eines Herbstabends sprang und tanzte das fröhliche Völkchen von Jupille nach geendigter Weinlese lustig auf dem grünen Anger vor dem Orte umher, Lächeln auf den frischrothen Lippen, Liebe in dem Herzen, als plötzlich drei schöne Jungfrauen von dem Ufer der Maaß naheten und sich zu den Freudigen gesellten. Sie trugen blendend weiße Kleider und auf ihren langen blonden Locken Kränze von eben aufgeblühten Wasserlilien; ob sie gingen oder nur über die Erde schwebten, das konnte man nicht erkennen; nie hatten die jungen Bursche von Jupille so leichte Tänzerinnen gehabt.

Als man nun genug getanzt hatte, da setzte alles sich im Kreise nieder, und die Jungfrauen begannen ein Lied zu singen, und das mit einer so lieblichen Stimme, daß aller Augen nur auf sie geheftet waren und keiner daran dachte, wie sehr der Abend schon vorgerückt wäre. Da schlug es plötzlich Mitternacht und die Jungfrauen flüsterten einander einige Worte zu, grüßten freundlich im Kreise herum und waren bald den Augen aller entschwunden.

Am andern Abende, als eben der Mond aufgegangen war, kehrten sie wieder, und alsbald eilten die Jünglinge zu ihnen, um sie zum Tanze zu bitten. Weil der Abend gar schwül war, hatte eine ihre Handschuhe ausgezogen und ihr Tänzer dieselben aufgehoben. Dießmal wurde man des Tanzens weniger müde, und es schlug zwölfe, und alles sprang noch. Erschrocken fuhren die Jungfrauen bei dem Schlage auf und die eine fragte allerwärts: „Wo sind meine Handschuhe?" Aber der Jüngling wollte sie als Liebespfand zurückbehalten, und die

Jungfrau eilte ohne sie mit ihren Gefährtinnen fort. Ihr Tänzer folgte gleich schnell, denn er hätte gar zu gerne gewußt, wo das schöne Mädchen wohnte, und er kam weiter und immer weiter bis an die Maaß; da stürzten die Jungfrauen sich hinein und verschwanden.

Als der Liebekranke am folgenden Morgen an den Ort zurückkehrte, war das Wasser an der Stelle blutroth, und die Jungfrauen erschienen seit der Zeit auch nimmer wieder.

513.

Necker fängt einen Mann.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

Ein alter Mann zu Sichem, bei Diest, erzählte:

Als ich noch jung war, lief ich mit andern Jungen oft nach dem alten Thurme. Eines Tages, wo ich meinen besten Freund mitgenommen hatte, hörten wir in dem unterirdischen Gange eine uns unbekannte Sprache reden; wir traten näher, und da klatschte es, wie wenn man mit Baumzweigen auf das Wasser, welches die Gänge füllt, geschlagen hätte, und die Wellchen drangen bis zu unsern Füßen; wir standen nämlich am Eingange.

Das wunderte uns, aber wir unternahmen den Tag nichts weiter und gingen still nach Hause zurück. Am andern Morgen aber sprach Jack zu mir: „Komm, laß uns einmal den Necker sehen gehn." — „Nein", antwortete ich, „man muß die Geister in Ruhe lassen." Jack bestand aber darauf, nach dem Thurme zu gehen, denn er meinte, der Necker würde ihm vielleicht einen verborgenen Schatz zeigen oder anders etwas der Art. Ich zögerte lange, doch ließ ich mich endlich bereden und

folgte Jack, und einige andere unserer Freunde gingen auch noch mit.

Jack trat zuerst in die Gänge; ich folgte, aber er war bald einige zwanzig Schritte mir voraus, wie ich unsern andern Genossen auch stets voraus war; denn diese hatten mehr Furcht, als wir beide. An der Ecke der dritten Gallerie verlor ich Jack aus den Augen; ich wollte ihm schnell nacheilen und um die Ecke springen, aber in derselben Sekunde hörte ich einen lauten Schrei, etwas Schweres fiel ins Wasser und lange Seufzer folgten.

Bleich vor Schrecken stürzte ich zurück, und bald war ich wieder mit den andern am Eingange. Wir warteten lange auf Jack; aber er kam nicht wieder, der Necker hatte ihn gefangen.

514.

Der schlimme Nix.

Mündlich von Ph. Blommaert.

Es ist oft geschehen, besonders am Nixenbache (Neckerbeeke) bei Gent, daß, wenn Abends die Jünglinge und Mädchen der anliegenden Dörfer sich mit Tanzen erlustigten, plötzlich ein feiner fremder Herr in ihre Mitte trat. Walzte aber eine von den Jungfrauen mit ihm, dann war es um sie geschehen, denn er walzte dem Bache immer näher und näher, und wenn er ganz am Ufer war, dann sprang er mit Einem Male mit der Jungfrau ins Wasser und wurde nicht mehr gesehen.

515.

Mahr in der Muschel.

Mündlich aus Wemmel.

Einige Pferdeknechte aus Wemmel, die mit ihren Pferden Abends auf der Wiese am Bache waren, bemerkten, daß die Thiere jeden Abend von der Mahr geritten wurden. Eines Tages wusch sich einer von ihnen die Hände im Bache und sah zu seiner großen Verwunderung eine Muschel, die quer über das Wasser schwamm und am Ufer anhielt; zu gleicher Zeit riefen ihm die andern zu, die Mahr sei wieder auf den Pferden, und er ging hin und sah wirklich, wie die Thiere unruhig stampften und traten und ganz mit Schweiß bedeckt waren. Da lief er schnell zum Bache zurück und nahm die Muschel und steckte sie in die Tasche, und im selben Augenblicke waren die Pferde still. Gleich darauf trat ein Weib zu ihm und bat ihn mit Thränen, er möge ihr doch die Muschel geben. „Ja", sprach der Knecht, „habe ich dich nun, Hexe? Wenn du mir versprechen willst, die Thiere nicht mehr zu quälen, dann will ich das wohl thun." — „Ich will euch alles versprechen", jammerte das Weib, „gebt mir nur die Muschel zurück, denn ich muß bis morgen früh dreihundert Stunden von hier sein und muß meine Kinder versorgen und backen und buttern." Das Flehen und Weinen ging dem Knecht zu Herzen und er gab ihr die Muschel zurück und das Weib verschwand, und er sah, wie die Muschel langsam über das Wasser zum andern Ufer fuhr. Da ging er zu seinen Kameraden zurück und sprach: „Jetzt ist die Mahr für immer fort, sie soll nicht wiederkehren; sagt, das hätt' ich euch gesagt." Und also geschah es auch.

516.
Holzhacker belohnt.

Mündlich.

Ein armer Holzhacker in den Ardennen hatte eines Tages schlechten Verdienst gehabt und setzte sich am Abende mißmuthig unter eine alte Eiche, wo er unwillig über sein Unglück in sich hinein brummte. Plötzlich that die Eiche sich auf, und ein kleines, altes Männchen trat hinaus und fragte den Holzhacker: „Willst du mit mir auf die Jagd gehen?“ Der arme Mann fiel fast zusammen vor Schrecken, doch faßte er sich bald und sprach: „Ja, warum nicht? Ich wage ja nichts dabei.“ Da nahm das alte Männchen eine Pfeife, welche es am Halse trug und pfiff dreimal so laut, daß der Holzhacker fast Hören und Sehen verlor. Im selben Augenblicke wurde es laut im Walde; von allen Ecken und Enden kamen Männer und Frauen herbei, gefolgt von Jägern und Hunden. Ein köstliches Abendmahl wurde angerichtet, und der Holzhacker aß mit von dem Brote und trank mit von dem Weine, und er fand beides gar köstlich. Er sah mehre seiner Freunde von der Jagd nach Hause zurückkehren und die Reihen der geisterhaften Menge durchwandeln, ohne daß sie etwas davon gemerkt hätten.

Als das Abendessen geendet war, begann die Jagd, und diese dauerte bis gegen Mitternacht, und dem Holzhacker schien das ein recht vergnügliches Treiben. Man tödtete so viel Wild, daß er vierzehn Tage nachher noch nichts anderes that, als Eberfleisch einsalzen, und, um ganz kurz zu sein, er hatte so viel Fleisch, daß er gemächlich ein ganzes Jahr davon essen konnte.

Was aber wunderbar bei der Sache blieb, die nächtlichen Jäger hatten nicht einen einzigen Hirsch erlegt.

517.
Die wilde Jagd in den Ardennen.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 173.

In den Ardennen hören die Holzhacker häufig des Nachts einen gräulichen Lärm. Hunde bellen, Hörner schallen und Pferde trappeln, daß es den kühnsten Mann bange machen möchte. Am andern Morgen findet man dann Eber, Rehe und anderes Wild todt an der Erde liegen, ohne daß es jedoch eine Spur von Verwundung trägt.

518.
Die fahrende Mutter.

Mündlich.
Snellaert im Kunst= en Letter=Blad. 1842. S. 39.

Wenn Wirbelwinde auf der Erde wüthen und alles mit sich fortreißen, so meinen manche Menschen, das sei eine natürliche Erscheinung; das ist aber nichts anderes, als die fahrende Mutter, welche ihre Umzüge hält.

519.
Die „barende Vrouwe“.

Mündlich von Frau Courtmans.

Man sieht oft in der Gegend von bewohnten Städten plötzlich einen Wirbelwind niederfahren oder aufsteigen. Man kann darauf rechnen, daß in demselben Augenblicke nahebei eine Frau im Kindbette gestorben ist, ohne sich vorher durch die Beichte von einer Todsünde gereinigt zu haben. In den Himmel kann sie nicht kommen,

darum fährt sie nieder zu der Hölle, da darf man sie aber nicht annehmen, weil sie durch die ausgestandenen Schmerzen schon reichlich Buße gethan hat, und so fährt sie wieder auf und sucht nach einem bleibenden Plätzchen.

520.

Wanne Thekla.

Mündlich.
Snellaert im Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 39.

Wanne Thekla ist die Königin der Hexen und Alven, wie überhaupt der durch die Luft fahrenden Geister. Wenn das Wetter recht wüst und ungestüm ist, dann spielt sie ihre Rolle. Nachts steigt sie zur Erde nieder, gefolgt von einem langen Zuge ihrer Begleiterinnen und tanzt und springt und trinkt auf dem Pottelberge, wo früher ein Galgen stand. Auf der die Stadt durchfließenden Leije hält sie sich ein schönes Schiff, auf dem sie mit ihrem Zuge nach geendigtem Nachtfeste unter dem Befehle von „Wind mit vieren" absegelt.

521.

Irrlichter.

Mündlich von Stallaert.

Ein Mann kam Abends spät noch über Feld; er wollte von Molenbeek nach Gandshoven zurückkehren. Da kamen ihm auf einmal drei Stalligten (Irrlichter) zugelaufen, und weil der gute Mann immer gewohnt war, dieselben zu taufen, so sprach er hier, um in Einem Male alle drei zu erlösen: „Ich taufe euch im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes."

Aber das bekam ihm übel, denn im selben Augenblicke sah er sich von mehr als tausend Irrlichtern umringt, die alle getauft sein wollten. Er taufte schon immer zu, aber der Zulauf nahm kein Ende und hörte nicht eher auf, bis der Hahn krähte, so daß der Mann die ganze Nacht auf dem Felde bleiben mußte.

522.

Der Schatz auf dem Schlosse Samson.

Mündlich.
Legendes namuroises p. 172.

In dem Schlosse Samson liegt ein großer Schatz vergraben, und zwar am wenigst zugänglichen Orte. Dieser wird von einer Hindin bewacht und versinkt stets, wenn ein Neugieriger sich ihm nähert.

523.

Riese Langbein.

Keysler, Antiquitates selectae septentrionales et celticae. p. 102.

Nicht weit von Birck in Seeland findet sich ein großer Hügel; der hat sechzig Schritt Länge, zwölf Schritt Breite und der Stein darauf sechs und funfzig Schritt Umfang. Unter dem Steine in dem Hügel liegt der gewaltige Riese Langbein begraben, der ehemals die Gegend bewohnte.

524.

Surboldshaus.

Keysler, Antiquitates selectae septentrionales et celticae. p. 102.

Das Hünengrab bei Humeling in Emsland heißet im Munde der umwohnenden Leute das Surboldshaus, denn in demselben liegt der Friesenkönig Surbold begraben, welches ein starker Hüne war.

525.

Riese Gordun.

Vaernewyck, Historie van Belgis. Fol. 70.

In Fanum Martis wohnte vor Zeiten ein Riese, der hieß Gordun und beraubte und nahm gefangen alle, welche an der Stadt vorbeikamen, gleichwie es der Riese zu Antwerpen machte, den der Held Brabon erschlug. Er konnte nicht leiden, daß man in der Gegend um seine Wohnung einige feste Plätze machte, denn er wollte Herr bleiben im Lande. Und weil er, wie die andern auch, das Volk so quälte, so pflegte dieses immer zu fliehen, wenn es ihn sah, und rief: „Der Riese ist da! der Riese ist da!"

526.

Der Sandhügel bei Hillegersberg.

Mündlich.
Allart, Het Vaderland. 1791. Bl. 146.
Westendorp, Mythologie. S. 187.

Bei Hillegersberg wohnten ehedem Riesen. Es geschah aber, daß ein Riesenmädchen einmal die Schürze voll

Sand gepackt hatte, um denselben weg und einige Schritte weiter zu tragen. Sie hatte die Schürze aber zu sehr gefüllt, oder die Schürze glitschte ihr aus der Hand, kurzum, sie ließ den Sand fallen und davon entstand der Hügel, den man noch heutzutage bei Hillegersberg sieht.

527.

Hunsberg.

Mündlich; Mittheilung von K. F. Stallaert.

In der Gemeinde Merchten (bei Brüssel) liegt ein kleiner Hügel, den heißet man den Hunsberg. Einer uralten Sage zufolge haben die Hünen ehedem da herum gewohnt und in dem Hügel ein goldenes Bild ihres Gottes, welches die Gestalt eines Kalbes hatte, begraben. Man hat oft nach diesem Bilde gesucht, aber bisher es noch nicht entdecken können.

528.

Das Mädchen und der Wolf.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. X, c. 61.

In der Nähe einer gewissen Stadt stürzte einmal ein Wolf auf ein Mädchen zu und faßte sie beim Arme und zog sie mit sich in den Wald, wie sehr sie sich auch sträubte und schrie. Wenn sie schrie, dann packte er sie noch fester, wenn sie aber einen Augenblick schwieg, dann hielt er sie nur ganz leise fest. Als beide in den Wald kamen, brachte der Wolf das Mädchen zu einem andern Wolfe, dem ein Knochen im Halse stak; da führte der

eine Wolf des Mädchens Hand in das Maul des andern, und sie zog den Knochen heraus, worauf beide Wölfe sie zusammen bis zur nahen Stadt begleiteten.

529.

Der Mammelocker zu Gent.

Mündlich.

Zur Seite des Belfrieds, in der Straße, wo man nach dem Stadthause geht, ist ein kleines Häuschen in einer Ecke gelegen. An demselben sieht man oben am Giebel ein Basrelief, welches ein Mädchen verbildet, das einem alten Manne die Brust reicht. Zu beiden Seiten der Gruppe sind Kerkerfenster gemalt. Dieses Bildniß ist zum Andenken an folgende Geschichte dahin gesetzt worden.

Ein Bürger aus Gent hatte einmal ein schweres Verbrechen begangen und war verurtheilt worden, in dem Häuschen eingekerkert zu werden und des Hungertodes zu sterben. Da begehrte seine Tochter, eine wunderholde Magd, ihren Vater alle Tage besuchen zu können, und das gestand man ihr auch zu, aber unter der Bedingung, daß sie kein Essen für ihn mitnehme. Das versprach die Jungfrau und that es auch, denn wie oft und wie fleißig man sie auch durchsuchte, man fand nie die mindeste Spur von Speise bei ihr. Das dauerte und währte schon einen Tag und zwei und drei, und wurde am Ende eine Woche, und der Mann war immer noch nicht todt und das Mädchen trug ihm auch keine Speise zu. Als man solches dem Grafen meldete, da gebot dieser, man solle an der Thüre wohl zuschauen, was die beiden in dem Kerker machten, und das that man, und man sah, wie die schöne Magd dem alten

Vater ihre alabasternen Brüste reichte und dieser daran sog. Das kündete man dem Grafen, und der sprach: „Nein, das ist doch zu stark, das muß ich sehen“, und am andern Tage ging er hin und schaute selbst zu und sah das Nämliche. Da ließ er das Mädchen vor sich kommen und fragte sie, ob sie einen Mann erkannt und ein Kindlein habe. — Da sprach das Mädchen: „Nein, ich bin eine reine Jungfrau.“ — „Wie ist das denn möglich“, fragte der Graf, „da ihr doch eurem Vater die Brust reichet?“ — Als das Mädchen nun erkannte, daß der Graf alles wußte, fiel sie vor ihm auf die Kniee und bat um das Leben ihres Vaters und sprach: „Ich habe ihm meine Brust im Vertrauen auf Gott und die heilige Mutter Maria gereicht, und er hat reichlich daran gesogen.“

Da begnadigte der Graf den Greis und ließ zur ewigen Gedächtniß einer so großen Liebe und eines so großen Wunders das Bild an dem Hause errichten, wo die Geschichte sich zugetragen hatte.

Bis heute sieht man das Bild noch und es heißt im Munde des Volkes „der Mammelocker“. Ein alter Mann hat mir dieses erzählt und als wahrhaftig bekräftigt.

530.

Heul! Heul!

J. van Hemskerk, Batavische Arcadia. S. 128.
Tuinman, Nederduitsche Spreekwoorden. I, S. 58.

Also rufen die Freier ihren Freierinnen zu, wenn sie zusammen auf einer Karre oder in einem Wagen über eine Brücke fahren, und dabei umhalsen und küssen sie einander. Dieser Gebrauch hat folgenden Ursprung.

Zwei Liebende fuhren einmal bei Abend über eine Brücke. Der Fuhrmann war ein Trunkenbold und hatte just den Abend sich wieder so an hitzigem Getränk übernommen, daß er kaum noch gehen konnte. Auf diese Art gab er keine Acht auf die Pferde, die, ihres Weges fortschreitend, auf der Mitte der Brücke den Wagen umwarfen. Die zwei Liebenden stürzten, einander umschlungen haltend, in das Wasser, wo man sie später noch fest einander drückend fand. Zur Gedächtniß daran kam das Heul! Heul! bei den jungen Leuten in Gebrauch.

531.

Die Lügenglocke zu Gent.

Mündlich von F. Rees.

In der Hochstraße zu Gent liegt ein Kirchlein, welches ehedem zu einem Kloster gehörte, nun aber zur Stadtschule eingerichtet worden ist. Dieses trägt den Namen „Leugenaerster", und zwar von folgendem Umstande.

Seit Menschengedenken hat die Glocke dort nicht einmal zur rechten Zeit geläutet oder geschlagen. Rief sie die Nonnen nicht eine Viertel- oder halbe Stunde zu früh, dann rief sie dieselben doch eine Viertel- oder halbe Stunde zu spät. Darum hieß man anfangs die Glocke nur Lügnerin oder Lügenglocke. Langsam aber ging der Name auf das Klösterchen selbst über.

532.

Die verlorenen Glocken.

Mündlich von Adalse van Swygenhoven.

Zwei Meilen von Jemappes im Walde liegen die Ruinen der ehemaligen Abtei Villers. Die Ungläubigen raubten einst die Glocken aus der Kirche der Abtei und wollten sie mit sich schleppen, weil dieselben von großem Werthe waren. Wie der Werth, so war jedoch auch das Gewicht gar bedeutend und am Ende konnten die Räuber nicht weiter mit den Glocken und begruben sie im Walde.

Jegliches Jahr hört man in der Christnacht diese Glocken noch läuten, aber keiner kann sie finden; denn wenn man sich ihnen nähern will, dann entfernt sich der Ton und flieht immer weiter und weiter, bis er plötzlich verhallt.

533.

Plauderfelsen.

Mündlich.

Nicht weit von dem Ufer der Marne, in der Nähe des Dorfes Mont-Saint-Pare, erhebt sich ein ziemlich hoher Felsen, und der heißet der Plauderfelsen (pierre bavarde). Ehedem hatte der die Gabe, daß er sprechen konnte, und er hat auf diese Weise manches ausgeplaudert, was in seiner Nähe verabredet worden war.

534.

Der ewige Jude.

Alte Complainte. (Französisch.)
Volkslied. (Flämisch.)

Um 1640 begegneten zwei Bürger, welche in der Gerberstraße zu Brüssel wohnten, im Sonienwalde einem alten greisen Manne, dessen Kleider ein gar schlechtes Ansehen hatten, auch zudem noch nach uraltem Schnitte gemacht waren. Sie luden ihn ein, mit ihnen in die Herberge zu gehen, und das that er auch; aber er setzte sich nicht nieder, sondern trank stehenden Fußes. Als er wieder mit den beiden Bürgern vor die Thüre kam, da erzählte er ihnen gar viel, und das waren meist Geschichten, die sich vor vielen hundert Jahren zugetragen hatten. Daraus erkannten die Bürger bald, daß ihr Gefährte Isaac Laquedem, der Jude, welcher unserm Herrn die Rast an seiner Thüre verweigerte, sein müsse, und sie verließen ihn mit großem Schrecken.

535.

Schlange umwindet das Kind.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XI, cap. 71.

Eine ehrbare Frau in Flandern gebar ein Kind. Kaum war es auf der Welt, als man eine große Schlange um dasselbe gewunden fand. Man berieth sich lange, wie man das Kind ohne Gefahr dem Wurme entziehen könne; da gab endlich jemand den Rath, ein Schwert auf die Schlange zu legen. Kaum war das geschehen, als sie sich aus einander ringelte und das Kind losließ. Es lebte jedoch nur noch wenige Tage nachher.

536.

Die Pferde zu Dünkirchen.

Mündlich von R. van Maldeghem.

Zu Dünkirchen lebte einmal ein reiches Ehepaar, welches herzliche Liebe zu einander trug. Es geschah aber, daß die Frau plötzlich starb, und der Mann ließ sie köstlich kleiden, steckte viele goldene Ringe an ihre Finger und ordnete ein feierliches Todtenamt an, nach dessen Ende man sie in der Kirche einsenkte.

Der Todtengräber machte sich aber in der Nacht auf und ging in die Kirche und öffnete das Grab, um der Frau die Ringe von den Fingern zu ziehen. Als er dieß nicht vermochte, zog er ein Messer aus der Tasche, um ihr die Finger abzuschneiden. Er hatte aber kaum einen leisen Schnitt gewagt, als die Frau zuckte und sich erhob, denn sie war nicht todt, sondern hatte nur in einem tiefen Schlafe gelegen. Der Todtengräber stürzte ihr zu Füßen und weinte und wußte nicht, was anfangen; sie beruhigte ihn jedoch und sprach: „Bekümmert euch nicht sehr darum, ich danke euch mein Leben; was den Finger betrifft, so kann ich schon sagen, ich hätte ihn abbeißen wollen.“ Darob tröstete sich der Todtengräber und half ihr aus dem Grabe, und sie ging nach Hause und klopfte an der Thüre. Ihr Mann trat ins Fenster und fragte: „Wer ist da?“ und sie entgegnete: „Ich bin es, deine Frau; öffne mir doch die Thüre.“ Da sprach der Mann: „Das kann ich nicht glauben und das ist auch so viel möglich, als daß meine Pferde hinauf auf den Söller laufen und zum Fenster hinaus schauen.“

Kaum hatte er das Wort gesprochen, als er die Pferde auf der Treppe hörte und ihnen nachlaufend sah, daß sie den Kopf durchs Fenster steckten. Da eilte er

hinunter und öffnete seiner Frau und drückte sie unter vielen Thränen an sein Herz.

Zum Andenken daran ließ er zwei Pferdeköpfe in Stein hauen und diese an der Höhe des Giebels neben den Söllerfenstern einmauern, wo sie noch heutigen Tages zu schauen sind.

537.

Die Herberge „zur Otter" zu Sankt Gillis bei Dendermonde.

Mitgetheilt von Jaek van de Velde.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Dendermonde ein gar strenger Befehlshaber, der hieß Tornaco. Dieser war ein Liebhaber von Fischen, und da ihm in seiner Stellung der Fischfang in den Gräben der Stadt frei stand, ersuchte er häufig den Wächter derselben, ihm sein Lieblingsgericht zu bringen. Dieser kam aber nie dazu und sprach stets, es wäre nichts in den Gräben zu fangen, und als Tornaco ihn um die Ursache fragte, gab er vor, die Ottern kämen in jeglicher Nacht und holten die Fische weg.

Da schickte der Befehlshaber heimlich zwei Soldaten an den Stadtgraben, damit sie der Otter auflauerten. Gegen Mitternacht sahen diese einen Mann sich dem Graben nähern und in ein dort liegendes Boot springen, aus dem er mehre Netze hervorzog. Alsbald sprangen sie herzu und faßten ihn, und siehe — es war der Fischwächter. Zu Tornaco geführt, wurde er von diesem mit dem Galgen bedroht, wenn er nicht seine Missethat alsbald eingestehe. Da fiel der arme Mann dem strengen Herrn zu Füßen und bekannte, daß er selbst die Otter gewesen und die Fische weggeholt habe; jedoch sei seine

Armuth und Noth so groß, daß er sich, seine Frau und seine hungernden Kinder damit einzig am Leben erhalte, indem sie kein Stücklein Brotes im Hause hätten.

Das rührte den Befehlshaber und er verzieh dem Fischwächter. Um ihm aber das Andenken an den Diebstahl stets rege zu erhalten und zugleich ihn vor Wiederholung desselben zu warnen, befahl er ihm, sein Häuschen, welches zugleich eine Herberge war, von dem Tage an „zur Otter“ zu nennen; und den Namen behielt es bis zum heutigen Tage.

Nachlese.

538.

Ubbo.

Winsemius, Chronyke van Vrieslandt. Fol. 13.

Nachdem Friso, der Stammvater des friesischen Volkes, gestorben war, folgte ihm sein ältester Sohn Adel in der Regierung. Diesen bildete man ab mit einer Schüssel und einem Horne in den Händen, weil er die Gastmahle zuerst bei den Friesen eingeführt hatte. Nach seinem Tode fiel Frießland seinem Sohne Ubbo zu, der mit einem Buche in der Linken gemalt wird, weil er zuerst die Kenntniß der Buchstaben unter dem Volke verbreitete und auch seiner Väter Thaten beschrieb. Nicht minder war er in Kriegssachen erfahren und er war gewaltig in Handhabung der Waffen; darum trägt er auf den Bildern in der rechten Hand eine Art von Dreschflegel.

Um nach der Weise seiner Vorfahren freundschaftliche Verbindungen mit fremden Königen und Fürsten anzuknüpfen, reiste er auf Anrathen seiner Mutter und auf Bitten seiner Unterthanen zu seinem Großvater von mütterlicher Seite, dem Könige der Sueven, und von da weiter durch ganz Deutschland umher. Eine große Menge Volkes schloß sich dem Helden an, und mit dieser kam er an den Rhein und hinterließ daselbst eine Colonie, die sich nach seinem Namen die Ubber nannten, woraus die Römer Ubier machten. Sie hatten sich an der Stelle

festgesetzt, wo nun die Stadt Cöln steht, welche darum auch Colonia Ubiorum genannt wurde.

Später heirathete Ubbo, und dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, ein Sohn, der berühmte Asinga Ascon, und eine Tochter, die Frouwa hieß und später Friso den Jüngern heirathete, welcher mit Heeresmacht nach dem andern Ufer der Vlie zog und das Land daselbst nach seinem Namen Frießland oder Neu-Frießland nannte. Er baute auch eine Stadt und hieß sie seiner Frau zu Ehren Vrouwgeest oder Vrougast, woraus die Römer später Verona machten, um an das italische Verona zu mahnen.

Nach Ubbo's Tode kam der mächtige Held Asinga Ascon an die Regierung.

539.

Frießland wird von den Franzosen erobert.

Winsemius, Chronyke van Vrieslandt. Fol. 52.
Vgl. Aimoin. IV, 18.
Vita Dagoberti msc. und Vita Sancti Faronis cap. 71—73 bei Duchesne I, 569; ausgez. in Grimms D. S. II, S. 93.

Der Friesenkönig Berwald war ein sehr gerechter und guter Fürst; er gedachte des Krieges nicht, weniger noch der Eroberung fremder Länder und suchte nur sein Reich zu schützen gegen anderer Eindrängen und Friede innerhalb seiner Gränzen zu erhalten. Aber die treulosen Franzosen ließen ihn nicht in Ruhe und machten es mit Frießland, wie sie es mit andern Ländern machten. Früher schon hatte dieß gierige und unedle Volk unter dem Vorwande, die christliche Religion zu schützen, Einfälle in Frießland gemacht und manch braver Friese war von ungerechter Waffe gefallen; aber auch der König Dagobert, Clotars Sohn, hatte sein Leben gelassen.

Dessen Tod wollte Clotar nun rächen und fiel mit gewaltiger Heeresmacht in Frießland ein.

Im Westergoo bei dem Dorfe Engelum kam der edle König Berwald dem Könige Clotar unter diesen Worten entgegen: „Ah du ade schiere bulle, bistu dir salw", denn er glaubte, mit Clotar gleichwie mit Dagobert fertig zu werden; er wollte nie und nimmer sich dem Scepter der Franzosen beugen und lieber sterben. Aber das Glück der Waffen war nicht für König Berwald, und er wurde überwunden und alles Land fiel unter französische Tyrannei, und die war so groß, daß Clotar alles Männliche tödten ließ, welches größer war, als sein Schwert.

540.

Gotfried mit dem Barte.

De brabantsche Yeesten door Jan de Klerk van Antwerpen. Herausgegeben von Willems (in Collection des chroniques belges inédites publiées par ordre du gouvernement). Brüssel 1839. S. 288.

Woher Gotfried von Löwen zubenamt war „mit dem Barte", das will ich euch in kurzen Worten sagen. Zu den Zeiten, als Heinrich der Vierte Kaiser war, im Jahre 1003, da hatte Gotfried zwölf Jahre und sein Vater war Graf von Löwen und Brüssel und besaß das Land zwischen der Nethe und Schelde. Dieser Graf Heinrich saß eines Christtages mit seinen Genossen in seinen weiten Sälen zu Löwen bei der Tafel, wie er das zu thun pflegte an allen Hochzeiten. Zu seiner Seite saß Herr Robert von Assche; der hatte einen wackern Diener in seinem Sohne Heinrich; auch war der stolze Herr von Desmale zugegen und der junge Werner von Graven.

Während nun der Graf fröhlich beim Mahle saß, gedachte er, wie jämmerlich sein Vater, der reiche Graf, in seiner Burg ermordet worden, und er versank darob in Betrübniß. Das sah Gotfried, sein Sohn, und sprach: „Vater, warum seid ihr so betrübt, da ihr doch unter euren liebsten Freunden sitzet: machet sie nicht mit traurig, sondern erfreuet sie vielmehr." Darauf erwiederte der Graf: „Du sprichst ein wahres Wort, aber wenn ich gedenke, wie mein Vater von Hermann, der ihn gefangen genommen, ermordet wurde, dann kommt mir großer Zorn; und gedenke ich der großen Güter, welcher meine Väter beraubt worden, dann betrübe ich mich mit Recht und über die Maßen. Stamme ich doch von so edelm Geschlechte und bin so ohne mein Gut." Da sprach Gotfried: „Laßt die Betrübniß, Vater, und den Zorn: nackt werden wir geboren und kehren nackt zur Erde zurück; darum bekümmert diese Herren nicht." Der Graf antwortete: „Nein, ich will's nicht mehr thun, doch es macht meinem Herzen groß Weh." Da fuhr Gotfried fort: „Laßt euer Weh und eure Sorge fahren; es kommt doch alles wieder an mich; alles muß ich wieder gewinnen, was unsere Väter besaßen, so Gott mir das Leben schenkt, und müßte der Kaiser selbst davon abstehen." — „Schweige, Sohn", sprach der Vater, „du bist noch zu jung und hast noch zu kurze Härchen in deinem Barte, als daß du dich dazu vermessen möchtest." Da sprach Gotfried, wie es einem wackern Manne wohl gebührt hätte: „Vater und Herr, verstehet mich wohl: ich sag' es euch sonder Spiel und schwöre es euch bei unserm Herrn im Himmelreich und bei der Treue, die ich euch schulde, daß ich meinen Bart nimmermehr scheeren werde, ich habe denn Lotharingen und Brabant wieder und all das Land, welches Herzog Karl verlor, dessen ihr so oft gedenket und um welches ihr so viel

Digitized by Google

klagt." — „Sohn, dann wirst du deinen Bart lange tragen", sprach der Graf und all die Herren lachten ob dem kühnen Worte des jungen Gotfried. Doch es wurde wahr, und er hielt sein Versprechen und eroberte alles Land seiner Vorfahren wieder; dann ließ er auch seinen Bart scheeren, nicht eher.

541.

Das Wappen von Haarlem.

Ellies de Beert, Chronyke van Hollant, Zeelant ende Brieslant. Fol. 93d.

Kaiser Friedrich der Rothbart lag mit dem Kreuzheere, unter welchem sich der tapfere Graf Floris von Holland mit seinem Sohne befand, vor einer Stadt in Egypten, welche man Damiaten nannte und die sehr stark war durch ihre Thürme, wie besonders auch durch den Hafen, welcher zu ihr führte und dessen Eingang mit schweren eisernen Ketten versperrt war; und diese Ketten liefen unter dem Wasser her. Als man gar keine Mittel mehr wußte, diese Ketten zu brechen, da hielt zuletzt Graf Floris' Sohn Rath mit den Haarlemern, welche im Heere waren, und sie ließen unten an des Grafen Schiff eine große stählerne Säge mit scharfen Zähnen fest machen und erwarteten guten Wind und volle Strömung, und als beides kam, da segelten sie kräftig gegen die Ketten an und zerbrachen dieselben, so daß alle Schiffe in den Hafen laufen konnten und die Stadt eingenommen wurde. Da schlug der Kaiser zum Danke den Sohn des Grafen von Holland zum Ritter und gab den braven Bürgern von Haarlem zu den vier Sternen, welche sie im Schilde führten, noch ein silbernes Schwert, und der Patriarch von Jerusalem

schenkte ihnen ein Kreuz ins Wappen, weil sie also frommlich für den Sieg des Kreuzes gefochten hatten.

542.

Tischtuch entzweigeschnitten.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 409. Kemps Beschryving der stad Gorinchem. S. 137.

Herzog Wilhelm von Baiern, Graf von Oosterbant, saß auf Dreizehn-Abend des Jahres 1395 mit vielen Fürsten, Grafen und Herren an der Tafel des Königs Karl VI. von Frankreich, und alle waren lustig und guter Dinge. Da trat plötzlich ein Herold des Königs in die Kammer und schnitt das Tischtuch, welches vor Herzog Wilhelm lag, in Stücke und sprach: „Es ziemt sich nicht, daß ein Fürst ob Herr, der nicht Schild noch Wappen hat, sitze an des Königs Tafel.“ Darob wurde Herzog Wilhelm höchlich beschämt und niedergeschlagen und entgegnete: „Ich habe Schild und Wappen; wie mögt ihr solches sagen?“ Darauf antwortete ein anderer Herold: „Herr, ihr habet es nicht, denn euer Großohm Graf Wilhelm von Holland ist nicht allein von den Friesen erschlagen worden, sondern er liegt selbst noch ungerochen begraben in der Feinde Land.“

Solches traf den edeln Herzog tief, doch schwieg er stille. Bald fuhr er eilig aus Frankreich nach Hennegau; fürchtend seines Vaters strenges Auge, schrieb er von da an denselben und bat und beschwur ihn, solche Schande von seinem Geschlechte abzuwaschen. Das versprach Herzog Albert und sprach: „Dieß soll meinen Kindern fürder nicht mehr vorgeworfen werden, und ich räche Willems Tod, so Gott mich spart bis zum nächsten Jahre.“ Und das Wort hielt er.

543.

Koppel=Maandag.

Mündlich.

C. R. Hermans, Geschiedkundig Mengelwerk over de provincie Noord=Braband. 1 Stuk. 's Hertogenbosch 1839. S. 96.

Ich hörte von einer bejahrten Frau Folgendes über den Ursprung des Koppel=Maandags erzählen.

Es wurde einmal eine Stadt belagert, und der Hunger zwang die Einwohner nach langem Widerstande zur Uebergabe. Der Feind war so wüthend gegen die Städter, daß er alle sammt und sonders ermorden wollte. Da gingen die Frauen vor das Thor und ins feindliche Lager und erwarben sich durch inständiges Bitten die Gunst, ihre theuersten Pfänder auf dem Rücken mit sich nehmen zu dürfen. Zur Stadt zurückgekommen, faßte eine der Frauen alsbald ihren Mann auf den Rücken und die übrigen folgten erfreut dem schönen Beispiele. So gelangten die meisten der Bewohner Koppel bei Koppel (Paar an Paar) aus der Stadt und waren gerettet.

Zum Danke dafür beschlossen die Männer, ihren Frauen jährlich an dem Tage alle häusliche Autorität zuzugestehen und nannten ihn zum ewigen Gedächtniß Koppel=Montag.

544.

Von dem Ritter, der Marien nicht entsagen wollte.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. II, c. 12.

An dem Ende des zwölften Jahrhunderts trug sich folgende Geschichte zu Floreffe im Bisthume Lüttich zu.

Ein edler Ritter, reich an Gut und Geld, war auch lange an Tugend reich geblieben, doch trieb ihn die

Eitelkeit der Welt und Ehrsucht endlich so weit, daß er den Weg des Guten verließ. Er lud tagtäglich seine Freunde zu sich und tafelte mit ihnen von silbernen und goldenen Schüsseln, und die Becher wurden nie leer dabei. Unbekümmert um die Zukunft, lebte er nur der Freude. Dadurch aber minderten sich bald seine Reichthümer, und nicht lange, da war auch das letzte Geld aus seinen Kisten verzehrt. Zugleich verließen ihn seine Freunde, die Sänger und Gaukler zogen weg, seine Kleider verschlissen und er fand sich in äußerster Armuth. Er dachte und dachte nach, wie er sich wieder Geld verschaffen und die vergeudeten Schätze wieder ersetzen könne, aber nichts wollte ihm helfen.

In dieser Noth eilte er der Wohnung eines Juden zu, der ringsum als Zauberer bekannt und berüchtigt war, und sprach zu dem: „Ich komme in einer kläglichen Sache dich um Trost und Hülfe zu bitten; ich war reich und bin arm und elend, und alle verließen mich, die sich meine Freunde nannten. Gibt es ein Mittel, wieder zu meinen Schätzen zu kommen, dann sprich nur, ich bin zu allem bereit.“ Da sprach der Jude: „Ja, es gibt wohl ein Mittel, aber dazu gehört ein männlich kühnes Herz. Habt ihr Muth, dann will ich euch jemand bringen, der auf meine Bitte euch in seinen Schutz nehmen wird; bleibt ihr dem getreu, dann werdet ihr bald wieder glücklich sein und in Schätzen euch wälzen können.“ Der Ritter entgegnete: „Meine Leibeskräfte sind nicht klein; will euer Freund solches thun, ich stehe zu seinen Diensten und vollbringe alles, was er begehrt, als sein getreuer Lehnmann.“ — „Wohlan denn“, sprach der Jude darauf, „dann kommt diesen Abend zurück und wir wollen sehen.“

Spät am Abend kehrte der Ritter zu dem Juden zurück, der ihn auf einen Kreuzweg in einem dichten Walde

brachte. Daselbst angelangt, sprach der Zauberer: „Sitzet hier nieder und fürchtet euch nicht, komme was wolle." Da erschien ein Mann, schwarz von Haut und mit schielenden Augen, der sprach zu dem Juden mit bittern Worten: „Warum lässest du mich nicht in Ruhe, da du doch weißt, daß ich so sehr viel zu thun habe. Was willst du?" Darauf antwortete der Jude: „Der Herr da gelobt uns beiden Gehorsam; er war reich, ist nun arm und will euer Dienstmann werden." — Der arge Satan sprach: „Wohlan, wollt ihr Schätze, ich gebe euch so viel ihr haben wollt. Aber ich muß vorher noch um eines bitten: Seid ihr hierhin gekommen mit dem festen Entschlusse, mir zu dienen, dann müsset ihr Christum abschwören." Darauf sprach der Ritter ohne Zaudern: „Gut, ich schwöre Christum ab." — „Und seid mein Dienstmann fürder?" fragte Satan weiter, und der Ritter antwortete: „Ja, ich erkenne euch als meinen Herrn." — „Und sagt euch los von Maria, der Mutter Gottes?" frug der Böse ferner; doch darauf gab ihm der Ritter keine Antwort. Der Teufel sowohl, als der arge Teufelsknecht von Jud versuchten alles, um ihn zu bereden, aber der Ritter wollte nicht und flüchtete endlich Lange irrte er in dem weiten Wald umher, bis er unter den dunkeln Bäumen hervor eine weiße Kapelle sah; darauf ging er zu.

In derselben Zeit lebte auf einer nahen Burg ein äußerst frommer und milder Herr mit seiner Frau und einer Tochter, deren Tugend noch größer war, als ihre Schönheit. Der Herr hatte die Gewohnheit, jeglichen Morgen früh nach der Kapelle zu gehen und dort bei Lampenschein sein Morgengebet zu verrichten. Damit war der Herr just beschäftigt; als er den Ritter aber an der Kapelle hörte, stellte er sich zur Seite in den Schatten, um abzuwarten, wer der Kommende sei. Der

Ritter trat in die Kapelle hinein und fand zu seiner großen Verwunderung und Freude ein schönes in Holz geschnittenes Marienbild auf dem Altare stehen, welches mit hellen Farben gar lieblich bemalt war. Doch da fiel ihm ein, daß er Christum abgeschworen hatte, und er fürchtete sich fast, dem Altare zu nahen, zögerte auch lange; doch vermeinte er, die Hoffnung nicht ganz aufgeben zu können; er trat vertrauungsvoll näher, warf sich vor dem Marienbilde auf seine Kniee nieder und flehte die heilige Jungfrau um Fürsprache bei ihrem lieben Söhnlein, daß seine Sünde ihm möchte vergeben werden.

Indem er aber noch betete, überfiel ihn ein tiefer Schlummer; doch weinte er in dem Schlafe selbst noch fort. Das rührte den alten Herrn und um so mehr, als er hörte, wie das Marienbild zu dreien Malen das Jesuskind um Vergebung für den Ritter flehte und diese auch erlangte. Im selben Augenblicke erwachte der Ritter wieder, der dasselbe im Traume gesehen hatte. Der Herr trat aber zu ihm und sprach freundlich, wie Maria für ihn gebeten habe; da fiel der Ritter von neuem auf die Kniee und dankte der Gottesmutter von ganzem Herzen. Alsdann lud der Herr ihn zum Frühstück ein, und beide gingen zusammen zur nahen Burg. Bei der Tafel frug der Herr ihn, wer er wäre, und der Ritter bekannte ihm alles. Später gab der Burgherr ihm seine Tochter zur Frau, und mit derselben empfing er große Reichthümer und lebte fürder in großem Frieden und Glück.

545.

Die Tempelritter von Canegem.

F. V. in dem Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 51.

Das Andenken der Tempelritter ist nirgend in ganz Flandern gesegnet; überall, wo ihre Häuser standen, weiß man noch das eine oder andere Schlimme von ihnen, und das Sprichwort „trunken wie ein Templer" ist allgemein bekannt.

Zwischen Canegem und Ruisselede stand auch ein Tempelhaus. Zwei von den Rittern desselben drangen eines Tages in die Pfarrwohnung von Canegem, schlugen den Geistlichen todt und zogen dann ganz ruhig wieder dem Tempelhause zu. Unterwegs kam ihnen ein Landmann nach und erzählte ihnen von dem ruchlosen Morde des alten Herrn; aber die Ritter thaten, als hätten sie davon nichts gewußt und sprachen: „Ei, wir kommen doch soeben erst von Canegem, und kein Mensch hat uns etwas davon gesagt." Langsam kam es doch ans Licht, wer die Mörder gewesen; von der Zeit an ging das Sprichwort im Volke rund: „Er kommt von Canegem", das heißt, er thut, als wisse er nichts von diesem oder jenem, und weiß es doch recht wohl.

546.

Der Tempelhof zu Lovendeghem.

Mündlich von Frau Courtmans.

Der Hof hat seinen Namen von den schlechten Geistlichen, den falschen Priestern, die man anders auch Tempelherren heißt. Ehedem fuhr jede Nacht ein Wagen mit glühenden Pferden daselbst rund; auch sah man auf dem Hofe selbst häufig ein weißes Pferd. Nachher hat

man große Schätze da gefunden. Seitdem geht ein stattlicher Herr mit einem goldenen Band um den Kopf daselbst um.

547.

Die Roodestraet zu Veurne.

Mündlich.
H. de Wandele in J. W. Wolf's Wodana, Museum voor nederduitsche oudheidskunde. Eerste Stuck, S. 37.

Oestlich von Veurne liegt eine Straße, die von uralten Zeiten her die rothe Straße heißt; sie führt nach dem Duivekot, einem großen Hofe mit Kapelle, der ehedem dem Kloster der Predigerherren zugehörte. Vor der französischen Revolution sah man in jeder Nacht einen Wagen ohne Pferde in der Straße; der fuhr bis auf den Markt von Veurne, blieb da einige Zeit still stehen und verschwand. In den Weiden um den genannten Hof sah man häufig umwandelnde Kälber, Ochsen und Schafe. Die Halbwinnerin bemerkte Nachts stets, daß sich etwas an das Fußende ihres Bettes auf die Decken legte; griff sie darnach, so fühlte sie ein zottiges Thierfell.

Am Eingange des Hofes befindet sich ein kleines Sträßchen, welches das Zauberinnensträßchen heißt; da sah man Nachts die Hexen im Kreise tanzen, und die machten oft einen so schrecklichen Spektakel, daß kein Mensch vorbeizugehen wagte.

Ein Bauersknecht hörte Nachts gegen zwölf Uhr im Vorbeigehen an dem Duivekot ein Pferd wiehern; er sah um und bemerkte eine Gestalt, wie die eines Pferdes, welche ihn verfolgte. Er lief natürlicherweise, so schnell er konnte, und das Pferd lief immer hinter ihm drein. Endlich hörte er nichts mehr und wagte es, zum ersten Male umzusehen: da war nun das Pferd verschwunden,

Digitized by Google

aber es kam dagegen eine große Erdwalze von selbst auf ihn zugerollt. Da begann er von neuem zu laufen und hielt auch nicht eher an, als bis er an der Hecke des Meierhofes war, wo er wohnte. Als er jedoch hereingehen wollte, stand plötzlich ein großer rother Mann sonder Haupt vor ihm, und der setzte ihm durch das Thor und bis an die Thüre des Kuhstalles nach: da schlüpfte der Knecht hinein und in sein Bett und zog die Decke über die Ohren; als er nach einiger Zeit es wagte, einmal herauszulauern, sah er nichts mehr.

Von dem oben vermeldeten Wagen geht auch ein Liedchen rund, welches also heißt:

Bruno heeft een koets gemaekt
op vier wielen sonder peerden;
Bruno heeft een koets gemaekt,
die alleen naer Brüssel gaet.

548.

Germanus van der Hagen.

Robert. Gaguini histor. francor. l. 10.
Delrio, Disquis. mag. l. II, quaest. XXVI, sect. III. ed. Lugd. fol. 89.

Germanus van der Hagen war ein berühmter Doctor der Gottesgelahrtheit, wurde aber wegen Zauberwesens zu ewigem Kerker verdammt. Er liebte nämlich eine Frau aus edelm Geschlechte; als er jedoch keinen Ausweg sah, dieser Frau nach Lust und Liebe genießen zu können, ergab er sich dem Teufel und empfing von dem die Gabe, sich, auf einem Besenstiele reitend, hinwünschen zu können, wohin er wolle. Dieses gottlose Treiben kam aber bald heraus, und er empfing seine nach Gesetz und Recht verdiente Strafe.

549.

Der Wilddieb.

Mündlich.
Jack van de Velde in der Wodana. I, S. 26.

Zu Wetteren-Overbeke war einmal ein Wilddieb (Pensjaeger), und der hatte den ganzen Tag nichts geschossen. Das verdroß ihn, und er blieb den ganzen Abend noch im Busche, stets hoffend, etwas zu erjagen. Um Mitternacht endlich sah er im Mondschein einen Hasen wenige Schritte von sich ab im Klee spielen: er legte flugs an, drückte los und der Schuß fuhr weg, aber der Schütze stürzte zu gleicher Zeit auf den Rücken, so sehr hatte die Büchse ihn gestoßen. Er raffte sich zusammen und untersuchte die Waffe und fand, daß der Lauf ganz krumm gebogen war. Sein erster Gedanke fiel auf einen schlimmen Streich von Seiten seiner Kameraden, die ihm, wie er meinte, eine zu starke Ladung in die Büchse gestopft hätten; bei allem Aerger tröstete ihn doch wieder der Hase, den er sicherlich todt glaubte. Eben wollte er auf die Stelle zu gehen, wo das Thier gesessen hatte, als er zu seinem Schrecken bemerkte, daß dasselbe langsam auf ihn zu kam. Er stutzte einen Augenblick, denn solches war ihm noch nicht vorgekommen; doch neuer Schreck: der Hase verwandelte sich in eine große, schwarze Kugel und rollte schnell auf ihn zu. Da faßte den Jäger die fürchterlichste Angst und er lief, was er konnte; doch die Kugel lief ihm gleichschnell nach und vergrößerte sich noch dazu mit jedem Augenblicke. Endlich ersah er sich einen ziemlich hohen Baum, und er kletterte pfeilschnell hinauf, fest überzeugt, da werde er wenigstens sicher sein; aber die Kugel kam zum Baume und wuchs und wuchs, bis der Jäger alles um sich her kohlrabenschwarz sah.

Digitized by Google

Da fiel er auf die Kniee und betete und that das Gelübde, in seinem Leben nicht mehr auf den Wildfang zu gehen, und kaum hatte er das gethan, als die Kugel verschwand.

550.

Die Reise nach Egypten.

Mündlich.
Jack van de Velde in der Wodana. I, S. 29.

Peter von Wetteren ging mit dem Teufel um, dem er auch seine Seele verkauft hatte; er stand so genau mit dem Bösen in Verbindung, daß er zu den geheimen Berathungen der Hölle, die in Egypten irgendwo stattfanden, zugelassen wurde, und das nur auf die einzige Bedingung, den Mund so lange zu halten, als die Versammlung dauerte. Die Reise dahin machte er so schnell, daß, wenn er ein Viertel vor zwölfe von Wetteren wegzog, er just um zwölfe in Egypten ankam.

Einst saß er mit einem Freunde in der Schenke, und es war spät geworden, ohne daß beide es wußten. In der Mitte des Gespräches zog Peter die Uhr aus dem Sacke und sah zu seiner großen Verwunderung, daß es nur noch zehn Minuten vor zwölfe war. „Nehmt mir es nicht übel, Freund", sprach er dann, „ich muß weg, es ist Zeit." — „Zu eurer Frau?" fragte der andere, aber Peter sprach: „Nein, die sieht mich nicht vor Tagesanbruch." — „Wo treibt ihr euch denn so lange herum?" — „Ich gehe nach Egypten." — „Was, nach Egypten?" — „Ja, ja, und ich habe keine Zeit zu verlieren, lebt wohl." — „So geht es nicht, Freund", sprach der andere darauf, „ich verlasse euch nicht und gehe jedenfalls mit." — „Nun, wenn ihr nicht anders wollt", entgegnete Peter, „dann kommt", und so gingen

beide aus der Schenke und nach dem ersten Kreuzwege zu: da lag ein Strohbüschel und beide setzten sich darauf, nachdem Peter seinen Freund noch vorher gewarnt hatte, nur ja nicht zu sprechen. „Ueber Busch, über Berg und über Thal!" rief Peter, und sie flogen durch die Luft hin und waren in Zeit von einer Viertelstunde in Egypten, wo die Versammlung bereits ihre Berathungen begonnen hatte. Als alles Gerede zu Ende war, wurde ein köstliches Mahl aufgetragen und Peter und sein Freund hielten ihren leeren Magen eine kräftige Seelenmesse. Zum Nachgerichte kam eine Schüssel auf die Tafel, deren Geruch höchst unangenehm war. Der neue Gast prüfte ein wenig davon, spuckte es aber alsbald wieder aus und rief mit Abscheu: „Peter, das ist ja Menschenfleisch!"

Diese Unvorsichtigkeit kam ihm theuer zu stehen: in einem Augenblicke verschwand der Saal mit den Teufeln, und Peter lag zu Hause in seinem Bette, während sein Freund in Egypten saß. Der ganze folgende Tag verging dem armen Peter in Angst und Noth, denn er wußte, daß sein Freund in der Versammlung der kommenden Nacht als Uebertreter der Gesetze mußte hingerichtet werden. Gegen halb zwölfe schon ging er nach dem Kreuzwege und setzte sich auf sein Strohbüschel. Einige Stunden von Egypten ab, sah er schon, wie alles zur Enthauptung bereit war und selbst, wie einer von den Teufeln schon das Schwert hob, um seines Freundes Haupt abzuschlagen. „Ju! Ju!" schrie er seinem Büschel zu, und in einem Fluge schoß dieser mit den Aehren auf den Hals des Verbrechers und das sinkende Schwert hatte seine Kraft verloren. Der Gerettete sprang zu Peter auf das Strohbüschel und beide zogen nach Wetteren zurück. Gottesfürchtiges Zureden des Freundes brachte Peter bald auf einen andern Weg, und der Bund mit dem Teufel wurde für immer gebrochen.

551.

Die schwarzen Hühner.

Mündlich.
Jaek van de Velde in der Wodana. I, S. 28.

Zu Herzeele kommt jede Nacht gegen zwölf Uhr ein schwarzes Huhn auf die Kreuzwege und bleibt dort sitzen bis zum Anbruche des Tages.

552.

Das weiße Schaf.

Mündlich.
Jaek van de Velde in der Wodana. I, S. 28.

Zu Massemen-Westrem in dem Raemsträßchen läßt sich jede Nacht ein weißes Schaf sehen. Man sagt, es sei eine verborgene Höhle in der Pfarre, worin das Thier sich bei Tage aufhalte. Wenn es zum Vorschein kommt, hört man eine gar lieblich tönende Musik in der Nähe, die auch so lange dauert, bis es verschwindet. Niemand kann das Thier berühren; bei jedem Versuche, den man noch dazu gemacht hat, schwebte es vor den Füßen des Verfolgenden weg, verschwand plötzlich und zeigte sich einige Minuten später im Rücken des Getäuschten. Was die Erscheinung zu bedeuten hat, weiß man nicht zu sagen.

553.

Die Tänzer zu Herzeele.

Mündlich.
Jaek van de Velde in der Wodana. I, S. 32.

Drei Bursche von Herzeele gingen zusammen zur Kirmeß von Hillegem; dort sahen sie einen ihnen durchaus fremden und neuen Tanz, und der gefiel ihnen so gut, daß sie Abends auf dem Rückwege von nichts

anderem sprachen. In dem Daelmeersch bei Herzeele angekommen, sagte einer von ihnen: „Halt, wenn wir zu Vieren wären, dann könnten wir wohl einmal versuchen, den fremden Tanz zu tanzen, den wir zu Hillegem sahen.“ Er hatte das Wort kaum aus dem Munde, als ein Vierter zu ihnen trat, sie alle faßte und mit ihnen rund und immer rund und so lange rund tanzte, bis ihnen der heftigste Schwindel alle Besinnung nahm und sie halb leblos hinstürzten. Als sie wieder zu sich kamen, stand die Sonne schon hoch; von dem Vierten haben sie nie mehr eine Spur gesehen.

554.

Luftiger Tanz.

Mündlich.
Jack van de Velde in der Wodana. I, S. 34.

Es waren einmal Zigeuner nach Herzeele gekommen, und die hatten in einem Thälchen daselbst ein Seil gespannt, auf dem sie luftig sprangen und tanzten. „Ei sieh doch“, sagte ein kleiner Junge zu seinem Spielkameraden, „so möchte ich auch tanzen können.“ — „Nichts leichter, als das“, entgegnete einer der Zigeuner, der in der Nähe stand; „hier hast du ein Pülverchen, wenn du das aufgegessen hast, dann kannst du so gut tanzen, als wir.“ Der Junge nahm das Pülverchen ein und wurde mit einem Male so leicht zu Fuße, daß er fast nicht mehr auf der Erde gehen konnte. Die mindeste Bewegung, die er machte, schwang ihn auf, und er tanzte auf den Kornähren, die Bäume hinauf, ja selbst bis zur Spitze des Kirchthurmes. Das kam den Leuten im Dorfe verdächtig vor und um so mehr, als sie bemerkten, daß der Junge nicht mehr zur Kirche ging.

Darum ließen sie den Pfarrer kommen, und der beschwur ihn mit Sankt Jans Evangelium, und kaum war das geschehen, als es mit dem Tanzen aus war und aus blieb.

555.

Der lange Mann zu Massemen-Westrem.

Mündlich.
Jaek van de Velde in der Wodana. I, S. 27.

Am Platsenberge zu Massemen-Westrem geht ein ungeheurer Riese um, den man den langen Mann nennt. Kommt jemand Abends in die Umgegend, dann zeigt sich plötzlich eine lange schwarze Gestalt neben ihm, die mit geschlossenen Beinen, steifem Halse und hängenden Armen zur Seite des Wanderers auf dem Wege hinschwebt. Man unterlasse nicht, den langen Mann zu grüßen, denn er ist ein ganz treuer Geleitsmann und man hat in seiner Gesellschaft nichts zu fürchten. Ist man zu Hause angekommen, dann beugt er das Haupt, dreht sich steif um und verschwindet.

556.

Der lange Mann zu Zele.

Mündlich.
De Truy in der Wodana. I, S. 45.

Ein ungewöhnlich großer Mann, so ziemlich von Baumlänge, durchkreuzt nachtnächtlich die Straßen von Zele. Er ist keines bösen Charakters, aber er kann nicht leiden, daß jemand ihm in den Weg kommt; wagt man das, dann kann man sicher sein, von ihm umhergejagt zu werden, oder sich zu verirren. Nicht weniger unangenehm ist seine Gegenwart für den Landmann; pflügt

ein Arbeiter Nachts in der Nähe einer Straße, wo er umwandelt, dann findet er Morgens, daß er bei allem Fleiße nicht eine einzige Furche gezogen hat.

557.

Die verwandelten Hühner.

Mündlich von L. Bleeschouwer.

In Antwerpen ist ein Spaziergang, der heißet der Kirchhof, denn es stand daselbst ehedem eine Kirche und um dieselbe herum lag ein Friedhof. Ein Bürger kam spät nach Hause und mußte über den Kirchhof gehen, und fand da eine Henne mit vielen Hühnern, welche piepten und um die Alte liefen. Der Bürger dachte, es wäre besser, daß er die Thierchen mit nach Hause nähme, als daß sie dort blieben, und er steckte sie alle mit der Henne in einen Sack und nahm sie mit und ließ sie auf seinem Hofe erst wieder heraus. Als er sie aber am andern Morgen suchte, da fand er sie nicht mehr, wohl aber an der Stelle, wo er den Sack geöffnet und sie frei gelassen hatte, einen großen Haufen Menschenknochen.

Erschreckt lief er zum Pfarrer und erzählte dem alles, und der Pfarrer sprach: „Es ist kein anderes Mittel, als daß ihr die Knochen um dieselbe Stunde wieder zurücktragt, in welcher ihr sie geholt habt.“ Das that der Bürger; eben hatte er sie aber ausgeschüttet aus dem Sacke, als eine Stimme aus einem Grabe rief: „Es wäre dir schlecht bekommen, hättest du das nicht gethan.“

558.

Das Spukthier zu Massemen-Westrem.

Mündlich; mitgetheilt von Jack van de Velde.

Ein Mann in Massemen-Westrem, der als Trunkenbold und Flucher überall bekannt war, kam eines Abends spät aus der Herberge, und zwar wieder so betrunken, daß er nicht wußte, wo er ging noch stand. Fluchend ging er des Weges weiter und nach Hause zu; als er aber an den Busch bei der Mühlenbachbrücke kam, da hörte er plötzlich all seine Flüche wiederholen und sah zu gleicher Zeit ein gräuliches Thier mit gräßlich funkelnden Augen langsam auf sich zu kriechen. Schnell schlug er ein Kreuz; doch das Thier lachte laut und spie Feuer und Rauch auf ihn los. Da betete er ein Vaterunser; aber das Thier lachte noch mehr und warf ihm noch dickere Rauchwolken mit Feuer gemischt zu. Endlich erinnerte er sich an die Kraft des Evangeliums von Sankt Jan, und kaum hatte er die ersten Worte desselben aus dem Munde, als das Thier verschwand.

Seitdem konnte er nie mehr an der Stelle vorbeigehen, ohne daß ihm ein kalter Schauder durch alle Glieder fuhr. Das schrieb er natürlicherweise dem Thiere zu und hing darum ein Kästchen mit einem Muttergottesbildchen an dem nächsten Baume auf. Seit der Zeit ging er ganz ruhig da vorbei, und das Thier ließ sich auch nicht mehr blicken.

559.

Die Umwandler am Kreuz zu Herzeele.

Mündlich; mitgetheilt von Jaek van de Velde.

In der Mühlenstraße zu Herzeele steht ein altes Kreuz dicht am Wege; es ist zur Gedächtniß eines dort Verunglückten dahin gestellt. Jede Nacht erscheint ein Geist daselbst, nun in der Gestalt eines Pfarrers, dann in der eines reichen Herrn; immer aber in Schwarz gekleidet. Was das bedeutet, weiß man nicht; aber man bemerkt, daß jedes Mal, wenn der Geist da umwandelt, das Kreuz sich erhebt und am andern Morgen herausgeworfen liegt.

560.

Der Kasteelberg.

Mündlich von Frau Courtmans.

Bei Beveren im Hennegau liegt der Kasteelberg, und der war ehedem — und ist vielleicht noch — von Kabouterchen bewohnt. Bis vor etwa fünfzig Jahren noch brauchten die Leute aus der ganzen Umgegend nie zu waschen; sie packten die schmutzige Wäsche nur in einen Korb zusammen und trugen sie auf den Berg, wo sie noch ein Stichelchen Butter, ein paar Eier, Milch zum Breikochen und zwei Schillinge hinzulegten; am andern Morgen war die Wäsche schneeweiß und sie konnten dieselbe nur wieder abholen. Setzte man eine Waschkufe dabei, dann geschah es oft, daß man am Morgen die Kaboutermännchen springend und tanzend in derselben fand.

Nach der Zeit sind die guten Männchen verschwunden. Viele Leute sehen jedoch noch bis heute Abends

ein steinaltes Kabouterchen oben auf dem Berge sitzen; sein Bärtchen ist so lang, daß es bis auf die Füße reicht, und in seiner Hand hält das Männchen eine Pfeife, aus der es ganz genüglich schmaucht.

561.

Zwei Katzen behexen ein Kind.

Mündlich.

Ein ehrsamer Bürger in Haarlem lag eines Nachts mit seiner Frau im Bette und schlief, als plötzlich ihr kleines Söhnchen jämmerlich in der Wiege zu schreien begann. Der Mann drehte sich schnell um und sah zwei große Katzen bei dem Knaben in der Wiege liegen. Er erkannte alsbald, daß da Hexerei im Spiele war, nahm einen dicken Stock und wollte die Katzen todt schlagen; aber er traf nur eine ans Bein, die andere brach eine Scheibe und entfloh, und die verwundete sprang ihr nach.

Der Knabe schrie aber die ganze Nacht ohne Aufhören. Am andern Morgen war er so krank, daß man den Arzt holen mußte. Der gab ihn alsbald verloren; kurz, das Kind zehrte aus und starb am dritten Tage.

562.

Das nächtliche Fest.

Mündlich.

Ein ziemlich begüterter Bauer in der Gegend von Leyden war nach einem heißen Sommertage um Mitternacht aufgestanden und mit seinen Pferden auf den Acker gegangen, um Frucht aufzuladen und zur Scheune zu bringen. Im Felde angekommen, sah er plötzlich viele

hundert Lämpchen in der Ferne, und er ging neugierig darauf zu, um zu sehen, was das sein möge. Je näher er kam, desto mehr unterschied er menschliche Gestalten, und als er endlich ganz bei ihnen war, da fand er eine zahlreiche Menge um glänzende Tafeln gereiht und einige Schritte weiter mehre Tausende von Männern und Frauen, die begleitet von fackeltragenden Dienern tanzten. Bald erkannte er seinen Nachbar aus dem Kreise heraus, und trat zu dem hin und bot ihm die Hand und sprach über manches mit ihm. Auch des Nachbars Tochter und Frau waren zugegen, und die grüßten den Bauern gar freundlich und er grüßte sie wieder. Während sie aber noch am Sprechen waren, geschah plötzlich ein Zeichen — was es war, das hatte der Bauer nicht sehen können — und im selben Augenblicke war alles verschwunden.

Zu hundert Malen hat der Mann diese Geschichte erzählt; aber er war so klug gewesen, nicht eher etwas davon zu sagen, als bis der Nachbar mit seiner Frau gestorben und dessen Tochter in die Stadt verheirathet war.

563.

Mahr gefangen.

Mündlich.

In einem reichen Hause zu Haarlem hat sich diese Geschichte zugetragen.

Eines Morgens fand man in der Schlafkammer des ältesten Knaben ein Mädchen nackt an der Erde liegen, und das hatte einen Besenstock neben sich und jammerte und schrie. Als man es faßte und fragte, wie es in die Kammer gekommen sei, erzählte es Folgendes.

In der Nacht hatte es gesehen, wie seine Mutter aufstand, ihre Kleider und ihr Hemde auszog und sich

alsdann mit einer Salbe aus einem Töpfchen, welches auf dem Schranke stand, bestrich; darauf hatte sie einen Stock genommen, sich darauf gesetzt und war zum Fenster hinausgefahren. Das Mädchen war neugierig, zu wissen, wo seine Mutter hingeritten sei auf dem Stocke, und es holte den Besenstock, zog sich aus und bestrich sich gleichfalls mit der Salbe. Im selben Augenblicke fuhr es auch aus dem Fenster und so lange durch die Luft, bis es über das Haus kam; da ging das Fenster an der Schlafkammer des Knaben auf, und das Mädchen wurde hineingerissen und fand allda zu seiner großen Verwunderung seine Mutter gleich einer Mahr auf des Knaben Brust liegen. „Jesus, Maria!" schrie es vor Schrecken, und kaum hatte es das Wort aus dem Munde, als die Mutter mit geballten Fäusten wieder zum Fenster hinaus- und wegfuhr.

Das kam bald vor Bürgermeister und Schöffen, und die Hexe wurde gegriffen und gestand, daß sie jede Nacht die Leute bald hier bald dort als Mahr gequält habe.

564.

Die singende Nixe.

Mündlich.

Ein Mann in Gent wollte spät Abends aus der Herberge nach Hause gehen. Sein Weg führte ihn über die Buttermilchbrücke; auf deren Mitte angekommen, fand er ein schönes Weib, die ihre langen blonden Haare strich und wunderliebliche Weisen sang. Der Mann war ein bischen angetrunken und ging auf die Frau zu, um sie zu umhalsen; aber kaum hatte er sie berührt, als sie ihm einen fürchterlichen Backenstreich versetzte und ins Wasser sprang, wo sie verschwand.

565.

Die Meerminne zu Schouwen.

Mündlich von E. van den Plassche.

Die Stadt Schouwen in Holland stach einmal in tiefen Sünden und fast alle Einwohner waren gottlose Leute. Da kam eine Meerminne geflogen und schwebte über der Stadt und sang:

Schouwen, Schouwen sal vergaen,
't water boven den toren staen.

Seit der Zeit spülen die Wellen heftig gegen die Stadt an, und sie werden nicht eher aufhören zu spülen, bis die Stadt untergegangen ist.

566.

Das Geisterhaus zu Antwerpen.

Mündlich von L. Bleeschouwer.

Eine Herberge in Antwerpen heißt noch bis zum heutigen Tage „das Geisterhaus"; diesen Namen hat sie von folgender Begebenheit bekommen.

In dem Hause wohnte einmal eine kühne Magd, die vor nichts bange war. Zu derselben Zeit hieß es in der Stadt, auf dem Minoritenkirchhofe sitze jeden Abend ein Geist mit einem weißen Tuche um den Leib auf einem Grabsteine. Zuerst waren die Bürger erschrocken darob; langsam aber gewöhnten sie sich an die Erscheinung und endlich merkten sie gar nicht mehr darauf. Ein Bürger machte gar eine Wette mit einem andern, das kühne Mädchen würde hingehen und dem Geiste das weiße Tuch vom Rücken ziehen. Beide versprachen dem Mädchen eine Summe Geldes, und sie ging wirklich auf den Minoritenkirchhof und zog dem Geiste das Tuch vom Rücken und nahm es mit auf ihre Kammer.

Google

In der folgenden Nacht aber wurde ihr, als sie schlief, plötzlich das Hemde ausgezogen. Sie lachte darob und zog es wieder an, aber bald mußte sie es auch wieder lassen. Solches geschah zu mehren Malen, und sie erschrak endlich so darüber, daß sie gelobte, das weiße Tuch wieder zurückzutragen. Da ließ es sie in Ruhe, und am folgenden Abend trug sie das weiße Tuch zurück und hing es dem Geiste wieder um, worauf dieser verschwand.

567.

Sankt Nicolas zu Dixmüde.

Mündlich.
Frau van Ackere in der Wodana. I, S. 44.

In der großen Kirche zu Dixmüde sieht man ein Bild des heiligen Nicolas, dessen Haupt nach der linken Seite gewendet ist. Ehedem sah das Bild geradaus, aber als bei einem schrecklichen Unwetter der Blitz einmal in die Kirche fuhr und an dem Bilde vorbeischoß, wandte dieß sein Haupt, um nicht getroffen zu werden. Seitdem sieht es nach der linken Seite.

568.

Unsere liebe Frau von Cortryk.

Mündlich.
Bruno van Ackere in der Wodana. I, S. 44.

Der selige Martinus von Cortryk war in seiner Jugend der größte Taugenichts, der je gelebt hat. Einmal war er so trunken von Bier, daß er nicht mehr gehen noch stehen konnte. In diesem Zustande lief er in die Kirche und vor das Bild unserer lieben Frau,

wo er spottend also sprach: „O Maria, du bist so voller Gnaden und ich bin so voll von Bier."

Diesen Schimpf wollte unsere liebe Frau nicht ungerochen lassen, und sie gab dem Trunkenbolde einen solchen Schlag ans Ohr, daß er besinnungslos zusammenstürzte. Seit der Zeit hält sie ihre rechte Hand in die Höhe, wie man noch heutzutage sehen kann.

569.

Sankt Lievensstäßchen zu Herzeele.

Mündlich.
Jaek van de Velde im Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 60.

Bekannterweise wurde dem heiligen Livinus zu Houthem von den grimmen Heiden das Haupt abgeschlagen; davon heißt das Dorf noch heute Sankt-Lievens-Houthem. Einige Tage nach seinem Martertode wandelte der Heilige, das blutige Haupt in der Hand, an einem Meierhofe vorbei, wo ein alt Heidenweib saß und Kraut schnitt, um eine Suppe daraus zu kochen. „Aha, seht doch den Narren", rief das Weib, „der hat seinen Kopf in der Hand." Da sprach Sankt Lieven: „Frauchen, der Narr ist nicht so närrisch, als ihr, denn ihr schneidet Kraut für eine Suppe, die ihr nie essen werdet." Und damit drehte er den Kopf herum und ging weiter. Die Frau starb aber noch ehe es Mittag war.

Zu Herzeele kam Sankt Lieven auf dieselbe Weise durch ein Sträßchen, welches zur Seite dieses Dorfes liegt, und zahllose Blutstropfen fielen von dem Haupte auf die Erde. Dadurch wurde der Boden so geweiht, daß fürder kein Unkraut mehr da wachsen konnte. Das Sträßchen heißt noch heute Sankt Lievensstäßchen.

570.

Sankt Amalberga's Kapellchen zu Temsche.

Mündlich.
Jack van de Velde im Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 60.

Dieß Kapellchen ist uralt und wurde zum Andenken an folgende Begebenheit gebaut.

Wenige Schritte von der Stelle, wo es nun steht, quoll ehedem ein Brünnlein, das einzige in der ganzen Umgegend, woraus denn auch alle Umwohner ihr Wasser holten. Der Eigner des Ackers, auf dem es entsprang, war aber ein geiziger Mann und gedachte Nutzen aus dem Brünnlein zu ziehen: darum verbot er allen und jedem, ferner sich Wasser daselbst zu schöpfen. In der Noth, welche aus dem Verbote entsproß, versammelten sich die Dakens der Gemeinde und gingen zur Sankt Amalberga, welche als Burgfrau in Temsche wohnte, um dieser das Leid zu klagen. Da nahm Amalberga ein Sieb mit recht vielen Löchern und ging mit den Klägern zu dem Brünnlein; da schöpfte sie das Sieb voll Wasser, trug es einige Schritte fort, wo der Acker des Geizhalses aufhörte, und stürzte es da um. Und zur selben Stunde entsprang dem Boden daselbst ein heller Wasserstrahl, der noch reichlicher emporschoß, als der in dem andern Born, welcher seit dem Augenblicke gänzlich versiegte.

Noch heute quillt die wunderbare Quelle und Tausende von Pilgern wallen zu ihr hin, um sich von ihrem Wasser zu holen; denn dasselbe ist heilkräftig und half schon manchem, an dessen Aufkommen alle Aerzte verzweifelten.

571.
Sankt Amands Baum.

Gillis de Wevel, Leven van Sinte Amand. Msc. bibl. gand. sec. XIV, v. 3260 sqq.

Als Sankt Amand das Evangelium zu Dedelem und Knesselaere predigte, da bekehrten sich viele zu Christus. Viele aber lagen also sehr in den Stricken und Banden des leidigen Teufels, daß sie auf alle Weise dahin strebten, den heiligen Apostel zu tödten. Dazu erkoren sie einen, der ein guter Schütze war, und der sollte Sankt Amand mit einem spitzen Pfeile durchschießen, während er predigen würde von Jesus; aber Gott, unser Herr, beschirmte den heiligen Mann. Der Bogenschütz wollte nun den Bogen so recht hart anspannen, damit der Pfeil recht scharf fliegen sollte, und setzte darum ein Ende an die Erde und faßte das andere Ende mit der Hand, um es niederzubeugen. Aber das eine Ende drang einen halben Fuß tief in die Erde, und, was das wunderbarste bei der Sache war, es begann zur Stunde Blätter zu treiben und wuchs empor als ein schöner Baum.

Dieser Baum stand im vierzehnten Jahrhundert noch gerade vor der Kirche, und man brauchte nur nach Sankt Amands Baum zu fragen, und jeder wies denselben.

572.
Elben.

Mündlich.

Häufig sieht man auf dem Wasser schwimmende Eierschalen: darin fahren die Elben herum. Aehnlich sagt man, daß die Wasserbläschen, welche man oft auf fischleeren Weihern sieht, von ihnen bewohnt sind. Das

Elbenblatt oder Zauberinnenkraut ist ihnen besonders lieb; darum darf man es nicht abschneiden.

Es gibt auch böse Elben, und die bereiten das Gift in einigen Pflanzen; erfahrene Hirten hüten sich, ihr Vieh noch nach Sonnenuntergang weiden zu lassen; „Nachtkraut gehört den Elben", sagen sie, „und wer es nimmt, muß sterben." Auch darf kein Mensch nach Sonnenuntergang auf einer Wiese oder Weide schlafen: er hätte alles zu befürchten.

In Brabant sieht man viele kleine Hügel, welche das Volk Alvinnenberge nennt: da wohnen sie darin.

573.

Neckers.

Mündlich.

In ganz Brabant geht die Sage, daß der Necker den Ertrunkenen das Blut aussauge. Oft hört man aus Bächen das jammernde Rufen eines Kindes; da muß man aber so leicht nicht trauen, denn es ist oft ein Betrug vom Necker.

Die Ertrunkenen, welche Jan heißen, haben die sonderbare Eigenschaft, daß sie aufrecht im Wasser stehen bleiben, und da kann kommen was will, sie werden nie auf die Seite gelegt sich finden.

574.

Flabbaert.

Mündlich.

Mehre junge Bursche kamen von der Kirmeß von Kerselaere und wollten nach Hause. Einer von ihnen,

des Pfarrers Bruder, der ein gar fluchsüchtiger Mensch war, begann unterwegs zu fluchen und zu schimpfen, und besonders auf Flabbaert, einen rothen Geist, der in der Gegend sein Wesen treibt. Das ging eine Zeit lang gut; endlich wurde Flabbaert deß aber müde und packte den Burschen beim Nacken, tauchte ihn ein paar Mal ins Wasser und schmiß ihn dann aufs Land, daß ihm alle Rippen im Leibe krachten.

Als der Pfarrer am andern Tage davon hörte, bedauerte er zwar seinen Bruder nicht, sagte vielmehr, es wäre ihm recht geschehen; aber er verbannte den Geist für hundert Jahre an das Gestade der rothen See.

575.

Glockenläuten.

Mündlich.

Zwischen Ursel und Maldeghem trifft man noch zuweilen auf alte Mauern. Da stand zu Zeiten des Helden Julius die Stadt Ursel, welche eine Bevölkerung hatte von 36,000 Seelen. Noch hört man häufig, besonders in der Christnacht, die Glocken der ehemaligen Hauptkirche läuten; diese sind nämlich versunken, und kein Mensch weiß, wo.

576.

Hellegat.

Mündlich.

Bei Ronsse lag ein Höllenloch; es ist nun zugeworfen und die Straße führt darüber. Ein anderes findet sich in der Gegend von Dendermonde; auch heißt ein

Dorf Hellegaten. Von diesen Löchern hat man sich ehedem viel erzählt. Man hat auch viele Hellenwege, auf denen es spukt.

577.
Der Pfaffen Kirchweg.

Mündlich.

So heißt ein Weg, der von einem ehemaligen Tempelhause nach Ronsse führt. Er läuft gerade durch den Hof des Notars von Somerghem. Nachts geht es daselbst um, und jeden Morgen findet man das große Hofthor des Notars offen stehen, man mag es so fest verriegeln, als man will. Ein Schäfer erkühnte sich einst und blieb Nachts wachend, um zu sehen, was denn eigentlich da umginge. Lange hatte er schon mit gespannter Büchse im Fenster gelegen, denn er wollte auf den Umwandler schießen; meinte, das wäre ein Dieb oder schlechter Mensch, weil jeden Morgen auch das eine oder andere Stück Geflügel weg war. Um zwölf Uhr just hörte er, wie sich die Riegel am Hofthore verschoben, und paff! schoß er los. Zu gleicher Zeit aber stand ein baumlanger Mann vor ihm und packte ihn beim Nacken; in der fürchterlichsten Angst schrie er: „Jesus, Marie, helft!" und im selben Augenblicke verschwand der Mann. Seitdem hat es keiner mehr gewagt, dem Spuk aufzupassen.

578.
Sankt Martins Sieg.

Mündlich von E. van den Houte.

Vor Zeiten trug es sich zu, daß die Bewohner von Assche in Brabant sich einen Patron wählen wollten.

Dazu sollte nun ein recht tüchtiger Heiliger gewählt werden, und damit man um so sicherer gehe, rief man sämmtliche Bewohner von Assche zusammen. Da wollten nun die Einen Sankt Peter haben; die Anderen dagegen sprachen: „Nein, der ist zu alt, wir sind für Sankt Martin, der ein kräftiger junger Mann ist und gut zuhauen kann." Der Zwist dauerte lange und wurde von beiden Parteien mit der größten Heftigkeit geführt; wäre gar am Ende in Schlägerei und Mörderei ausgelaufen, hätte nicht ein kluger Mann den Vorschlag gemacht, daß alle sich nach der Kirche begeben und dort seines weitern Rathes gewärtig sein sollten. Das thaten die Einwohner gern. In der Kirche angekommen, beteten sie die beiden Heiligen aus dem Himmel herunter und ließen sie sich auf den Altar setzen. Aber da begann der Zank von neuem, denn die Alten sprachen: „Sankt Peter hat die Schlüssel des Himmels"; wovon die Jüngern nichts wissen wollten, indem ihnen der Kriegsruhm Martini besser gefiel. Da sprach der kluge Mann wieder: „Kommt, laßt uns beide in einen Brunnen werfen, wer dann zu längst oben schwimmt, der soll unser Patron sein." Deß waren alle zufrieden, und sie warfen die beiden Heiligen in einen Brunnen. Da schrieen die Jüngern Sankt Marten zu: „Marten, Muth, halt dich oben, halt dich oben!" Und so geschah es auch; Marten hielt sich zulängst oben und Sankt Peter sank unter, und somit wurde Sankt Marten Patron von Assche und blieb es bis zum heutigen Tage.

579.

Warum die Juden kein Schweinefleisch essen.

Mündlich von Fr. E..s.

Als unser Herr Jesus Christus noch auf Erden lebte, da kam er einst auch durch Flandern, und da standen einige Dutzend Juden zusammen, die schon lachten und spotteten, als sie ihn in weiter Ferne erblickten. „Wartet", sprach einer von den Juden, „wir wollen doch sehen, was es ist mit seinen Wundern, und ob er auch gut rathen kann." Und damit setzten sie einen von sich unter eine Tonne; und als Jesus nun herbeikam, fragten sie ihn: „Sage uns doch, was sitzet in dieser Tonne?" — „Das will ich euch wohl sagen", antwortete Jesus, „das ist ein Schwein." Darob lachten die Juden und meinten, Jesum gefangen zu haben, und hoben die Tonne auf; aber was machten sie für Augen, als ihr ehemaliger Kamerad in Gestalt eines Schweines unter wüthendem Gegrunze der Tonne entschlüpfte und einer Heerde anderer Schweine zulief, die eben vorbeikam. Da liefen die Juden nach und meinten, ihren Gesellen wiederzunehmen, aber sie konnten kein Schwein von dem andern unterscheiden, so gleich waren sich alle. Und noch heute essen die Juden kein Schweinefleisch, weil sie fürchten müssen, einen Abkömmling jenes Schweines zu tödten und zu verspeisen.

580.

Der Höllenpütz zu Melden bei Audenaerde.

Mündlich.

Unter allen Glockenspielen haben die Schiffer auf der Schelde seit Menschengedenken kein schöneres gekannt,

als das von Melden. Der Teufel wurde aber neidisch darüber, daß die vielen Glöckchen so oft ein Lied zu Gottes Lobe spielten, und gedachte, den Meldenern die Freude zu verderben. Während eines schrecklichen Unwetters fuhr er wüthend in den Kirchthurm, erfaßte daselbst die beste von allen Glocken und führte sie mit sich weg; am Thurme selbst war nicht das mindeste beschädigt, und keiner merkte eher etwas von dem Streiche, als bis die Uhr schlug und man natürlich hören mußte, daß die schönste Glocke mangelte.

Viele Hirten inzwischen, die auf den umliegenden Weiden ihr Vieh hüteten, hatten alles ganz genau beobachten können. Sie hatten gesehen, wie die Glocke mit Gewalt aus dem Thurme gerissen und in die Luft geschleudert worden war, von wo sie blitzesschnell in die Schelde hineinfuhr: an der Stelle, wo sie untersank, hat sich seit dem Augenblicke einer der gefährlichsten Strudel gebildet, die man im Flusse trifft; viele Menschen und Böte sind ihm schon zum Opfer gefallen, und das Volk nennt ihn den Höllenpütz. Wenn es recht donnert und wettert, dann hört man noch heutzutage die Glocke aus der Schelde her läuten; nach einigen soll es Sankt Martens Glocke gewesen sein.

581.

Geistermesse.

Mündlich von Fr. C.

Eine Frau von Hofstade ging eines Morgens früh aus und wollte nach der Stadt. Ihr Weg führte sie an einer alten Kapelle vorbei, die nun seit zehn Jahren abgebrochen ist, und da sah sie Licht darin. Sie ging also hinein und fand die Kirche ganz voll Gestalten

mit weißen Tüchern ums Haupt; als sie noch so dastand und schaute, kamen drei Priester aus der Sakristei und nahten dem Hochaltar; ein Küster folgte ihnen mit Chorknaben, und die Geistlichen begannen die Messe. Sie gingen aber nicht dabei wie gewöhnliche Menschen, sondern schwebten nur leicht über der Erde; auch sahen ihre Gewänder gar verblichen aus. Da faßte die Frau ein schreckliches Grausen und sie wollte aus der Kirche, aber die Thüre war geschlossen und sie mußte darin bleiben. Als die Messe nun aus war, zerrannen die Priester in Luft, die Kerzen erloschen und all die weißen Gestalten schwanden; zugleich schlug es auf der Kirchenuhr eins.

Als der Küster Morgens aufschloß, fand er die Frau halb todt vor Schrecken und Angst an der Thüre liegen.

582.

Das abgerissene Leichentuch.

Mündlich von Fr. C.

In Geeraerdsbergen wohnte vor langer Zeit eine Frau, die sich vor nichts fürchtete. Diese kam auf Dreikönigenabend, wo man die Runde macht im Städtchen, um Geniever zu trinken, über den Friedhof und sah daselbst eine lange Gestalt neben einem Grabsteine stehen, die ein weiß Tuch umgeschlagen hatte. „Ah", sprach die Frau, „ihr wollt mich bange machen, doch das gilt nicht; kommt einmal her mit dem Tuche." Und mit den Worten riß sie der Gestalt das Leintuch ab und — es stand ein gräßlich Gerippe vor ihr. Sie wollte das Tuch hinwerfen und entfliehen, aber das Linnen war wie an ihre Hand gezaubert, und sie mußte sich endlich entschließen, mit dem Tuche wegzulaufen.

Am andern Morgen war ihre erste Sorge, dem Pfarrer alles zu beichten und ihn um Rath zu fragen, was sie wohl anzufangen hätte. Da sprach der Pfarrer also: „Das Tuch müsset ihr diese Nacht um zwölf Uhr dem Todten wieder umhängen, aber er wird euch den Hals brechen, wenn ihr nicht ein unschuldig Kind auf dem Arme mit euch traget." Deß war die Frau froh, und sie ging Nachts um zwölfe zitternd und bebend auf den Kirchhof: da stand der Todte wieder an dem Grabstein und lachte zuerst; als er aber das unschuldige Kind auf ihren Armen sah, knirschte er mit den Zähnen und verschwand, nachdem die Frau ihm das Tuch eben umgehangen hatte, mit schrecklichem Geprassel.

583.

Speisen in Schlangen verwandelt.

Mündlich von Fr. E.

Zu Wachelen sah man noch vor zwanzig Jahren ein Schlößchen, worauf kein Mensch sich zu wohnen getraute; weil es so erschrecklich darauf spukte. Das schrieb sich aber von der folgenden Geschichte her.

Es mögen nun fünfzig bis siebenzig Jahre sein, da lebte in dem Schlößchen ein sehr reicher und höchst wollüstiger Herr, der all seine Zeit nur mit irdischen Dingen und sündhaftigem Treiben verschwendete und des Ewigen nimmer gedachte. Einst hatte er wieder mehre Tage nach einander dort getafelt und geschwelgt, und doch war ihm noch eine Menge der köstlichsten Speisen übergeblieben. Die hätte er nun wohl einem armen Menschen geben können, der daran seinen Hunger gestillt hätte; doch das that er nicht, sondern er schloß die Speisen in den Keller und zog gleich nachher mit seinen

Freunden und vielen schlechten Weibsbildern nach der Stadt. Da blieb er einige Tage und kehrte alsdann wieder nach dem Schlößchen zurück. Bald gedachte er der Speisen im Keller und stieg hinunter, um dieselben zu holen; aber kaum hatte er die Thüre des Kellers aufgemacht, als er sah, wie der ganze Boden von Schlangen wimmelte. Da faßte ihn fürchterliche Angst und er wollte entfliehen, aber die Schlangen krochen schnell auf ihn zu, umringelten ihn und sogen ihm das Blut aus, so daß er sein Leben elendig lassen mußte. Als seine Diener ihn nicht zurückkehren sahen, gingen sie ihm nach, doch eilten sie bald wieder zurück, als sie die Tausende von Schlangen sahen, die um seinen Leib ringelten. Seitdem stand das Schlößchen leer, und keiner der Umwohner hätte es für alle Schätze der Welt gewagt, dort eine Nacht zuzubringen. Später hat die Familie es abreißen lassen.

584.

Alvina.

Mündlich.

Wenn der Wind so recht heult und pfeift, dann sagt man in Westflandern: „Hör', Alvina weint." Alvina war nämlich eine schöne Königstochter, welche wegen einer Heirath von ihren Eltern verwünscht wurde, ewig umherzufahren. Es gibt über die Sage ein altes Volkslied, von dem ich jedoch nur wenige Strophen erhalten konnte. In demselben heißt es unter anderm:

Ik voel dat ik moet gaen
Vliegen in de winden
Zoo lang de wereld staet
En nooit geen troost meer vinden.

Adieu Kinders, lieve vruchten!
Adieu Man, die de oorzaek zijt,
Un moeden moet voor eeuwig zuchten!

585.
Rothfelchen.

Mündlich.

Auf den großen Flachsfeldern in Flandern findet man ein Kräutlein, dessen hellgrünes Blatt mit vielen rothen Fleckchen wie besäet ist; darnach heißt man es auch Rothfelchen. Davon geht die Sage, es habe unter dem Kreuze gestanden und sei von des Heilandes Blut darauf gespritzt, welches sich auch später nicht mehr habe abwaschen lassen, noch durch Regen, noch durch Schnee.

Digitized by Google

Anmerkungen.

Digitized by Google

2. **Die heilige Fahne und die stählerne Krone.** Winsemius gedenkt der beiden Güter nicht im Texte seiner Chronik, doch hält Friso's Bild auf Fol. 6 die Krone in der Rechten und die Fahne in der Linken. Eine andere heilige und wunderkräftige Fahne beschreibt Cromer im 8. Buche seiner Historia Poloniae Fol. 209.

7. Walcheren. Der Belus scheint auf celtischen Grund der Sage hinzuweisen, aber manche der niederländischen Chronicisten nehmen ihn, wenn sie gerade keinen andern Götternamen zur Hand haben: ist er ihnen doch schon aus der Bibel bekannt. Zudem ist eine celtische Niederlassung auf Walcheren, dem Hauptsitze des Cultus der Nehalennia, deren Altäre dort, umgeben von Resten eines heiligen Haines um 1648 wiedergefunden wurden, höchst unwahrscheinlich.

12 Hengist und Horsa. Der Anfang findet sich ausführlicher an der angeführten Stelle der Mythologie Jacob Grimm's.

15. 16. Radbod. Eine im Munde des Volkes in Belgien noch heute lebende Version sagt, der „Heidenkönig" habe gefragt, wo seine edeln Vorfahren wären, und auf des taufenden Apostels Antwort, sie wären in der Hölle, gesagt: „Dann will ich lieber bei ihnen, den Edeln, sein, als bei dem gemeinen Volk, denn eurer Lumpenchristen ist doch kaum einer edel."

17. Vgl. B. Baader in Mone's Anz. 1834. c. 314. Nr. 60: Der Wiedertäufer und sein Gott.

19. **Pferd weckt eine Quelle.** Auch dem Hufschlage des achtfüßigen Sleipner Odins entsprang ein Born. Vgl. andere Sagen bei Gr. Myth. 526.

23. **Der Schwan des Herrn von Arkel.** Daß die Ableitung des Namens von dem des deutschen Herkules nicht von mir ist, muß ich wohl nicht erinnern. So viel mir bewußt, war die Sage bisher noch wenig bekannt.

29. **Die erste Kirche in Dordrecht.** Die Stelle, wo Kanut der Heilige den Märtyrertod starb, bezeichnete auch ein plötzlich aufspringender Quell. Saxo gramm. XIII. ed. par. 1514. Fol. 127.

31. **Des Papstes Antwort;** erinnert an Diocletian.

34. **Graf Arnold III. von Holland läßt einen Brunnen quillen.** Eine ähnliche Sage geht von Karl dem Großen um; auch von Karl V. wird Verwandtes erzählt in „De heerlyke en vrolyke daeden van Keyzer Carel V."

37. **Bischof Conrads von Utrecht Tod.** Beim Baue der antwerpner Kathedrale soll der cölner Meister Appelmann gleichfalls auf eine Quelle gestoßen sein, die nur mit Ochsenhäuten zu stopfen war. Ist dieß ein letztes Opfer, dem alten Gotte zur Sühne gebracht?

38. Vgl. 139, 172, 543; 20, 90 und 116.

Hier darf ich wohl mit Recht noch einmal auf die so viel besprochene Frage über die Sage von den Weibern von Weinsberg zurückkommen. Der geniale G. Schwab, der, so viel ich weiß, zuletzt ein Wort über dieselbe sprach, läßt es unentschieden, dabei jedoch höchst zweifelhaft, ob Weinsberg wirklich und mit Recht die herrliche That für sich in Anspruch nehmen könne. (Wanderungen durch Schwaben im maler. und romant. Deutschl. S. 38.) Diese Zweifel werden bedeutend verstärkt durch das Wiederfinden der Sage in Niederdeutschland, wozu noch der Umstand kommt, daß sie hier einem in allen Städten und Städtchen und Dörfern gefeierten Volksfeste zu Grunde liegt. Auch ist es hier nicht blos Eine Stadt, welche sich den Ruhm zuspricht, solch treue Weiber in ihren Mauern gewiegt zu haben, es streiten sich mehr denn zehn darum. Wie dem aber auch sei, die Sage bleibt immerhin auf deutschem Grund und Boden und kein anderes Volk mag ihr eine ähnliche zur Seite stellen. — Keinesfalls kann ich übrigens Schwab beistimmen, wenn er meint, die Sage sei erst durch Adlzreiter in den Mund des Volkes gekommen. „Eine Mittheilung durch Schrift kommt bei dem Volke kaum vor und ist (in Bezug auf Märchen und somit auch Sagen) nicht denkbar", sagen die Gebrüder Grimm in der Einleitung zu den Kinder- und Hausmärchen (XXVI) und darin wird ihnen jeder beistimmen, der das Leben der Sage und des Märchens mehr in der Nähe beobachtete. Sonder Zweifel bestand die Sage von der Weibertreu schon manch Jahrhundert vor der Belagerung von Weinsberg und werden fernere Nachsuchungen sie auch noch unter andern deutschen Stämmen wiederfinden lassen. Für jetzt kann ich nur noch an den buchstäblich gleichen Ausgang des 94. Märchens der Grimmschen Sammlung erinnern, welches die verdienstreichen Sammler in Zwehrn hörten. (2. Aufl. 2. Th. S. 57.)

41. **Des Storches Dank.** Vgl. 333.

44. **Der Hontsdam.** Das Städtchen Dam führt darum auch noch einen Hund im Wappen. Vgl. Oudegherst, Annales de Flandre ed. Lesbroussart. I. p. 458 u. 459.

48. **Wie die Predigerherren zuerst nach Utrecht kamen.** Steht auch in der Grimmschen Sammlung unter Nr. 489 und in E. Weiden's Cölns Vorzeit. Bei dem Letztern findet sich noch der Umstand, daß des Kaisers Schalksnarr seine Mütze auf einen Baum geworfen hatte und heraufkletterte, sie zu holen; bei der plötzlichen Verwandlung aber saß er zwischen einem Fenstergitter festgeklemmt. Noch einige andere hübsche Sagen vom „Bruder Albrecht" finden sich zerstreut in ältern niederdeutschen Werken; ich werde sie später anderswo mittheilen. Behandelt wurde die vorliegende Sage unter andern von Carl Egon Ebert. Eine ähnliche Sage von Faust theilte Baader in Mone's Anzeiger 1838. c. 226. Nr. 27 mit.

50. Steht gleichfalls in den meisten andern Chroniken von Flandern und Brabant. Nr. 440 der Grimmschen Sammlung setzt Karl den Großen an Cäsars Stelle. De Grieck, der Verfasser des flämischen Volksbuches „De heerlyke en vrolyke daeden van keyzer Carel V.“ hörte dieselbe Sage aus dem Munde eines alten Mannes Karl V. zugelegt. Er gibt derselben S. 183 die folgende Ueberschrift:

Carel, die voert kroon en staf,
My de vryheyd wedergaf.

und führt S. 184 diese Reime als auf dem Halsbande eingeschnitten an:

Den keyzer Carel kwam my in het bosch te vangen,
Liet my in vryheyd gaen, maer met dit schrift behangen.

Der Hirsch soll hundert Jahre später wiedergefangen worden sein. Plinius zufolge soll auch Alexander der Große gefangenen Hirschen goldne Halsbänder mit Inschriften umgehängt haben. Verwandt ist die Sage von Kaiser Friedrich und dem Karpfen zu Kaiserslautern (Grimm Nr. 295), und mehr noch die von dem Bassa von Suez, der einem Delphin ein Plättchen anhängen ließ mit der Inschrift: „Ahmed Abdallah, Bassa von Suez, hat dir das Leben und diese Gabe geschenkt im 720. Jahre der Hegira.“ (Kircher, Mund. subterran. I, l. 2. c. 13. S. de Vries, Wonderen en Wondergevallen. S. 538.)

51. **Frau Schwana.** Zu vergleichen ist Sophia van Heusden Nr. 30 und Anm. zu Nr. 117.

53. **Antwerpen.** Offenbar von hohem Alterthume. Julius ist Julius Cäsar. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts schrieb man noch Handwerpen oder Hantwerpen. Ueber dieß Werfen als alten Rechtsgebrauch vgl. Grimms Rechtsalterth. 55 ff. — Adde Anz. 1834, 155.

57. **König Brunehaut.** Der ist wohl nichts anders, als die bekannte Brunechaldis oder Brunehilt. Die erwähnten Heerstraßen sind römisch: sie danken der Frankenfürstin nur ihre Herstellung. Ein Stein bei Hollain heißt auch der Stein Brunehaut, oder andern zufolge Brunestein. Es ist eine gewaltige Masse, die noch 15 Fuß über der Erde steht; mindestens ebensoviel mag noch unter der Erde stecken. Ich versuchte eine Deutung des Namens Brunestein als Wodansstein in den Bülletins der brüsseler Academie, Tome VIII, no. 11. Recherches sur des traces de l'ancien culte germanique dans les Pays-Bas und im ersten Hefte meiner Wodana: der Beiname Bruno des Odhin brachte mich darauf.

59. **Jupille.** „Imperator eris, cum APRUM occideris“, sagte das Druidenweib zu ihm. Aper hieß aber auch der Praefectus praetorii, der den Numerian ermordete.

65. **Lyderik de Buck.** Nach Oudegherst gebiert Frau Ermengard an einer Quelle und legt das Kind beim Nahen der Knechte Finards hinter einem Busche nieder, wo der Einsiedel es später findet; er trägt es mit sich nach Hause, und da kommt eine Hindin und bietet dem Knäbchen ihre Brüste. Ebenso wird der Schwanritter mit seinen

Geschwistern gefunden und aufgezogen, s. Nr. 117. Diese Wendung erinnert an die Erzählung der Wilkina-Saga von Siegfrieds Geburt. Wie Frau Ermengard in unserer Sage, so ist in der nordischen Sisilia in Noth und Lebensgefahr im Walde und in der Nähe eines Wassers, wie jene am Quell; beide Helden werden von Hindinnen gesäugt; jenen findet und benamt der Einsiedel Lyderik, diesen der Schmied Mime; beide werden im Walde erzogen:

inn einen finstern than,
Darin zoch jn ein meyster biß er ward zu eym man.

Wie Lyderik den Riesen, so erschlägt Siegfried den Drachen. Daß diese Berührungspunkte inzwischen nur höchst leicht sind, will ich nicht verhehlen.

Oudegherst verlegt die Geschichte unter die Regierung Dagoberts. — Die Gründung der brügger Liebfrauenkirche fällt dem Chronicon Sti. Bavonis zufolge in das Jahr 801. — Bei andern heißt Lyderiks Mutter Yolente, Tochter eines Ruthenerfürsten.

66. **Lyderik und Idonea.** Andere nennen Lyderiks Frau Rothilde.

67. **Lyderik läßt seinen Sohn hängen,** Oudegherst zufolge enthaupten.

68. **Karl Martell.** Der verstorbene Raepsaet schrieb eine treffliche Abhandlung, worin er Karl Martell glänzend von der Anklage rechtfertigt, die unsere Sage auf ihn wälzt. Sie trägt den Titel: „Defense de Charles Martel contre l'imputation, d'avoir usurpé les biens ecclesiastiques et nommement les dimes", und ist gedruckt Gent 1806.

71—75. Nebst dem bekannten deutschen Volksbuche „Die vier Haimonskinder", geben uns die niederdeutschen und französischen Volksbücher und Gedichte vom Ritter Malagis ausführliche Erzählungen von dem wunderbaren Rosse Bayard. In Belgien spricht Dendermonde sich vor allen die Ehre zu, in den Romanen, in welchen Bayard vorkommt, zu figuriren. „Urbem hanc antiquitus Dordonam appellatam, Tungrorum annales ferunt", sagt Lindanus de Teneraemonda. Antv. 1612. p. 1 und Sanderus sagt dasselbe in seiner Flandria illustrata. Col. 1641. T. I, p. 593: „Credibile hanc urbem ante Caroli magni aevum fuisse, quo tempore Haymonem, Teneraemundae comitem, Vorsiam Tungrorum regis filiam duxisse eius gentis annales tradunt". Foppens sieht dagegen in Dordona das alte Dortmund (Mém. pour servir à l'hist. littér. des Pays-Bas). Daß der Volksroman Frau Aye, Karls des Großen Schwester, als Frau Haimons angibt, ist bekannt. — Wie es nun auch mit Dordona und Dendermonde stehen möge, so viel ist sicher, daß nirgend Roß Bayard bekannter ist, als in der letztern Stadt. Man bewahrt dort auf dem Rathhause einen ungeheuren Koloß, der dieß Roß vorstellt und in festlichen Aufzügen, von zweiunddreißig durch reiche Decken versteckte Männer getragen, herumgeführt wird. Vier Bursche in Harnischen sitzen darauf: es müssen durchaus vier Gebrüder sein; ein Fiedler schreitet dem Rosse vor. An den Häusern der Notabilitäten der Stadt hält es still und dreht sich einmal rund. Auf dem Markte

stehen mehre kleine Kanonen auf verschiedenen Stellen aufgepflanzt, die auf Bayard schießen; nach langem Kampfe aber siegt er und kehrt unter Jubelrufen nach dem Stadthause zurück. Während des ganzen Tages hört man nur das folgende Lied singen und spielen:

't Ros Beyaert is verheven,
hy heeft hem in 't vier begeven;
en 't Ros Beyaert is een peerd
met 'nen strick om sin n steert.

d. i. Roß Bayard ist (hat sich) erhoben, es hat sich ins Feuer begeben; und Roß Bayard ist ein Pferd mit einem Stricke um den Schwanz. Der letztere ist nämlich bei vier Ellen lang und besteht aus einer Menge von Roßschweifen, die mit einem Stricke zusammengebunden sind. Der sehr künstliche Kopf des Rosses soll durch einen zum Tode verurtheilten Gefangenen verfertigt sein und dieser sich durch das Werk Leben und Freiheit gewonnen haben. Der flämische Dichter van Duyse, dem wir sehr schätzbare Beiträge zur Geschichte von Dendermonde verdanken, theilte Stadtrechnungen aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts mit, in denen des Rosses gedacht wird. Auch Mecheln und Brügge haben ein Roß Bayard, welches jedoch viel kleiner ist, als das von Dendermonde.

80. Herkenbal. Ich gab die Sage wörtlich nach Coremans, der sie aus dem Volksmunde geschöpft. Bei Cäsarius wird sie ganz anders erzählt und erhält noch einen wunderbaren, christlichen Schluß. Ihr Held heißt dort Archembaldus, Arkembaldus, bei Thomas Cantipratensis Erchinbaldus. Des Cäsarius Wendung bleibe für die deutschen Sagen zurückgelegt.

84. Gilles de Chin. Seitdem ich die Sage niederschrieb, hatte ich Gelegenheit, ihr weiter nachzuspüren, und fand sie bis in ihre kleinsten Züge genau übereinstimmend mit der Drachensage von Rhodos, die Schiller'n zu seinem „Kampf mit dem Drachen" begeisterte; nur soll der Drache eine Jungfrau in seiner Höhle gehabt haben. Schon früher soll Gilles de Chin durch das Tödten eines auf ihn zustürzenden Löwen ausgezeichnet und berühmt geworden sein. Balduin IV. liebte ihn so sehr, daß er lange nicht in den Zug gegen den Drachen willigen wollte, er ließ sich aber endlich durch des Ritters Flehen überwinden. Den Kopf des Drachen zeigt man noch heute auf der Bibliothek von Bergen (Mons). Das Gemälde, dessen in der Sage gedacht ist, ersetzt ein viel älteres, welches eine sehr dienstwillige Person zu Zeiten der französischen Räubereinfälle verbarg und später als entkommen ausgab. Noch ist eine lebensgroße Statue des Ritters übrig, die ehedem auf dem Grabe lag; er erscheint in ihr gepanzert und gehelmt, im Waffenrocke, das Schwert in der Scheide an der Seite hängend und mit gefaltenen Händen. Sein Schild liegt über dem Schwerte und trägt eine Inschrift; ein Hund ruht zu seinen Füßen. Diesen letztern ausgenommen, stimmt die Statue ganz zu der Todesart des Ritters, der zu Rollecourt von einem Lanzenstiche schwer verwundet gestorben sein soll. — Die Martyrologien von St. Gislen haben unter dem 12. August ein „Obit de Gilles de Chin"; dieß Anniversarium wird noch jährlich begangen.

Sollte ich noch die Anmerkung hinzufügen dürfen, daß vor wenigen Jahren sich ein belgischer Gelehrter bemühte, in einer sechzig Octavseiten langen Abhandlung zu beweisen, daß der Drache nie existirt habe? Das Buch trägt den Titel: „Recherches historiques sur Gilles Seigneur de Chin et le Dragon. Mons 1825. — Das erinnert an den mit Urkunden unterstützten Beweis des Archivs des historischen Vereines für den Untermainkreis (III, 3, S. 186—190), daß die Stiftskirche Haug troß allem, was die Volkssage erzähle, bis auf den letzten Heller bezahlt sei, und daß ihr Baumeister nicht vom Teufel geholt worden, sondern zu Hause ruhig und christlich in seinem Bette gestorben sei. (S. Baader im Anzeiger 1838. c. 429.)

Sebast. Bottin gedenkt unserer Sage ausführlich in seiner köstlichen Abhandlung „Tradition des dragons volants dans le Nord de la France", die in den Archives historiques du nord de la France et du midi de la Belgique (T. I, p. 97) erschien.

86. **Wie Graf Balduin den Teufel heirathete.** Von Ed. Duller zu einer anziehenden Novelle benutzt im Rheinischen Taschenbuche dieses Jahres.

100. **Der zitternde Haselnußbaum.** Der Mittheiler entnahm die Sage einem Tagblatte und wandelte — warum? begreife ich nicht — die ursprüngliche Linde in einen Haselnußbaum.

105. Die letzten Worte von S. 160 stimmen merkwürdig zu der Sage von der Abstammung der Hunnen bei Jornandes, De rebus geticis c. 24. ed. H. Grotii p. 643. — Diese Sage von dem Ursprunge der Riesen scheint Strabo auch gekannt zu haben; wenigstens bemerkt er zu Genesis 6, 2—4: Videntes filii Dei filias hominum etc. „Non est credibile, ab hominibus, sed a quibusdam daemonibus, qui mulieribus sunt improbi, huiusmodi homines i. e. gigantes esse procreatos." Diese daemones können wohl keine andern sein, als die, von welchen der heilige Augustin, De civitate Dei XV, c. 23 sagt: „audisse confirmant, Sylvanos et Innos, quos vulgo incubos vocant, improbos saepe exstitisse mulieribus et earum appetisse et peregisse concubitum"; Isidor in der Etym. 8, c. ult.: „quem vulgo incubonem vocant, hunc Romani Faunum dicunt"; also wieder die Waldleute (wie die Grimm des Jornandes immundi spiritus per eremum vagantes übersetzen D. S. Nr. 377), von denen die Hunnen herstammen. So nennt auch Plinius das Mahrreiten „faunorum in quiete ludibrium". Vgl. auch Anm. zu Nr. 249—254. Mythol. 272 ff.

Vaernewycks Quelle für die Sage war Jacques de Guyse, der sie wieder aus dem verlornen Lucius von Tongern schöpfte.

Ueber die Strafe des Aussetzens in steuerlosem Schiffe, der wir auch schon unter Nr. 18. S. 27 begegneten, vgl. Jac. Grimms Rechtsalterthümer 701.

107. **König Gambrin.** Der eifrige und verdienstreiche Goremans, dem die deutsche Geschichtforschung so viel zu danken hat, theilte vor einiger Zeit höchst interessante Notizen über diesen mythischen König in den Bülletins der königlichen Geschichtscommission von Brüssel mit (Tome V, compte-rendu no. 3). Wir entheben denselben die

folgenden Reime, die sich auf deutschen Bildern des „ruhmgekrönten und unsterblichen Wohlthäters des gute Trünklein liebenden Theiles der Menschheit“ finden sollen.

Gambrinus im Leben ward ich genannt,
Ein König in Flandern und Brabant,
Aus Gersten hab' ich Malz gemacht
Und das Bierbrauen daraus erdacht:
Drum können die Herren Brauer mit Wahrheit sagen,
Daß sie einen König zum Meister haben;
Trotz, komm' ein ander Handwerk her
Und zeig' uns dergleichen Meister mehr.

Weihe's „Sagen der Stadt Stendal“ zufolge, muß sich in einer Brauerei dieser Stadt ein sehr altes Portrait unseres Monarchen finden. Das Riesenbild von Cameryk trägt, Coremans zufolge, den Namen Gambrivius; ebenso macht eine holsteiner Sage Gambreev zu einem Riesensohn. In Franken sitzt er am 1. Mai bei Gräfenberg mit den alten Frankenkönigen um den Teufelstisch; in Irland ist er König der Zauberer.

Wäre nicht an Gambara zu erinnern?

108. Abkunft der Westfriesen. Wie verliert sich der Name Frouwa in diese Sage? Es wird nicht gesagt, daß Friso seine Frau mit sich führte, als er mit seinen Colonisten in fremde Lande zog. Der nordischen Freya Gemahl, Odur, reiste auch in die Ferne, und sie fand ihn trotz alles Suchens nicht wieder.

110. König Arthur. An Kaiser Karl im Unterberge, Desenberge, Kiffhäuser u. s. w. braucht wohl nicht erinnert zu werden. Auch in Spanien findet sich eine verwandte Sage. Auf dem Sonnenberge bei Grenada sieht man ein tiefes Loch: dahinein ist der unglückliche Boabdil-el-Chico verwünscht. Jedes Jahr am Vorabende von Sankt Johann verläßt er, gefolgt von seinem Hofe, die Höhle und besucht die Alhambra, die alsdann ihre alte Gestalt wieder annimmt. Er wird noch einmal wiederkehren, um Spanien von neuem den Mauren zu gewinnen. W. Irvings Alhambra. Wanderung durch die Berge.

112. Amalberga. Als die Heilige von Materen weg wollte und ans Wasser ging, nach einem Schifflein zu schauen, kam ein großer Stör auf sie zu; sie setzte sich auf dessen Rücken und der Fisch schwamm mit ihr bis gen Temsche. Zu einem Wahrzeichen läßt sich noch jedes Jahr um den Festtag Amalberga's bei Temsche ein Stör sehen, den die Fischer fangen und zu ihrer Kapelle bringen. Anders ist im ganzen Jahre kein Stör in der Gegend zu finden. Vgl. auch die Anm. zu Nr. 570.

114. Schloß Bouillon. Diese Sage wurde mir, ganz wie sie vorliegt, übersandt; ich erkannte zu spät erst, daß sie unächt ist.

117. Der Ritter mit dem Schwan.

Ich theilte die Sage genau nach dem Volksbuche mit. Dieß scheint jedoch durch die Hand Maximilians van Eynatten, der all diese Bücher so gräulich verstümmelte, auch gelitten zu haben; wenigstens theilen die beiden Grimm in ihren Deutschen Sagen II, S. 291

einige Umstände mit, die dem Volksbuche fehlen, oder sich in demselben anders finden. Dahin gehört die Frage der Beatrix, wie es möglich sei, daß eine Frau zwei Kinder haben könne von Einem Manne? und Oriants Antwort, daß mit Gottes Gnaden eine Frau sieben Kinder auf einmal von ihrem Manne empfangen könne. — In dem Volksbuche und somit auch in unserer Sage wird Beatrix beschuldigt, einen Ritter geworben zu haben, der den König vergifte; dagegen heißt es viel natürlicher bei Grimm, daß Beatrix mit einem Hunde Umgang gepflogen habe. Daß solche Dinge zu den Zeiten Alba's — auf dessen Canonisation man wohl nächstens von Belgien aus antragen wird — und der heiligen Inquisition — gegen die ein Wort zu sprechen, einem crimen laesae maiestatis in Belgien gleich steht — anstößig waren, ist wohl nicht schwer zu begreifen. Somit darf es uns auch nicht auffallen, daß man in Belgien bisher an eine neue und gute Ausgabe der alten Volksbücher noch nicht denken durfte; sie kämen in den ersten acht Tagen in den Index; wenigstens würde von allen Kanzeln herab gegen dieselben gepredigt.

Eine der Schwansage in Bezug auf die unheilvolle Frage der Frau des Schwanritters verwandte Sage theilt Ulrich Molitor in seinem Tractatus de pythoricis mulieribus im 6. Cap. aus des Vicentius Speculum naturale 3 mit. S. mallei malefic. ed. Francof. 1600 II, p. 58; ed. Lugd. 1669. II, p. 29. Ich lasse sie nach Molitor folgen. „Decanus quidam sacerdotum cum sorore ducis Burgundiae, regi Siciliae Rogerio desponsata, aliquamdiu regnum inhabitans, ibi certissime comperit, quod natabat iuvenis quidam strenuus et natandi arte peritus circa crepusculum noctis lucente luna in mari balneans, mulierem post se natantem per crines apprehendit, tanquam unum ex sociis, qui eum vellet mergere, eamque alloquens, nullum verbum extorquere potuit, opertamque pallio in domum duxit et tandem in sororem solemniter accepit. Increpatus aliquando a socio quodam, quod phantasma accepisset, expavescens arripuit gladium, minatus in conspectu eiusdem mulieris, filium quem ex ea susceperat, interfecturum, nisi illa loqueretur, et diceret, unde esset. „Quid, inquit; vae tibi misero, utilem perdis uxorem, dum cogis affari. Tecum essem et tibi bene foret, si iniunctum mihi silentium tenere permisisses: nunc autem deinceps me non videbis“; et mox evanuit. Puer autem crevit et marinum balneum frequentare coepit. Tandem una dierum phantastica illa mulier coram multis eundem puerum in eisdem fluctibus occurrentem rapuit, quem si verus filius fuisset, mare ad littus expellere debuisset.“

Bis heute blieb „De Ridder met de Zwaen“ eins der beliebtesten Volksbücher in Niederdeutschland. Für eine sehr große Verbreitung der Sage spricht außerdem noch die ungemeine Menge von Orts- und Familiennamen, welche mit ihr in Verband stehen. So gibt es mehre Orte, die Schwanenburg heißen; Schwanenpfuhl, Zwanepoel, Schwanenbach, Zwanebeke, Zwanevliet, etwa Schwanenfluß, findet man jeden Augenblick. Dabei gibt es fast keine Stadt, die nicht eine Zwanestraet, Zwanegang, Schwanenstraße, Schwanengang, hätte ꝛc. Wasser-

land (Waterland) führt einen Schwan im Wappen. Tausende von Wirthshausschildern und Wetterfahnen zeigen den edeln Vogel.

Besonders aber in Valenciennes, dem Schwanthal der Sage, erhielt sich das Andenken an ihn frisch. Der Schwan im Wappen der Stadt ging auch in den Schild der ehemaligen Rosenkranzgesellschaft über, wo er silbern von Rosen umschlungen erglänzte. 1548 am 13. Mai schenkte der Fürst der Freude in derselben Stadt, an dem nach ihm genannten, jährlich gefeierten Feste, denjenigen, welche vor dem Stadthause, wo er Mittag hielt, ihre Späße machten und Spiele aufführten, einen silbernen Schwan, vier Stüber Tournois an Werth.

Ein ähnlicher Preis findet sich schon ein Jahrhundert früher in Ryssel (Lille). 1453 den 17. Februar nämlich gab Philipp der Gute dieser Stadt ein Fest und Herr Adolf von Cleve ließ ein Turnier ausrufen, auf dem der wackerste Ritter von den als Richterinnen urtheilenden Frauen einen goldenen Schwan empfing, der mit einer goldenen Kette gefesselt war, an deren Ende ein Rubin funkelte. Der Ritter hieß dann der Schwanritter.

Vgl. Mone im Anzeiger 1834, 149 ff.

120. Die Hühnerfresser von Audenaerde. Es möchte schwerlich eine Stadt oder ein Städtchen in Flandern geben, dessen Einwohner nicht einen ähnlichen Spitznamen führten. Mone gab einen Theil derselben in dem Anzeiger 1835, S. 299; ihm folgte J. de Saint-Genois in dem Messager des sciences et des arts de la Belgique. T. VI, p. 19 und später Willems im Belgisch Museum 1839, S. 99. Hier noch einige andere dieser Spottnamen zur Probe: Speerbrecher von Ryssel — Weißfüßler von Aelst — Schläfer von Veurne — Senfesser von Ostende — Kaninesser von Dünkirchen — Nußkracher von Orchies — Lügner von Aerdenborch — Platte Gesellen von Sleedingen — Gänsetreiber von Laerne — Großsprecher von Tourhout — Kesselflicker von Middelburg u. s. w.

121. Die Krüge Jacoba's von Bayern. Vgl. Wodana I, XIV. Die Finnen werfen drei Steine hinter sich, es scheinen Arngrim ebensoviel Berge. Saxo gr. V. f. 50.

> Fer cineres, Amarylli, foras, rivoque fluenti
> Transque caput iace: ne respexeris.
>
> Virg. Bucol. ecl. VIII, 101.
>
> Stans in aqua, retro tergum aquam proiecit.
>
> Delr. 374.

125. Isabellenfarbe. Eigentlich dauerte die Belagerung Ostende's nur acht Monate.

128. Trazegnies. Nach andern sprach die Edelfrau zu dem Weibe: „Wie ist es möglich, daß ihr zwei Kinder von Einem Manne haben könnet?“ worüber das Bettelweib erzürnt die Verwünschung ausrief. — Eine ganz verwandte Sage geht auch über den „Ursprung der Welfen“. Vgl. Grimm D. S. Nr. 513, nur gebiert Irmantrud in derselben zwölf Kinder.

129. Die Zwillinge auf dem Helme der Markgrafen von Trazegnies. Eine ähnliche Sage muß am Rheine umgehen. War

es nicht der edle Brömser von Rüdesheim, der eine Frau aus dem Orient seiner ersten Frau zufügte?

130. **Herr von Falkenberg.** Ein Spiel um die Seele kommt auch in Nr. 179 vor.

131. **Margarethchen von Limburg.** In der pfälzer Urschrift ist der Roman viel weiter geführt, doch sollte alles Fernere nicht später Zusatz sein? Das Räuberhaus mit gedecktem Tische kommt gar häufig in den Märchen vor; vgl. u. a. die Grimmsche Sammlung Nr. 27, I, 141; III, 50. Gleich darauf finden wir eine unsern Nummern 245, 246, 247 und 381—386 eng verwandte ächt belgische Sage. Der Schluß erinnert an Hirlanda.

132. **Der Freitagmarktkeller zu Werwick.** Das Reimchen kehrt mit verändertem ersten Verse wieder in Nr. 214. In Beurne stecken die Kinder den Finger durch das Schlüsselloch der Kirchhofthüre und rufen:

Grip, grap, gru,
Wilt gi mi biten,
Bit mi nu.

Sie ziehen aber schnell zurück, ehe sie die letzten Worte aus dem Munde haben; anders, meinen sie, bisse der Teufel ihnen den Finger ab.

133. **Jan von Nivelle.** S. die Anm. zu Nr. 265. Eine dritte Version wird mir eben und ich werde sie in den deutschen Sagen mittheilen.

136. **Die Mutter des heiligen Ludger.** Sobald das Brunnenmädchen in le tre cetre des Pentamerone (Gr. K.-M. III, 367) des irdischen Wassers genossen hat, bleibt es bei dem Königssohne und steigt nicht mehr in den Brunnen zurück. Umgekehrt darf Proserpina nicht zur Erde zurück, weil sie von der Unterwelt Speise genoß.

141. **Johannisäpfel.** Auf ähnliche Weise stößt der Papst im Tannheuserliede seinen Stab in die Erde:

Der Papst hat einen Stecken weiß,
Der war von dürrem Zweige:
„Wann dieser Stecken Blätter trägt,
Sind dir deine Sünden verziehen.“

Desgleichen that auch Sankt Guido von Anderlecht, als der Engel ihm auf dem Felde erschien. Vgl. auch Gr. D. S. 180. K.-M. III, 254.

143. **Der Fuß des heiligen Remaclus zu Spaa.** Vgl. Gr. D. S. 180, 184, 227, 235. Baader im Anz. 1838, 41 — 1839, 62, 10.

144. **Der Fuß des Pferdes des heiligen Capratius.** Vgl. Körners Harrassprung; desgl. Nr. 318.

147. **Das Kirchfeld zu Poucke.** Vgl. Mone's Anz. 1834, 308, 45.

148. **Der Mönch von Afflighem.** Dieselbe Sage knüpft sich bekannterweise noch an viele andere Klöster, u. a. an das von Heisterbach bei Bonn. Eine Bearbeitung der des letztern Ortes von P. W. Mosblech findet sich in L. Lersch's Bonn und seine Umgebung in Bildern und Liedern. Bonn, König. S. 45.

Digitized by Google

152. Der wiedergefundene Ring. Vgl. Baader im Anz. 1838, 54. Anm. 2.

154. Sankt Paul zu Gammerage. Folgende Beschwörung dient zur Weihung der Salzkügelchen: Ce fut par un lundi au matin, que le sauveur du monde passa, la sainte vierge après lui, monsieur Saint Jean, son pastoreau, son ami, qui cherche son divin troupeau, qui est entiché de ce malin claviau; de quoi il n'en peut plus a cause des trois pasteurs, qui ont été adorer mon sauveur redempteur Jesus-Christ en Bethléem, et qui ont adoré la voix de l'enfant. Hier spricht man fünf Vaterunser und fünf Ave Maria.

Mon troupeau sera sain et joli, qui est sujet à moi et aux miens. Je prie Madame Sainte Gertrude et Madame Sainte Géné-viève, qu'elles me puissent servir d'amies dans ce malin claviau ici. Claviau banni de dieu, renié de Jesus-Christ, je te commande de la part du grand dieu, que tu aies a sortir d'ici, et que tu aies a fondre et confondre devant le sel et devant moi, comme fond la rosée devant le soleil. Très glorieuse vierge Marie et très Saint-Esprit! Claviau, sors d'ici, car dieu te le commande aussi vrai, comme Joseph Nicodème d'Arimathie a descendu le precieux corps de mon sauveur et redempteur Jesus-Christ de l'arbre de la croix: de par le père, de par le fils, de par le Saint-Esprit.

Digne troupeau des bêtes a laine, approchez vous d'ici, de Dieu et de moi: Voici la divine offrande de sel, que je te présente aujourd'hui: comme sans le sel rien n'a été fait et par le sel tout a été fait, comme je le crois de par le père, de par le fils, de par le Saint-Esprit.

O sel, je te conjure de par le part du grand dieu vivant, que tu me puisses servir a ce que je pretends, que tu nous puisses preserver et garder nos troupeaux de claviau, rogne, gale, pousse, de pousset, des gobes et de mauvaises eaux. Je te commande, comme Jesus-Christ mon sauveur a commandé dans la nacelle, lorsque ses disciples lui dirent: „Seigneur, reveillez vous, car le mer nous effraye.“ Aussitôt le seigneur s'éveilla, commanda à la mer de s'arrêter; aussitôt la mer devint calme. Commandé de par le père, de par le fils, de par le Saint-Esprit. Amen.

Bei Keyssler, Antiquitat. selectae finde ich S. 493 Folgendes: „Impia plane est Venedorum tractus Wustroviensis consecratio, qua pecora fascino oculorum adflicta, wenn ein bös Aug beim Vieh gewest, lustrant sequentibus verbis:

Twee Hogen efft dij beseen,
Dre Hogen scholt dij weer gut seen.

Id appellant, das Vieh böten.“

Ich füge noch drei andere Beschwörungen zu aus Felic. Malleoli tractatus de exorcismis: 1) Ob das sey, daß Maria Magd oder Jungfrau ein Kind Jesum gebahr, so komme diesem Thier das Blatt ab, im Namen des Vatters, des Sohnes u. s. w.

2) Christus ward geborn,
Christus ward verlorn,

Christus ward gefunden,
Der gesegnet diese Wunden.
Im Namen des Vatters u. s. w.

3) Ich beschwere euch Würme bey dem Allmächtigen Gott, daß euch diese Statt oder Hauß als vnmähr seyn, als vnmähr Gott ist der Mann, der ein falsch Vrtheil spricht und ein rechtes kan, Im Namen des Vatters u. s. w.

155. **Das heilige Kreuz zu Gammerage.** Auf gleiche Weise taucht man jährlich die Reliquien des heiligen Domitian zu Huy in eine daselbst springende Quelle, aus welcher er einen Drachen vertrieben haben soll, der sie vergiftet hatte. Sankt Winnock's (zu Winnocksbergen) Leib oder vielmehr den Reliquienkasten, der ihn umschließt, senkte man alle Jahre in den die Stadt bespülenden Fluß. Grammaye, der uns das berichtet (in seinen Antiquitatibus Flandriae Winomontium 151), sagt dabei, man dürfe hier nicht an Aberglauben denken und fügt eine Legende zu, die im Ganzen wenig Ansehen von Aechtheit hat und auf den ersten Blick als ein Mönchsmärchen erscheint, welches zur Erklärung des Warum eines aus dem Heidenthume herübergenommenen Gebrauches fabricirt wurde. Wer dächte hier nicht an den Wagen der Nerthus, über deren Baden im heiligen See uns Tacitus so willkommene Nachricht gab? Myth. 152ff.

156. **Das ungetaufte Kind.** In Belgien herrscht nämlich noch heute der christlich fromme, sehr löbliche und schöne Gebrauch, die ungetauften Kinder, Selbstmörder, ohne Buße gestorbenen Hingerichteten, Protestanten und zuweilen auch Freimaurer an einem wüstliegenden Plätzchen des Friedhofes, oder auch außerhalb desselben, zusammen in die Erde zu scharren. Wie wohl und ruhig muß der gute Katholik hier schlummern! Welch ein schrecklich Loos haben wir deutschen Katholiken dagegen nach unserm Hingang! O Aufklärung! — Vgl. Joa. Moschius in der Pract. spiritualis c. 88 und Evagrus Pontensis l. 4, c. 35, die eines heiligen Einsiedels Thomas gedenken, der mehre Male seinem Grabe entlief, weil man ihn neben einige unfromme Menschen beerdigt hatte. Auch Anzeiger 1839, 536. Nr. 72.

165. **Das Christusbild zu Maestricht.** Auf ähnliche Weise wuchs im Kloster der weißen Frauen zu Cöln ein Christusbildchen aus der Wand einer der Zellen. S. J. C. Wolf Heliotropen. S. 3.

167. 168. **Maria zur Eichen.** Hier Einiges über andere Marienbilder an Eichen.

Zu Houdtheverle hing vor Menschengedenken ein Liebfrauenbild an einer Eiche. Wichmann 280 — B. M. V. in Scheutveld ad quercum collocata ibid. 322 — U. l. V. am Ochsenwege zu Zoutleeuw „ad quercum ibidem pendula fuit reperta" ibid. 457 — Nostra domina de Kortenbosch quercui erat imposita. Herdegom diva virgo candida p 234 — Nostra domina in quercu Jesu in silva Soniensi. ibid. 244 — Stabat in via Gelam versus annosa quercus et in ea divae Virginis statua. ibid. 261 — u. s. w. In der Nähe der quercus Jesu stand eine quercus diabolica. Weiteres über den Gegenstand werden die Anmerkungen zu den deutschen Sagen bringen.

169. 170. So erzählt eine chinesische Sage; als der Held Comp eine Flotte zum Kriege gegen einen benachbarten Inselfürsten habe ausführen sollen, wären die Schiffe nicht von der Stelle zu bringen gewesen. Da habe der Held sich umgeschaut, die Ursache des Wunders zu finden, und gesehen, daß die heilige Jungfrau Noem auf dem Vordertheile gesessen. Nachdem er ihr in Ehrfurcht genaht, sie um Rath und Hülfe angefleht, und sie diese zugesagt, seien die Schiffe plötzlich flott geworden. Gonz. Mendoza, Histor. chinensis lib. II. cap. 2.

Auch Balders Schiff konnten die Asen nicht von der Stelle bringen, als sie dasselbe ans Land ziehen wollten, um in ihm des allbetrauerten Gottes Leiche zu verbrennen; Hirrokin, die Riesin, vermochte das allein. Snorro, Daemesaga 43.

171. U. l. Fr. von Lebbeke. Von unzähligen andern Kirchen erzählt man ebenfalls, daß die Muttergottes durch einen Seidenfaden derselben Länge und Breite bestimmt habe. — Der geopferte Flachs wird zum Vortheile der Kirche öffentlich versteigert und in kleinen Bündelchen dem Meistbietenden zugeschlagen. Da man das dafür ausgelegte Geld nur als Opfer ansieht, so bieten Begüterte mitunter ganz unmäßige Preise. Dieß Flachsopfer erinnert an Frau Holla, die altgermanische Göttin Holda. S. Grimm D. S. Nr. 5. Mythol. 166.

172. U. l. Fr. von Scherpenheuvel. Aus der Eiche wurde eine zahllose Menge von Muttergottesbildchen geschnitzt, die alle miraculös sind. Justus Lipsius und Erycus Puteanus geben von diesem Liebfrauenbilde ausführliche Nachrichten.

177. Das Sandthor zu Mecheln. Auf ähnliche Weise heißt es im „Bruder Nickel" (Nr. 55 der D. S. von Grimm): „Das haben nicht alle Teufel, sondern ich mit meinem Bruder Nickel gethan", der Teufel hatte nämlich einen Kahn aus dem Wasser auf einen Baum geschleppt.

178. Das alte brüsseler Thor zu Mecheln. Vgl. Nr. 205, wo die Riesen den Steinen ihre Finger eindrücken. S. auch Anm. zu 143. 144 und Nr. 460; Anzeiger 1834, 91, 3.

179. Schach dem Teufel. Vgl. 130. Herr von Falkenberg, wo Engel und Teufel um die Seele spielen. Und wer dächte hier nicht an „die Schachspieler" unseres Moritz Retsch!

180. Der Höllenbrunnen zu Dendermonde. Eine andere Sage über denselben s. Nr. 463. Vgl. 576, 580.

181. Eierkuchen am Charfreitag gegessen. Hier ist zu bemerken, daß man in Belgien, wo man, wie ein Landsmann sagt, noch katholischer als in Rom ist, am Charfreitage nicht nur kein Fleisch, wie bei uns in Deutschland, sondern selbst keine Butter, Eier, Milch, Käse noch Fett essen darf. — Vgl. Anzeiger 1838, 475, 57.

182 Teufelsmauer. Vgl. die Nr. 193 der Grimmschen Sammlung. Der Teufel will darin die Donau zumauern, wie hier die Hoegne. S. auch ebend. Nr. 188. 189. Myth. 574.

183. Ameil-a-l'oeil de Lexhy. Die folgende verwandte Sage findet sich bei Caesarius heisterbac. dist. III, c. X. ed. Tissier in biblioth. patrum ordin. Cisterciens. p. 55. In der Abtei Prüm (in

der Eifel) lebte ein Scholastiker, Namens Johannes, dem hatte ein Weib versprochen, sie werde die Nacht zu ihm kommen. Sie kam jedoch nicht, wohl aber der Teufel in ihrer Gestalt. Am andern Morgen dieselbe Frage, wie in unserer Sage. Er entgegnet, daß er das wohl wisse, indem er sie sehr gut kenne. Sie offenbart sich als der Teufel und der Mönch verwundert sich höchlich darüber und spricht ein schamloses Wort. Vom Ausreißen des Auges wird nicht gesprochen. Vgl. die Sage von Balduin und dem Teufel Nr. 86.

184. **Der Teufel pflügt.** So pflügt nur Gefiona (in der ersten Dämesaga der Snorroniana) mit den vier Stieren aus Jotunheim.

186. 187. Aehnliche Sagen gehen noch von einigen zwanzig Scheunen in Belgien umher. In der von dem Teufelsdach zu Hamelghem spricht der Teufel: „Willst du deine Scheune wieder aufgebaut haben, ich kann das, aber dann mußt du mir das erste Söhnlein geben, welches deine Frau gebären wird." Auch ist es hier — dürfen wir der Emancipation (1834, 13. November) trauen — nicht der Teufel eigentlich, der die Scheune zu bauen sich erbietet, sondern ein klein schwarz Männchen und viel tausend andere ganz kleine Männchen — also wohl Kobolde oder Zwerge — arbeiten in der Nacht an dem Gebäude. Das offen gelassene Loch soll der Scheune jedoch nicht im mindesten schaden: es mag regnen und hageln, kein Tröpfchen Regen, kein Körnchen Hagel kann hindurch.

Im Ganzen ist der Gang der Sage durchaus gleich dem der eddischen Erzählung von dem Schmiede, der den Asen eine Stadt zu bauen sich erbietet, dieselbe auch vollendet bis auf die Thore, die er, durch Loke's List der Hülfe seines Pferdes Svadilfare beraubt, nicht vor dem Ablaufe der bestimmten Frist fertig bringen kann. Sn. 36. Man vgl. auch „die Hahnenkräh" in H. Gödsche's schlesischem Sagen-, Märchen- und Legendenschatz, 1. Heft. Grimm D. S. 181. 183. 188 (207). — Verwandt ist auch die Sage vom unvollendeten Kloster: G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 23.

193. **Der Teufelsstein bei Namür.** Dieselbe Sage haftet auch an dem Steine in Stavoren. Vgl. Nr. 33 und Grimm Nr. 289.

197. **Die ungetaufte Glocke.** Vgl. Nr. 461 u. ff.

Es gibt noch manche andere ähnliche, die mir jedoch erst nach dem Drucke der vorliegenden Sammlung zukamen.

199. **Das Höllenloch zu Gameryk.** Auf das flammenumgebene Schloß möchte besonders aufmerksam zu machen sein: Brunhilde's Palast ist auch flammenumwacht.

204. **Hünengräber.** Eine sehr fleißig ausgearbeitete Abhandlung über dieselben erschien von Westendorp in den Annalen der leydener Gesellschaft. Schade nur, daß der Verfasser sich nicht mehr Mühe um die an den gewaltigen Massen wuchernden Sagen gab. Die beiden unter 205 mitgetheilten sind die einzigen, die sich in dem Werke finden und die Van den Bergh daraus entlehnte. Mag es darum wohl wundern, daß Westendorp zu keinem Resultate kam?

206—211. Vgl. Grimm Nr. 29—45, 147—154.

208. **Kabotermannekens zu Herselt.** Auch die Zippenessen sollen ihre alten Leute also lebendig vergraben haben. Vgl. auch Schütze, Holstein. Idiotikon I, 267. Rechtsalterth. 486 ff.

212. **Witte Juffers und witte Wijven in Frießland.** Vgl. Olaus Magn. hist. III, c. 9, 14.

213. **Kludde.** (Sprich Klödde.) S. die Anm. zu Nr. 487 ff.

214. **Osschaert.** Ebenso hängt sich der „Nachtgeist zu Kendenich" (Gr. Nr. 79 und 145) auf der an seinem Sumpfe Vorübergehenden Rücken; auf ähnliche Weise reitet der Meeresalte in der 1001 Nacht auf Sindbad dem Seemanne (Sindbads 5. Reise). Cassian kannte verwandte Geister und läßt uns fauni in ihnen sehen. S. Collat. 7, c. 32, wo es also heißt: „Nonnullos immundorum spirituum (quos etiam faunos vulgus appellat) ita seductores et ioculatores esse manifestum est, ut certa quaedam loca seu vias iugiter obsidentes, nequaquam tormentis eorum, quos praetereuntes potuerint decipere, delectentur, sed de risu tantummodo et illusione contenti fatigare eos potius studeant, quam nocere. Alios esse furori ac truculentiae deditos, est manifestum, ut non sint contenti hominum tantummodo corpora, quos suppleverint, atroci dilaceratione vexare: sed etiam irruere super eminus transeuntes et affligere illos saevissima caede festinent." Vgl. auch über das Springen auf den Rücken Mone's Anz. 1834, 145. Nr. 8. — 1838, 222. Nr. 19; 369. Nr. 44. — 1839, 60. Nr. 2.

215. **Klackaert mit seinen Ketten zu Cortryk.** Hier und in der folgenden Sage bricht der alte Hausgeist und Kobold ziemlich hell durch. Das leckere Schüsselchen ist noch das dem freundlichen Geiste dargebrachte Opfer, aber seine Bedeutung kennt das Volk nicht mehr; ebenso schenkt der Müller dem Zwerge in Nr. 209 ein Butterbrot, setzt man der Königin Habundia Speisen hin in Nr. 231 und dem Flerus in Nr. 216 seine Milch mit Zucker. Vgl. Gr. Nr. 71 und 73. Myth. 291.

216. **Flerus.** Der Charakter des Geistes stimmt wenig zu dem Wesen der Nixen.

217—223. Vgl. Gr. D. S. 49—79, 304—308. — Unten 507—514. Myth. 284 ff.

218. **Der Neckerspoel in Mecheln.** In Brüssel ist eine Neckerstraße, in Gent ein Neckersgat. Ob Sagen über diese umgehen, weiß ich nicht.

232. **Spukende Thiere.** Außer den hier angeführten Thieren erscheint besonders häufig im nördlichen Holland das Pferd oder Füllen ohne Kopf. Wo blieb der Kopf? Sollte man hier nicht an das den Göttern zum Opfer aufgesteckte Roßhaupt erinnern dürfen? Auch in der Alhambra geht ein Pferd ohne Kopf um. S. W. Irvings Alh. Wanderung durch die Berge.

233. **Das erwürgte Kaninchen zu Cortryk.** Vgl. Anm. zu 415.

234. **Die goldene Ziege auf dem Schlosse Logne.** Auf dem Thurmberge bei Durlach spukt eine weiße Jungfrau mit Geißfüßen. Baader im Anz. 1838, 476. 5.

236. Der alte Bär. Ein verwünschter Bär bewacht den Schatz. Anz. 1834, 259. 23.

239. Die Nonne mit der Sau. Die Sage scheint unvollständig und ist wohl verwandt mit „Maria als Pförtnerin".

240. Pieters-Rode. Vgl. Gr. 277.

241. La bête de Staneux. Die Cour du coucou (wallonisch für cocu) ist eine Art von Sittengericht. Ich theilte eine Notiz über dieselbe in der Europa mit.

244. Ins Wasser geworfen. Es geht in Belgien anders noch folgende Sage über die Luftfahrten der Zauberer rund. Wenn ein Hexenmeister gern von einem Orte zum andern möchte und der Wind das merkt, dann spricht dieser: „Setz' dich nur auf meinen Schwanz." Ist der Wind hier Drache oder Vogel? Im letztern Falle wäre an den nordischen Aar Sn. 16 zu erinnern. — Vgl. Anzeiger 1834, 312. 56.

245. 246. 247. Verwandt mit dem Hexentanz Nr. 251 und Räderberg Nr. 278 bei Grimm. Eine ganz ähnliche Sage theilt Delrio in den Disquisitionibus magicis II, XXVI, 3. fol. 87 aus Avignon mit. Vgl. die Anm. zu 381 ff.; auch Gr. D. S. 174.

248. Die gefischten Steine. Wie das Weib hier auf der Muschel fährt und sich ins Meer senkt, so fahren niederdeutschem Volksglauben zufolge die Elfen, Zauberer und Hexen auf Eierschalen über Flüsse und Bäche. Vgl. 515. 572.

249—254. Der Mahrensagen gibt es besonders in Belgien eine unendliche Zahl. Man vgl. Nr. 80, 247, 248, 249, 428, 455, 404 der D. S. von Gr. 598 ff. und 609 der Mythol., auch was Olaus Magnus l. 3. c. 18 der Descriptio regn. septentrion. von den lappländischen Zauberern meldet. Mit 250 und Gr. 80, Myth. 612 hängt gleichfalls enge zusammen, was Plinius (7, 52) und Plutarch (in vita Romuli) von Aristäas dem Proconnesier erzählen, der auch, so oft er wollte, leblos dalag und dessen Geist alsdann „cervi effigie" aus seinem Munde schlüpfte. — Eine Hexe zu Brisach wurde gefragt, ob sie blos geistig, oder auch leiblich zu den Tänzen fahre? Sie antwortete: „Auf beide Weisen. Will ich nicht gerade leiblich hinfahren, dann lege ich mich in aller Teufel Namen auf die linke Seite zur Ruhe und es geht ein grünlich weißer Dampf aus meinem Munde; ich sehe dann alles, was in unsern Versammlungen vorgeht." Sprengers Malleus. P. II, qu. 1. c. 3. ed. Lugd. 1649. I, p. 115. — Vgl. Myth. 609. 612.

Wie wir überhaupt den Glauben an die Elben langsam auf die Hexen übertragen sehen, so finden wir dieß besonders wieder deutlich in der Mahr, in der auch Grimm mit Recht ursprünglich nur „eine den Schlafenden drückende reitende Elbin" sieht. Myth. 262. Es scheint übrigens, daß auch die männlichen Elben dieß Reiten nicht verschmähten, denn in den Sagen finden sie sich eben so häufig, wie die Elbinnen. So sah eine ehrsame Matrone einen schwarzen Kerl sich über einen Schläfer werfen (Heurn. De morb. cap. c. 30), und kennt man in der Mark neben der Mahr den Mahrt. Der schwarze Kerl fällt zusammen mit dem Nachtelfen, der in der Wilkina-Saga

als Vater des Högni erscheint, im Heldenbuche als der des Otnit. — Boethius erzählt (Hist. Scoth. 8) von einem Mädchen, zu der jede Nacht ein, wie sie glaubte, schöner Jüngling kam. Nachdem sie von ihm empfangen, offenbarte sie es ihren Aeltern; der Jüngling wurde beschworen und erschien als ein häßlich Ungeheuer. Ebenso beschwur Sankt Bernhard einen schönen Soldaten, der sich dann als Teufel zeigte. (Caesar. heisterb. III, 7.) Einen ganz verwandten Charakter haben die gallischen Dusii. „Quaedam enim foeminae a Dusiis in specie virorum, quorum amore ardebant, concubitum pertulisse inventae sunt.“ (Hincmar, De divort. Lothar. p. 654.) Die Aebtissin Madelaine de la croix bekannte, daß sie seit ihrem zwölften Jahre mit dem Satan verkehrt habe, der sie in Gestalt eines Mohren besucht. (Bodini daemonoman. 56.) Eine verwandte spanische Sage findet sich bei Dom Calmet, Dissert. p. 153.

Das leichte elbische Wesen der Mahr wird noch mehr bestätigt durch den Volksglauben, daß, wo die Mahr auf dem Kornhalme ausruhe, schwarzer Raden wachse, wo sie auf den Hopfenstengeln sich niederlasse, der Hopfen schwarz werde. Die Maerentakken entstehen ja auf ähnliche Weise. Sie sind merkwürdig nichts Anderes als Misteln, jene besonders bei den Galliern so heilige Pflanze, aus der die Alchymisten später das Aucupium solis zogen. (De Lobel, Kruydtboek 775.)

Die Mahren und Aehnliches hat Gott am letzten Wochentage erschaffen, aber es war schon Abend und er konnte sie nicht ganz fertig kriegen, sagt Wierus (De praest. daem. col. 34. l. 1. c. 6). „Et hinc est, quod fugiunt sabbathi sanctitatem, quaerentes montes et tenebrarum latibula, in quibus delitescunt usque ad finem sabbathi, et tunc revertentes infestant homines.“

In Belgien hat man folgende Beschwörung gegen die Mahr:

O Maer, gy lelyk dier,
komt toch dezen nacht niet wéer:
alle waters zult gy waeyen,
alle boomen zult gy blaeyen,
alle spieren gerst zult gy tellen,
komt my toch dezen nacht niet kwellen *).

Da alle Hexenautoren und die meisten Theologen die vollständigsten Nachrichten über die Mahren liefern, so können wir uns füglich aller weitern Anmerkungen über sie enthalten.

Grimm hält den In- und Succubus für nicht deutschen Ursprungs. — Mir bekannte Namen der Mahr sind: Alp, Nachtmenlin, Schrotlin (Junius), Nachtweibchen, Nachtmutter, Nachtschrättele (Dasypodius), Trude, Trempe (Keißler), Bolworm (Tuinman, Spr. 305), Mahrt (Kuhn, Märk. Sagen), Nachttoggeli (Stalder).

255. Die Pferdemahr. Vgl. Gr. D. S. 80. Mythol. S. 381. „Abigunt eas *nymphas* (matres deas, mairas) hodie rustici osse capitis equini tectis iniecto; cuiusmodi ossa per has terras in rusticorum villis crebra est animadvertere. Nocte autem ad concubia

*) Dr. C. van Swygenhoven, dem ich diese Beschwörung danke, bereitet eben eine ausführliche Abhandlung über die Mahr zum Drucke vor.

equitare creduntur et equos fatigare ad longinqua itinera; illud namque datum *deabus* illis magisque, si rusticorum fabulis credimus, ut manentes loca peregrina adeant in equis manentibus, qui tamen viae labores sudore testantur. Nuper confabulatus mecum villicus aegerrime ferebat, equos suos proxima nocte exagitatos defluente per corpora sudore: causam cum quaererem, respondit iratus, mairam nocturnam equitasse." Cannegieter, Epist. de ara ad Noviomagum reperta. p. 25. Man sollte fast glauben, C. habe den Saxo grammaticus vor sich gehabt; doch ist daran wohl nicht zu denken. Ich schreibe noch eine Stelle aus Keyßlers Antiquit. selectae septentr. et celticae p. 501 hierhin, die mir nicht minder wichtig scheint: „Druden etiam in Franconia et Helvetia adpellantur sagae. Drütner, incantatores, magi. Figura pentagona, olim ὑγείας, sive salutis signum ⛤ (quod multis superstitionibus commaculant et nocte Stae. Walburgae sacra creta inscribunt stabulorum portis, ne Sagae et Druidae ad armenta et pecora penetrent) *adpellatur* Drudenfuß, pes Druidum." Diesem Drudenfuße *entspricht* genau der niederdeutsche Familienname Marevoet.

Geiler von Kaisersberg kannte die Pferdemahr wohl, aber er glaubte nicht daran. „Die pferde, die etwan in den saiten hond stegreiff, strick und wollen und zeichen und spricht man, die hexen haben es geritten, und ist etwan, als het mans mit wachs betreift. Ich sprich, daß es nüt ist." Ameise. Bl. 42.

Vgl. 515; Anzeiger 1839, 307. Nr. 43, 2.

256. **Wechselbalg.** Vgl. Gr. D. S. 81. 82. 87. 88. 99. 90. Anzeiger 1834, 92, 6. Myth. 263.

258. **Die wilde Jagd.** Oneerbaar dochters en vrouwen, die met priesters misdoen, worden alle 's duivels jachtmerryen. Columbanus Branckx in den Troost der zielen in 't vaghevier. S. 58. Eine andere Sage, die diesen Volksglauben noch mehr bestätigt, werde ich in meinen deutschen Sagen mittheilen.

259. **Des wilden Jägers Geschenk.** In Nr. 48 der Grimmschen Sammlung ist der Antheil am Fange ein Viertel von einem grünen Moosweibchen.

260. **Der ewige Jäger zu Wynendael.** Vgl. 308. 309 bei Gr., wo noch andere Sagen vom wilden Jäger unter 171. 172. 270. 310. Mythol. 515 ff.

261. **Der Feuermann.** Vgl. Gr. 283. Myth. 513. Mone's Anzeiger 1835, col. 406. Nr. 25. 1838, c. 51, 1. — c. 223, 20. — 1839, c. 186, 40. Olaus Magn. III, c.

262. **Irrwische getauft.** Vgl. Gr. 276. Myth. 513. Siehe auch Nr. 521.

264. **Der Schüler des Agrippa.** Eine verwandte Sage erzählt Boistueau in seinem Schadtboeck der historien I, 143 aus Caspar Peucer; sie haftet an Boulogne. Da lebte nämlich einmal ein hochberühmtes Zauberweib, die sich durch Tränklein aller Art ihr

Leben auf eine wunderbare Art verlängerte. Endlich aber kam ihr Stündlein doch und sie starb. Ein Zauberer, der wußte, wie viel Geld sie ihr Leben hindurch mit ihren Künsten gewonnen hatte, legte ihr eine Beschwörung unter die Schultern, wodurch ein Geist gezwungen wurde, in den todten Körper zu fahren und denselben zu handhaben, als wäre es ein lebender Leib. So merkte kein Mensch etwas von der Sache und ein jeder glaubte, die Zauberin lebe noch; der andere stand sich aber sehr wohl dabei. Endlich kam einmal ein fremder Zauberer, der viel von den Künsten des Weibes gehört hatte; der sah sie aber nicht sobald, als er sprach: „Ei, ihr Herren, wie könnet ihr doch so verblendet sein; das ist ja ein fauler und stinkender Leichnam.“ Als er diese Worte gesprochen, verlor die Beschwörung ihre Kraft und die Leiche sank hin. Vgl. auch Nr. 86.

265. **Des Agrippa Tod.** Auf den Bildern in Auerbachs Keller ist Faust auch von einem Hunde begleitet. Vgl. Nr. 133. Glycas erzählt auch von Simon dem Magier: „Habuisse canem alligatum cathenae in domus limine, devorantem eos, quotquot ad Simonem iniussi adire conarentur. Canis vero Petrum intrare iussit et humana voce Petrum adesse nunciavit.“ (Annal. p. 3.)

266. **Doctor Faust.** Das Reiten auf der Tonne ist auf einem der eben gedachten Bilder zu sehen. Das flämische Volksbuch verlegt die Geschichte ganz richtig nach Leipzig (S. 120). — Auch zu Cöln soll der Teufel mit Faust durch ein Fenstergitter gefahren sein. — Von dem Dormitorium des Klosters Maulbronn steigt man über mehre Dächer in ein ausgemauert Gemach, wo Dr. Faust gelebt haben und von wo ihn der Teufel geholt haben soll. Man zeigt noch die Blutflecken an der Wand. G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben im malerischen und romantischen Deutschland. S. 29. Alpais konnte Lamberti Blut auch nicht wegwaschen. Nr. 64. In dem Saale der Abencerragen in der Alhambra zeigt man ein weißes Marmorbecken, dessen Boden blutrothe Flecken trägt, die nichts auszutilgen vermag. In dieß Becken sind die Köpfe der braven Abencerragen gefallen und die Flecken, das ist ihr Blut. Washington Irving, Märchen der Alhambra. Das Innere der Alh. — Als der heilige Clemens in Rom und Pisa zugleich die Messe las, hinterließ er in der Kathedrale der letztern Stadt drei Blutstropfen auf einem Marmorsteine, die zu einem Wahrzeichen noch heute zu sehen sind und nicht ausgelöscht werden können. Surius in vita. Vgl. auch Anzeiger 1839, 62, 8 — 1838, 226, 27. — Das Zusammenlesen des ausgestreuten Mehles findet manch Gegenstück in den Märchen.

267. **Das Bild des Erasmus von Rotterdam.** Eine ähnliche Sage haftet an der bamberger Wage (Gr. Nr. 294) und an dem „Kreuze in der Capitolskirche zu Köln“. S. Simrocks Rheinsagen, wo eine schöne Bearbeitung der Sage von Kreuser sich findet.

268. **Die Lilie.** Verwandt mit 93 bei Gr. Auch die bekannte Erzählung des Apulejus von Sokrates abgeschnittenem und vermittelst eines Schwammes wieder aufgesetztem Haupte möchte anzuführen sein. Eine ähnliche Sage geht von Faust um. Ndd. Volksb. S. 136. — Vgl. Myth. 477 ff.

270. Die beiden Zauberer. Ein ähnliches Hörnerwachsenlassen wird dem Faust (Ndd. Volksb. S. 147) und dem mit Faust engst verwandten böhmischen Zyto (Dubrarius 2) zugeschrieben. — Unsere Sage ist an mehren Orten in Belgien bekannt; ich hörte sie unter andern in Meulenbeeke, Soignee, Berchem und Ninove, und empfing sie schriftlich aus Zele.

271—273. Verwandte Sagen bei Gr. 114. 115. 116. 117. — Mone's Anz. 1835, coll. 311, Nr. 23. Hier noch eine andere Art zur Beschwörung des künftigen Geliebten, die ich eben mitgetheilt erhalte. Das Mädchen stellt sich vorm Schlafengehen mit dem Rücken gegen das Bett, bindet das Strumpfband vom linken Beine los und faltet es dreimal unter Hersagung des folgenden Sprüchleins:

Ik vouwe myn kousenband in dryen,
Jesuken van Maryen,
Wilt my dezen nacht bedryen,
Dat ik hem mag hooren en zien,
Waer dat ik geheel myn levenlang mêe moet leven en zin.

Dann steigt sie mit dem linken Bein aufs Bett, zieht das rechte nach, legt das gefaltene Strumpfband unter das Kopfkissen und sich mit dem Kopfe darauf. In der Nacht sieht sie den Geliebten im Traume. Vgl. Nr. 412.

Verschiedene niederdeutsche Sagen von der Andreasnacht kamen mir zu spät zu; ich werde dieselben in meinen deutschen Sagen mittheilen.

275. Durchschlüpfen. Vgl. Myth. 597.

276. 277. Diebshand — Diebsfuß — Diebsfinger. Eine eng verwandte spanische Sage werde ich an anderm Orte mittheilen. Mehres hierher Gehörige findet sich bei Remigius l. II, c. 3 und 4. Man vergl. auch Caesar. heisterbac. dialogi miraculorum. l. 6. cap. 10. — K.-M. III, 318 — Myth. 606.

278. Der schützende Stein —

279. Zauberdegen. Vgl. Gr. 254. 255.

In S. de Vries' Satan in sijn weesen, aart, bedryf en guychelspel. Utrecht 1692. 1, S. 492 findet sich Folgendes: Man suche eine Hirnschale eines Gehangenen oder Geräderten, worauf bereits Moos muß gewachsen sein, und sobald man eine findet, merke man sich die Stelle, wo sie liegt, und gehe stillschweigend wieder weg. Andern Tags richte man den Schädel also zu, daß man das Moos davon abnehmen kann, thue das aber noch nicht; dieß muß nämlich geschehen auf einen Freitag vor Sonnenaufgang und spreche man diese Worte dabei:

„Ich N. N. bitte heute zu dieser Frist + dich meinen Herren Jesum Christ + der reinen Magd Mariä Sohn + du wollest mir benstehen auff diesem Plahn + und mir helffen binden aller meiner Feinde Hand + und wollest mir helffen zu reissen + ihr Stachel und all ihr Eysen + Jesu, Mariä Sohn + Hilf mir von diesem Plahn + im Namen des Vaters" u. s. w.

Dieß Moos binde man in ein Tüchel und lasse es sich ins Wamms nähen und zwar unter den linken Arm, aber so, daß man selbst nicht

genau wisse, wo es sitzt, dann kann man durch kein Messer, noch Degen, noch Kugel verwundet werden. Diese Kunst wird die passauische Kunst geheißen. In „Verhandeling der tooversiekten. Geschil van de schoot- en steeckorye. Geschil van de Wapensalve. Paracelsi orye Konst"; welches Jonctys aus Sennertus übersetzte (Dordrecht 1638) findet sich nebst vielem andern auch Folgendes: Der Mensch ist unverletzbar, wenn er eine bleierne Kugel ein wenig im Munde kaut; wenn die Spitze des Degens im Feuer geglüht und mit Raute bestrichen, oder wenn das Schwert in die Erde oder in Brot gesteckt wurde. — Gegen silberne Kugeln vermag kein Umhängsel zu schützen.

Findet sich Jemand verwundet und ist die Wunde gefährlich, dann gehe er Abends zu einem Hühnernest und mache alle Eier darin schwarz. Am andern Morgen gehe er wieder hin, und er wird eins finden, welches wieder weiß ist. Das esse er, und er wird zur Stunde genesen. (De Vries o. c. 1. 493.)

Das Nothhemd (D. S. 254) heißt bei Delrio Höllencamisol.

280. Liebespulver. 281. Liebeszauber. Ich nahm diese Aberglauben nur auf, weil sie noch heute hier und da in Belgien gefunden werden und sich eine Menge von Erzählungen auf sie gründen.

> Limus ut hic durescit et haec ut cera liquescit
> Uno eodemque igne, sic nostro Daphnis amore;

singt Virgil Bucol. ecl. VIII, v. 80 u. 81; und Ovid:

> Devovet absentes simulacraque cerea fingit
> Et miserum tenues in iecur urget acus.

Freilich ist hier an keinen Liebeszauber zu denken, doch liegt dieselbe Idee zum Grunde, wie in der angeführten Stelle Virgils und unserer Sage. — Vgl. auch Nr. 294.

282. Wettermachen. Vgl. 551, Gr. 250, Mythol. 615. Seneca schon kannte das Opfer eines Huhnes, um Wetter zu machen. „Illud incredibile Cleones fuisse publice propositos, χαλαζοφύλακας, speculatores futurae grandinis. Hi cum signum dedissent, adesse iam grandinem, quid exspectas, ut homines ad penulas discurrerent, aut ad storeas? Immo pro se quisque alius agnum immolabat, alius *pullum*; protinus illae nubes alio declinabant, cum aliquid gustassent sanguinis. Hoc rides? Accipe quod rideas magis: Si quis nec agnum pullumve habebat, quod sine damno fieri poterat, manus sibi adferebat et, ne tu avidas aut crudeles existimes nubeis: digitum suum bene acuto graphio pungebat et hoc sanguine litabat ..... Rudis adhuc antiquitas credebat, et attrahi imbres cantibus et repelli." (Natural. quaest. 4, 7.) Vgl. auch, was Olaus Magnus von den Lappen und Finnen erzählt, die Stricke mit drei Knoten verkauften: beim Lösen des ersten erhob sich sanfter, des zweiten stärkerer Wind, bei Lösung des dritten aber fürchterlicher Sturm. (Hist. de gent. septentr. III, 16.) Verwandt mit unserer Sage ist, was C. Stitillius aus den Epist. peruanis a. 1590. 1591 auszieht, wo von den Indiern gemeldet wird, daß sie den Schweiß eines Greises mit Gänseblut und dem Safte einer gewissen Wurzel vermischt in die Luft werfen, um Regen zu bekommen. — Das Con-

cilium braccarense verbot den Glauben an das Wettermachen: „Anathema ei, qui credit, aliquas immundas creaturas et tonitrua, et fulgura et tempestates et siccitates propria auctoritate facere.“ — Wurden Virgils, des Zauberers, Gebeine der freien Luft ausgesetzt, dann erhob sich (in Neapel) Sturm und Wetter. (Arnoldi chron. slavic. IV, c. 19. ed. Rein. p. 162.) — Um Regen zu bekommen, wirft man an vielen Orten Heiligenbilder (besonders die des heiligen Martin und Urban) ins Wasser. Ein Gleiches geschah mit einem Marienbilde zu Constantinopel (Vincent. spec. histor. l. 23, c. 147); ein darauf folgender Sturm zerstreute eine Flotte der Türken. Aehnlich lästerte die Besatzung von Marco ein Christusbild, als Ferdinand von Neapel die Stadt belagerte und es ihr an Wasser mangelte. (Pontani bellum neapolit. 5.) — Vgl. auch Nr. 352. Dicit enim Albertus, de proprietatibus rerum, quod salvia putrefacta, variis modis, ut ibidem ponit, si proiecta fuerit in fontem, mirabiles concitabit in aëre tempestates. (Sprengeri malleus malef. qu. II. ed. lugd. malleorum p. 9. c. 2.) Von einem Bronn, der, gewappnet angefallen, Donner und Regen sendet, meldet van Welthem in seinem Spiegel hostoriaal Boek III, c. 22. An den Mummel-, Wild- und Pilatus-See müssen wir wohl nicht erinnern. — „Stans in aqua, retro tergum aquam proiecit ... ante exortam mox grandinem visus est, lapidem ferire bacillo.“ (Binsfeld, Indic. 8.)

Dieß erinnert an eine andere Weise des Wettermachens, nämlich durch Umrühren oder Schlagen von Wasser in einer Grube. Vgl. darüber Remigius, Daemonolatr. I, 25 u. 29. Adde Grilland. II, 6. — Petr. Matth. decretal. tit. de malef. et incant. 7. — Petr. Gregor. Synt. iuris univ. l. 34. c. 11 u. 13. — Joa. ab Anan. de sortilegiis. c. 1. — Die Bulle Innocens VIII. vom 5. Oct. 1484 in der ersten Ausgabe des Sprengerschen Malleus. — Nideri formicarium de malefic. decept. c. IV. — Remig. III, 11 u. 12. — Capit. aquisgran. Carol. M. a. 789. c. 63. — II a. 805. c. 25. — Leges Wisigothor. l. 6. t. 2. 3. — Addit. II ad capit. Ludov. t. 18. — Saxo grammat. l. I, p. 17. V, p. 71. IX, p. 173. — Auch Pompon. Mela III, 6. Propert. l. IV, eleg. 5 u. s. w.

284. **Zaubersalbe.** Ingrediebamur noctu domos inimicorum et amicorum, etiam quandoque reserebantur nobis ianuae, dormientibusque parentibus arripiebamus infantes, quos cum ad ignem posuissemus, forabamus acu sub unguiculis et admovebamus labra, suctuque tantum sanguinis, quantum repleretur, extrahebamus. Hausti sanguinis pars deglutiebatur, pars adservabatur in pyxide ad conficiendum unguentum, quo nates abluantur, priusquam deferebamur ad ludum ..... Sopiuntur pueri ita, ut non sentiunt.“ Joa. Fr. Pici Mirand. Strix. p. 117. Aehnliches meldet Barth de Spina in seiner Quaestio de strigibus. c. 2, nur fahren die Hexen in Katzengestalt in die Schlafkammern. Vgl. auch Sprengers Malleus II, 1. 13. — Gr. D. S. 250. — Oben Nr. 256. — Myth. 604 ff.

286. **Milch gestohlen.** Vgl. Gr. Myth. 617. Dieselbe Sage fand Droncke in einer Handschrift aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrh. und theilte sie in Mone's Anzeiger 1836, c. 452 mit.

Vgl. Add II, (tit. 18) ad capit. Ludov. Lindenbrog. p. 1145. — Beschwörungen gegen das Milchstehlen stehen Anz. 1834, 278. 5. Myth. Beschw. 36.

287. Milch geschlagen. Die diebische Hexe zu entdecken, dient das Folgende: Man legt an einem Sonn= oder Feiertage der Kuh, welcher die Milch abgezaubert wird, die Hose eines verheiratheten Mannes auf den Kopf oder auf den Rücken und treibt das Thier aus dem Stalle und auf die Straße; es wird gerade auf die Wohnung der Hexe zugehen, mit den Hörnern wider ihre Thüre stoßen und so lange schreien und toben, bis sie es durch andere Teufelskünste zur Ruhe bringt. Sprengers Malleus II, 2. Vgl. Myth. 605.

289 u. 290 Frau fällt vom Baume. Frau fällt aus den Wolken. Vgl. Mone's Anzeiger 1835, col. 309, Nr. 19. — Remig. daemonolatr. III, 11 und 12.

292. Zauberweib ertappt. Verwandt mit 242. 243. — Vgl. 398. Wenn die Mädchen in Belgien ein Krötchen sehen, dann heißt es: „Nehmt euch in Acht, das ist eine junge Zauberin."

293. Entzauberung. Vgl. 119 und 120 der Grimmschen Sammlung; und unten Nr. 404.

294. Zauberei gehoben. Vgl. Nr. 409 und die Anm. zu Nr. 281. Eine andere A t des Bleigießens zum selben Zwecke kennt Sprengers Malleus II, 2. Vgl. Paracels. de hyperph. morb. 5. Auch Operum omn. t. I, p. 24. II, p. 493. Gr. Myth. 618.

Vor Zauberei schützt auch, Brennnesseln oder Fünffingerkraut bei sich tragen (Dodonäi Herbarius 221); auch das folgende Mittel: „Man nehme eine der größten Haselnüsse, in die ein Wurm gekommen, so daß man das Loch deutlich sehen kann. Nehme mit einer Nadel alles heraus, stopfe den Spiegel einer Pfauenfeder hinein, lasse noch so viel Quecksilber hineinlaufen, bis die Nuß voll ist. Stopfe dann das Loch mit Jungfernwachs zu, drehe die Nuß in ein Stücklein rothen Carmosintafft; hänge sie an den Hals." (J. Staricii Heldenschatz. S. 479.)

295—299. Vgl. Gr. 159. 212; auch 9. 10. 123 u. a. m. Myth. 543. In Spanien geht eine Menge von Sagen über Schätze um, welche in den alten Schlössern durch die Mauren versteckt worden. Wash. Irving, Märchen der Alhambra. Cap. 1. — „Ex his daemonibus (sc. subterraneis) quidam incubones sunt thesaurorum" sagt Tritsem in seinem Liber quaestionum ad Maximilianum Caesarem, „quos avaritia mortalium in terra abscondit, et ne rursus perveniant in usus hominum, eos subducunt, furantur et custodiunt et quandoque de loco in locum transportant." Vgl. 295. Eine verwandte persische Sage steht in der Chronographia Theophan. a. 408 und in den Annal. Glycae p. 4. Ich werde sie anderswo mittheilen; eine Schatzsage von Maltha findet sich in Dom Calmet's Dissertations sur les apparitions. p. 141 u. ff. Süddeutsche in Mone's Anz. 1838, 472, 51 — 1839, 185, 39 — 1834, 90, 2.

300. Glücklicher Fund. Vgl. Anz. 1838, 221, 17 — 1839, 176, 21.

302. **Das Wappen von Westzaanden und Crommenye.** Auf ganz gleiche Weise tödtete Bürgermeister Gryn von Cöln den Löwen, zu dem ihn zwei Pfaffen in eine Kammer stießen. Er ließ die Treuvergessenen dafür unter einem nahen Thore aufhängen und dieß bekam davon den Namen des Pfaffenthores. Adelheid von Stolterfoth behandelte diese Sage in einem schönen Gedichte. Sie findet sich außerdem auch in Weidens „Cölns Vorzeit" und in einer andern poetischen Behandlung in einem Feuilleton der Cölner Zeitung. Der nordische Freve steckt seine Hand zum Pfande in des Fenris Rachen. Snorro 23. 29.

306. **Das Veen bei Zout-Leeuw.** An die alte Sage von Philemon und Baucis braucht man wohl nicht erst zu erinnern; eben so wenig an die biblische Erzählung von Sodom und Gomorrha. Vgl. auch Gr. 45. der einkehrende Zwerg, dann 111, 112, 131. Eine versunkene Stadt, an deren Stelle ein See trat, kennt auch die Geschichte des jungen Königes der schwarzen Inseln in der 1001 Nacht. 25. Nacht. — Vgl. Mone's Anz. 1834, 534, 69.

309. **Tempelgang.** Der größte Theil der älteren Kirchen in Niederdeutschland ist der heiligen Walburga geweiht und fast jedes Mal heißt es, daß die Kirche auf der Stelle eines ehemaligen heidnischen Tempels stehe. In der Walburgakirche zu Veurne zeigt man, wie der gelehrte Abt van de Pütte noch neulich zu einer Abhandlung H. van de Velde's in den Annalen der alterthumsforschenden Gesellschaft von Brügge anmerkte, noch heutigen Tages die Stelle, wo die Heiden ihre Menschenopfer dem Gotte dargebracht hätten. — Vgl. Grammaye, Antverpia. p. 13. Goropii Atuatica pp. 101 u. 102, u. a. m. Grammaye spricht selbst von einer alten Göttin Walburg; ob wir ihm inzwischen darin Zutrauen schenken dürfen, bezweifle ich sehr. Die Riesin in Nr. 28 heißt W a l b e r e c h.

313. **Vor Gottes Gericht berufen.** Vgl. Gr. 334. H i e r o n y m u s D r e x e l i u s theilt noch an zwanzig ähnliche Sagen in seinem Tribunal Christi mit, unter denen auch die von den letzten Templern. — Vgl. auch 1001 Nacht. Par. Ausg. 1842. II, 423.

314. **Teufel fährt in des Todten Leib.** Eine ganz verwandte Sage geht um von dem edlen Ritter ohne Furcht. — Vgl. Nr. 86.

317. **Todte finden den Weg wieder.** Verschiedene Sagen, deren ich jedoch nicht recht habhaft werden konnte, gründen sich auf diesen Volksglauben. Warum man gerade an den *Kreuzwegen* ein Vaterunser betet, ist wohl erklärbar: da halten die Hexen ihre Zusammenkunft, da ist der Ort, wo man den Teufel beschwören muß. Das Gebet aber scheucht allen bösen Spuk und — sagt das Volk — wird besonders auch gegen den Alf verrichtet (vgl. Nr. 484), der die Leute so gerne irre führt. Da wir eben am Begraben stehen, will ich noch einer nicht unwichtig'n Sitte gedenken, die ebenfalls um Gortrnk herum bis heute noch üblich ist. Stirbt ein Ehemann, dann muß sich die Frau bei dem Zuge zum Friedhofe rittlings oder vorne an das Fußende auf den Sarg des Mannes setzen; die vier nächsten Verwandten sitzen auf den Ecken des Wagens, der die Leiche führt,

und für sie sind auch vier Plätze neben dem Grabe freigelassen, wo sie bleiben müssen bis der Sarg eingesenkt ist. An andern Orten sitzt die Frau neben dem Sarge und hält eine Laterne in der Hand.

318. Der Todten Dank. Vgl. Gr 327. Andere verwandte Sagen finden sich in des Abtes Columbanus Branckx „Van den troost der zielen in 't vaghevier", S. 139 u. 141; im „Dobbelen Zielentroost", S. 58; eine spanische in Van den Bossche's „Catholyken Pedagoge", S. 103, u. s. w. Ich meine mich einer Sage zu erinnern, in der ein wunderbares Horn vorkommt, dessen Schall die Riesen aus den Hünengräbern ruft.

320. Die Todtenlade. Vgl. 272.

326 Der todten Wöchnerin Sorge. Aehnliches meldet ein dänischer Volksglaube. J. B. Rousseau schrieb ein hübsches Gedicht, in welchem er denselben zu einer Sage umwandelte. Vgl. Anz. 1838, 473, 52.

327. Der armen Seele Freude. Scheint mir fromme Umbildung einer mit 107 der Grimmschen Sammlung verwandten Sage.

336. Kappen an Sonnenstrahlen aufgehangen. Aehnliches wird auch von St. Goar erzählt.

337. Gerettete Unschuld. Der Eingang erinnert sehr an das Abenteuer vom Hasen (in dem Reinhart), der, krank sich auf der Henne Grab legend, im Schlafe Genesung erwarb und gesund aufstand. Ich halte die Sage für um so bedeutsamer, als sie sich gerade auf flämischem Grund und Boden, und somit im Vaterlande unserer Reinhartssage findet. Verwandtes berichtet uns Lodew. van Velthem im Spiegel historiaal IV, c. 57.

338. Die drei Schwestern. Es ist sonderbar, daß hier eben so wenig wie in Nr. 300 die Namen der Heiligen bekannt und genannt werden. — Eine Kirche der drei Marien fand sich vordem bei Lüttich; Dreibrunn (Troisfontaines) heißt ein sehr besuchter Wallfahrtsort in Belgien. Dieß alles und mehr noch der erbettelte Faden Garn läßt mich in den drei Schwestern, drei Jungfrauen und drei Marien nur die alten Nornen am Urdharbrunnen schauen; diese Ansicht kann nur gewinnen durch die vorhersagende Kraft der drei Brunnen.

339. Porallée. Vgl. Nr. 81 und Grimms Rechtsalterthümer 86—92. Aehnliche andere Sagen werde ich in den deutschen Sagen mittheilen.

341. Muttergottesbild blutet. Ueber das Aufhängen zwischen zwei Hunde vergl. Gr. Rechtsalterth. 685.

344. Maria als Pförtnerin. Ist auch in mehren alten Erbauungsbüchern aus Löwen gedruckt. Man findet die Sage übrigens an vielen andern Orten wieder. Cäsarius theilt sie gleichfalls in seinen Dialogis miraculorum distinct. VII, c. 33 mit; Tissier, der Herausgeber der Bibliotheca patrum ord. Cisterc. fand sie inzwischen der Art, daß er sie nur in gedrängtem Auszuge meinte drucken lassen zu dürfen.

345. Marienbild geht Prozession. Ein Marienbild von Dendermonde ging in einer Nacht aus dieser Stadt bis nach Luxemburg,

wurde auch am andern Morgen bestaubt und beschmutzt in der Kirche wiedergefunden.

347. Robert-Mont. Vgl. der Markgräfin Schleier. Gr. D. S. Nr. 498.

348. Der Bauern Kirchbau. Ein Huhn zeigt den Kirchplatz Anz. 1834, 148, 13.

350. Mattheken. Einigermaßen verwandt mit „Das Kreuzchen im Kloster der weißen Frauen zu Cöln" aus den Heliotropen von J. C. Wolf, mitgetheilt in Rousseau's Muttergottes-Rosen. Diesem Bilde wuchsen alle sieben Jahre die Bart- und Hauptthaare (vgl. 353) und ehedem holten die Ungarn sich diese in feierlicher Prozession von Cöln ab. Seit der französischen Revolution haben die Haare übrigens aufgehört zu wachsen, wenigstens hat man sie, wie manch Jahrsiebent auch seitdem verflossen, nicht mehr weggeschnitten. — Wachsen dem Alraun auch die Haare? Der Pflege, die er erheischt, nach zu schließen, sollte man es wohl glauben.

Eine Uebersetzung des van Duyse'schen Gedichtes theilte Ed. Duller im vorigen Jahre in der Europa mit.

Eine ganz ähnliche Sage theilt Cäsarius mit von dem heiligen Thomas von Cantorberg. Distinct. miracul. VII, 4.

351. Der braune Christus in Löwen findet sich in ähnlicher Gestalt und mit ganz gleicher Legende im Neu-Münster zu Würzburg. S. Baader im Anzeiger 1839, 61, 6.

357. Sankt Bertulph. J. de Saint-Genois gab noch die folgenden interessanten Nachrichten über Bertulphs Klopfen in dem Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 47. „Wann eine politische Gefahr über dem Haupte der Stadt schwebte", heißt es da unter andern, „wann ein Feind einen Anfall auf das Land unternahm oder irgend ein Verrath im Spiele war, dann gab der wachsame Heilige dieses alsbald kund durch drei harte Schläge gegen den Kasten, in dem seine Gebeine ruhten. Sobald die Mönche von St. Peter das hörten, zogen sie ihre weißen Kirchengewänder an, nahmen das Kreuz auf, stiegen in Prozession den Blandinsberg nieder und gingen durch das Wallthor zu dem Stadthause, wo sie dem Magistrate die Warnung des Heiligen meldeten und ihn ermahnten, nun seine Pflicht zu thun zur Abwendung der drohenden Gefahr. War dieß geschehen, dann kehrten sie wieder in ihr Kloster zurück und trugen den Reliquienkasten Bertulfi von seiner gewöhnlichen Stelle in die Mitte der Kirche, wo er der öffentlichen Verehrung ausgestellt blieb, bis die Gefahr vorüber war."

358. Ritter Riddert. Stand auch, von Serrure mitgetheilt, im Kunst- en Letter-Blad.

359. Sankt Gertruden-Minne. Professor Visscher in Utrecht theilte eine hübsche Abhandlung über das Minnetrinken mit in dem „Historisch-tydschrift", 2. Jahrg. S. 9, wo er unter andern aufmerksam macht auf die folgenden Verse von Lafontaine, die uns St. Julian als Patron der Reisenden bei den Franzosen herausstellen:

Bien vous dirai, qu'en allant par chemin
J'ai certains mots, que je dis au matin

Dessous le nom d'oraisons ou d'antienne
De Saint Julien, afin qu'il ne m'avienne
De mal giter; et j'ai même éprouvé
Qu'en y manquant cela m'est arrivé.

Olaus Magnus zieht die folgende Notiz aus Mechovita: „Meminit praeterea historicus antedictus (Mechov.) in confinibus Lituanorum ac Moscovitarum statuam esse publico itineri impositam, quae patria lingua Zlotababa dicitur i. e. aurea vetula: quam singuli viatores certis munusculis placant, etiam si pili valorem non excedant; alioquin suscepti itineris nullam habituri securitatem." (Historia de gent. sept. epit. Plantin. 1558. Bl. 30 verso.) An Jacob Grimms köstliche Untersuchung über das Minnetrinken in der deutschen Mythologie brauche ich wohl nicht erst zu erinnern. Weniger bekannt — wenigstens in Deutschland — möchte Bilderdyks liebenswürdige Behauptung sein, daß man nämlich, seitdem Graf Floris von Holland seinem Verräther Gysbrecht Sankt Gertrudenminne zugetrunken, aus Abscheu vor dem Andenken an des Letztern Schandthat nicht mehr Sankt Gertrudenminne, sondern Sankt Jansminne trinke. (Geschieden. van het vaderland. II, 250.) Le Francq van Berkhey's „Oud hollandsch vriendschap" zufolge, hatte Sankt Gertruden Minneglas die Form eines Schiffchens. (S. 162.)

Janus Douza giebt folgende Memoriae Sanctae Gertrudis propinandi formula:

— Esse scyphum hunc comitemque scyphi Gertrudis amorem,
Propino, (et prosit) voce manuque tibi.

361. Bonifacii Mörder. So haben die Mörder Sankt Lamberts sechs Finger an einer Hand; Nr. 64. Vgl. auch Nr. 369.

362. 363. Vgl. Gr. 240. Serrure theilt eine ähnliche Sage aus Steinockerzeele in Brabant mit (Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 75). Unsere Sage findet sich auch in De Griecks „Lachende waersegger" S. 113.

364. Korn im Ueberfluß. Eine verwandte schwäbische Sage findet sich in P. Bizari epitome f. 281. Ich werde sie anderswo mittheilen.

365. Wie man in Flandern zu singen weiß. Wann Volker, der Spielmann, die Geige strich, dann erbebte das ganze Haus (Nib. V, 7373); Günthers Harfenspiel bricht die Balken. — Vgl. das Sprichwort: Er lügt schwerer, als ein Pferd ziehen kann.

366. Feuer gehorcht. Auf ähnliche Weise verjagt Remigius die Feuersbrunst. Gr. Nr. 423. Feuersegen Myth. Beschw. XXIV, XXV, XXVb, XLI, Anz. 1834, 284. Nr. 23—25. Vgl. auch Myth. 340.

367. Die heilige Geistkammer in Brügge. Von Serrure mitgetheilt in dem Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 43. Siehe auch die Annalen der Brügger Gesellschaft V, S. 50.

372. Des Hirten Uhr. Häufig erzählte mir meine Mutter eine ähnliche Sage von der künstlichen Uhr mit dem schönen Glockenspiel auf Sankt Annen-Thurm zu Düren. Irre ich nicht, so haftet eine gleiche an der Uhr des Straßburger Münsters. Gustav Schwab

theilt eine andere verwandte mit von dem kunstreichen Hochaltar des Klosters Blaubeuern. Wanderungen durch Schwaben S. 90.

375—378. Manneken-Pis in Brüssel. Eine der sonderbarsten und darum wohl auch meist gekannten Statuen von Europa. Bei dem brüsseler Bürger ist sie in ungemeiner Verehrung; an Festtagen schmücken Blumen und Kränze die Nische, in welcher „der älteste Bürger von Brüssel" steht. Sie hatte wunderliche Schicksale. Ehedem war es ein steinernes Bild; von diesem weiß man, daß es um 1584 gestohlen und nach Antwerpen gebracht wurde, wo man es auf dem grünen Platze gegenüber dem Quintin-Metsis-Brunnen aufstellen wollte. Eine Truppe vorbeiziehender Brüsseler erkannte das Männchen jedoch und führte es wieder mit sich zurück. Um 1648 machte das Steinbild der jetzigen Bronzestatue Platz, die von dem berühmten Du-Quesnoy gegossen wurde. Bei der Gelegenheit bekam das Manneken ein neues Kleid nach damaliger Mode und den bereits erwähnten Ehrentitel des ältesten brüsseler Bürgers. Als Herzog Maximilian 1698 den Schützenvogel zu Brüssel herunterschoß, schenkte er ihm eine andere Kleidung und das Ritterband seiner Orden. Peter der Große besuchte es auch; er sprach: „Das Manneken-Pis besucht niemanden, da werde ich es also wohl besuchen müssen." Die Engländer nahmen es 1746 in einem Brotwagen mit; in Geraerdsbergen fand man es inzwischen und verbarg es, bis der Brotwagen weg war, stellte es alsdann auf den Markt. Die Brüsseler holten es inzwischen bald in Prozession ab und die Geraerdsberger erhielten die Erlaubniß, sich das Bild abzugießen; die Copie steht noch daselbst auf dem Markte. Gleich nachher stahlen es zwei englische Soldaten, brachten es jedoch nur bis eine halbe Stunde von Brüssel: da wurde es ihnen zu schwer und sie ließen es an einer Herberge stehen; diese führt noch zum Andenken das Männchen auf dem Schilde. Ebenfalls wurde es um 1747 durch zwei Garde-Grenadiere Ludwigs XV. gestohlen und bis an die Kirche Unserer lieben Frauen vom Beistand geschleppt. Ludwig XV. wollte diese Schmach wieder vergüten und schenkte dem Männchen eine prächtige Uniform nebst dem Ordenskreuze des heiligen Ludwig. Napoleon begrüßte es nur mit spöttischem Lächeln. 1820 wurde es zum letzten Male gestohlen, doch gleich nachher auf dem Stadtwalle wiedergefunden. 1831 bekam es die Uniform der brüsseler Bürgergarde.

379. Der lange Wapper zu Antwerpen. Ein ächter Koboldcharakter. Gleich gewandt in der Kunst, sich riesengroß und zwergklein zu machen, war auch Hagberta, des Riesen Vagnost Tochter: „Insolito suae granditatis adspectu, nunc contractioris, nunc exilis, nunc defluentis substantiae modo corrugata, modo explicati corporis situm arbitraria mutatione transformare solebat, atque nunc proceritate coelis invecta, nunc in hominem angustioris habitus composita, coelum deponere, terram suspendere .... posse credebatur." (Olaus Magnus, Ep. Plant. fol. 37 verso.) Verwandte Geister nennt Sprenger Grollen (Trollen?) und Schretel. (Malleus II, 1, 3.)

380. Das Malagyspferdchen. (S. 458.) In dem Volksromane von Malagis kommt meines Wissens ein Pferdchen der Art nicht vor, wohl aber in dem von Valentin und Orson, wo der zauber-

kundige Zwerg Pacolet ein ganz gleiches besitzt. (Franz. Ausg. Lille. c. 24, 28, 29, 30 und 51.) Der Zauberer in 270 reitet auch auf einem Holzpferde durch die Luft. Malagyspferdchen ist hier denn wohl nichts Anderes als Zauberpferdchen.

381—384. Vgl. 245—247. Gr. 251. Gleich den Sagen von der Teufelsscheune sind diese auch durch ganz Belgien und den größten Theil von Holland verbreitet. Fast in jedem Dorfe hört man sie.

Der Ort, wo die Tänze statthaben, ist entweder ein Berg (380, der deutsche Brocken, die nordische Jungfrau. Olaus M., Ep. Plant. Fol. 24), in der Nähe eines Baumes (Nr. 382. 419. Gr. 251), ein Wald (189. 383), ein Marktplatz, in dessen Mitte gewöhnlich ein Baum zu finden ist (246. 247), ein Keller (244), oder wie bei Wilhelm von Neuburg in einer englischen Sage ein Grabhügel (Rer. angl. l. I, c. 38), immer eine in dem deutschen Heidenthume heilige Stelle. Häufig steht auf dem Berge oder in dem Walde ein prächtiges, schimmerndes Schloß; in einem gleichen fand sich die „Wohnstatt, die dem Könige Radbod bereitet war" (Nr. 17), die eben so schnell auf des Diakons Beschwörung verschwand, als hier das Schloß. Radbods Haus ist golden, in 189 sind die Nägel selbst golden. Asgard ist aber auch mit goldenen Schilden gedeckt und

Die Balken der Burg
Erglänzen von Gold;

auch hier sitzen einige, die spielen, andere, die trinken. In Löwen sind es Katzen, die tanzen (Nr. 246); bei Flobeeke macht eine Katze Musik; die Katze aber ist ein heiliges Thier; sie zieht den Wagen der Freya.

Keisersperg nennt den Venusberg als Platz der Hexenversammlungen. Vgl. Gr. Myth. 594 ff.

385. Ein Ritt auf Kälbern. Was ist das für ein Weinkeller zu Cöln? Ein Gegenstück zu Auerbachs Keller? Es müssen Sagen von demselben umgegangen sein. — Vgl. Myth. 595. Baader im Anz. 1838, 471, 49—52, 6 (?).

386. Fahrt nach Spanien. Die Hexen aus Ferrara fahren zum Jordan, wie uns die folgende merkwürdige Stelle aus des Bruders Bartholomäus de Spina Quaestio de strigibus c. 1 lehrt: „Dicunt enim, quod illa domina cursus, quam striges, qui Ferrariae sunt, vocant *sapientem Sibyllam*, quae videlicet in illa multitudine praeesse videtur, sicut iuxta praedictum cap. episcopi Herodias vel Diana; desiderat tangere aquam fluminis Jordanis, quo loci congregantur, ut aiunt. Et licet ad hoc plurimum conetur, nunquam tamen praevalet eam tangere, sed fluvius ipse potius exsiccatur. Qua de re sic illa irascitur, ut a facie eius oporteat omnem illam multitudinem statim aufugere, alias omnes ab ea protinus necarentur. Causam autem, quare tantopere tangere desiderat aquam illam, hanc afferunt, *quia si posset*, inquiunt, *hoc consequi, ut tangeret aquam, fieret tunc domina totius mundi.*"

388. Die kahle Wiese zu Doel. Wo die Elben tanzen, findet man Morgens Ringe im Grase. Vgl. Shaksp. im Johannisnachtstraum — Anz. 1839, 60, 3 — 305, 4. — Myth. 605.

389. **Das verwandelte Pferd.** Nachdem König Beder die Zauberin Labe in eine Stute verwandelt und kein Zaum ihr paßt, gibt Abdallah ihm einen mit der Weisung, nie die Stute mit dem Zaum zu verkaufen. Als Beder dieß dennoch thut, ist es mit seiner Macht über sie gethan. 1001. Gesch. von Beder und Giauhar. Auch Amine, Sidi Numan's Frau, wird in eine Stute verwandelt: ebend. Abentheu. des Kalifen Harun=al=Raschid. Dem heiligen Macharius wurde eine in ein Pferd verwandelte Frau vorgeführt und er löste den Zauber. Surius in vita. — Cum essemus in Italia, audiebamus talia de quadam regione illarum partium, ubi stabularias mulieres imbutas his artibus in caseo dare solere dicebant, quibus vellent seu possent viatoribus, unde in iumenta illico verterentur et necessaria quaeque portarent, postquam perfuncta opera ad se redirent; nec in his vitam bestialem fieri, sed rationalem servari. (Aug. de civ. dei. 28.) Humana opinio dicit, quod quadam arte et potestate daemonum homines converti possunt in lupos et iumenta. (Deff. De spiritu et anima l. sing.) Derselbe Kirchenvater erzählt auch von des Prästantius Vater, daß der in ein Pferd verwandelt gewesen sei und mit andern Rossen Hafer gefressen. Vincentius bringt uns in dem Speculum naturale III, 3 eine Sage von zwei Weibern, die förmlich Handel trieben mit in Pferde, Esel und Schweine verwandelten Menschen. Der Ausgang erinnert an Langbeins Graumantel, Fausts und Zyto's Strohwische. Nächst der Verwandlung in Pferde erscheint die in Esel besonders häufig. Obenan stelle ich die von Apulejus, dem Platoniker, die wohl zur Genüge bekannt ist. Eine höchst interessante Salaminische Sage von einer solchen Metamorphose erzählt Sprenger im Malleus II, 2, 4. Eine andere theilen S. de Vries in dem Satan aus Zeilers Briefen II, ep. 575 und die Dioskuren Grimm in den Kindermärchen III, 209 aus Prätorius Weltbeschreibung II, 452—455 mit. Auch die flämische Volksanekdote von dem Bauern mit dem Esel und den vier Studenten wäre hier anzuführen. Die Letztern schneiden das Leitseil stille durch, woran der Bauer den Esel führt und bringen diesen auf Seite; einer von ihnen geht nackt an des Esels Stelle hinter dem Bauern her. Als dieser den Studenten sieht, schreit er: „Gott und Herr, mein Esel ist zum Menschen geworden!" und der Student bindet ihm auf, er wäre schon seit sieben Jahren Esel gewesen und dieß zur Strafe für eine große Sünde; nun sei er erlöst. Später sieht der Bauer seinen Esel auf dem Markte feil geboten und warnt jeden, das Thier nicht zu kaufen, denn es sei ein verwünschter Mensch.

Man vgl. auch Mone's Anzeiger 1835, c. 310. Nr. 21 — 1839, 182, 33. — Gr. Myth. Beschwörung XVI.

391. **Die Katzen von Stockhem.** Sobald man der Hexe etwas gibt, hat sie Gewalt über einen: die Gabe erscheint hier als Opfer, durch dessen Bringung man die Oberhoheit des (göttlichen) Wesens, dem es gebracht ist, anerkennt, sich unter dessen Macht gibt. Die Mahr holt Morgens Feuer; gibt man ihr welches, dann mag sie in der kommenden Nacht wiederkehren. Vgl. Myth. 634.

398. **Spinnräder tanzen.** Die jungen Hexen müssen Kröten

hüten. S. die Kupferplatte bei de Lancre und Myth. 605. Anz. 1839, 311, 52. Auch dem Märchen ist die Kröte nicht unbekannt.

401. 402. Vgl. Myth. 612. 618.

403. **Das rothe Tuch.** Praeterea gentes illae subpolares stupidiore quodam errore daemonum illuduntur. *Rubrum* etenim *pannum* pertica vel hasta sursum appensum attentis precationibus et cultiore ritu venerantur, divinam quandam virtutem propter colorem rubeum animalium sanguini similem eidem inesse putantes. Olaus Magnus, Ep. Plant. 30 verso. Sollte da Verwandtschaft bestehen? Es scheint zum mindesten. Merkwürdig nennt O. neben dem rothen Tuche noch Sonne und Mond als göttlich verehrte Wesen bei jenen Völkern. Das erinnert an Cäsars Sol, Vulcanus et Luna, die ihm zufolge die einzigen deutschen Gottheiten waren. Vgl. auch Mone's Anzeiger 1835, c. 310. Nr. 21. Die vor Zauberei schützende Nuß muß in ein Stückchen rothen Carmosintafft gewickelt werden. Anm. zu 294.

405. **Herumirren.** Vgl. Nr. 484. Anz. 1834, 91, 3 — 147, 10 — 1838, 363, 31 — 370, 47. Das Gebet auf den Kreuzwegen Anm. zu 317 ist auch zu vergleichen. — Andere hierher gehörende Sagen theile ich anderswo mit.

413. **Von der Frau, die nichts vom heiligen Andreas wissen wollte.** Erinnert stark an eine deutsche Art von Weissagung. Wie hier die Namen der Apostel auf Kerzen stehen, so waren die alten Runen bekanntlich in Stäbchen eingeschnitten. Vgl. W. Grimms Werk über die Runen.

Contra morbum regium, sive morbum caducum ponunt duodecim candelas ad duodecim Apostolos, et cum infirmus sit prius baptizatus in nomine Jesu-Christi, tunc rebaptizatur in nomine diaboli, commutatur nomen impositum in Baptismo et imponitur nomen Apostoli secundum quem remanserit candela accensa. (Bernhardini Sen. Coust. p. I. tit. 7 quae ad bapt. pertin. Serm. 1, in quadrag. art. III, c. 2.)

415. **Das weiße Kanin.** Nebst den Katzen gibt es kein vierfüßiges Thier, welches häufiger eine Rolle in den Sagen Flanderns und Brabants spielt, als das Kanin. Besonders gerne läßt es sich auf Kirchhöfen sehen. Wie in 426 die unglücklich Liebende als weißes Kanin umwandelt, so geht einer mir eben von Jack van de Velde mitgetheilten Sage zufolge ein dem brüsseler Milchmädchen (423) ganz gleiches Gespenst unter ähnlichem Rufen als weißes Kanin in Dendermonde um. Unserer 415. verwandte Sagen hörte ich außerdem in Audenaerde, Dilbeek, Audeghem, Cruis-Houthem, Löwen, Bollebeek und noch an einigen anderen Orten. Vgl. auch Nr. 233. 426 und besonders Nr. 40 der Sagen in der Wodana: Het wit Konyn te Dendermonde.

419. **Sankt Annen-Baum.** Vgl. Hexenbäumchen. Anz. 1839, 181, 7.

421. **Der Geist im Eichbaume.** An Bäumen, woran wunderbare Marienbilder hingen, sah man, wie tausend Legenden künden, Nachts ein wunderbares Licht. Grimm sieht mit Recht hier eine pia

kraus und heidnischer Grund scheint ihm durchzublicken. Das wird durch unsere Sage offen klar; in ihr spricht der alte Gott selbst: für ihn ist die Nacht, da empfängt er seine Opfer noch, die ihm bei Sonnenschein nicht mehr werden. In der Grundidee verwandt scheint mir die folgende Sage Nr. 422. — Westendorp erwähnt eines Waldes in Holland, in dessen Mitte man oft Nachts ein großes Feuer lodern sah.

423. Das Milchmädchen in Brüssel. Wird auch in Cöln, Antwerpen, Dendermonde u. a. O. m. erzählt. Vgl. auch Anz. 1838, 478, 60.

424. Der umwandelnde Nachtwächter in Gent. Ist auch in Cortryk zu Hause.

428. Gränzpfahl verrückt. Genießt einer ungemeinen Verbreitung, sowohl in Belgien, als in Deutschland. Gr. D. S. 283. 284. Baader im Anz. 1838, 474, 56 — 1839, 60, 3 — 181, 31 — 537, 76.

429. Die wiederkehrende Geliebte findet sich auch ähnliich unter den Wappersagen.

433. Der kühne Soldat in Antwerpen. Vgl. Gr. D. S. 176; K.=M. I, S. 22; auch „Hexe verbrannt", Nr. 393, welche wieder merkwürdig zusammenhängt mit dem Abentheuer des jungen Riesen in der Mühle, K.=M. III, 165. 166.

Häuser, die wegen darin umwandelnder Geister nicht bewohnt sind, kennt schon das classische Alterthum. In den öffentlichen Bädern von Chäronea waren mehre Bürger erdrosselt worden und diese spukten so daselbst, daß man die Bäder schließen mußte. Nichtsdestoweniger hörten die Nachbarn Geräusch und sahen Gespenster da. Plut. in Cimone p. 479. Vgl. Lucian. in Philopseudo p. 480, Plin. epist. l. 7, 27. Aehnliches aus Rom berichtet Alexander ab Alexandro V, 23. Gregor der Heilige erzählt von Datius, Bischof von Mailand, daß derselbe auf einer Reise nach Constantinopel in Korinth ein großes Haus suchend, um mit seinem Gefolge da zu übernachten, endlich ein gar schönes gefunden, welches noch dazu ganz leer gestanden. Als er dasselbe aber beziehen wollte, warnten ihn die Bürger und erzählten ihm, wie es seit mehren Jahren in dem Hause umgehe und dieß auch die Ursache sei, daß es nicht mehr bewohnt werde. Datius läßt sich dadurch nicht abschrecken und bezieht das Haus: in der ersten Nacht hört er gräulichen Lärm, Löwen= und Stiergebrüll, Hundegebell, Schweinegegrunze u. s. w. Er geht aber den Spuken zu Leibe und vertreibt sie. Vgl. auch August. de civit. dei 22, 8; Antonio Torquemada's Hort. Salam. 1570, 360; Cathol. Pedag. p. 184.

In Belgien ist die Sage ungemein verbreitet; ihr wesentlich scheint hier das Kuchenbacken. Vgl. Wodana, Sage 45.

434. Die Blutkutsche in Antwerpen. Sie ist auch in den meisten andern Städten und selbst in vielen Dörfern Flanderns und Brabants bekannt. Einigen zufolge ist sie von außen und von innen roth. Vgl. die Anm. zu 284. Myth. 606.

436. Bockreiter. Auf Böcken und Kälbern reiten die Hexen. Myth. 595, vgl. Nr. 385. „Sie glänzen wie Feuer", Myth. 609.

437. Der geplagte Jäger. Daß man hier nicht gerne in den Wald gehen mag, ist wohl ein ziemlich unzweideutiger Ueberrest deutschen Heidenthumes; ebenso das Feuer, welches Westendorps Myth. zufolge in einem holländischen Busche brennt, und der Greis im Walde von Tourhout. Nr. 418.

440. Der glühende Landmesser. Vgl. 428.

442. Der Wagen auf dem Korn. Vgl. Anz. 1839, 306, 43.

443. Der Höllenwagen zu Overmeere. Ist wohl Hellewagen, Wagen der Hellia und dem Seelenwagen, Myth. 482, verwandt, wie ich in der Wodana I ff. bemerkte, wo ich zugleich einen Hellenbrunnen mit einem wunderkräftigen Liebfrauenbilde, und einen Hellenbach aus Belgien beibrachte.

444. Donner verrathen. Aehnliches wird auch von Johann dem Evangelisten erzählt.

448. Der Teufel von Aelst. Vgl. Gr. D. S. 210 und die Geschichte von Ali Cogia, dem Kaufmann von Bagdad, in 1001 Nacht.

452. Marieken von Nymwegen. Ein weiblicher Theophilus. Gegen das Ende mahnt die Sage an den Tannhäuser, doch ist der Schluß befriedigender. Vgl. auch Nr. 544. Alba setzte das Buch in den Index. — S. 547 Zeile 20 „zur Hölle" heißt im Original „nach Cacabo". — Die folgende Sage Nr. 453 scheint der im Volksmunde noch übrige Rest von Marieken. S. Weiteres in der 2. Abl. der Wodana.

454. Der Teufel von Nederbrakel. Vgl. die Anm. zu 282. Auch die Taube in 285 ist schwarz. Ein, so ich nicht irre, holländisches Dorf heißt Zwarte-Kieken Buert. Vgl. Myth. 608.

457. Sankt Bernhard und der Teufel. Wird auch von Dominicus erzählt. S. Tuinman, Nederd. Spreekw. 23.

459. Der Freischütz. Vgl. Anz. 1838, 223, 22 — 367, 39.

465. Der Sankt Jakobsthurm zu Antwerpen. Vgl. „Da hat der Teufel die Hand dazwischen gesteckt" (Cölner Sprichwort).

470. Teufel verbrennt zwei Kirchthürme. Vgl. 177.

472. Teufel bewacht den Weinberg. Es ist wohl nicht schwer zu errathen, wer hier unter der Teufelshülle stecke.

473. Der dienstbare Geist. Da mir kein Cäsarius zur Hand stand, so mußte ich mich auf die Uebersetzung eines meiner Correspondenten verlassen und konnte selbst nicht vergleichen. Meine Leser werden es mir demnach wohl zu Gute halten, wenn ich dem in der vorliegenden Sage auftretenden Soldaten jetzt erst den Ritterschlag gebe, während ich ihn gleich als Ritter hätte einführen müssen. Man vgl. des Rechenbergers Knecht, Gr. 174.

474—481. Vgl. 206 ff.

487—489. Kludde, Lodder. Sollte sich Scherings Vermuthung (in den Schriften der skandinavischen Lit.-Gesellschaft. 1810.

K.=M. 1, XXXIX), daß Lodder mit Loke eins sei, als gegründet erweisen, dann stände ich nicht an, den bösartigsten der Götter in unserm Lodder und dem eng verwandten Kludde zu schauen. Einzelne Züge scheinen mir stark dafür zu sprechen, so z. B. das Erscheinen Kludde's und Lodders als Pferd, wozu man die 36. Dämesaga der Snorron. halte. — Wie beide Geister als Pferd sich ins Wasser werfen, so liebt auch der lange Wapper das Wasser: sollte er nicht eins mit jenen und Wapper nicht ein Beiname sein können? An Vielgestaltigkeit weicht der Wapper Loke kaum, eben so wenig an Böswilligkeit. Derselbe Fall ist es mit Osschaert, der sogar meistens als Pferd erscheint.

Was mich noch mehr an die Wirklichkeit jener Beziehungen glauben läßt, das ist das Wiederfinden einer andern Sage von Loke in einem niederländischen Märchen, welches Dr. Snellaert in dem Kunst- en Letter=Blad 1843. S. 38 mittheilt. Jesus ging mit Petrus aus zu fischen; als das ganz gefüllte Netz leer war, sah Peter noch einen Fisch in einer Masche hangen; er griff ihn, der Fisch wehrte sich gewaltig, aber Peter hielt ihn mit starkem Daumen und Zeigefinger an dem Rücken fest und sprach: „Fisch, Fisch, du bist ein Schelmfisch!" warf ihn zu den andern. Die Male von des Apostels Finger tragen noch die Schelfische, wie sie ihm auch den Namen danken. So hörte ich das Märchen; bei Snellaert sagt Peter: „Schelm, Schelm, fortan sollst du Schelmfisch heißen", und die Sage ist an den wunderbaren Fischzug geknüpft. Das ist ganz die 46. Dämesaga der Snorroniana, nur vertritt der Schelm= (!!) Fisch die Stelle des Salms und Peter die Stelle Thors.

Von dem nordischen Nennir oder Nikur gehen übrigens ähnliche Sagen, wie von Kludde und Osschaert. Vgl. 213, 498 mit Myth. 277.

501—503. Vgl. 242. 243. Gr. D. S. 213. 214. 215. Myth. 621 ff. K.=M. II, 116. 244. Anz. 1839, 180, 30, 2.

506. Die Seelen der Ertrunkenen. Vgl. Gr. D. S. 52.

507—514. Vgl. 217—223.

512. Die drei Nixen von Jupille. D. S. 58. Der Döngessee. Vgl. auch 514.

515. Mahr in der Muschel. Vgl. 248—255.

516. Holzhacker belohnt. Also wurde auch wohl bei dem Mahle nur Eberfleisch gegessen? Da hätten wir das Heldenmahl in der Walhalla.

518. 519. Irre ich nicht, so ist es die fahrende Mutter (oder auch Frau), der man nach der Flachsernte ein Büschelchen Flachs zurückläßt. Ist sie Holda?

520. Wanne Thekla. Aus Cortryk.

526. Der Sandhügel bei Hillegersberg. Vgl. Myth. 307.

527. Hunsberg. Vgl. Mone's Anzeiger 1837, c. 173. Nr. 10. Vgl. Anm. zu 436, 385.

529. Der Mammelocker. Vgl. Valer. Max. V, 4.

Digitized by Google

531. **Die Lügenglocke zu Gent.** Sie heißt auch die Leuge-meete.

535. **Schlange umwindet das Kind.** Scheint nur Bruchstück einer Sage, die Baader in dem Anzeiger 1839, 530, 62 mittheilt.

536. **Die Pferde zu Dünkirchen.** Vgl. die cölner Sage von Richmuth von der Aducht bei Gr. D. S. 174 und in trefflicher Bearbeitung von E. de Groote in dessen Taschenbuch für altdeutsche Kunst, Simrocks Rheinsagen, J. B. Rousseau's Muttergottesrosen u. s. w. Die Inschrift vom Grabe der Richmuth bewahrte uns Freiherr von Mering in seinem „Versuch einer Geschichte der Cunibertskirche nebst einem Anhange über jene der Apostelkirche in Cöln". Cöln 1833.

542. **Tischtuch entzweigeschnitten.** Vgl. Gr. Rechtsalterth. 713.

547. **Die Roodestraet zu Veurne.** Herr Hippol. van de Velde, königl. Procurator zu Veurne, ist eben mit Untersuchungen über heidnische Reste in dortiger Gegend beschäftigt und wir dürfen von seinem Eifer nur die besten Resultate erwarten.

548. **Germanus van der Hagen.** Abaris ritt auf dem Pfeile Apollo's über Flüsse und Meere und unwegsame Oerter. Jambl. in vit. Pythag. 28.

549. **Der Wilddieb.** Vgl. Mone's Anz. 1835, c. 307. Nr. 11.

550. **Die Reise nach Egypten.** Vgl. die Fahrt nach Spanien, 386, und die Anm. dazu.

555. 556. **Der lange Mann.** Vgl. den langen Mann von Burgos bei Delrio S. 483, die lange Frau Nr. 491 und Nr. 577.

557. **Die verwandelten Hühner.** Vgl. Nr. 566. 582.

560. **Der Kasteelberg.** Vgl. 477 ff.

562. **Das nächtliche Fest.** Vgl. Baader im Anzeiger 1838, 370, 48.

565. **Die Meerminne zu Schouwen.** Vgl. 507. 509.

566. **Das Geisterhaus zu Antwerpen.** Vgl. Anz. 1838, 480, 64. — Unten Nr. 582.

568. **Unsere liebe Frau von Cortryk.** Ein ähnlich ohrfeigendes Marienbild kennt Caesarius VII, 32. — Zu Dendermonde wollte man einmal ein schweres Christusbild von seinem Orte tragen nach einer andern Stelle außerhalb der Kirche. Einem der Träger drückte es die Schulter wund und er fluchte und schwur, er werde es fallen lassen. Da löste Christus seine Hand vom Kreuze und schlug den Flucher derb an das Ohr.

570. **Sankt Amalberga's Kapellchen zu Temsche.** Es ist indischer Volksglaube, daß eine reine Jungfrau vermöge, Wasser in eine Kugel zu ballen oder in einem Sieb zu tragen. Vgl. Gr. K.-M. III, 254. Rechtsalterth. 932. Das war auch römischer Volksglaube: „Tucia virgo Vestae arguebatur incesti; at illa argumentis purgare se dedignata mortalibus, ad Tiberim cribrum detulit ibique submersit prece addita: „O Vesta, inquit; si pia et casta sum, hanc

e Tiberi aquam ad templum tuum perferam", et pertulit. Pauli Diaconi hist. var. l. IV, ed. Ingolstad. 1603. p. 97.

571. Sankt Amands Baum. Die Handschrift, der wir diese Sage entnahmen, ist nun herausgegeben durch Ph. Blommaert.

575. Glockenläuten. Held Julius ist Julius Cäsar.

581. Geistermesse. Vgl. Gr. D. S. 175. Anz. 1838, 53, 10.

583. Speisen in Schlangen verwandelt. Vgl. Anz. 1839, 533, 67.

584. Alvina. Ich werde die Sage vollständig in den „Deutschen Sagen" mittheilen. Ihre Auffindung verdanke ich H. van de Velde.

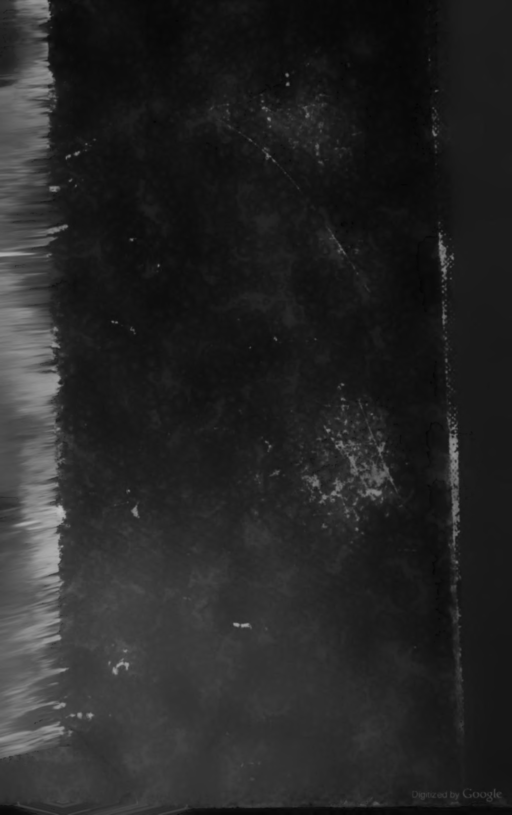
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

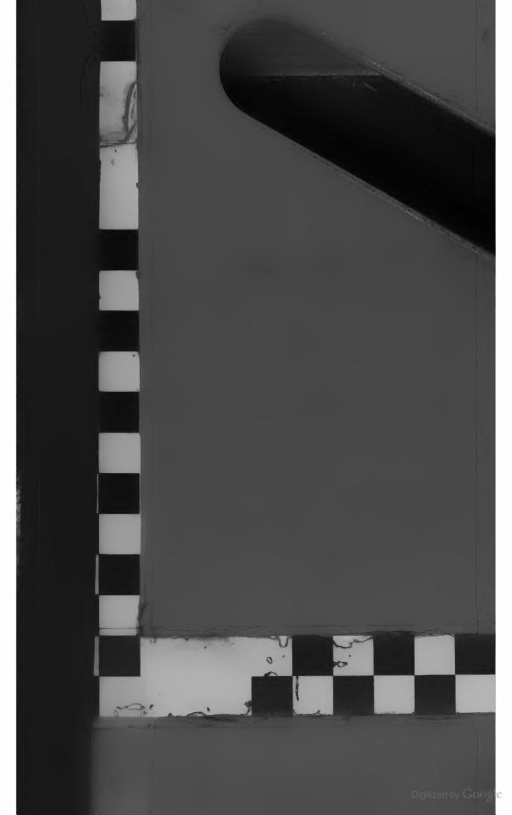
S. 20 Z. 9 v. u. ſaras lies ſaxas.
= 59 Nr. 46 Folgert l. Folpert.
= 80 Z. 10 v. u. Elnuther l. Eleuther.
= 92 u. 93 Algais l. Alpais.
= 226 Z. 2 v. u.
= 267 = 1 v. o. } Haeswyck l. Hanswyck.
= — = 6 v. o.
= 287 = 1 v. o. Lephy l. Lexhy.
= 298 = 5 v. u. Oudeqracht l. Oudegracht.
= 320 = 4 v. u. Nixer l. Nixen.
= 458 = 5 v. o. 388 l. 380.
= 623 = 13 v. u. Rees l. Rens.
= 662 = 3 v. u.
= 663 = 8 v. o. } Ronſſe l. Ronſſele.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google